AP
30
D4
Bd.125

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

(79) 40a 66f D

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXV.

(Oktober — November — Dezember 1905.)

84480 3/6/07

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Socecŭ & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo,** F. Diemer Nachf. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** Ulrico Hoepli. H. O. Sperling. — **Montevideo,** Jacobsen Libreria. — **Moskau,** J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York,** G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Bieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm,** C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama,** Winckler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 125

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertfünfundzwanzigsten Bande (Oktober — Dezember 1905).

		Seite
I.	Der Tag Anderer. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten". I.	1
II.	Der Zug nach Bronzell. 1850. Jugenderinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** I./II.	26
III.	Ruth. Von **Hermann Gunkel**	50
IV.	Korea in vergangenen Tagen und am Vorabend des russisch-japanischen Krieges. Von **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod**	70
V.	Aus der Werkstatt des Übermenschen. Von **Julius Kaftan.** I./III.	90
VI.	Der Kampf um Ostasien. Rückblicke und Ausblicke. Von **M. von Brandt**	111
VII.	Stephan, der Schmied. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** I.	121
VIII.	Politische Rundschau	148
IX.	Das Leben eines hohen preußischen Beamten aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts	153
X.	Eine neue Dichtung J. V. Widmanns. Von **Adolf Frey**	155
XI.	Literarische Notizen	156
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Der Tag Anderer. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten". II. (Schluß)	161
XIV.	Der Zug nach Bronzell. 1850. Jugenderinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** III. (Schluß)	186
XV.	Vor hundert Jahren. Der Berliner Hof im Herbst und Winter 1805. Von **Paul Bailleu**	203
XVI.	Die gegenwärtige und die zukünftige Bedeutung Afghanistans. Von **P. Walther,** Fregattenkapitän z. D.	228
XVII.	Aus der Werkstatt des Übermenschen. Von **Julius Kaftan.** II. (Schluß)	237

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Die Fortschritte der internationalen Frauenbewegung	261
XIX.	Dogmen und Tendenzen in der Biologie. Von **J. Reinke**	274
XX.	Stephan, der Schmied. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** II. (Schluß)	282
XXI.	Politische Rundschau	310
XXII.	Kinderzeichnungen. Von **Richard M. Meyer**	316
XXIII.	Conrad Ferdinand Meyer. Von **Reinhold Steig**	318
XXIV.	Literarische Notizen	319
XXV.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVI.	Eine empfindsame Geschichte. Von **Grazia Deledda**	321
XXVII.	König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. Herausgegeben und erläutert von **Erich Brandenburg.** I.	341
XXVIII.	Antike Gastmähler. Von **Theodor Birt**	370
XXIX.	Adolf Menzel. Erinnerungen von **Paul Meyerheim.** I.	388
XXX.	Die Pariser Kommune. (Mai 1871.) Nach eigenen Erlebnissen. Von **Alexander Grafen Hübner**	409
XXXI.	Die Einheit der Natur. Von **Walther Löb**	425
XXXII.	Mein erster Tag in Söul. Von **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod**	438
XXXIII.	Schwester Benvenuta und das Christkind. Eine Klostergeschichte aus dem 18. Jahrhundert. Von **Vernon Lee**	448
XXXIV.	Politische Rundschau	467
XXXV.	Theodor Mommsen. Von **Erich Schmidt**	473
XXXVI.	Literarische Notizen	476
XXXVII.	Literarische Neuigkeiten	478

Der Tag Anderer.

Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten".

Graf und Gräfin Mallone waren in Washington sehr beliebt.

Der Graf war alt und kränklich und sah noch älter und kränklicher aus, als er es in Wirklichkeit war. Dies bot ihm, so oft er es wünschte, den Vorwand, sich zurückzuziehen, und er gebrauchte diesen Vorwand häufig, denn er gehörte zu einer aussterbenden Schule von Diplomaten, die sich mit dem Nimbus des Geheimnisvollen zu umgeben liebten. Unnahbar zu sein und sich wie ein Regenbogen nur selten zu zeigen, galt dem Grafen als erste Tugend eines Souveräns, und da er es mit der Botschafteraufgabe, seinen Souverän persönlich zu repräsentieren, sehr ernst nahm, so hatte er sich auch stets die Kultivierung der entsprechenden Eigenschaften angelegen sein lassen.

Gräfin Mallone war jung und schön und schien beides noch mehr als sie es wirklich war. Und dies traf sich glücklich in einem Lande, wo es viele junge und schöne Frauen gibt. Als die Gräfin in Washington angelangt war, hatte sie eine unbesetzte Stelle in der dortigen Gesellschaft vorgefunden, die nur darauf wartete, von ihr eingenommen zu werden. In jenen Jahren gab es nämlich in Washington eine solche Fülle von Diplomaten mit amerikanischen Frauen, daß die Washingtonianer anfingen, dieser Marquisen, Ducheſſas und Ladies etwas überdrüssig zu werden, die sich alle rühmen konnten, Töchter Chicagos, Detroits oder Omahas zu sein. Daß ihnen mal eine authentisch auf der „andern Seite" geborene Frau geschickt wurde, erschien als angenehme Abwechslung. Gräfin Mallone war erst seit ein paar Wochen in Amerika gelandet, als sie bei einem der unzähligen Tees, in denen die Washingtoner Welt sich wohlgefällt, im Hause eines berühmten Senators, wo alles von Marmor und Vergoldung funkelte, Mrs. Homer Dwight Mix, die Frau eines eben gewählten Abgeordneten aus dem fernsten Westen, kennen lernte, die ihr sagte: „Ich freu mich aber wirklich, Sie kennen zu lernen, Frau Botschafterin, und daß Sie nicht eine von uns sind, sondern der unverfälschte Artikel aus Ihrem eigenen Land. Als ich mich nämlich entschloß, Mr. Dwight Mix nach Washington zu begleiten, sagte ich ihm: Homer, lieb,

mit all den ausländischen Diplomaten, die da herumwimmeln, wird es so fördernd für meinen Geist sein, wie ein Ausflug nach Europa — minus die Seekrankheit."

So war denn Gräfin Mallone die Europäerin Washingtons. Sie machte ein sehr großes Haus und empfing die zahlreichen freien Amerikaner, die aus allen Teilen der Union allwinterlich nach Washington strömen, mit jener unwandelbaren Liebenswürdigkeit, die so oft der Ausdruck völligster Gleichgültigkeit ist. Aus der Zeit, da sie vor ihrer Verheiratung Hofdame gewesen und von den vielen Posten an Höfen her, wohin sie ihren Mann begleitet hatte, ehe dieser zum Botschafter bei der großen Republik ernannt wurde, war eine gewisse Hofluft an ihr haften geblieben. Und merkwürdigerweise trug auch dieser Zug zu ihrer Beliebtheit in Washington bei. Sie war eben so „echt"! Gräfin Mallone war sich bewußt, an den höchsten europäischen Modellen studiert zu haben, welche Haltung für jede Lebenslage die korrekte ist, und sie war so felsenfest davon überzeugt, stets das Richtige zu tun, daß sie diesen Glauben auch andern zu suggerieren wußte. Man hatte sie auf einem ihrer früheren Posten „die Unfehlbare" genannt.

Nachdem aber Gräfin Mallone ein paar Jahre in Washington gewesen, begann sie sich unendlich zu langweilen. Sie kannte nun zur Genüge die gedrängten Feste im Weißen Hause und all die Washingtoner Empfangstage, von denen immer ein Dutzend auf einen Kalendertag entfällt; sie hatte auf all den zahllosen Bällen neu emporschießender Milliardäre getanzt, die, um nur ja nicht parvenümäßig zu erscheinen, Kotillongeschenke nicht mehr aus Gold, sondern nur noch aus Silber geben, und deren Frauen Perlenketten tragen, „um sich vor dem Zug zu schützen". Sogar die gelegentlichen Ausflüge nach New York, diesem Refugium der washingtonmüden Diplomaten, reizten Gräfin Mallone nicht mehr, und sie verfügte auch nicht, wie ihr Mann, über die Zerstreuung, das Ergebnis ihrer persönlichen Beobachtungen stets von neuem in diplomatischen Berichten niederlegen zu können. Es fehlte natürlich nicht an jungen Leuten, die auch nicht recht wußten, was mit allen Stunden des Daseins beginnen, und die gern bereit gewesen wären, in Gesellschaft der Gräfin das Experiment zu versuchen, ob zwei vereinte Langweilen sich vielleicht gegenseitig aufzuheben vermögen. Aber Gräfin Mallone war keine Frau der Seitenwege. Die Landstraße war zwar öde und staubig, aber an den verstohlenen Pfaden gab es zuviel Dornen, und man wußte auch nie ganz genau, wohin sie führten. So war sie zwar stets umschwärmt von einer Anzahl meist sehr jugendlicher Bewunderer, denen ihre Sicherheit imponierte und ihre Eleganz schmeichelte, aber die leichte Abwehr solcher nicht sehr ernst gemeinten Angriffe war ein längst gewohnter und keine besonderen Sensationen mehr erweckender Bestandteil ihres Lebens geworden. Am meisten Befriedigung gewährte es ihr noch, wenn sie sich einbilden konnte, in das Schicksal des einen oder andern dieser Jünglinge leitend eingegriffen zu haben. Aber solche Gelegenheiten waren selten, und mittlerweile langweilte sie sich.

Da sie aber viel zu korrekt war, um sich einer niedergeschlagenen Stimmung lange hinzugeben, schaute sie sich um, womit des Lebens Leere zu

füllen, und kam auf den Gedanken, daß es etwas Schönes ums Familienleben sei. Sie entsann sich, außer der Zeit, daß sie eine Schwester und Nichte besaß, deren sie sich sonst nur zu Weihnachten und Geburtstagen zu erinnern pflegte, und sie kam zur Überzeugung, daß es für die verwitwete Schwester zerstreuend und für die kaum erwachsene Nichte bildend sein würde, einige Zeit bei ihr in Washington zu verbringen. Denn wenn die Gräfin etwas von andren wollte, fand sie gewöhnlich, daß es für die andren besonders wünschenswert sei. Sie beschloß, die geplante Einladung mit ihrem Mann zu besprechen, und als sie sich einen Augenblick vor dem Diner trafen, geschah dies, indem sie ihm sagte: „Frank, ich fühle, daß ich etwas für Isa und Baby tun muß. Ich werde sie für den Rest des Winters einladen."

So ward denn eine briefliche Aufforderung an die Gräfin Clam Gräven nach Dusterhusen in Hinterpommern gesandt. Es hieß darin: „Ihr müßt mit einem der ganz großen Frachtdampfer fahren; ich kenne sie zwar nicht aus Erfahrung, aber man sagt, daß sie jetzt im Winter bei Sturm viel ruhiger im Wasser liegen als die Schnelldampfer, und da ich einen der Direktoren gut kenne, kann ich euch Plätze zu halben Preisen verschaffen. Die paar Tage länger auf dem Meer werden euch ja sicher zuträglich sein. Seereisen werden jetzt mehr und mehr als Gesundheitskur verordnet." Allerhand guter Rat folgte, besonders über die große Frage der mitzubringenden Toiletten, was nach Gräfin Mallones Bewertung die wichtigste Seite jedes Lebensereignisses war. „Bringt nur eure besten Sachen mit," schrieb sie, „und denkt nicht etwa, daß man Kleider hier noch tragen kann, die drüben nicht mehr recht gehen — für Amerika ist das Beste nur eben gut genug."

Einige Wochen später, als die Strahlen einer blassen Wintersonne mühsam durch Rauch und Nebel drangen, dampfte ein Riesenfrachtschiff in den Hafen von New York. Trotz seiner modernsten Struktur erschien es wie ein Fahrzeug aus Märchenland, denn es war über und über vereist und mit Eiszapfen ganz besetzt; Masten und Taue glitzerten schneeweiß, als seien sie aus Glas geblasen und aus Zuckerfäden gesponnen.

Nur wenig Passagiere entstiegen dem Schiff. Zwei Damen waren unter ihnen, und am nächsten Tage las man in den Morgenblättern unter der dick gedruckten Überschrift:

„Wichtiger Zuwachs der fremden
Gesellschaft in Washington,
Ankunft von Gästen in einer der beliebtesten
Botschaften,
Schöne Mutter einer schönen Tochter" —

daß die Gräfin Clam Gräven mit ihrer Tochter zu Besuch bei ihrer Schwester, der Gräfin Mallone, eingetroffen sei.

Die Damen, die sich mittlerweile von New York nach Washington begeben hatten, lasen dort am Frühstückstisch auf der Botschaft die Beschreibung aller Einzelheiten ihres Aussehens und ihrer Reisetoilette.

„Das ist das erstemal, daß ich in die Zeitungen komme," sagte Komtesse Baby und verweilte mit Behagen bei der Schilderung ihrer goldenen Haare und ihrer, wie der Journalist versicherte, aristokratischen Haltung.

„Da steht, wir sähen wie Schwestern aus, Mama," fuhr sie fort, „könnte man das denn wirklich glauben?"

„Viel eher als daß du deiner Mutter Tochter bist," meinte Graf Mallone, dessen Stimme so klang, als sei er stets müde.

„Glauben die Menschen eigentlich alles, was in den Zeitungen steht?" fragte Baby weiter, und ihr Onkel antwortete: „Manches nehmen die Leser auf Treu und Glauben hin, wenn es sich nämlich um Dinge handelt, bei denen sie sich kein Urteil zutrauen, ob es auch wirklich so ist, wie die Zeitungen behaupten. Davon aber, ob ein Mädchen schön ist, können sich selbst solche überzeugen, denen die Fähigkeit zur Bewertung geistiger Bedeutung abgeht. Daher ist es für einen Journalisten viel schwerer, einer Frau den Ruf der Schönheit zu verschaffen als einem Minister oder Diplomaten die Reputation, daß er ein großer Staatsmann sei."

„Ich sehe aus den Zeitungen, daß ihr einen interessanten Mitreisenden gehabt habt, den berühmten Brückeningenieur Erich Brincken," sagte Gräfin Mallone.

„O, wie kann man den nun interessant finden!" sagte Baby und verzog ihren hübschen kleinen Mund geringschätzig; „ein schrecklich ernster, alter Mann."

„Alt?" fragte Gräfin Mallone erstaunt, „so erscheint er wohl nur deinen siebzehn Jahren. Wir kennen ihn von seinem letzten Aufenthalt in Amerika — er muß so Ende der Dreißig sein."

„Nun ja, Tante Aga," antwortete Baby, „ich meine ja auch nicht gleich schneeweißes Haar und Brillen, aber so etwas Ernstes, Besonderes. Während der ganzen Überfahrt hatte ich bei Herrn Brincken das Gefühl, das ich als Kind immer den Erwachsenen gegenüber empfand: es kam mir vor, als sei ich wieder klein geworden. Übrigens müßt Ihr Mama nach ihm fragen, denn er hat ja die ganze Zeit nur mit ihr gesprochen."

Es war, als zöge eine leichte Röte über der Gräfin Clam Cräven Gesicht, und sie sagte etwas eilig: „Herr Brincken hat mir gut gefallen, und wir haben während der Überfahrt sehr angenehme Stunden verbracht. Er erzählte mir, daß er nach den Vereinigten Staaten käme, um eine neue Eisenbahnbrücke zu besichtigen, die kürzlich gebaut worden sein soll."

„Ja," sagte Mallone, „ich habe schon davon gehört. Die Brücke ist von Ted Vansittart auf einer seiner neuen Bahnen gebaut worden, und er sagte mir, daß er Brincken hier erwarte. — Aga," wandte er sich an seine Frau, „wir wollen suchen, Isas berühmten Landsmann möglichst oft zu sehen — interessante Leute sind auch hier so selten."

„Ach, Onkel Frank," rief Baby dazwischen, „ich finde hier alles so himmlisch amüsant und neu, daß ich wünschte, wir könnten unser altes Dusterhusen verkaufen und ganz hier bleiben."

Im Hause der Gräfin Mallone war eine Privatsekretärin angestellt, die die zahllosen Billette und Einladungen für die Damen erledigte und die den aufreibenden Telephondienst versah. Frühmorgens schon klingelte der Apparat und klingelte den ganzen Tag, oft eilige Anfragen und wichtige Bestellungen, öfter noch gleichgültige, kleine Gespräche übermittelnd: „Unmöglich, grüne Nelken zu beschaffen, werde schwarze Iris für Tafeldekoration senden." — „Wollen Sie morgen mit mir nach New York zum ‚Parsifal', nachher Souper mit Jack bei Sherry?" — „Heute wird's im Kongreß stürmisch hergehen über Venezuela, kommen Sie mit?" — „Bin eben mit meinem Automobil 100 Meilen von Washington niedergebrochen — bitte mit Lunch nicht auf mich warten." Oder auch: „Holla, holla! Guten Morgen, wie geht's? Sie sahen gestern reizend aus, alle Welt ist entzückt von Ihrer Toilette, adieu, adieu!" — Waren die Damen aus, so notierte die Sekretärin gewissenhaft alles, was während ihrer Abwesenheit einlief und was alles dazu dienen sollte, das Leben amüsant zu gestalten. Denn sich zu amüsieren, war ein anerkannter Beruf, und die Technik dieses wie eines jeden Berufes zu bewältigen, erforderte viele Mühe. Eine Menge gleichgültiger Dinge füllte die Tage derart, daß man am Abend meinte, eine große Arbeit getan zu haben und sich sogar einbildete, die Befriedigung getaner Arbeit zu empfinden, und Isa sagte sich beim Anblick dieses Treibens, daß alle Menschen wohl für Arbeit bestimmt sein müßten, denn gerade solche, die keine ersichtliche haben, beweisen dies am deutlichsten, indem sie nicht rasten, bis ihre Vergnügungen derart gestaltet sind, daß sie harter Arbeit zum Verwechseln ähnlich sehen.

Isa fühlte sich in dieser fremden Welt zuerst etwas verloren; es war ihr, bei vielem, was sie sah und hörte, als habe sich die Bewegung der Wogen, die sie auf dem Schiffe gefühlt, auf die Erde übertragen und als schwanke so manches, was sie bisher für feststehend gehalten.

Baby dagegen fand sich zwischen den neuen Menschen, Dingen und Begriffen mit einer Leichtigkeit zurecht, als sei sie von jeher gerade dafür bestimmt und erzogen worden.

„Wie schade, daß sie nicht meine Tochter ist," dachte Gräfin Mallone, wenn sie bemerkte, wieviel bewundernde Blicke der beinahe noch kindlich schönen Nichte folgten. „In ihrer Anpassungsfähigkeit ist sie geradezu amerikanisch und würde so gut in unsre Welt passen, daß man durch ihre Erfolge selbst wieder anfinge, daran Spaß zu finden, und es wäre eigentlich ein großes Glück für Baby, dauernd in unser Milieu zu kommen; denn wie so viele Mütter versteht die arme Isa ihre Tochter offenbar gar nicht und hat keine Ahnung davon, sie ins rechte Licht zu setzen oder gar sich nach einer wirklichen Lebenschance für sie umzutun."

In Gräfin Mallones Leben, wo alles so regelrecht verlaufen war wie Ordensverleihungen an inländische Beamte, die bloß ein höheres Lebensalter zu erreichen brauchen, um gewisser Ehren sicher teilhaftig zu werden, gab es doch einen Umstand, der dem Vorschriftsmäßigen nicht entsprach: sie hätte offenbar nach einjähriger Ehe einen Sohn und nach dreijähriger eine Tochter

haben sollen — beide aber waren ausgeblieben. Um diese Inkorrektheit wettzumachen, sprach sie gern über Erziehung und deutete an, wie bedauerlich wenig davon diejenigen Frauen verständen, die Kinder hatten — vor allem aber ihre eigene Schwester.

So ward Baby eine willkommene Zerstreuung für die Tante, die sich selbst einredete, daß sie an der Nichte eine Mission zu erfüllen habe. Sie schien sie vorerst darin zu erblicken, Baby für die verschiedenen gesellschaftlichen Veranstaltungen der Washingtoner Saison mit den richtigen Toiletten zu versehen. „Meine arme Schwester," dachte sie, „war ja immer ein bißchen unpraktisch, und auf ihrer Klitsche ist sie ganz weltfremd und so verträumt geworden, daß sie gar nicht recht vorher übersieht, ob Babys Rosaseidenes für das kleine Diner noch geht und ob der Fliederhut zu den Rennen geeignet ist."

Denn Gräfin Mallone gehörte zu den Damen, in deren Vorstellung sich alle Begebenheiten sofort in Toilettenfragen umsetzen. Sie war ihrem Manne in nordisch rauhe und in südlich heiße Länder gefolgt, hatte Krönungen und Beisetzungen von Staatsoberhäuptern, Weltausstellungseröffnungen, Friedenskonferenzen und Siegesfeste mitgemacht und bei alledem die sich häufende Erfahrung gesammelt, daß die eine unausbleibliche Folge eines jeden Ereignisses die ist, die Anschaffung bestimmter Hüte und Kleider nötig zu machen. Gräfin Mallone besaß im übrigen wenig Phantasie; aber bei jeder Nachricht, die ihr an Abwechslung reiches Leben brachte, sah sie sich sofort, wie in einem Spiegel, in der dadurch bedingten Toilette — im Yachtingkostüm, in vorschriftsmäßigem Hofdecolleté mit Schleier und Courschleppe, in einem der Hofansage entsprechenden Trauergewand, in Domino und Maske, in Automobilkappe, Mantel und Brille — unzählige Variationen gab es da, die, durch neue Sports und neue Arten zu reisen, das Dasein einer repräsentativen Dame von Jahr zu Jahr mehr komplizierten. Halb neidisch, halb geringschätzig lächelnd suchte sie sich jene fernen Zeiten vorzustellen, wo die Wände eines einzigen kleinen Salons im Schlosse Favorite genügten, um die Abbildungen der berühmten Modedame, der Markgräfin Sibylla von Baden, in ihren sämtlichen Trachten aufzunehmen! Die Kleider der Gräfin Mallone bedeckten Kilometer von Vergangenheit. Sie lagen hinter ihr wie zahllose abgelegte Schlangenhäute, in verwirrender Verschiedenheit und doch in erdrückender Monotonie.

Und nun leitete sie Babys erste Schritte auf diesem selben Weg beständigen An- und Ausziehens, wo Jours, Bälle, Diners, Automobil- und Schlittenfahrten die Stationen des Daseins bildeten und als dessen Endziel ihr für die Nichte eine möglichst viel Annehmlichkeit bietende Partie vorschwebte. — Es würde freilich nicht leicht sein! — eine vermögenslose Europäerin? und gerade in Amerika, dem Lande der reichen Mädchen? Aber Baby war so auffallend frisch und hübsch — und außerdem spornten Schwierigkeiten die Gräfin stets an. Ihre Sportinstinkte erwachten. Das war es ja, was ihrem Dasein gefehlt hatte: ein Zweck, der Anstrengungen lohnte. Die Langweile der letzten Zeiten war verschwunden. Überlegend und abwägend

schaute sie sich in ihrem Bekanntenkreise um, wo die heiratenden jungen Männer leider so selten waren und es dafür um so mehr solcher gab, die stets bereit waren, sie selbst oder andre verheiratete Frauen sehr reizend zu finden. Sie glaubte aber doch schon denjenigen entdeckt zu haben, dessen Gefühle sie hoffte ehewärts lenken zu können.

An einem der ersten Nachmittage nach Ankunft ihrer Schwester und Nichte gab Gräfin Mallone ihnen zu Ehren einen großen Tee.

Es kamen ein paar hundert Gäste. Die Mehrzahl waren Damen, die alle eine gewisse gleichmäßige Eleganz zur Schau trugen und für die Eröffnung einer Konversation mit neu eingetroffenen Europäern über drei Phrasen verfügten: „Ich bin entzückt, Sie zu sehen," oder: „Ich hoffe, Sie haben eine gute Überfahrt gehabt," am häufigsten jedoch: „Wie gefällt Ihnen Washington?"

So defilierten sie durch den ersten Saal, wo die Botschafterin stand, umgeben von ihren Verwandten und einigen Attachés. Gräfin Mallone erweckte bei solchen Gelegenheiten immer den Eindruck, als stände sie auf den Stufen eines Thrones, und die Prinzessin, bei der sie einst Hofdame gewesen, würde ihre Freude daran gehabt haben, hätte sie sehen können, wie getreulich sie von ihr kopiert wurde.

Vom ersten Saal fluteten die Gäste allmählich weiter in einen zweiten Raum, wo es heiterer zuging und wo an einem großen Tisch allerhand Erfrischungen von einigen jungen amerikanischen Damen verabreicht wurden, deren Assistenz sich Gräfin Mallone, Washingtoner Sitte gemäß, erbeten hatte.

Junge Diplomaten waren in großer Zahl unter den Gästen vertreten, und als die Stunde vorschritt, begannen auch amerikanische Männer zu erscheinen — die bis dahin vielleicht Wichtigeres zu tun gehabt hatten.

Wie bei den meisten derartigen Festen waren auch ein paar gerade durchreisende Berühmtheiten geladen: ein alter deutscher Autor, der ein statistisches Werk über den Kleiderluxus in Amerika zu schreiben beabsichtigte, und ein junger französischer Poet, dekadent modernster Schule, der sich in die Tracht des Jahres 1830 kleidete und zu seinem großen Lehrgedicht „Mulier nefas aeternum", das die Notwendigkeit der Ausrottung der Frau beweisen sollte, Material in Amerika zu sammeln hoffte.

Gräfin Mallone aber spähte erwartungsvoll nach der Saaltüre, durch die noch immer große Hüte mit langen Federn, weiche Pelzstolen, große Muffen auf sie zuströmten. Und endlich, die höchsten Damenhüte überragend, tauchte jetzt ein junges, glattrasiertes Männergesicht auf. Es war alles fest und bestimmt an diesem Kopf — als sei er von einem Künstler gemeißelt, dessen Hand keinen Augenblick geschwankt hatte, um das Bild, das seinem inneren Auge vorschwebte, wiederzugeben. Der Neuankommende hatte eine klare glatte Stirn, über der sich die dunklen, kurzgeschorenen Haare senkrecht in die Höhe hoben, seine starken Brauen waren in einem geraden Strich gezeichnet und beschatteten Augen, die keines Schattens bedurften; unerschrocken blickten sie und voll siegreicher Zuversicht, die zu sagen schien: „Ich glaub es euch gar nicht, daß die Welt so schwer zu überwinden ist." Und die feste Linie des

Mundes, das stark entwickelte Kinn gaben den Augen ein gewisses Recht, so zu sprechen.

Nun stand er vor den Damen, und Gräfin Mallone sagte zu ihrer Nichte: „Baby, ich will dir einen meiner besonderen Freunde vorstellen, Mr. Ted Vansittart."

„Wer mit solchen Worten empfangen wird, bedauert doppelt, so spät zu kommen," sagte Ted, „aber Brincken war bei mir, und wir hatten uns festgesprochen. Er selbst muß übrigens auch gleich hier sein."

Während er noch sprach, kam Brincken auch schon durch die lichter werdenden Reihen der Gäste auf die Damen zugeschritten und wandte sich gleich an Isa. Als sie nun die beiden Männer nebeneinander vor sich stehen sah, fiel es ihr auf, daß eine entfernte Ähnlichkeit zwischen ihnen bestand, die mehr im allgemeinen Typus als in einzelnen Zügen lag. Zu Erich Brincken aufschauend, sagte sie sich, daß die Auswanderer, die vor Jahrhunderten in den neuen, unwirtlichen, aber Freiheit verheißenden Weltteil gezogen waren, so entschlossen und durch herbes Schicksal gestählt wie er ausgesehen haben mußten, und daß ihnen dann in der neuen Heimat Söhne geboren wurden, die, wie Ted Vansittart, all ihre zähe Tüchtigkeit geerbt hatten, über denen aber der Zauber selbstvertrauender Zuversicht eines neuen Menschengeschlechts lag, das die Knechtschaft nie gekannt.

„Sie müssen dafür beide länger bleiben," sagte Aga: „Mein Mann freut sich schon sehr, Sie zu sehen, Herr Brincken, und sagte mir, ich solle Sie ja festhalten. Und mit Ihnen, Mr. Vansittart, muß ich besprechen, was wir meiner schauenslustigen Nichte in Washington zu zeigen haben."

Erst nachdem die andren Gäste gegangen und nur die beiden Herren und der jüngste Attaché der Botschaft, Prinz Pogarell, geblieben waren, kam Graf Mallone aus seinem Arbeitszimmer zum Vorschein.

„Ich komme wie immer zum besten Moment der Feste meiner Frau, nämlich wenn sie vorüber sind," sagte er in seiner müden Art.

„Ja, es war heute ein recht angreifendes Vergnügen," meinte Aga beistimmend.

„Aber dafür wird sicherlich morgen wieder im ‚Spiegel' stehen, daß niemand so schön zu empfangen versteht wie die schöne Gräfin Mallone," warf Ted ein.

„Ach, lieber Mr. Vansittart," erwiderte Aga in lässigem Tone, „ich werfe ja nie einen Blick in den ‚Spiegel'."

„Und doch brauchte sich niemand weniger als Sie vor dem zu fürchten, was ihm der Spiegel sagen kann," antwortete Ted.

„Das war mal wieder eine Ihrer netten kleinen Reden, Mr. Vansittart, bei denen ich immer glaube, es spricht aus Ihnen irgendein ferner europäischer Vorfahre. Findest du nicht auch," wandte sie sich an Baby, „daß man an Spitzenjabots und Eskarpins gemahnt wird?"

„O, Tante Aga," rief Baby und schaute Ted prüfend und mit sichtlichem Gefallen an, „ich finde im Gegenteil, Mr. Vansittart hat etwas von dem, wie ich mir einen rough rider vorstelle — das ist auch viel romantischer als

so ein Rokoko-Herr, der nichts Besseres konnte, als sich den gepuderten Kopf abschlagen zu lassen."

„Will aber doch auch gelernt sein, mit Anstand auf Guillotine gehen," meinte sinnend der kleine Prinz Pogarell, „bleibt immerhin ganz nette Leistung."

„Als ich Mr. Ted Vansittart zum erstenmal sah, kam er Ihren Vorstellungen von rough riders recht nahe, Komtesse Baby," sagte nun Brincken. „Ich war damals, es sind schon etliche Jahre her, mit Mr. Teds Vater zum Endpunkt seiner Bahn gefahren, wo er gerade eine Brücke nach meinen Plänen bauen ließ. Unter den Arbeitern war ein Aufstand ausgebrochen, und die Leute versammelten sich drohend um den Waggon, in dem Mr. Vansittart und ich wohnten. An einem Tage fielen sogar einige Schüsse. Wir waren in einer argen Klemme. Da, als wir eines Tages wieder mit den Haupträdelsführern verhandelten, sahen wir plötzlich einen Reiter von weitem heransprengen, ein Gewehr in der Hand schwingend. Er durchbrach die Menge, und zu unsrem größten Erstaunen erkannten wir den jungen Ted, den sein Vater im Kollege in Harvard sicher aufgehoben wähnte."

„Na, das war aber ganz natürlich," meinte Ted. „Auf der Schule hatte ich in der Zeitung gelesen, daß es auf der Bahn meines Vaters toll zuginge und daß nach ihm geschossen worden sei; da sagte ich mir, wenn das nochmal geschieht, soll wenigstens einer da sein, der den Schuß erwidern kann. Daneben sind die alten Griechen und Römer ganz gleichgültig. — So machte ich mich denn aus dem Staube, Geld hatte ich zum Glück, fuhr, so weit die Bahn ging, und ritt dann dorthin, wo ich wußte, daß mein Vater sein mußte. Das beste an der Sache war, daß ich es durchsetzte, nicht mehr nach Harvard zurück zu müssen, sondern von da ab bei praktischen Dingen blieb, die mir besser zusagten als das klassische Altertum."

„Famos!" rief Baby mit glänzenden Augen.

„Ja, muß riesig nett gewesen sein," meinte Pogarell, „Schule schwänzen, auf Sozialdemokraten losgehen, hätte mir auch viel Spaß gemacht — in Fürstenschule zu Hause leider gar keine Gelegenheit zu so was, — auch nie genug Taschengeld gehabt."

„Und seitdem bauen Sie nun selbst Eisenbahnbrücken?" fragte Baby, zu Ted gewandt.

„Und was für welche," antwortete Brincken statt seiner; „damals holte sich Mr. Teds Vater noch Rat bei mir — heute bin ich gekommen, um das neueste Werk des Sohnes zu bewundern."

Isa war zu Hause geblieben, während Gräfin Mallone mit Baby zu einer Reihenfolge von Nachmittagsempfängen fuhr. Es gab abends noch ein Diner, eine musikalische Soirée und einen Ball zu absolvieren, und um dafür Kräfte zu sammeln, hatte sich Isa in dem kleinen Salon ihrer Schwester auf das Sofa am Kamin gelegt. Der Teetisch stand neben ihr, und das Licht der glimmenden Holzscheite fing sich in den silbernen Geräten, blitzte auf in den geschliffenen Kristallschalen und schimmerte durch die dünnen Meißner

Täßchen. Das Wasser summte leise im Kessel, und Isa empfand mit physischem Wohlbehagen die Ruhe dieser Stunde. Es waren nur wenige elektrische Lichter angedreht. Sie verbreiteten unter ihren rosa Schleiern einen sanften warmen Schein, der doppelt anheimelnd wirkte, wenn gerade ein scharfer Windstoß durch die Straße fegte oder den Schornstein hinabfuhr, daß die Funken im Kamin aufsprühten.

Mit halb geschlossenen Augen lag Isa da und betrachtete die vielen Dinge, mit denen der kleine Raum angefüllt war; ohne alle Prätension auf Stileinheit, aber behaglich standen sie da, von wechselnden Posten erzählend, wie das bei den meisten Diplomateneinrichtungen der Fall ist. Die Wände waren mit altem Damast bespannt, von der verschossenen roten Nüance, wie die Behänge sind, die in italienischen Kirchen an Feiertagen auf Säulen und Wänden angebracht werden. Schmale venezianische Spiegel hingen darauf, und an der einen Wand nahm den Ehrenplatz das Bildnis einer goldblonden Frau ein, von dem Gräfin Mallone überzeugt war, daß es von Palma vecchio sei und daß sie es für ein Spottgeld erstanden habe, da der Antiquar offenbar nicht geahnt habe, welchen Schatz er besessen. Aus Spanien stammten die Wandschränkchen aus Rosenholz mit den vielen geheimen Schubfächern, den Schildpattinkrustationen und den gewundenen Säulchen, die von goldbronzenen kastilianischen Löwen gekrönt wurden. Der Kamin war mit einer breiten Leinenspitze behangen, die einst den Altar einer portugiesischen Kirche geschmückt hatte, und auf einem Wandschirm waren gestickte Streifen eingelassen, die Aga in Konstantinopel entdeckt hatte und die Heiligenfiguren in byzantinischem Geschmack darstellten, wie sie die Talmatiken der Bischöfe auf alten Bildern oder Mosaiken zieren.

Und wie Isa die verschiedenartigen hier vereinigten Dinge sinnend betrachtete, zog das Leben der Schwester an ihren Augen vorüber.

Zuerst war Aga Hofdame an einem kleinen Hof gewesen, und dort hatte sie den in einer besonderen Mission hingesandten fremden Diplomaten, Grafen Frank Mallone, kennen gelernt; Isa erinnerte sich, wie die Eltern sich gefreut hatten, als Aga sich mit ihm verlobte; sie sah die Hochzeit der Schwester wieder vor sich, bei der sie selbst noch ein Backfisch gewesen. Später war dann alle paar Jahre die Nachricht von einer neuen Versetzung Franks eingetroffen; ein stätiges Aufwärtssteigen war es gewesen, mit der nötigen Begleitung von Orden und Auszeichnungen und dazu Erwähnungen Agas in den Zeitungen bei Gelegenheit von Festen, Wohltätigkeitsbazaren oder sonstigen weltlichen Anlässen, wo sie immer so ausgesehen und so gesprochen hatte, wie es gerade korrekt und für Franks jeweilige Stellung am förderlichsten gewesen war.

Die wechselvolle Buntheit von Agas Leben, die in der Einrichtung des kleinen Salons versinnbildlicht war, verglich Isa mit der eigenen Vergangenheit.

Sie war um ein paar Jahre jünger als Aga, und doch schien es ihr, als dehne sich hinter ihr ein unabsehbar langer grauer Weg; und sie hatte nicht einmal die Empfindung, als sei sie selbst auf diesem langen grauen Weg geschritten, sondern es war ihr, als habe sie ganz still dagesessen und nur zu-

geschaut, wie der Weg, einem langen fahlen Bande gleich, an ihr vorüber geglitten war. Es schien ihr auch ganz natürlich, daß man überall von der schönen jungen Gräfin Mallone sprach: denn der fortwährende Wechsel, das Neuankommen an verschiedenen Orten, für die sie selbst immer wieder neu war, hatten Aga wirklich jung erhalten. Wenn Isa aber hier in Amerika sich selbst zuweilen mit gleichen Worten bezeichnen hörte, mußte sie lächeln. Wußten denn die Leute nicht, wie lange sie schon unbeachtet am Wege saß?

Ja, einmal war freilich auch für sie alles anders gewesen! Sie erinnerte sich, wie sie als schönstes Mädchen der Saison einen kurzen Winter ausgegangen und gefeiert worden war, wie sie dann mit den Eltern auf einer Reise in Deutschland auch nach Baden-Baden gekommen und sie sich dort beinahe zufällig entschlossen hatten, ein paar Tage zu bleiben, um zu den großen Rennen nach Iffezheim hinauszufahren. Der berühmte Reiter, Graf Clam Gräven, trug an dem Tage den ersten Preis davon, und mit ihm hatte er auch Isa gewonnen. In der Sportwelt, von der Isa immer viel gehört, da ihr Vater auf seinem ungarischen Gute große Pferdezucht betrieb, war Graf Clam Gräven eine Berühmtheit, ein Stern erster Größe. Daß das schönste Mädchen des Winters und der Mann, der auf jeder Rennbahn Erster war, sich anzogen und fanden, hatte damals aller Welt natürlich geschienen. — Aber Isa begriff es heute nicht mehr. Sie wußte jetzt längst, daß wir im Lauf des Lebens hintereinander mehrere verschiedene Menschen sind — ihr damaliges Ich mit seinem Lieben und seinen Zielen und seiner vertrauensseligen siebzehnjährigen Jugend war ihr heute ganz fremd.

Vertrauensselig! ja, so war sie ins Leben hineingetreten, als würde es ein köstlicher Ritt sein, den man zusammen auf festem Rasenboden unternimmt; als gäbe es keine Hürden und Gräben, über die man zu Falle kommen kann, als müsse man immer sicher am Ziele anlangen. Die Gräben und Hürden hatten aber nicht lange auf sich warten lassen, und Isa stand allein vor ihnen.

Die erste kurze Zeit nach ihrer Verheiratung war wie vom Lichte vieler Festeskerzen bestrahlt gewesen — er war verliebt und eitel auf sie. Dann aber war sie krank geworden, und damit hatte er nur wenig Geduld, denn er war noch sehr jung, und seine Frau war ihm nur eine Frau mehr. So kam es sehr bald, daß sie meistens allein war, und ihr Mann war anderswo, bei Rennen oder Pferdeverkäufen, stets einen der tausend Vorwände vorschützend, die das Sportleben bot. Während er nun seinen Vergnügungen nachging und sie zu Hause lag, begann sie zum erstenmal über sich selbst nachzudenken und machte dabei, wie so viele vor ihr, die Entdeckung, daß sie sich bisher gar nicht gekannt hatte. Sie gewahrte, daß ihr Interesse an ihres Mannes Rennleben erloschen war, weil es nie in ihrer eigensten Natur begründet gewesen, sondern nur in der zufälligen Umgebung entstanden war, in der sie sich getroffen hatten. Sie erkannte nun erst, daß sie eigentlich dazu bestimmt gewesen, eine von den träumerisch nachdenklichen Frauen zu werden, die des Lebens Rätsel anziehen, die, Aussprache und Verständnis erhoffend, eine große Sehnsucht nach dem Ideal im Herzen tragen und geborene Schönheitssucherinnen, prädestinierte Liebende sind. Aber sie erkannte auch gleichzeitig, daß sie sich

nicht zu dem durfte werden lassen, wozu sie bestimmt war, weil es sie nur untauglich machen würde zu allem, was nun einmal äußerlich ihr Leben hieß. Da begann sie mit der ihr eigenen ruhigen, pflichttreuen Tapferkeit den traurigen Kampf gegen sich selbst. Erwachende Interessen und Talente, vor allem eine große Begabung für die Musik, zu der es sie wie zu einer großen Trösterin zog — das alles würde sie in sich unterdrücken müssen, weil es sie ihrem Manne nur fremd machte. So wie manche Frauen ihr ganzes Geistesleben höherschrauben, um einem Manne zu genügen, so mußte sie sich herabschrauben, um dem ihrigen ein Kamerad zu sein.

Mitten in diesen schweren Zeiten von Isas ersten Seelenkämpfen war ihr Töchterchen zur Welt gekommen, an einem Tage, da der Vater ein großes Rennen geritten und gewonnen hatte. Diesem Siege zu Ehren war das Kind Viktoria getauft worden, aber Eltern und Freunde nannten es stets nur Baby. Es war ein unbändiges kleines Wesen, dies Töchterchen, das Isa mit einem Gefühl betrachtete, das aus Erstaunen und Mitleid bestand; es hatte eine seltsam entschlossene Art, die Dinge zu packen, die es haben wollte, und Isa dachte dann oftmals: verzeih mir, daß ich dich in eine Welt gesetzt, wo die Dinge, nach denen wir greifen, so ganz anders sind als wir wähnen.

Als Isa nach langer Krankheit in die Welt zurückkehrte, schaute sie sich fremd geworden darin um, fremd vor allem im Dasein ihres Mannes. Sie fühlte, daß er verändert und seltsam rastlos geworden war, aber sie wußte nicht, was eigentlich vorgegangen, wußte nicht, daß das Glück ihn zu verlassen begann, und daß er, was Rennwetten verschlungen hatten, im Spiel wieder zu gewinnen suchte. Sie empfand nur dunkel, daß er von ihr und dem Kinde immer weiter forttrieb und sie ahnte, daß geheimnisvolle Mächte gegen sie am Werke waren. Um ihn zurückzuhalten, suchte sie sich nun ihm zu nähern und sich auf seinen Ton zu stimmen. Mit wiedererlangter Gesundheit zwang sie sich, an seinem Leben teilzunehmen, und begann ihn überall zu begleiten. Wohin immer möglich nahm sie das Töchterchen mit, und vieles, was sie in den folgenden Zeiten sah und duldete, ertrug sie des Kindes halber, denn ihm wollte sie doch für später eine Art Familienleben erhalten, so kümmerlich es auch war.

Das währte so einige Jahre. Das seltsame Trio war auf allen Rennplätzen bekannt: der Mann, der immer nervöser und rastloser wurde und den es nirgends lange litt in seiner Jagd nach dem Glück, das ihm den Rücken gekehrt, die schöne junge Frau, die so angstvoll traurig in die Welt blickte, und das kleine Kind, das am liebsten in den Ställen herumkroch, das Trainers und Jockeys duzte und das sich als Weihnachtsgeschenk ausgebeten hatte, selbst mal ein Rennen zu reiten auf Papas neuem Pferd, der Goldfuchsstute Fortuna, die sicher Erste werden würde.

Baby Viktoria stand neben der Mutter, die angstvoll an dem Zaune lehnte, als der Vater das große Rennen auf der Fortuna ritt. Und es schien beinahe, als wisse die Goldfuchsstute, was alles auf dem Spiele stand, wieviel Menschengeschick sie trug, wieviel Glück und Unglück von der Ausdauer und Sprungkraft ihrer Sehnen und Muskeln abhing. Nie war sie so gelaufen.

Das war kein gewöhnliches Rennen mehr. Das war, als triebe sie ihr Reiter an zur Flucht vor etwas Gräßlichem, das nur er sah; es war, als klammere er sich an sie wie an die einzige Retterin, die ihn nacheilendem Verhängnis entführen könne.

Es währte wenig Sekunden und dünkte ihm länger als das Leben. Und endlich lag das Feld hinter ihnen — die Fortuna führte! Isa am Zaune ahnte nur dunkel, daß dieser Sieg für ihren Mann eine besondere Bedeutung haben müsse; der Trainer, der neben ihr stand und der manches mehr als Isa wußte, vergegenwärtigte es sich viel deutlicher, und Baby klatschte in die Hände, als sie den Vater an allen andern Reitern vorbeikommen sah. Nun galt es noch eine äußerste Anstrengung von Roß und Reiter zu dem letzten hohen Sprung über den Wall kurz vor der Tribüne. — — Nie würde Isa vergessen, wie sich das Pferd zu höchster Leistung zusammenzuraffen schien, wie es sprang und sie es schon in der Luft gesehen und wie es dann gewesen war, als hätten ihm plötzlich die Kräfte versagt — rückwärts war es gestürzt, sich mit dem Reiter überschlagend! Und des Mannes letzten bewußten Blick, der, Jahre umspannend, Hilfe suchend in dem Zehntel Sekunde herumgeirrt und dann auf ihr und dem Kinde haften geblieben war — auch den würde sie nie vergessen.

Was dann gekommen, war mit grauen Schleiern bedeckt. Wie man ihn zurückgetragen hatte und wie dann die nächsten Wochen hingeschlichen waren in der provisorischen Mietswohnung der kleinen Stadt, die nur aus den Rennen eine gewisse Wichtigkeit zog und gleich nachher in provinzialen Herbstschlaf zurückgesunken war. Während der ersten Tage waren ein paar Sportkameraden geblieben, dann, als die Ärzte sagten, daß es noch lange dauern könne, waren auch sie gegangen. An Rettung war nicht zu denken, er war zu unglücklich gestürzt; aber es währte Wochen, bis die Kräfte sich im Kampf mit dem Übel verzehrt hatten. Wenn Isa an diese Zeit zurückdachte, war es ihr, als hätte sie sicher damals auch immer von dem Morphium mit bekommen, das man ihm gab, um die Schmerzen ertragen zu können.

Sie hätte wahrlich des Morphiums bedurft. Vieles, was sie bis dahin nur undeutlich geahnt und wogegen sie sich durch absichtliche Blindheit gewehrt hatte, jetzt starrte es ihr unbarmherzig ins Gesicht. All die geschäftlichen Angelegenheiten, die Briefe, die für ihn ankamen und die jetzt durch ihre Hände gehen mußten, konnten ihr keinen Zweifel mehr lassen. Betrogen und verraten, wo sie ihm das bessere Ich geopfert hatte, wo jeder Tag ein Ersticken aller eigenen Wünsche gewesen war, wo sie sich selbst immer wieder erniedrigt hatte, um vor des Kindes Augen das Märchen von den zusammengehörenden Eltern unbezweifelt zu bewahren, wo sie immer an der Hoffnung festgehalten hatte, daß er schließlich doch noch einmal umkehren und ihr dann dankbar sein würde, daß sie ihm eine Rückkehr möglich gelassen hatte. Und zu der seelischen Kränkung, zu allen mißachtenden Beleidigungen, die sie jetzt entdeckte, kamen materielle Sorgen und Schwierigkeiten. Immer neue Gläubiger meldeten sich. Ohne daß sie es gewußt, hatten sie in der letzten Zeit ein Scheinleben geführt, und die Fortuna mit den hohen Wetten, die auf ihr standen, war

offenbar ein letzter verzweifelter Rettungsversuch gewesen. Jetzt kam der schon lange nur mühsam hingehaltene Zusammenbruch. Isas Eltern waren inzwischen gestorben, und Graf und Gräfin Mallone befanden sich zu jener Zeit in Japan. So stand sie den auf sie einstürmenden Lebenswirklichkeiten allein gegenüber, auf die eigene Tapferkeit angewiesen. Sie biß die Zähne aufeinander und niemand ahnte, was sie litt. Nachdem ihr Mann gestorben, ohne je wieder völlig zum Bewußtsein gekommen zu sein, verkaufte sie den Rennstall, verkaufte ihren Schmuck und opferte ihr eigenes Vermögen, damit der Namen ehrlich bleibe, den das Kind trug. Als alles geordnet und bezahlt war, blieb ihr eine sehr bescheidene Rente, und Baby besaß ein kleines Gut in Pommern, das sie von ihrer Großmutter geerbt hatte und das unveräußerlich war. Früher hatte Isa ihren Mann zuweilen mit spöttelnder Geringschätzung von dieser Klitsche reden hören. Jetzt erschien sie ihr als ein wahres Asyl. Sie selbst war früher nie dort gewesen, und das dünkte sie ein besonderer Vorteil; so konnte sie dort unmöglich Erinnerungen an die Vergangenheit finden, denn vor denen fürchtete sie sich mehr noch als vor den Schrecken der unbekannten Zukunft.

So zog sie nach Dusterhusen in die norddeutsche Landeinsamkeit, wo sie eine Fremde war. Seitdem hatte sie dort gelebt, es mochte nun an die zehn Jahre sein. Sie schauerte, wenn sie an die Anfangszeiten zurückdachte, besonders an den ersten Winter. Wie da der Schnee gefallen war! sie glaubte nie solche Mengen Schnee gesehen zu haben. Er fiel so stetig, als sei ihm die Aufgabe gestellt, etwas, was eigentlich noch lebendig war, so tief zu begraben, daß es nie wieder aufstehen könne. Und Isa hatte die Empfindung, daß, was da begraben wurde, sie selbst, ihr Leben, ihre Jugend sei. In der ersten Zeit war sie auch so verbittert und empfand einen solchen Ekel vor dem, was sie vom Leben kennen gelernt, daß es ihr beinahe lieb war, zu denken, daß dies alles für sie vorbei sei und begraben würde. So saß sie denn hinter den gefrorenen Scheiben, ohne sich zu rühren, wie eine Fliege, die in einem Spinnennetz gefangen ist und sich ganz still und verängstigt duckt, weil sie weiß, daß sie nie mehr herauskommt. Die Spinne, die Isa eingesponnen hatte, war die Hoffnungslosigkeit; sie lauerte in einer dunklen Ecke des Hauses, und wenn Isa sich je regte, kam sie rasch herangekrochen und umwand sie mit neuen Fäden, auf daß sie ihr nicht entschlüpfe.

So lebte sie einsam in dem alten Hause und galt bei den wenigen Nachbarn, beim Dorfgeistlichen und Schullehrer für sonderlich, für eine Frau, die gar nicht die rechte Wertschätzung der Vorzüge norddeutschen Landlebens habe, der man dies aber als einer Fremden zu gut halten müsse, um so mehr, als sie eine arme Witwe sei, die sich über den Tod ihres Mannes nicht trösten könne. Das war die Legende, die Isa umgab. — Denn wir wandeln durchs Leben, von unsern Mitmenschen mit irgendeiner Etikette behängt, die den ihnen zufällig ins Auge springenden Punkt unsrer kleinen Laufbahn und unsrer vermeintlichen Eigentümlichkeit nennt, — aber die den andern auffallendste Seite eines Menschen, nach der er also beurteilt und klassifiziert wird, ist oftmals nur der Mantel, hinter dem die große Einsamkeit seines wahren Wesens verborgen bleibt.

Man gewöhnte sich daran, Isa wie eine alte Frau zu behandeln, obschon sie an Jahren noch so jung war wie andre, für die das Leben eben erst beginnt. Die wenigen Verwandten, die sie besaß, hüteten sich, sie in ihrer Einsamkeit zu stören; man war froh, daß sie keine Ansprüche erhob, und die Welt ist längst so sehr daran gewöhnt, daß einer die Schuld des andern tragen muß, daß es niemand unerträglich dünkte, diese junge Frau lebendig begraben zu sehen. Gräfin Mallone bezeichnete Isa von da ab nur noch als „meine arme Schwester", aber in dem Mitleid lag auch stets etwas Verweisendes. Man heiratet eben nicht Männer, die alles auf die Fortuna setzen.

Aber nach der ersten Zeit, in der Isa wie erstarrt gewesen, hatte sie sich dann doch mühsam ins Leben zurückgetastet. Äußerlich verlief ihr Dasein weiter in eintönigem Grau, aber innerlich trat allmählich eine Wandlung in ihr ein. Früheren Interessen und Beschäftigungen wandte sie sich von neuem zu, und sie konnte wieder stundenlang am Flügel sitzen und träumend in andre Welten gleiten, die beim Klang der Töne visionsgleich vor ihr erstanden. Die uneingestandene Sehnsucht erwachte in ihr, noch einmal frei zu sein und wirklich hinaus zu können in jene andre Welt. Aber sie war ja nicht frei. Aus dem kurzen früheren Leben war ihr eine große, langwährende Pflicht geblieben: es war die Sorge um Baby. Heranwachsend, nahm das Kind mehr und mehr das Denken der Mutter in Anspruch und erweckte viel bange Befürchtungen in ihr. Denn wenn Baby auch Trainer und Jockeys längst vergessen hatte, so erkannte die Mutter doch mit Angst manches bedenkliche Erbteil in dem Kinde: eine mehr als kindliche Sorglosigkeit, ein seltsames Vertrauen auf glückliche Zufälle, die alle Versäumnisse ausgleichen sollten, gepaart mit bestechendem äußeren Zauber, — die Natur des Vaters war es, die Isa in der Tochter wiedererstehen sah. Mit geheimem Grauen fühlte sie, daß die Vergangenheit hinter ihnen beiden stand wie eine hohe, düstere Wand und ihre Schatten auf Gegenwart und Zukunft warf. Aber wieder war Isa tapfer und suchte alles sie gefährlich Dünkende in dem ihr so unverwandten Kinde zu bekämpfen.

Und es war nicht leicht; denn in dem Kinde selbst schien ein gleiches, wenn auch ganz unbewußtes Gefühl der Fremdheit gegenüber der Mutter zu bestehen. An den Vater, den sie nur so flüchtig gekannt, bewahrte Baby eine schwärmerische Erinnerung, als an ein glänzend schönes Wesen, und je mehr sie empfand, was sie der Mutter Strenge gegen harmlose Kleinigkeiten nannte, desto mehr verherrlichte ihre kindliche Phantasie das Andenken des Toten, von dem sie sich nicht entsinnen konnte, je einen Verweis erhalten zu haben.

Die Grausamkeit gesunder Jugend hatte Baby von klein auf beissen. Als sie einst von einer Kindergesellschaft auf einem Nachbargut heimkam, war sie Isa auf den Schoß geklettert, hatte mit großen, forschenden Kinderaugen in das ernste, blasse Gesicht geschaut und dann mißmutig gefragt: „Bist du denn eigentlich eine ganz richtige Mama? Du lachst nie und hast keine Falten im Gesicht. Die andern Mamas dort hatten Falten und die haben sie wohl bekommen, weil sie so viel mit uns lachten." Das Kind merkte, daß es da irgendwo einen großen Widerspruch im Leben der Mutter gab, die nie lustig

zu sein verstand, die lebte, als sei sie alt und doch nicht alt war. Es war bisweilen, als fürchte das Kind, daß ihm etwas entginge, worauf es glaubte ein Anrecht zu haben.

Eines kleinen Erlebnisses aus jener Zeit mußte Isa später oft noch gedenken, denn es hatte ihr damals sehr wehe getan, und wie an Sturmtagen alte vergessene Wunden von neuem zu schmerzen beginnen, so fiel es ihr wieder ein, wenn die Fesseln des Lebens besonders drückend auf ihr lasteten: Jahrelang hatte sie nur schwarze Kleider getragen, und Baby konnte sich wohl gar nicht erinnern, die Mutter früher anders gesehen zu haben. An einem Frühlingstage aber, beim Kramen in alten Sachen, war Isa ein Kleid in die Hände gekommen, das sie getragen, ehe all das Unglück über sie hereingebrochen war. Aus dem weißen Mull mit den rosa Blümchen schien eine leise Lockung zu ihr aufzusteigen, noch einmal in die Jugendzeit zurückzukehren, und sie hatte ihr düsteres Gewand abgestreift und war in das helle Kleid hineingeschlüpft: „um nur schnell mal zu probieren, ob es noch säße." Und merkwürdig gut paßte ihr das helle Kleid noch, das ein Symbol der Freude zu sein schien. War es wirklich möglich? — sie und Freude? — Sie blickte in den Spiegel, und als das eigene Bild sie aus der Tiefe der Scheibe wie aus ferner Vergangenheit anschaute, war ihr, als besänne sie sich langsam auf etwas, was sie einst geträumt. — — Aber da war die Türe aufgeflogen und Baby war hereingelaufen, mit glänzenden Augen, zerzaustem Haar und erhitzten Wangen, im Arm einen Strauß der ersten goldgelben Butterblumen. Sie wollte auf die Mutter zueilen und war dann plötzlich stehen geblieben; zuerst hatte sie sie ratlos angestarrt und dann halb unwillig gelacht und gerufen: „Aber Mama! wie komisch siehst du aus! in dem . . . in dem . . . dem jungen Kleid! Das paßt doch gar nicht für dich!"

Seitdem hatte Isa nie wieder an Kleider der Vergangenheit gerührt.

Aber in ihrem Herzen rief es doch manchmal noch sehnsuchtsvoll: „Ich bin ja noch jung! jung!" — Da wünschte sie, daß das Alter rascher kommen möge, weil dann die Sehnsucht sterben und sie die Einsamkeit leichter ertragen würde.

Und nun war sie in Washington, hatte der Schwester Einladung angenommen, aus eigenem Interesse, diese fremde Welt kennen zu lernen, vor allem aber, weil Baby brennend gewünscht hatte, zur Tante in Amerika zu fahren, um sich endlich mal amüsieren zu können, worauf man mit siebzehn Jahren doch ein gutes Recht habe.

Es war aber merkwürdig, wie gut gerade Isa selbst die Reise tat. Gleich auf dem Schiff war ein Ahnen großer Befreiung über sie gekommen, verjüngt und gehoben hatte sie sich gefühlt, und hier nun war ihr alles neu, nicht nur die vielen Dinge, die sie zu sehen bekam, sondern mehr noch die ganz verschiedenen Lebensauffassungen, die ein einzelnes, oft zufällig gesprochenes Wort verriet. Seitdem sie in Amerika weilte, hörte sie oftmals den Ausdruck: „have a good time", und sie hatte eine Menge Frauen kennen gelernt, deren einziger erkennbarer Zweck war, ihr Leben zu einer „guten Zeit" zu gestalten. Rund um sie her fand man das natürlich. Im Lichte dieser Anschauung be-

trachtete sie ihr Leben. Wo war da die „gute Zeit"? Sie konnte sich keiner erinnern. Als ob sie in eine große Leere schaute, war es, und nachträglich schwindelte ihr, wenn sie sich vergegenwärtigte, wie jung und wie völlig allein sie gewesen, wie bettelarm an sonnigen Momenten.

Aber jetzt war ihr oft, als sei das alles anders geworden; in diesem neuen Lande kehrte ihr das Bewußtsein eigener Frische zurück, sie vergaß den grauen Lebensweg, der so lang an ihr vorübergezogen und wähnte den Schatten der Vergangenheit für immer entronnen zu sein.

„Herr Erich Brincken," meldete da plötzlich ein Diener.

Als er eintrat, sah er sich erstaunt in dem kleinen Salon um. „Was, so allein treff ich Sie?" fragte er, und in dem Ton seiner Stimme lag Freude.

„Ja, die andern sind zu Jours gefahren, und ich dachte eben, wie angenehm es doch ist, mal so still und allein zu sein."

„Wissen Sie auch, daß Sie da etwas gesagt haben, was recht hart klingt für einen, der eben aus dem Schnee kommt und sich etwas zu Ihnen setzen möchte?"

„Aber so habe ich es ja gar nicht gemeint," antwortete sie bestürzt, und dabei war sie aufgestanden und hatte unwillkürlich die Hand nach ihm ausgestreckt, als wolle sie ihn zum Bleiben nötigen.

Wie sie so vor ihm stand in dem langen, weißen Hauskleide, vom glimmenden Kaminfeuer und den rosa Lichtern beschienen, hätte sie wohl niemand für untröstlich und hoffnungslos gehalten!

Den Zauber ihrer Erscheinung und den wohnlichen Reiz des kleinen geschlossenen Raumes empfindend, griff er nach ihrer Hand, die sich wie ein flatterndes weißes Vögelchen bewegte, küßte die weißen Fingerspitzen und sagte: „Sie sind eine der Frauen, zu denen es wohltut heimzukehren."

Und sie dachte: wie seltsam, das hat mir noch niemand gesagt!

Schweigend saßen sie sich dann eine Weile am Kamin gegenüber. Und in dem Schweigen lag ein Zauber und beinah eine Beängstigung. Sie empfanden beide, wie sie sich dabei viel näher kamen als je durch gesprochene Worte. Zusammen schweigen in der Dämmerstunde in fernem Lande! und fühlten, wie das dunkelnde Zimmer sich füllt mit all dem Unausgesprochenen und wie der Raum sich weitet in verschwindende Fernen! und leise hinabgleiten in endlose Tiefen, dorthin, wo die Seelen sich berühren!

Als er sie auf dem Schiff kennen gelernt, hatte er gar nichts von ihr gewußt, hatte nur gehört, daß sie Witwe sei und mit ihrer Tochter zu Verwandten nach Washington reise. Sie hatten bei den Mahlzeiten nebeneinander gesessen, waren auf dem winterlichen einsamen Verdeck zusammen auf und ab gegangen, und wenn sie, in einer vor dem Wind geschützten Ecke, in ihrem langen Sessel ruhte, hatte er eine Pelzdecke über sie gebreitet. Es war eine seltsame Lebenserfahrung gewesen, mit der fremden Frau in dieser Einsamkeit zwischen Himmel und Wasser bekannt zu werden! Sie hatte ihn angezogen, wie das stille, unergründliche Meer manche Menschen anlockt. Und mit dem-

selben unsicheren Gefühl, wie der Seefahrer sich in unerforschten Gewässern weiter lotet, so hatte er mit den Worten weiter getastet. Man kann ja auch in Menschen plötzlich Sandbänke oder Felsenriffe finden! Aber bei Isa gab es keine derartigen Überraschungen; sie war zwar nicht ein von der Sonne durchschienenes Wasser, das schimmert und noch auf dem tiefsten Grunde die kleinen Kiesel erkennen läßt, aber ruhig und klar und dunkel gefärbt, als läge es im Schatten eines großen Felsens, der das Licht nicht daran kommen läßt. Es war Erich bald so, als kenne er sie sehr gut, obschon er von den äußern Tatsachen ihres Lebens auch am Ende ihrer Seefahrt noch immer wenig wußte. Seitdem er nun aber in Washington war, hatte er von den Herren der Botschaft über die Gräfin Clam Cräven sprechen hören. Manche wehmütige Worte, die er von ihr während der Reise vernommen, gewannen jetzt einen besonderen Sinn, da er in ihrem Leben selbst die Erläuterung dazu sah. Den Zauber traumhafter, kaum materialisierter Schönheit, der von ihr ausging, hatte er sofort empfunden, und jetzt, wo er erfahren, welch trauriges Los dies zarte Wesen gehabt, das ihm der Sorgfalt und des Schutzes so sehr zu bedürfen schien, begann sich zu seiner Bewunderung ein andres, weicheres und ihm selbst neues Gefühl zu gesellen. Denn in seinem arbeitsreichen Dasein war bisher wenig Raum gewesen, um über Frauen- und Frauenschicksale nachzudenken, und Isa war die erste, die er, in der erzwungenen Muße der Überfahrt, näher kennen zu lernen Zeit gefunden hatte. Er, der des eigenen Lebens Bürden auf starken Schultern zu tragen gewohnt war, fragte sich nun manchmal beklommen, ob es denn wirklich andre gäbe, die, weit schlechter als er zum Kampfe ausgerüstet, noch schwerere Lasten tragen mußten? — Und ein ahnungsreiches Verstehen, ein tiefes, zärtliches Mitleid stiegen in ihm für sie auf.

Wenn es dann aber geschah, daß er sie jetzt bisweilen lachen hörte und er wahrnahm, wie viel noch ungenutzte Lebensfreudigkeit in ihr schlummerte, die schüchtern zu erwachen schien, so überkam ihn ein Gefühl der Rührung, und er hätte ihr gern gesagt: „Freue dich, freue dich! weil nichts mich mehr freut als deine Freude!“ Und eines Tages, als sie zusammen auf der Terrasse vor dem Kapitol standen und hinabschauten auf den in der Wintersonne glänzenden Potomac mit dem Hintergrunde ferner, schneebedeckter Anhöhen, da leuchteten Isas Augen voller Entzücken, so daß sie beinah jünger als Baby aussah, und er sagte ihr: „Sie erinnern mich manchmal an die Kinder, die um die Weihnachtszeit vor den Schaufenstern stehen in andächtiger Bewunderung all der schönen Spielsachen, wie sie sie selbst nie besessen, — da möchte ich auch immer hineingehen und ihnen alles kaufen können.“ Sie lächelte ihn erstaunt an. Es war lang, lang her, daß jemand in einen Laden gegangen war, um ihr etwas zu kaufen!

Es war überhaupt so merkwürdig, daß sich ein Mensch so sehr mit ihr beschäftigte! Sie konnte sich gar nicht darauf besinnen, daß ein andrer das je getan und daß ihre Wünsche und Interessen für irgend jemanden von Bedeutung gewesen wären. Aber Erich schien immer mehr von ihr und ihrem inneren Wesen wissen zu wollen, als sei alles für ihn sehr wichtig. Er fragte

sie jetzt oft nach Dingen aus ihrem Leben und konnte ihr andächtig lauschen, wenn sie ihr stilles Dasein in Dusterhusen schilderte, in dessen Öde die wiedererwachte Liebe zur Musik die einzige große Freude gewesen war. Von ihrer Reiselust sprach sie zu ihm, von ihrer Sehnsucht, Schönes zu sehen und vor allem zu hören, denn Klänge brachten ihr mehr als Natur oder Bilder. „Musik dringt tiefer in meine Seele als irgend etwas andres," sagte sie einmal. — Sie hatte ihm gleich das Verständnis für alle Schwingungen ihres Geistes angemerkt; während sie aber auf dem Schiff noch eine gewisse Zaghaftigkeit vor ihm empfunden hatte, weil ihr die Fähigkeit leichten Bekanntwerdens mit Fremden verloren gegangen war, sah sie ihn inmitten der vielen neuen Gesichter Washingtons wie einen alten Freund an. Mit wachsender Freude traf sie ihn in den vielen Gesellschaften oder bei den Partien in die Umgegend, die die erfinderische Aga trotz des Winterwetters zu Babys Zerstreuung organisierte.

Bisweilen sprach dann auch Erich von sich selbst, kaum daran zu glauben wagend, daß *eine* da sei, der es so leicht war, alles zu sagen. Denn sie beide waren Menschen, lang gewohnt, ihr eigentliches Leben zaghaft zu verbergen. Schüchtern war sie geworden in langen Einsamkeiten, verschlossen er in harten Lebenskämpfen. Und nun erzählte er ihr, wie mühsam die Anfänge für ihn gewesen waren, wie er alles dem Schicksal hatte abringen müssen, zuerst die bloße Möglichkeit, studieren zu können, dann die für seinen Beruf notwendigen Reisen nach Amerika mit Entbehrungen erkaufend; jeder Schritt vorwärts war erkämpft, jeder Erfolg erobert worden, bis daß er heute in seinem Fach auf der obersten Stufe stand. Sie begriff, warum Amerika ihn von jeher angezogen hatte und daß er die Amerikaner verstand und liebte; denn durch die Zielbewußtheit und Rastlosigkeit, mit der er seinen Weg gegangen, ähnelte er ihnen selbst. Isa verglich dies Leben mit andern Leben, die sie gekannt, und nun wußte sie, warum sie sich in Erichs Nähe so geborgen und sicher fühlte, — da war eben nichts, was einer blinden Fortuna überlassen worden war, da war alles mit ernster Arbeit erworben. Aber weiter fühlte sie dunkel, daß diesem Leben doch etwas fehlte; denn nicht für sich allein und auch nicht einzig um der Arbeit selbst willen streben Menschen wie Erich Brincken; es schlummert in ihnen die Vision derjenigen, die sie einst mit dem eigenen Erfolge schmücken werden; ihr ganzes Leben ist ein Sammeln von Schätzen gewesen, die sie der *einen* darbringen werden. — Und sie, die vom Leben Beraubte, dachte jetzt oftmals, daß jene *eine* neidenswert sein würde.

Während Isa und Brincken noch zusammensaßen, kehrten Aga und Baby zurück.

„Das war ein angreifender Nachmittag," sagte die schöne Gräfin Mallone, sich erschöpft zu den beiden am Teetisch niederlassend.

„O, aber ein herrlicher Nachmittag!" rief Baby; „denk dir, Mama, bei einem der Jours trafen wir Mr. Vansittart, und er brachte uns von dort in seinem Automobil zur Hundeausstellung. Du glaubst nicht, was für süße Geschöpfe da waren! Einige wurden verlost, und Mr. Vansittart nahm ein Los für mich. Und schau nur, diesen hier habe ich gewonnen!" Dabei hielt

sie ihrer Mutter einen winzigen Hund hin mit langem, seidenweichem Haar und hervorquellenden Augen, den sie bisher hinter ihrem großen Muff verborgen hatte. „Ist er nicht reizend?“ fuhr sie fort, „und denk dir, er ist weder europäisch noch amerikanisch, sondern ein kleiner Chinese. Aber er soll keinen unaussprechlichen chinesischen Namen tragen, sondern wir haben ihn gleich Good luck getauft. Ja, Gutglück soll er heißen. Was Besseres gibt es doch nicht!“

Sie hob nun den kleinen Hund in die Höhe und hielt ihn dicht an einen der venezianischen Spiegel. Als er aber, seine echt asiatische Gleichgültigkeit gegenüber der Welt flüchtiger Erscheinungen bewahrend, sich mit unendlich altem und teilnahmlosem Ausdruck von der eigenen Spiegelung abwandte, als wolle er sagen, daß er sich selbst zur Genüge in den zahllosen Formen ewiger Wiederkehr kenne, da drückte Baby sein glattes, schwarzes Näschen gegen die Scheibe und rief dazu: „Aber so sag doch dem Good luck da drinnen hübsch guten Tag!“

Und Isa, die ihr halb belustigt, halb wehmütig zuschaute, wandte sich zu Erich und sagte: „Sie ist doch noch ein völliges Kind!“

„Achtung, Komtesse, Augen rechts!“ sagte der kleine Pogarell, der dicht hinter Baby ging, „wir kommen jetzt gleich dahin, wo das oberste Heiligtum der Republik zur Schau gestellt wird und Würdigen und Unwürdigen die Hand schüttelt.“

Sie standen alle wartend in einer langen Menschenreihe, die sich langsam durch die heißen, hell erleuchteten Säle des Weißen Hauses vorwärts schob, um vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorbei zu defilieren.

Am Eingang des blauen Zimmers wartete ein Adjutant und nannte die Namen der Eintretenden dem Präsidenten, der selbst ein paar Schritte weiter an der Fensterwand stand, umgeben von Verwandten und Gefolge. Durch eine Schnur war vor ihm eine schmale Straße frei gehalten, auf der die Vorbeidefilierenden schritten. Der Präsident reichte jedem die Hand und unterhielt sich mit vielen ein paar Augenblicke, während die neben ihm stehenden Damen hinter ihren großen Blumensträußen, die sie wie abwehrende Schilder vor sich hielten, nickend grüßten.

Die Diplomaten und andre Bevorzugte hatten das Vorrecht, nachdem sie vorübergegangen waren, sich gegenüber vom Präsidenten auf der andren Seite der Schnur im blauen Zimmer aufzustellen, um dem Vorbeimarsch der weiteren Gäste zuzuschauen. Und während sich hier die verschiedenen Uniformen Europas drängten, und Ordenskreuze und Sterne blitzten, die alle angelegt worden waren, um dem Manne drüben im einfachen Frack Ehre zu erweisen, schritten nun die Leute vorüber, die den Mann auf den Platz gestellt hatten, wo er stand. — Es gab da alle mögliche Typen, und wenn sie auch sämtlich vor allem „amerikanisch“ sein wollten, so sah man es doch noch manchen an, von welchen der europäischen Länder sie ursprünglich stammten, deren goldbetreßte offizielle Vertreter auf der andren Seite der Schnur standen, so wie

die alten Heimatstaaten auf der andern Seite des großen Wassers lagen. Und vielleicht mochte manchem der diplomatischen Vertreter bei diesem Vorbeimarsch der Gedanke kommen an die Flotten, die jahraus, jahrein von Europa nach Amerika über das Wasser fahren, um Tausende und Tausende von Menschen zu bringen, die alle Amerikaner werden. Die Hunderte, die hier vorbei gingen, waren nur ein Symbol der Millionen, die gekommen sind und noch immer kommen, lauter Leute, die dem alten Weltteil verloren gegangen sind — und die nicht seine schlechtesten Söhne waren.

Da kamen weltberühmte Millionäre vorbei, die das Geldmachen längst vom bloßen Geschäft zur Offenbarung einer neuen Form des Genius erhoben haben. Stonetower Night, der Meister des Riesentrusts, nahm die erste Stelle unter ihnen ein und zog die Blicke aller kleineren Geldgrößen auf sich; denn er übte dieselbe faszinierende Wirkung auf sie, wie die ferne glänzende Alpenspitze auf die Bergbesteiger: sie alle malten sich aus, daß, was er erreicht, vielleicht auch sie erringen könnten.

Scharen von Politikern sah man. Neugewählte und noch etwas verdutzt dreinschauende Kongreßmänner aus entlegenen Staaten drängten sich vor; sie glaubten stets die Blicke ihrer fernen Wähler auf sich gerichtet zu fühlen und spähten nach Gelegenheiten, sich vor ihnen auf der großen politischen Landesbühne hervorzutun. Alte einflußreiche Senatoren waren da, die den Wechsel vieler Dinge gesehen; mancher von diesen mochte wohl die eigenen Chancen überschlagen, selbst mal dort auf dem präsidentiellen Platz zu stehen. Einer aber war unter ihnen, dem es eine höhere Macht dünkte, Präsidenten zu machen, als sich selbst diese Würde aufbürden zu lassen und mit bleichen, napoleonischen Zügen stand dieser amerikanische Königsmacher abseits und musterte mit etwas mißtrauischem Blick seine letzte Schöpfung, den neuen Mann, der sich zu so unheimlicher Stärke entwickelte.

Auch die wohlbekannten Namen einiger großen technischen Erfinder nannte der diensttuende Adjutant. Das waren Leute, die vielleicht damit begonnen hatten, eine kleine Vervollkommnung an einer Maschine zu ersinnen, die als erste irgendein scheinbar unbedeutendes Rad, eine kleine Schraube an einem Betriebe besser herzustellen vermocht hatten, als irgendein andrer Mensch auf Erden, und die, von Verbesserung zu Verbesserungen schreitend, selbst zu treibenden Kräften geworden waren im großen Räderwerk der sich von der Unvollkommenheit erlösenden Menschheit.

Und amerikanische Offiziere defilierten vor dem Präsidenten, und mochten auch viele von ihnen arm sein, so war es doch, als ob auch sie, gleich ihren reichen Landsleuten, fragten: „Was kostet die Welt?“ Die Verkörperung betätigungseifriger, vorwärtsdrängender Kraft schienen sie zu sein, und es folgte ihnen mancher etwas ängstliche Blick; denn sie repräsentierten ein so gewaltiges Machtmittel, daß es die Republikaner alten Schlages eine mögliche Gefahr dünkte. Die Jüngeren aber, die in den Ideenkreisen des Präsidenten lebten, schauten stolz und zuversichtlich auf die Offiziere, notwendige Werkzeuge in ihnen erkennend für die unaufhaltsame Expansion einer neuen starken Rasse.

Doch neben allen diesen waren auch Männer aus entlegenen Gebieten des fernen Westens und Nordens erschienen; seltsam nahmen sich ihre Joppen aus zwischen den Fracks und Uniformen der andern; aber sie bewegten sich so sicher und unbeirrt, als seien sie daheim in ihrem eigenen Blockhaus und als vergäßen sie keinen Augenblick, daß sie das Weiße Haus und den Präsidenten ebensogut wie jeder andre mitbezahlten.

Gräfin Mallone aber war von solchen Inkorrektionen der Toilette stets von neuem aufs peinlichste berührt, und wie sie nun, nach den Joppenmännern auch noch zwei Mädchen in Blusen und Strohhüten vorbeidefilieren sah, die sich im Weißen Hause so ungeniert umschauten, als sei es eine Mietswohnung, die sie besichtigten, da dachte sie, wie schon oft, welch weites Feld der Tätigkeit eine tüchtige Oberfhofmeisterin hier finden würde. Zu Brincken gewandt, der sich durch das Gedränge bis zu ihnen heran gefunden hatte, sagte sie: „Wie rauh und unfertig wirkt doch Amerika, sobald man von der kleinen Zahl der ganz Reichen absieht und diejenigen kennen lernt, aus denen sich die eigentliche Bevölkerung zusammensetzt. Immer wieder vermißt man da etwas, was wir in den alten Kulturländern gewohnt sind."

„Aber um gerecht zu sein," antwortete Brincken, „müssen wir dies ganze Land wie eine der provisorischen Holzgerüstbrücken beurteilen, die hier zuerst bei den Bahnen errichtet werden. Für den Anfang geht es auch damit, nach und nach aber werden sie umgewandelt zu schönen und dauerhaften Bauten aus Stein und Eisen, die jeder Last gewachsen sind. Amerika ist einer der Hauptbogen an der großen Brücke, die zum Fortschritt führt!"

„Der auffallendste Fortschritt Amerikas im Vergleich zu Europa," sagte nun Graf Mallone, „scheint mir, daß der Durchschnittsmann und die Durchschnittsfrau hierzulande höher stehen, als die gleiche Kategorie bei uns. Es sind verfügungsfähigere Menschen. Nur in der Erzeugung von Eliteweſen ist die alte Welt einstweilen noch voraus."

„Es geht hier mit den Menschen wie mit den Seidenstoffen," warf Erich ein. „Tüchtige Mittelsorten werden schon längst in den amerikanischen Fabriken hergestellt, aber die schönsten kostbarsten Gewebe lassen sie heute noch aus Lyon kommen. Doch arbeiten sie unablässig daran, sich auch darin ganz frei zu machen."

„Und es wird ihnen gelingen," bestätigte Mallone in seiner müden Art. „Die ästhetische Verfeinerung, den raffinierten Geschmack, den letzten Schliff — alles was du, Aga, heute noch vermissest und wonach sie in der jetzigen Epoche ungestümen Handelns noch streben, das werden sie auch erreichen. Dann aber werden sie anfangen, still zu stehen, um über des Weges Sinn und Ziel nachzugrübeln, und dann erst werden Philosophen geboren werden, die das Nachdenken über das Handeln verkörpern — damit aber wird auch die Zeit der Dekadenz beginnen."

Isa hatte bisher staunend in das Gewühl all der vielen Menschen geschaut, das ihr wie das Brodeln einer fremden, sich noch formenden Welt erschien. Jetzt sah sie auf zu Erich und sagte: „Was mir an den Menschen hier auffällt, ist, daß sie so aussehen, als wolle ein jeder etwas und als wolle er es mit ganzer Kraft."

„Ja," antwortete Erich, „wenn die Glücksgöttin sich bei irgend einem Amerikaner anmelden ließe, sei er Staatsmann oder Minenarbeiter, und ihm sagte: ich stelle dir einen Wunsch frei — so würde der Mann seine Antwort sofort fertig haben, während drüben bei uns wohl viele erwidern würden: ließe sich diese Frage nicht vielleicht dilatorisch behandeln? — weil sie eben nicht einmal wissen, was sie wollen."

„Dort der Präsident sieht ganz besonders wie einer aus, der weiß, was er will und es darum auch wohl erreichen wird," sagte Isa, zu dem Manne hinüberschauend, an dem der Menschenstrom noch immer weiter vorüber zog.

„Und er vereint die Willensstärke mit einem großen Stück Idealismus, was man auch in all seinen Schriften erkennen kann," erwiderte Brincken.

„Ist ihm das nicht eher hinderlich in diesem Lande, wo der Kampf um materielle Güter so im Vordergrund steht?" fragte Isa.

„O ja," antwortete Brincken, „er stößt auf großen Widerstand und hat viele Gegner, aber er wird vom Glauben getragen, berufen zu sein, die Welt so zu gestalten, wie er will, daß sie werde, und er schöpft aus seiner Begeisterungsfähigkeit für das, was er für recht hält, eine Kraft, die ihm über alle Schwierigkeiten hinweg hilft. Er hat das Zündende und Unwiderstehliche der Männer, die von großen Ideen geleitet werden, und er ist mir immer ein Beispiel dafür, daß den Idealisten doch schließlich der Sieg gehört."

Isa nickte zustimmend. Es tat ihr wohl, Erich, der selbst mitten im praktischen Leben stand, eine Anschauung vertreten zu hören, die sie sich selbst in ihrem weltabgewandten Dasein gebildet hatte.

„Ich meine dabei aber nicht etwa, daß der Präsident ein optimistischer Illusionär ist," fuhr Erich fort, „im Gegenteil, er sieht die Welt ganz so schlecht, wie sie in Wirklichkeit ist; aber er glaubt an ihre Vervollkommnungsfähigkeit, weil er überhaupt an den endlichen Sieg des Guten glaubt. Und das ist der Geisteszustand aller großen Reformatoren. Wenn ich Roosevelt ansehe, muß ich immer an Luther denken: Er hat den kernigen, überzeugten und nötigenfalls kriegerischen Zug solcher Gestalten."

„Und dabei ist es so schön, daß er bei jeder Gelegenheit für den Frieden eintritt," sagte Isa. „Das ist doch sein höchster Ruhmestitel."

„Und ein Ruhmestitel, den sich nur die ganz Starken gestatten können, bei denen man, wie bei Roosevelt, weiß, daß er nie der Furcht erlauben wird, ein Wort mitzureden," sagte Erich. „Ich möchte ihn einen handfesten Idealisten nennen, der, trotz aller Friedensliebe, den Kampf schwächlichem Entsagen stets vorziehen wird."

„Ja, wir haben Grund, auf ihn stolz zu sein," meinte Ted Vansittart, der mit Baby einen Gang durch die übrigen Säle gemacht hatte und nun mit ihr zu den andern zurückgekehrt war. „Unser Präsident verkörpert wirklich den besten Typus des amerikanischen Mannes; er geht an die schwersten Aufgaben mit der einfachen Unerschrockenheit und der Einsetzung vollster Kraft, wie er es beim Sport gewohnt ist und womit er schon so oft den Sieg erzwungen hat. Aber wissen Sie, wenn er nun auch nicht ein so prächtiger Kerl wäre, wie er es ist, so wäre das schließlich kein so einschneidendes Unglück

für uns, wie wenn eines Ihrer Staatsoberhäupter drüben sich als untauglich erweist; denn unsre Präsidenten verschwinden ohnehin nach ein paar Jahren von der Bühne, wir brauchen das nur ruhig abzuwarten, wenn wir unzufrieden sind. Bei uns kommen die Dinge von selbst wieder ins Geleise, ohne daß Katastrophen und tragische Figuren dabei zu entstehen brauchen."

„O Mama," sagte nun Baby mit glänzenden, schauensfrohen Augen, „es ist hier doch alles zu merkwürdig! Denk dir, Mr. Vansittart hat mir vorhin Japaner vorgestellt, die in Amerika studieren — Leute, die ich bisher nur auf Vasen gemalt gesehen hatte! Aber die größte Überraschung sind doch die Indianer! schau nur dorthin in die Ecke, da stehen sie leibhaftig und richtig, als kämen sie aus dem Lederstrumpf oder vielleicht von Buffalo Bill!"

Und wirklich standen dort drei echte Indianerhäuptlinge mit Muschelketten, kunstvoll gestickten Mokassins, Köchern und Pfeilen und im kriegerischen Federputz. Große Gestalten waren es, größer noch erscheinend durch die hohen Kopfzierden; einst in fernen Gebirgen dem Aare geraubt, überragten nun diese kühn geschweiften Federn all die funkelnden Diamantdiademe in diesem Festsaal. Düstere Gesichter hatten die drei Gesellen, düster durch die dunkelkupfrige Hautfarbe, die stechenden Augen, das schwarze, struppige Haar, düster auch durch den finster verbissenen Ausdruck von Leuten, die gewahren, daß ihr Tag endgültig vorüber ist, ohne daß sie wüßten, warum es sein mußte. Schweigend starrten sie auf die vielen, vielen Männer, die schon die Säle füllten, während immer noch neue kamen und vorüberzogen an dem „großen Vater," der waffenlos dastand und doch so mächtig war, daß die ganze Welt sich vor ihm neigte. Zum Staunen war es, zu welcher Zahl sein bleiches Volk herangewachsen war! Die Ältesten ihres Stammes hatten es ihnen ja noch, um die Feuer sitzend, erzählt, wie wenige dieser seltsam weißen Fremdlinge es erst gegeben, wie erbärmlich es ihnen anfänglich ergangen, wie sie dann mühsam immer weiter westwärts vorgedrungen seien. Heute aber gehörte ihnen alles, von Ozean zu Ozean das ganze Land und die Wälder auf dem Lande und die Metalle und brennenden Öle in seinen dunklen Tiefen; die ganze Erde hielten sie mit ihren kettenähnlichen Schienenwegen gefangen, sie befuhren auf ihren fauchenden Schiffen die großen stillen Seen, und die freien Flüsse und jauchzenden Wasserfälle mußten ihre schnaubenden dampfenden Werke treiben. Es war eine unverständliche Zeit, diese neue Zeit! und nichts blieb übrig, als sich vor ihr zu verbergen und die immer seltener werdenden Einöden aufzusuchen, den wilden Tieren gleich, die einst dort in Herden gehaust, wo heute große Städte standen, Tieren, die, nur noch in entlegenen Revieren vorkommend, nun als Merkwürdigkeiten gehegt wurden, nachdem die Epoche längst vorüber war, da man sich ihrer erwehren mußte. Wie solche Geschöpfe aus entschwindender Periode, kamen sich auch die Indianer selbst vor. Der Größte, Älteste unter ihnen hatte selbst noch gegen weiße Soldaten gekämpft; aber das war lange her, heute schoß niemand mehr auf Indianer — seltsame Überbleibsel vergangener Tage waren sie geworden, die man als Kuriositäten hegte und im Weißen Hause zu Washington neugierig anstarrte.

Denn die seltenen Gäste erregten nicht nur Babys Erstaunen. Eine Gruppe schöner junger Frauen umdrängte eben die fremdartigen finstern Gestalten. Da stand neben der brünetten Mrs. Benton Pleasure, die, in blau-grün flimmernde Flittergaze gekleidet, den Indianern wie eine schillernde Riesenlibelle erscheinen mochte, ihre soziale Rivalin, die goldblonde Mrs. Rise Daunt, die stets nur leuchtendes Gelb trug, weil ihre strahlende Art der Schönheit ihr die Pflicht auferlege, den Sonnenschein zu verkörpern. Durch Vermittlung eines Dolmetschers versuchten beide Damen, welch reizvolle Überraschungen der Flirt mit gefangenen Wilden vielleicht bieten könne, und Mrs. Rise Daunt, die in ihrem Salon auch auf exotische Elemente zu strahlen beliebte, sagte eben zu dem größten der indianischen Häuptlinge: „Versprechen Sie mir, daß Sie zu meiner musikalischen Matinée kommen werden, um die neue finnländische Sängerin zu hören."

„Ach! welch ein Anblick!" rief der dekadente Dichter, die von den Damen umringten Indianer erspähend; „da sind sie mal wieder am Werke, die ewig Verderblichen . . . . O, ihr armen Söhne der Wildnis! wie gerne würden die weißen Teufelinnen euch skalpieren und eure Haarbüschel als Trophäen am Gürtel tragen! . . . . aber welch eine Seite für mein Buch der ‚Mulier nefas aeternum' kann dies geben! . . . . ich muß den Eindruck festhalten!" Und rasch entschlossen zog er einen Bleistift aus der Tasche, schob die linke Manschette vor und kritzelte eifrig Notizen darauf.

Der kleine Prinz Pogarell hatte während dem die Indianer mit sichtlicher Sympathie gemustert. „Muß den alten Herrschaften alles recht kurios vorkommen," meinte er, „beinah so kurios wie mir — stehe in zweiter Abteilung des Gotha — und muß hier vor Herrn und Frau Soundso vorbeidefilieren."

„Wenn's Ihnen ein Trost ist, Prinz," sagte Erich Brincken, Isa anblickend, „so möchte ich behaupten, daß wir hier doch nicht vor Herrn und Frau Roosevelt defilieren. Die sind nur Symbole von etwas viel, viel Größerem, vor dem seit Urzeiten die dahingehende Menschheit sich sehnsüchtig und entsagungsvoll neigt. Es ist die Zukunft. Und wenn wir Europäer auch nicht so sehr zur Vergangenheit gehören wie jene armen Indianer, so sind wir doch alt im Vergleich zu diesen neuen aufsteigenden Menschen: sie verkörpern den kommenden Tag — den Tag Anderer. Das ist ihre Stärke, und niemand erkennt das besser als dort Roosevelt selbst. Mit der Kraft schaffender Phantasie, die den ganz großen Staatsmännern eigen ist, sieht er im voraus das Bild einer von amerikanischem Geist vorwärts geleiteten Welt."

„Ja, ja," sagte Mallone, „gelegentlich überkommt wohl jeden von uns mal das unangenehme Gefühl, eigentlich schon längst zum alten Eisen zu gehören und es nur noch nicht selbst klar zu wissen. Aber glauben Sie mir, Brincken, auch der Tag der Amerikaner wird seinen Abend finden — und vielleicht sind es die kleinen gelben Männer, die Baby bisher nur auf Vasen gemalt gesehen hatte, die dann berufen sein werden, auf dem Herrscherthron zu stehen und die Verbeugungen der defilierenden Welt entgegenzunehmen."

(Schluß im nächsten Heft.)

Der Zug nach Bronzell.

1850.

Jugenderinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois[1]).

In meinen früher veröffentlichten „Erinnerungen aus den drei Hauptquartieren“ (der russischen Armee in Polen 1863—1865, der II. schlesischen Armee im Feldzuge 1866 und der obersten Heeresleitung 1870/71) war mir infolge meiner damaligen Dienststellungen die Gelegenheit geboten worden, „Beiträge“ für die Geschichte der betreffenden Ereignisse zu liefern. Auf einem andern Boden fußen die hier vorliegenden Erinnerungen an den „Zug nach Bronzell“. Diesen steht kein Einblick aus jener Zeit in die inneren Verhältnisse der großen Begebenheiten zur Seite; sie enthalten nur die Eindrücke und Empfindungen eines jungen Offiziers, wie sie in jener unglücklichen Periode unsrer vaterländischen Geschichte innerhalb seiner Kreise Platz gegriffen hatten — unsre Stellung zu den Regierungsmaßregeln, die wir in ihrem

[1]) Dieser Beitrag unsres verehrten Mitarbeiters führt uns in seine Jünglings- und Leutnantszeit zurück; eine ruhmvolle Laufbahn, bis zu der hohen Stellung eines Kriegsministers, hat er seitdem durchmessen und in den Jahren des otium cum dignitate jene „Erinnerungen“ verfaßt, die fast ausnahmslos in unsrer Zeitschrift erschienen sind: Ihr erstes Heft (Oktober 1874) brachte den „Zug nach Sedan“, glorreichen Andenkens, dem hier nun, gleichsam als Gegenpol, „Der Zug nach Bronzell“ folgt, diese für die preußischen Waffen nicht eben glänzende Begebenheit, die aber dennoch das Vorspiel ihrer künftigen Triumphe war. Die liebenswürdigen, ganz von der Frische der Jugend erfüllten Schilderungen, beruhen auf Briefen, die der Verfasser, damals ein Achtzehnjähriger, seinen Eltern schrieb, während, wie wir wissen, die Briefe in den „Erinnerungen aus drei Hauptquartieren“ an die Gemahlin gerichtet waren, mit der vereint er jetzt, am 27. September, auf eine fünfzigjährige Ehe zurückblickt. Die „Deutsche Rundschau“, die Sr. Exzellenz dem Herrn General Dr. von Verdy du Vernois sich in unauslöschlicher Dankbarkeit verbunden fühlt, darf aus diesem Grunde wohl der Zahl der Gratulanten sich anschließen, die dem verehrungswürdigen Paare zum Tage der goldenen Hochzeit die herzlichsten Glückwünsche darbringen. Die Redaktion.

Zusammenhange nicht zu übersehen vermochten — den Gegensatz, wie es oben zugeht und wie es unten angesehen wird!

Um in bezug auf die Anschauungen der politischen wie militärischen Lage die Gegensätze würdigen zu können, habe ich den einzelnen Perioden der persönlichen Erinnerungen kurze Übersichten der tatsächlichen Vorgänge folgen lassen, wie sie heutigen Tages durch die geschichtliche Forschung klargestellt sind. Hierbei bin ich vorzugsweise den Angaben Heinrich v. Sybels in seinem Werke „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." gefolgt[1]).

I. Eintritt in die Armee.

Im März 1850 war das Offiziersexamen, welches die Selektaner des Kadettenkorps abzulegen hatten, glücklich überstanden. Zum letzten Male durchschritten wir die Pforten des inzwischen auch dem Untergange verfallenen alten Gebäudes in der Neuen Friedrichstraße Nr. 13, in dem wir gehaust hatten, um nun, von übersprudelnden Hoffnungen erfüllt, in die Welt zu treten.

Das Ergebnis des Examens wartete ich bei meinen in Berlin wohnenden Eltern ab. Es stellte sich zunächst in der Gestalt des „Reifezeugnisses zum Offizier" ein, erreichte jedoch in seinem Gesamtresultat nur das mich nicht befriedigende Prädikat: „Gut". Die Zuteilung an ein Regiment stand noch aus. Je näher der Termin heranrückte, desto größer ward die Ungeduld, zu erfahren, wohin man vom Schicksal geschleudert werden würde. Mein Wunsch war auf die Alexandriner gerichtet gewesen, aber die Hoffnung, dahin zu gelangen, bei der großen Zahl meiner Kameraden, die sich ebenfalls für das Regiment gemeldet und durch Beziehungen ihrer Väter zu demselben die Vorhand hatten, gänzlich aussichtslos.

Erlaubtermaßen wurde nach Eingang des Zeugnisses sofort der Offiziersdegen angelegt, unvorschriftsmäßigerweise, aber allgemein gebräuchlich, nun auch der schwarze Offizierüberrock bereits getragen, jedoch statt mit Epaulettehalter mit den weißen Achselklappen des Berliner Kadettenkorps. Daß in dieser Tracht, welche die im Werden begriffene neue und hohe Würde erkennen ließ, bei sämtlichen bekannten Familien sogleich mit erklärlich gehobenem Selbstbewußtsein Besuche gemacht wurden, dürfte jedem als selbstverständlich erscheinen.

Endlich, am letzten Apriltage, ging auch die sehnlichst erwartete Ernennung zum Offizier ein. Die durch das Kommando des Kadettenkorps erfolgte Mitteilung erhielt den Vermerk, mich „angesichts dieses als Sekondeleutnant beim 14. Infanterieregiment zu melden". So war denn der glückliche Augenblick, auf den die brennende Sehnsucht sich seit einer Reihe von Jahren gerichtet

[1]) München und Leipzig. Druck und Verlag von Oldenbourg.

hatte, wirklich erschienen! Groß war der Jubel — und dies um so mehr, als infolge der durch die Ereignisse des Jahres 1848 hervorgerufenen Wirren der Stab und zwei Bataillone des Regiments zur Zeit in Berlin standen. Keine schönere Garnison vermochte ich mir zu wünschen, vor allem, weil in ihr zunächst die engen Beziehungen zum Elternhause erhalten bleiben konnten.

Die Equipierung war bereits vorsorglich vorbereitet; es bedurfte nur noch der Anschaffung der Epauletts, da man vorher nicht erfuhr, in welchem Regiment man die neue Heimat finden würde. Glücklicherweise hatte mein Hoflieferant ein Paar bereits in seinem Vorrat — weißes Feld mit der 14 —, und so war ich in der Lage, noch an demselben Vormittag, als ich die Ordre empfing, mich auf den Weg zu machen, um meine Meldungen abzustatten.

Der hoffnungsvoll angetretene Adlerflug in die neuen Regionen sollte aber einen eigenartigen Ausgang nehmen!

Zunächst eilte ich zur Kommandantur, um festzustellen, wer Kommandeur des Regiments sei und wo er wohne. Ich erfuhr dort, daß der Oberst Bahr heiße und daß er in einem Eckhause der Dorotheenstraße hinter dem Kastanienwäldchen residiere.

In beschleunigtem Schritt erreichte ich das Haus, und mit hastigen Sprüngen ging es die drei Treppen hinauf — ich konnte den gewichtigen Augenblick, in dem ich nun tatsächlich dem Regiment angehören sollte, nicht schnell genug herbeiführen — atemlos kam ich oben an. Der Herr Oberst war zu Hause und empfing mich in einem kleinen Zimmer, das durch die Rauchwolken seiner langen Pfeife von dichtem Qualm erfüllt war. Eine hohe, wuchtige Gestalt erhob sich vom Arbeitstisch und schien in der dunstigen Atmosphäre beinahe bis zur niedrigen Decke heranzuwachsen — es war der Kommandeur, der dicht an mich herantrat. Ich sah zu einem rundlichen Gesicht empor, auf dem eine ziemlich verwilderte, dunkle Perücke thronte, und das eine Abart von Schnurrbart zierte, welcher, mit den Nasenflügeln abschneidend, der Mode vergangener Jahrzehnte huldigte. Zwei kleine, stechende, schwarze Augen hefteten sich auf mich, und eine belegte Stimme ließ die Worte vernehmen:

„Was wollen Sie?“

Ich hatte mir diese erste dienstliche Meldung natürlich gründlich einstudiert, und glatt flossen die Worte heraus:

„Sekondeleutnant v. Verdy meldet sich ganz gehorsamst durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 27. April“ usw. usw.

Nun erhoffte ich eine freundliche Begrüßung — aber es kam anders!

Die kleinen Augen des Kommandeurs öffneten sich, sie wurden größer, immer größer, die ganze Physiognomie wandelte sich zu einem Ausdruck der Verwunderung um, und die Frage klang an mein Ohr:

„Was erzählen Sie mir da?“

Ich glaubte, zu leise gesprochen zu haben und wiederholte daher mit erhobener Stimme:

„Sekondeleutnant v. Verdy meldet sich“ usw. usw., worauf ich zu hören bekam:

„Sie brauchen nicht so zu brüllen. Ich bin nicht taub. Aber ich werde noch immer nicht daraus klug, was Sie mir da erzählen."

Natürlich ärgerte ich mich darüber, denn meine Meldung war ganz korrekt — mein Vater hatte sie mir ein paarmal überhört —, aber ich ließ es mir nicht merken, sondern entschloß mich, auf eine gemütliche Art die Situation zu erklären und sagte:

„Herr Oberst, ich war nämlich bisher im Kadettenkorps, mein Name ist v. Verdy und bin nun nach bestandenem Offiziersexamen als Sekondeleutnant durch Allerhöchste Kabinettsorder vom —"

Da wurde ich von dem alten Herrn unterbrochen:

„Vom 27. April," sagte er, „das haben Sie mir ja schon dreimal erzählt. Daß Sie v. Verdy heißen, glaube ich Ihnen, ebenso daß Sie zum Sekondeleutnant ernannt sind, jedoch daß Sie dem 14. Regiment zugeteilt wären, das glaube ich doch erst, wenn ich davon offiziell benachrichtigt werde. Aber bis jetzt habe ich die Benachrichtigung noch nicht bekommen — ich kenne Sie als 14er also gar nicht. Gehen Sie ruhig nach Hause; wenn ich etwas von Ihnen höre — aber offiziell — verstehen Sie mich? — dann werde ich Sie rufen lassen — Guten Morgen! —"

Da gab es nichts zu erwidern! Ich machte also vorschriftsmäßig kehrt und segelte ab. Natürlich ließ ich die Ohren hängen und ging recht bedrückt die Treppe hinunter. Plötzlich hörte ich noch einmal die Stimme meines Obersten vom Treppenflur oben herab erschallen:

„He! Sie da!"

Und als ich emporblickte, sah ich, wie er sich über das Geländer herabbeugte, und vernahm die Worte:

„Gehen Sie gleich auf das Regimentsbureau, hier nebenan, und lassen Sie Ihre Wohnung notieren, damit, wenn ich etwas höre, ich Sie einfangen kann."

Ich begab mich daher in das Bureau und stellte mich dem dort befindlichen Regimentsadjutanten, Premierleutnant v. Valentini[1]), vor. Dieser wenigstens schenkte meiner Meldung vollen Glauben; ich erzählte ihm dann meine Begegnung mit dem Kommandeur. Der sehr ernste Valentini lächelte und beruhigte mich mit den Worten:

„Sie müssen dem Oberst einen guten Eindruck gemacht haben, sonst wäre er nicht so nett zu Ihnen gewesen."

„Na, ich danke," dachte ich, „*der* Empfang! Und *das* noch nett! Schöne Aussichten für die Zukunft."

So also war mein Debut zum Eintritt in die Armee verlaufen. Die Betrübnis hielt zum Glück nicht lange vor; es vergingen keine vierundzwanzig Stunden, da erschien schon eine Ordonnanz vom Regiment, dem inzwischen auf dem Instanzenweg meine Ernennung zur Kenntnis gelangt war, und „fing mich wieder ein", um den Ausdruck des Obersten zu gebrauchen.

Damit aber aus dieser Begegnung keine falschen Schlüsse über den Charakter des so ehrenwerten Herrn gezogen werden, will ich gleich noch einige Notizen

[1]) Späterhin Schwiegersohn des Oberst Bahr, zuletzt General.

über ihn hinzufügen. Ursprünglich Theologe, hatte er als ein junger Predigtamtskandidat bereits auf der Kanzel gestanden, als auf des Königs Ruf 1813 unser Volk zu den Waffen griff. Voller Begeisterung reihte sich auch Bahr den Scharen ein, welche das Vaterland aus tiefem Fall wieder zum alten Glanze erhoben. Als freiwilliger Jäger beim Kolbergschen Regiment eingetreten, erwarb er sich während der Feldzüge das Offizierspatent und das Eiserne Kreuz. Nach Beendigung des Krieges blieb er der Fahne treu und hatte, allmählich aufsteigend, in bereits vorgeschrittenem Alter vor kurzem erst die Stellung als Regimentskommandeur erhalten. Seine angenommenen, schroff erscheinenden Formen konnten sein warmfühlendes Herz nicht verdecken; überall brach es durch, seinen Untergebenen war er ein liebevoller Vorgesetzter, so recht ein Vater des Regiments — von uns allen hochgeehrt und geschätzt. Leider habe ich nur zwei Jahre das Glück gehabt, ihn an unsrer Spitze zu sehen, dann nahm er den Abschied als Generalmajor und starb wenige Jahre darauf. Friede seiner Asche!

Das Leben im Regiment gestaltete sich für mich nach jeder Richtung hin zu einem sehr glücklichen. Da unser Aufenthalt in Berlin doch nur ein vorübergehender sein konnte, trug es einen kampagnemäßigen Zuschnitt. Unsre meist schon ziemlich alten Hauptleute verkehrten kameradschaftlich mit uns; von den jüngeren Herren hatten einige in den beiden vorausgegangenen wirren Jahren schon mannigfache wertvolle Erfahrungen geschöpft, die sie auf den Ernst der Zeiten, in der so vieles aus den Fugen gegangen war, und auf die Notwendigkeit eines treuen Zusammenhaltens hinwies. Einzelne von ihnen waren Teilnehmer kriegerischer Begebenheiten gewesen, darunter auch einige, die früher im Reserveverhältnis gestanden und vor kurzem erst zum stehenden Heere übergetreten waren. Manches Lehrhafte aus den Kämpfen im Posenschen, in Schleswig und in Baden konnten wir von diesen Kameraden erfahren.

Unser Mittagessen nahmen wir gemeinschaftlich in Töpfers Hotel auf dem Karlsplatze ein. Der Abend führte uns meist in das Krollsche Lokal, wo kleine Opern und Operetten in vortrefflicher Aufführung Genuß boten, der sich dadurch erhöhte, daß sie in der jetzt eintretenden heißen Jahreszeit im Freien stattfanden, so daß man auch körperlich nach des Tages Hitze eine Erfrischung empfing. Mehrere musikalische Talente, die sich in unserm kleinen Kreise vorfanden, erhielten dadurch Anregung, in anderweitigen Zusammenkünften sich weiter zu entwickeln. Nie habe ich den günstigen Einfluß der Musik auf eine Läuterung im Innern der Menschen und in ihrem gesamten moralischen Wert so sehr empfunden als in jener Jugendzeit, da wir, mit unsern „Buden" abwechselnd, in andachtsvoller Begeisterung gemeinschaftlich berühmte Volks- und ewig jugendfrische Burschenlieder sangen. Mag da auch mancher falsche Ton mit unterlaufen sein, in unserm Zusammensein brachten diese Abende jedenfalls eine Übereinstimmung hervor, die auch weit über sie hinaus vorhielt.

Wurde eine der damals bestehenden drei Offizierswachen — Schloß-, Hauptwache und am Brandenburger Tor — von uns besetzt, so bildete sie das Rendez-vous der Kameraden, wobei in der Beköstigung die größte Einfach-

heit vorherrschte. Kalter Aufschnitt, Käse, Butter und Brot nebst Bier oder im Winter ein Glas Grog genügten vollauf; wer rauchen wollte, konnte sich seine Zigarren selbst mitbringen. Selten wurde Hasard gespielt, meist nur, wenn Kadettenbekannte andrer Regimenter, unter denen sich einige Jeuratten befanden, zum Besuch kamen; niemals handelte es sich dabei jedoch um hohe Beträge.

Meine erste Wache, der ich vorstand, fiel mir im Schlosse zu; sie erfolgte unter etwas eigentümlichen Umständen. Es war dies nämlich gerade zu einem Zeitpunkt, als ein besonderer Anlaß zahlreiche deutsche Fürsten nach Berlin geführt hatte und ihnen zu Ehren eine große Parade angesetzt worden war, bei der die Truppen so stark als möglich erscheinen sollten. Infolgedessen blieben für die Zusammensetzung der Wache nur diejenigen Mannschaften übrig, welche sonst im Frontdienst keine Verwendung fanden oder in demselben den Parademarsch zu verderben drohten. So bildeten das hauptsächlichste Element meiner über hundert Mann starken Schar die hier in Berlin vereinigten Ökonomiehandwerker des Regiments, denen sich einige in der Ausbildung zurückgebliebene Leute und sogar ein paar angeblich Revierkranke anschlossen. Bei dem regen Verkehr der Fürstlichkeiten und der Generalität im Schloßhofe standen wir den ersten Nachmittag, sowie am andern Tage, abgesehen von den Stunden, in welche die Parade fiel, fast ununterbrochen unterm Gewehr. Abgelöst wurden wir überdies, da die militärische Schaustellung sehr lange währte, erst nach 5 Uhr nachmittags. Ich bin an diesem Tage beinahe umgekommen vor Aufregung und Ärger — denn es war ein Ding der Unmöglichkeit, mit solchem auserwählten Personal auch nur eine Idee von Richtung herzustellen. Und als ich das Präsentieren zum Einüben eines wenigstens einigermaßen gleichmäßigen Ruckes durchmachen ließ, entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß, den Bestimmungen des Exerzierreglements zum Hohn, einige Leute beim präsentierten Gewehr — den Hahn des Schlosses nach außen, also nach der einer normalen Haltung entgegengesetzten Seite gedreht hatten. Wohl waren diese Unglücksraben zu entschuldigen — den Griff hatten sie, wie es sich nun herausstellte, noch nie erlernt!

Zum Glück bereitete mir eine weitere Obliegenheit, die dem wachthabenden Offizier zufiel, einige Abkühlung. Zweimal nämlich — so lautete die Vorschrift — mußte derselbe des Nachts mit einem Unteroffizier und zwei Mann die in den Korridoren aufgestellten Posten revidieren und außerdem oben auf dem Dache längs der Ballustrade die ganze Ausdehnung des Schlosses absuchen, ob sich dort nichts Verdächtiges vorfände; das eine Mal vor, das andre Mal nach Mitternacht. Dadurch genoß man wenigstens frische Luft, in der man sich erholen konnte, und war in Summa doch fast zwei Stunden von dem unmittelbaren Kommando über dieses Stiefkind der bewaffneten Macht entbunden. Übrigens ging damals das Gerücht, „die weiße Dame" triebe wieder ihr gespenstisches Wesen im Schloß. Leider bekam ich sie nicht zu sehen, obwohl ich mich oben bei meiner Dachpromenade bemühte, sie anzulocken, indem ich einige Arien von Boildieus „Weißer Dame" im Vollgefühle meiner dortigen Freiheit vor mich hersummte, so gut ich dies vermochte. — Aber vergebens!

Da ein sehr solider Ton im Offizierkorps herrschte, Veranlassung zu Liebesmahlen sich nur höchst selten einstellte, kamen wir mit unsern staatlichen Geldbezügen gut aus. Übrigens blieben wir dabei nicht auf die etatmäßige Gage von monatlich 17 Talern 22 und einen halben Silbergroschen beschränkt, sondern verfügten außer dem Wohnungsgeld noch über Tischgelder und eine für unsern Berliner Aufenthalt ausgeworfene besondere Zulage, so daß unsre dienstlichen Einnahmen sich auf etwas über 30 Taler beliefen. Damit fühlten wir uns als ganz wohlhabende Leute, manche vermochten sogar ohne Unterstützung von Hause zu leben. In besonders günstiger Lage befanden sich die zum Teil als Landwehrkompagnieführer nach auswärts kommandierten Premierleutnants, die außer den sonstigen Kompetenzen noch eine Zulage von 25 Talern bezogen, so daß sie uns als die reinen „Nabobs" erschienen. Einer dieser Herren, der bereits ein höheres Alter erreicht hatte, da er sehr spät erst eingetreten war, kam in diesen Tagen zu unserm Bataillon zurück. Er stand im Ruf, ein außergewöhnliches Finanzgenie zu sein; nun aber hatte er fast Unglaubliches geleistet, denn er hatte es fertig gebracht, aus seinen dienstlichen Ersparnissen sein „väterliches Gut" — eine Parzelle im blauen Ländchen in Hinterpommern — schuldenfrei zu machen und dem kleinen Herrenhäuschen statt des alten Strohdaches ein Ziegeldach aufzusetzen! Dort hat er sich dann, da er als Hauptmann den Abschied nahm, niedergelassen. Der kleine Besitz reichte für den ehrenwerten Mann aus, sich ein äußerst glückliches Familienheim zu gründen, in dem er zu unsrer aller großen Freude einen angenehmen Lebensabend genoß. Das stets mit seinem Rat bereite „Onkelchen" — so durften wir ihn nennen —, das uns immer zur Solidität und zur strengen Pflichterfüllung in rührender Art und Weise anspornte, war für uns junge Leute eine Perle. Es ist stets von hohem Wert, im Regiment eine derartige Persönlichkeit zu besitzen, die sich aus sich selbst heraus der Aufgabe hingibt, mit dem Nachwuchs zu leben und erzieherisch auf ihn einzuwirken. Allerdings gehört dazu die Einsicht bei diesem Nachwuchs, daß er noch in manchen Beziehungen erziehungsbedürftig sei, und daß er anderseits volles Vertrauen zu seinem Mentor besitzt. Beides war hier der Fall. Dabei verstand es unser praktisches Onkelchen — in dankbarer Erinnerung sei übrigens hier sein Name nicht verschwiegen: er hieß v. Witken — bei jeder Gelegenheit, wo es angezeigt war, einen gemütlichen Ton zu treffen. So auch eines Tages, als er bei meinen Eltern Abendbrot aß und meine gute Mutter ihn zum Zulangen animierte mit den Worten: „Nun aber tun Sie auch, als ob Sie zu Hause wären" — da lautete seine Antwort: „Meine gnädige Frau, wo es etwas Gutes zu essen und zu trinken gibt, bin ich stets zu Hause!"

Im übrigen waren damals die dienstlichen Verhältnisse nicht sehr anstrengend. Ich war der 8. Kompagnie überwiesen worden, die Hauptmann v. d. Osten I, ebenfalls ein bereits älterer Herr, kommandierte; einen gütigeren, teilnehmenderen Kompagniechef konnte man sich nicht denken; für jeden Mann, der seinem Befehl unterstand, von uns Offizieren angefangen, hatte er das lebhafteste Interesse und betätigte dies in freundlichster Weise; dabei war er in allen dienstlichen wie außerdienstlichen Angelegenheiten die personifizierte

Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit. Auch der Bataillonskommandeur, Major v. Schanderhasy, der Vater eines mir befreundeten Kadettenkameraden, erwies sich als eine durch und durch wohlwollende Natur. Es ist eine sehr erfreuliche Gewißheit, solche Vorgesetzte zu haben, auf die man sich verlassen kann, auch daß sie jeden Augenblick bereit sind, für ihre Untergebenen einzutreten. Zu ihnen blickt man in Verehrung und mit Vertrauen hinauf. Dies Glück ward mir bei meinem Eintreten beschieden und verfehlte seine Einwirkung nicht, die eigene Haltung zu stärken und die erwachende Leistungsfähigkeit noch mehr zu beleben, als jugendliche Strebsamkeit sie schon zu entwickeln suchte. Indes die Naturen der Menschen sind verschieden! Und so bin ich in meinem weiteren Dienstleben doch auch manchmal auf Persönlichkeiten gestoßen, die gewiß das Beste redlich im Auge hatten, aber durch die Art, ihre Obliegenheiten zu erfüllen, die Freudigkeit am Dienst bei den Untergebenen wesentlich beeinträchtigten. Frühzeitig habe ich — von der guten Behandlung, die ich bei meinem Eintritt in die Armee genoß, ausgehend — erkannt, daß eine der Hauptaufgaben des Vorgesetzten bleibt, bei seinen Untergebenen die Lust und Liebe zum Dienst zu erhalten und zu fördern.

Unser Bataillon lag damals in Alarmquartieren, in Häusern der Karlstraße, die gänzlich von den Bewohnern geräumt waren; meine Kompagnie an der Ecke der Albrechtstraße; das lange Exerziergebäude des 2. Garderegiments zu Fuß, sowie dessen Kasernenhof standen uns zur Verfügung, und da mir mein Vater in der Schumannstraße eine Wohnung besorgt hatte, war die Lage für mich eine sehr bequeme, umsomehr, als Einzelexerzieren, Instruktion und eine endlose Zahl von Appells unsre wesentlichste dienstliche Beschäftigung bildeten. Felddienst, Schießen, Bataillons- und Regimentsexerzieren nahmen uns verhältnismäßig weniger in Anspruch. Trotzdem ernteten wir bei den Besichtigungen des Bataillons und des Regiments die vollste Anerkennung von unserm Divisionskommandeur, dem Fürsten Wilhelm Radziwill, wie vom Oberkommandierenden, dem alten Wrangel. Dieser äußerte sogar, als unser Bataillon über den ganzen Exerzierplatz an der „einsamen Pappel" avanciert war, in seiner Kritik: „So en scheenes Avancieren habe ick in meinem Leben noch nich jesehen. Meene Herrn! Det zeigt die Grundlage von die Ausbildung! Aber det verstehen die mesten nich, un so hat wohl auch nich jeder det scheene Avancieren hier bemerkt." Und dann fügte er, sich zu einem der anwesenden Generale wendend, hinzu: „Nich wahr, Herr General, Sie och nich?" —

Von den damaligen eigenartigen Exerzierformen steht mir noch immer das Durchziehen des im zweiten Treffen befindlichen Bataillons in Linie durch das ebenfalls in Linie entwickelte Bataillon des ersten Treffens vor Augen, was nur dadurch zu ermöglichen war, daß in beiden Bataillonen sich die geraden Rotten hinter die ungeraden setzten und daß sich die so gebildeten kleinen Reihen der zweiten Linie durch die sich eröffnenden Lücken der vorderen durchquetschten, worauf dann beiderseits durch Aufmarsch die Linien wieder hergestellt wurden. Dieses unglaublich komplizierte Manöver glückte manchmal, manchmal aber auch nicht. Im letzteren Falle ertönte Oberst Bahrs mächtige

Stimme: „Die Herren Offiziere," und dann bekamen wir jungen Offiziere, die wir hinter den Zügen schlossen, zu hören, daß wir an diesem „Brei" schuld wären, wir hätten es in der Hand, die Reihen auf das richtige Loch zu dirigieren, aber „die Herren glauben immer, ich nähme sie nur mit heraus, um hinter der Front den Disteln die Köpfe abzuschlagen!"

Eine andre Bestimmung machte sich bei Felddienstübungen und Manövern geltend: Jeder Angriff mußte dreimal erfolgen, ehe derselbe als gelungen zu betrachten war. Da steht mir aus späterer Zeit ein Königsmanöver in der Umgegend von Stettin vor Augen. Unser Bataillon operierte auf dem äußersten linken Flügel der zum Angriff schreitenden Partei. Vor uns befand sich eine kleine Anhöhe, die sollten wir nehmen. Zum Unglück zog sich vor der Front ein nicht unbeträchtlicher Hohlweg vorbei. Über diesen führte unser dreimaliger Angriff bis unweit der Kuppe, und bei dem zweimaligen Rückzug mußten wir ihn wiederum durchklettern, so daß die Bataillonskolonne mit Schützen in den Intervallen unmöglich die Ordnung aufrechterhalten konnte. Wie wir nun beim dritten Anlauf als ein wirrer Klumpen endlich den Höhenzug im Schweiße unsres Angesichts siegreich erstiegen hatten — da war weit und breit kein Feind zu erblicken! Der hatte den Hügel überhaupt nicht besetzt gehabt, nur eine kleine Patrouille war anfangs dort gewesen. Zum Glück befand sich kein höherer Vorgesetzter in der Nähe, der unser verunglücktes Festhalten an einer Bestimmung hätte bemerken können.

In diesem meinem ersten Dienstjahre (1850) rückten wir bereits im August frühzeitig zum Manöver aus. Dasselbe erstreckte sich in der Richtung auf Brandenburg. Es war für mich die Poesie des militärischen Friedenslebens, die Zeit, auf die man sich als Kadett am meisten freute. Wie oft hatte ich im Korps bedauert, niemals eine größere Übung gesehen zu haben. Jetzt erfüllte sich der Wunsch, und alles wurde herrlich gefunden. Wir mochten noch so mühsam den aufgewühlten Boden durchstampfen, bis auf die Haut naß werden in den nächtlichen Biwaks, von Hitze und Durst noch so sehr gequält sein, — es war doch herrlich — über alle Begriffe herrlich! Der brandenburgische Sand und seine dunklen Kiefernwaldungen erhielten durch die Masse der sich in ihnen bewegenden Truppen ein wunderbar belebtes Aussehen. In seinem Staube wie in den mächtigen Pulverdampfwolken verschwanden zeitweise die Bataillone, die Reitergeschwader und die Batterien, um plötzlich auf etwas festerem Boden sich in den verschiedenen Schattierungen in geordnetem Zustande aus einem anscheinenden Chaos zu entwirren. Und wenn dann alles in so prächtiger Haltung, wohlgerichtet, unter Trommelschlag vorging und schließlich die Musik einfiel, dann die Küraſſiere in ihren glänzenden Küraſſen und Helmen im Galopp vorbeistürmten und der Donner der Kanonen immer heftiger erschallte, dann fühlte sich der junge Leutnant vor seinem Zuge in gehobenster Stimmung, er konnte ordentlich wütend werden auf seinen Gegner da drüben, als ob dieser ein wirklicher Feind wäre! Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Die haben wir ja alle noch reichlich kennen gelernt! — Mit der Zeit ist auch bei den Manövern die jugendliche Begeisterung gedämpft worden, aber die Freude an denselben — als dem anregendsten

und belehrendsten Mittel für die kriegerische Ausbildung — ist mir, solange ich im Dienst geblieben bin, nie entschwunden, die hat bis zuletzt vorgehalten.

Unter den vielen Vorteilen dieser großen Übungen möchte ich hier noch einen hervorheben, der mir, wohl nicht von Anfang an, doch allmählich erkennbar wurde. Es ist dies die wenn auch nur flüchtige Berührung mit verschiedenen Schichten der menschlichen Gesellschaft, die den Gesichtskreis erweitert. Man muß sich nur darum kümmern und seine Beobachtungen anstellen. Es läßt sich nicht bloß der Reiz der Abwechslung daraus schöpfen, wenn man heute beim Bauern, morgen beim Landpfarrer oder dem feudalen Gutsbesitzer im Quartier liegt oder in der Stadt in einem Bürgerhause seinen Ruhetag genießt; man kann auch gar manches dabei erfahren, manches Vorurteil abstreifen und dies oder jenes von einem andern Standpunkt aus ansehen lernen, als es bis dahin geschah.

Von hervorragenderen Momenten ist mir aus jenem ersten Manöver wenig in Erinnerung geblieben; nur daß wir am letzten Tage das seltsame Pfeifen von ein paar Kugeln zu hören bekamen, auch eine leichte Verwundung stattfand. Die Täter zu ermitteln gelang nicht, daher mußten ein paar Züge unsrer Gegner, von denen her nur die Schüsse gefallen sein konnten, auf dem Manöverfelde verbleiben und ohne Holz und Stroh biwakieren.

Vom Manöver nach Berlin zurückgekehrt, kamen sehr bald die Rekruten, polnischer Ersatz, wie wir ihn durchgehends besaßen; außerdem hatte das Regiment eine sehr große Zahl Einjährig-Freiwilliger erhalten, die wohl aus dem Grunde zu uns gekommen waren, daß ihnen die Dienstzeit in Berlin bei einem Linienregiment nicht so teuer zu stehen kam wie bei einem der Garderegimenter. Mir wurde die Ausbildung einer Rekrutenabteilung in Aussicht gestellt, aber nur allmählich gelangte ich dazu. Als ich am ersten Tage den Exerzierschuppen betrat, sagte mir mein Hauptmann: „Jetzt gehen Sie mal für die erste Woche dorthin, wo der Sergeant Caspary seine Rekruten vorhat, und sehen Sie zu, wie der das anstellt, der versteht seine Sache. Achten Sie darauf, wie er kommandiert, wie er die Griffe und den Marsch vormacht und wie er die Haltung der Leute korrigiert." Und so ging ich denn zum rothaarigen Caspary mit den strengen Gesichtszügen und hörte und sah zu und lernte, wie man Rekruten drillt. Hierbei gewann ich bald dessen Zuneigung, er „gestattete" mir, wenn der Hauptmann nicht da war, sogar schon am zweiten Tage selbst zu korrigieren. Im übrigen hat er mir seine „wohlwollenden" Gesinnungen bis zu seinem Ende bewahrt; ich habe ihn noch späterhin öfter in seinem Zivilverhältnis als stattlichen und angesehenen Portier des Neuen Museums in Berlin begrüßen können.

Nach drei Tagen erhielt ich dann drei Mann zur weiteren selbständigen Ausbildung überwiesen, und acht Tage später, nach Besichtigung durch den Bataillonskommandeur und Vorinstruktion vor demselben, schließlich eine ganze Abteilung. Ich gab mir natürlich die größte Mühe und hoffte, eine recht gute Vorstellung zu erreichen. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Zu einer Vorstellung sollte es überhaupt nicht kommen.

* *

Seit den Ereignissen von 1848 hatten Beunruhigungen und Erregungen auf politischem Gebiet nicht aufgehört, die weitesten Schichten des Volkes in Mitleidenschaft zu ziehen. Es handelte sich um die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, um die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten und um einen Verfassungskonflikt in Kurhessen. Das hieraus entstandene Zerwürfnis Preußens mit Österreich und andern deutschen Staaten verschärfte sich allmählich in bedenklicher Weise.

Soweit ich mich zu besinnen vermag, beschäftigten uns junge Offiziere diese die Welt erfüllenden Dinge in den Einzelheiten ihres politischen Getriebes fast gar nicht. Um mit Sicherheit zu urteilen, fehlte es uns an Überblick und ausreichender Kenntnis, welchen Gang die diplomatischen Auseinandersetzungen nahmen, wohl ebenso, wie an dem erforderlichen Verständnis, denn dazu war die gesamte Lage viel zu verwickelt. Von ihrer jeden Augenblick wechselnden Gestaltung erfuhr man nichts Sicheres, doch war die Luft voll von einer Anzahl oft sich recht widersprechender Gerüchte, wie das immer der Fall ist, wenn im Treiben der Parteien oder in dem so vielen anhaftenden Bedürfnis des Kritisierens ohne hinlängliche Grundlage und hinlängliche Vorbildung Sonderinteressen die öffentliche Meinung zu beherrschen suchen und das meiste dazu beitragen, um die Anschauungen der Menge irrezuleiten. Glücklicherweise blieben wir davon verschont. Desto mehr trat bei uns in dieser Ungewißheit der alte konservative Sinn hervor, die Überzeugung, daß von oben herab schon alles Erforderliche besorgt werden würde und wir schließlich die Ausführung zu übernehmen hätten.

Von Wichtigkeit erschienen uns nur, im Anschluß an das in den letzten beiden Jahren Erlebte, das Niederschlagen jeder revolutionären Bewegung und die stets bei gespannten politischen Lagen hervortretende Frage, ob sie in einen Krieg hineintreiben würde. Selbstverständlich wünschten wir jungen Leute uns einen solchen, aber niemand von uns glaubte, daß es dazu kommen werde — wir dachten daher nur daran, uns unsre dienstfreie Zeit täglich so angenehm wie möglich zu machen.

II. Marsch an die hessische Grenze.

Im höchsten Grade überraschend kam uns daher am 6. Oktober 1850 der Befehl, uns zum sofortigen Abmarsch bereitzuhalten. Wenige Tage nachher, am 11. Oktober, sahen wir uns unter Zurücklassung der Rekruten, die Bataillone noch nicht 400 Mann stark, bereits in einem Eisenbahnzuge verladen in Bewegung, vorläufig nach Erfurt. Was eigentlich vorlag und wo wir von dort aus weiter hingeführt werden sollten, wußte keiner. Indes brach doch schon die Vermutung hervor, daß wir möglicherweise in Kurhessen einrücken könnten.

Den Anschauungen und Stimmungen in unsern Kreisen gegenüber sei hier in kurzen Zügen die politische Lage skizziert, wie sie sich tatsächlich gestaltet hatte und durch spätere Veröffentlichungen klargelegt worden ist.

Der alte deutsche Bundestag war im Jahre 1848 aufgelöst worden, worauf Preußen durch Bildung einer Union eine anderweitige Gestaltung im Zusammen-

hange der deutschen Staaten herbeizuführen gesucht hatte. Einzelne kleinere waren dafür gewonnen worden, doch erschien im Jahre 1850 diese Form bereits wesentlich erschüttert. Namentlich war dies der Fall durch die Stellungnahme Österreichs in Verbindung mit den größeren Staaten Deutschlands, die, bis eine allgemeine Einigung stattgefunden, noch die Autorität des rehabilitierten Bundestages anerkannten.

Tief einschneidende Gegensätze über die Stellung Preußens und Österreichs bei der Neuregelung des Bundesverhältnisses hatten zwischen diesen beiden Mächten eine nicht unbedenkliche Spannung erzeugt, die sich auch auf die übrigen deutschen Staaten übertrug. Die Grundlage blieb der Anspruch Preußens, als europäische Großmacht aus der ihm in Deutschland angewiesenen zweiten Stellung zu einer Gleichberechtigung mit Österreich zu gelangen. Dabei tauchten wiederum Differenzen in den Anschauungen über die schleswig-holsteinsche Frage auf, und als neue gesellte sich ein in Kurhessen seit einem Jahre sich abspielender Verfassungsstreit hinzu.

Letztere Angelegenheit schien diejenige zu werden, durch die der vorhandene Zündstoff am ersten zum Explodieren kommen konnte, wenngleich im Grunde genommen sie nur ein nebensächliches Moment in dem Kampf der beiden deutschen Vormächte bildete. Der Ausgangspunkt in Kassel war die durch Erklärung des Belagerungszustandes seitens des Ministers Hassenpflug erstrebte Erledigung des Konfliktes zwischen Regierung und Landesvertretung in bezug der Erhebungen von Steuern und sonstigen Einnahmen, die von ihm zu einem Verfassungsbruch benutzt worden war. Sämtliche Zivilbehörden verweigerten die Mitwirkung bei dem von der Regierung eingeschlagenen Verfahren, ohne Vorlage eines Budgets zu wirtschaften, und neun Zehntel der auf die Verfassung vereidigten Offiziere reichten ihren Abschied ein.

Der Kurfürst von Hessen hatte infolgedessen am 12. September seine Residenz verlassen und sich nach Frankfurt a. M. begeben, woselbst er den Bundestag zur Ausführung einer Bundesexekution in seinem Lande zu veranlassen suchte. Ein derartiges Verfahren konnte Preußen nicht zulassen, da nach seiner Ansicht der Bundestag überhaupt nicht mehr zu Recht bestand. Dazu trat der Umstand, daß alsdann die Exekutionstruppen auch die beiden Etappenstraßen beherrschten, deren Benutzung Preußen zur Verbindung seiner getrennten Provinzen durch Kurhessen garantiert waren. So erfolgte denn von Berlin aus der Vorschlag, die Herstellung der Ordnung durch schiedsrichterlichen Spruch zu bewirken, wobei gleichzeitig das Bedauern über die von der kurhessischen Regierung unterlassene Vorlage eines Budgets zum Ausdruck gebracht wurde. Innerlich war König Friedrich Wilhelm IV. mit diesem Vorschlage wohl nicht einverstanden, da er die Auflehnung der Beamten und Offiziere verurteilte und der Ansicht war, daß, wenn ein solches Verhalten verfassungsmäßig wäre, die Verfassung in Hessen allerdings einer gründlichen Revision zu unterziehen sei. Anderseits hatte ihn aber die von Österreich betriebene Anrufung des Bundestages durch den Kurfürsten, der noch der Union angehörte, tief gekränkt. „Er sah Preußens Ehre befleckt, wenn er nach allen Protesten sich dieser Institution jetzt beugte." (Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches. Teil I, S. 423.)

Indem man auf beiden Seiten auf dem eingenommenen Standpunkt beharrte, bereitete sich Bayern vor, dem Beschluß einer Bundesexekution Folge zu geben, und zog Truppen bei Aschaffenburg zusammen. Als dann eine weitere Verstärkung derselben angeordnet wurde, sah sich die preußische Regierung veranlaßt, Gegenmaßregeln zu treffen, und so wurden am 8. Oktober Befehle gegeben, nach denen 4000 Mann sich bei Erfurt zu versammeln hatten, ferner 10 000 bei Wetzlar und 3500 Mann bei Paderborn.

Diese Entwicklung der politischen Differenzen war es, die auch unser Regiment von Berlin zunächst nach Erfurt führte.

In den bisherigen Angaben habe ich mich auf mein Gedächtnis verlassen müssen; vom Ausmarsch aus Berlin an aber bin ich in der glücklicheren

Situation, die weiteren Mitteilungen auf eine festere Grundlage zu stützen. Es liegen nämlich mir alle meine in jener Zeit an meine Eltern geschriebenen Briefe vor, die diese in ihrer sorgfältigen Liebe getreulich aufbewahrt haben. Aus ihnen ergeben sich nicht nur die kleinen Ereignisse unsres täglichen Lebens, sondern es geht auch das allmählich erwachsende Empfinden für die Verhältnisse, das sich bei dem jungen Soldaten entwickelte, daraus hervor.

Hier der erste dieser Briefe:

Kantonierungsquartier Möbisburg an der Gera,
zwei Stunden hinter Erfurt, den 12. Oktober 1850, nachmittags 4 Uhr.

„Meine innig geliebten Eltern!

„Wenn ich auch nichts Besonderes melden kann, so will ich Euch doch benachrichtigen, wo ich ein Ende genommen habe, und erzählen, wie es mir bisher ergangen ist. Unsre Eisenbahnfahrt verlief bei der großen Zahl von beinahe 50 Wagen nur sehr langsam, so daß wir erst um 9 Uhr abends in Erfurt anlangten. Leider gingen uns bei der früh eintretenden Dunkelheit die letzten landschaftlichen Partien verloren. Doch bekamen wir von Naumburg bis Halle einen Begriff davon, der uns wohl mit Lust erfüllte, den Marsch lieber zu Fuß fortzusetzen. Bald fuhren wir mitten durch Berge und Felsen, bald durch grüne Ebenen, die auf das mannigfaltigste angebaut, von Flüssen und Bächen durchströmt, das Tal der Saale bilden, welchen Fluß wir nicht weniger als neunmal überschritten. Die ganze Gegend muß wohl zu den schönsten Deutschlands gerechnet werden. Auf beiden Seiten ziehen sich die Berge hin, an deren bald mehr bald weniger steilem Hange in malerischer Lage Städte und Dörfer, vereinzelt sogar einige Ruinen alter Burgen, abwechselnd die schönsten Bilder ergaben. Kurz und gut, es waren reizende Partien, deren Anblick mir unendliche Freude machte, aber beinahe sind sie noch übertroffen worden durch die Ansicht, die wir auf dem heutigen Marsche genossen. Doch meine Eisenbahnfahrt muß ich erst weiter erzählen.

„Ungeachtet der langen Zeit, die wir zur Fahrt gebrauchten, konnten wir nicht soviel davon erübrigen, daß wir an irgend einer Stelle etwas Warmes zu genießen erhielten. Mit eintretender Dunkelheit stockte die Unterhaltung, mit den übrigen Insassen des Coupés schlief auch ich ein, bis wir durch das laute Ausrufen einer Station und durch viele Bewegung auf deren Perron geweckt wurden. Wir glaubten in Weimar zu sein, kamen aber durch das Aussteigen der Mannschaften auf den richtigen Gedanken, daß wir unser Ziel — Erfurt — erreicht hatten.

„Im Bataillon geschlossen marschierten wir bei völliger Dunkelheit und strömendem Regen in die Stadt, von wo die Kompagnien in verschiedene Bezirke sich verteilten und daselbst die Quartierbilletts erhielten. Die Ausgabe derselben war aber ein recht schwieriges Unternehmen; Straßenlaternen waren nicht vorhanden, und die einzige Stalllaterne, die wir uns aus einer Wirtschaft geborgt hatten, und deren Licht uns das Lesen der Quartierbilletts ermöglichen sollte, löschten Sturm und Regen verschiedentliche Male aus. Dabei hatten wir in der Dunkelheit eine unglückliche Aufstellung genommen, indem diese durch eine mehrere Fuß tiefe, steilwandige Gosse durchschnitten wurde. So

kam es denn, als unser Kompagnieführer, Premierleutnant v. Podewils (Hauptmann v. d. Osten war mit den Rekruten des Regiments in Berlin zurückgeblieben) aufrief: ‚3. Korporalschaft — der Unteroffizier!', dieser herbeieilend, in der Gosse versank und sein ‚Hier!' vom Grunde derselben aus dem hochaufspritzenden Gischt heraus ertönte. Nur mit Mühe konnten wir ihn wieder emporwinden, und noch mühsamer wurde es, sein Gewehr, das ihm beim Sturz entfallen, ohne Beleuchtung aufzufinden[1]).

„Derselbe Unglücksrabe hatte vorher schon ein niedliches Geschichtchen losgelassen. In Köthen mußten wir auf einen andern Zug warten. Die Leute stiegen aus und trieben sich auf den Schienen umher und namentlich auf einem Nebengeleise vor einer Lokomotive, die bereit war, sich in Bewegung zu setzen. Ich stellte daher einen Unteroffizier in der Nähe derselben auf, um das Passieren vor ihr zu verhüten. Im Fortgehen bemerkte ich noch einen Mann, der trotzdem vor der Maschine die Schienen überschritt, gleichzeitig hörte ich aber den Unteroffizier im vollsten Diensteifer diesem zurufen: ‚He! Sie da! Sie sollen nicht da vorbeilaufen — kommen Sie gleich wieder zurück — aber auf demselben Wege!'

„Mühsam, da kein Mensch auf der Straße war, fand ich endlich das für mich bestimmte Unterkommen im Gasthof »Zum Ritter«. Leider bekamen wir von Erfurt nicht viel zu sehen, denn heute morgen mußten wir bereits sehr frühzeitig abmarschieren. Hier sollen wir nun mit unsern Füsilieren, die sich vorläufig noch in Wittenberg befinden und auf Ablösung warten, und dem 19. Regiment, auch, wie man sagt, dem 3. Jägerbataillon in der Umgegend vorläufig verbleiben, was uns die tröstliche Aussicht bietet, entweder bald in Hessen einzurücken oder nach Berlin zurückzukehren. Übrigens ist die Gegend so reizend, daß man wohl wünschte, länger hier zu verweilen, wenn nur die Jahreszeit danach wäre.

„Unsre Kompagnie machte, um sich der Chaussee bedienen zu können, über den Steiger (so heißt die südlich Erfurt sich vorlagernde Berggruppe) einen kleinen Umweg. Zum Glück war es ein sonniger Vormittag und erfrischende Luft. Dabei entwickelte sich vor uns allmählich immer mehr die wundervolle Landschaft, zu deren Füßen das prächtige Geratal, über das, je weiter wir vorschritten, desto mehr sich das thüringische Gebirge schichtweise vom Horizont aus seinen verschwommenen Konturen loslöste und die einzelnen Höhenzüge mit scharf markiertem Kamm, im übrigen aber in matter blauer Färbung in langgestreckten, weit dahinziehenden Linien erkennen ließ. Diesen Anblick genossen wir, bis wir das für uns bestimmte Dorf Möbisburg erreichten. Es gehörte einem Grafen Keller, dessen Herrenhaus sich jedoch in einer benachbarten Ortschaft befindet. Mein Quartier erhielt ich beim Schulzen, der mir ein sehr freundliches, großes und hübsch tapeziertes Eckzimmer überwies. Überhaupt macht hier alles im ganzen Dorfe den Eindruck von Wohlhabenheit und Gediegenheit. Aus dem Fenster der einen Seite gewinne ich einen ziemlichen Überblick über das Dorf und den Berghang, an dem es liegt, mit der

[1]) Im Briefe ist diese Szene noch durch eine Federskizze am Rande desselben verdeutlicht.

malerisch auf einem Vorsprung sich erhebenden Kirche. Aus den beiden andern Fenstern (die Frontseite) sehe ich den Abfall des vordern Höhenzuges, der die eine Wand der Schlucht bildet, in der das Dorf liegt, und bis zur andern soviel Raum läßt, um zwischen ein paar mächtigen Bäumen einen herrlichen Durchblick nach dem Gebirge zu gewähren. Leider regnet es seit Mittag wieder, wie während der ganzen vergangenen Nacht, so daß das schöne Sachsen zu seiner Fülle von Reizen auch noch eine Überfülle von Schmutz besitzt. Meine Füße waren heute morgen bei dem Marsche auf der Chaussee bald mit einer dicken Lehmschicht umgeben, als wir aber erst auf die Feldwege gelangten, verwandelten sie sich in ein Elefantenpiedestal, dergestalt, daß man jedes Gefühl verlor und sich nach jedem Schritt erst umsehen mußte, ob nicht ein Stiefel stecken geblieben sei. Hiernach wird ein zweites Paar Marschstiefel wohl bald not tun!

„Gleich nach dem Essen bin ich nach der Kuppe, die hinter unserm Dorfe liegt, gewandert, wäre dabei fast stecken geblieben, bin aber schließlich doch hingelangt und durch eine herrliche Aussicht belohnt worden, vor allem auf die drei Gleichen, die, obwohl eine Stunde entfernt, sich doch in ihren Umrissen deutlich markierten. Nachher wanderte ich in das nächstliegende Dorf, wo ich zu meiner Überraschung an dem Schlagbaume die sächsischen Landesfarben erblickte; ich ahnte nicht, daß ich dort ein neues Bundesgebiet betreten hatte — und doch war es so: ich befand mich in Sachsen-Weimar-Eisenachschen Landen![1]).

„Wie lange wir hier bleiben, davon habe ich keine Idee; über Hessen erfahren wir auf unsern Dörfern nichts — der nächste Weg dafür geht über Berlin."

Nachschrift: „Sonntagmorgen. Soeben, als ich aufgestanden bin, erblicke ich die Dächer voller Schnee; auch schneit es fortwährend weiter. Morgen ist hier Kirmesfest."

Mit vielem Vergnügen habe ich mich jetzt, beim Lesen dieses ersten Briefes, in die damalige Zeit wieder vertiefen können; er versetzte mich von neuem in jene Tage, wo das Herz erfüllt war von der Freude, die Welt zu sehen und ihre Schönheiten, die Gott geschaffen, kennen zu lernen, von neuem in jene schwärmerische Periode sorgenloser Jugendjahre, in denen die Ruinen alter Burgen eine so hervorragende Rolle spielten. Die Indianergeschichten der Knabenzeit waren verdrängt worden, aber der romantische Zauber aus den Jahrhunderten der ritterlichen Fehden hielt noch vor. — Was war uns Hessen! Kaum erwähnt wird der Name des Landes in dem Briefe! Aber im Hintergrunde der Gedanken dämmerte es doch schon etwas, daß die dortigen Verhältnisse für uns von Bedeutung werden konnten. So lautete gleich der Anfang des zweiten Briefes aus K.-L. Möbisburg, den 15. Oktober:

„Da heute der Sohn meines Schulzen nach Erfurt fährt, will ich die Gelegenheit benutzen, um etwas von mir hören zu lassen, vor allem aber, um

[1]) Als Moltke und die Offiziere des Großen Generalstabes im Jahre 1861 zu den großen Manövern am Rhein per Extrazug befördert wurden, nötigte uns ein Defekt an der Maschine zu einem längeren Verweilen in der dortigen Gegend. Selbst mit Hilfe der Generalstabskarte vermochten wir nicht festzustellen, in wessen Herrn Lande wir uns befanden.

nach Neuigkeiten über Hessen zu fragen." Dann aber ergeht sich das Schreiben wieder über die Schönheiten der Gegend, in welcher der aufgelöste Boden jede Felddienstübung unausführbar machte. Aufs neue wird das Geratal mit dem Hintergrunde des Thüringer Waldes geschildert, und weiter heißt es: „Ein Anblick, an dem ich mich nicht sattsehen kann. Kein Wunder ist es, daß ich den ganzen Tag auf den Bergen liege, es ist ja für mich etwas ganz Neues. Damit Ihr aber ungefähr einen Begriff habt, wie die Aussicht ist, will ich sie hier aus dem Gedächtnis schnell herzeichnen — hoffe aber heute oder morgen von dem Sohne meines Wirtes einen Meßtisch als Unterlage zu leihen und die Gegend genau zu fixieren."

Und nun nimmt die beiden inneren Seiten des großen Quartbriefbogens eine Skizze des Thüringer Waldes vom Plauenschen Grunde bis zum Sternberg ein, auf der sich die Gleichen, Mühlberg und der Inselsberg hervorheben.

Der Dienst nahm mich sehr wenig in Anspruch. „Was das Leben hier betrifft, so gefällt es mir ganz gut, indem ich in der Zeit, da ich nicht umherlaufe, zeichne oder Verse mache. Im übrigen bin ich erstaunt über die Bildung der hiesigen Dorfbewohner wie über ihren Reichtum. So besitzt z. B. mein Wirt Ländereien im Wert von 20000 Talern.

„Die Zeit der Kirmes, des Kirchweihfestes, macht sich hier recht deutlich bemerkbar, namentlich aber dadurch, daß man fast totgestopft wird mit den verschiedenartigsten Kuchen, die alle vortrefflich schmecken, insbesondere gibt es einen so prächtigen Blätterkuchen, wie man ihn in den ersten Konditoreien von Berlin kaum findet." Der Mutter wird hierbei angekündigt, daß ich für sie ein Kästchen voll zur Probe ‚ausgewirkt' hätte, das gleichzeitig mit dem Briefe für sie abginge.

„Drei Tage lang wird des Abends im Gemeindehause da drüben getanzt, woran unsre Leute teilnehmen dürfen. Diese haben es überhaupt sehr gut, meistens erhalten sie ihre Verpflegung sogar umsonst.

„Gestern war ich in der Kirche, die eine sehr schöne Orgel besitzt — außerdem ließ sich beim Gottesdienst eine zwar gut einstudierte, aber wirklich merkwürdige Instrumentalmusik vernehmen, deren Stücke aus den verschiedensten Opern zusammengesetzt erschienen. Deutlich konnte man Melodien aus ‚Martha', ‚Der Regimentstochter', ‚Don Juan' usw. erkennen. — Die Worte des alten würdigen Pastors vermochten mich leider nicht zu erbauen, da er sich in einem so prononzierten sächsischen Dialekt hören ließ, daß sie auf mich, der denselben noch nie in dieser Vollkommenheit kennen gelernt hatte, bedauerlicherweise einen sehr komischen Eindruck machten. Es war noch ein Glück, daß ich auf meinem Platz in der hintersten Ecke der herrschaftlichen Loge von niemandem gesehen wurde."

In Möbisburg begingen wir auch die Feier vom Königs-Geburtstag. Das nahgelegene Dorf Stetten bot durch ebenes Gelände Gelegenheit zur Aufstellung unsrer Kompagnie. In Gegenwart des Besitzers, Grafen Keller, und seiner Familie, erfolgte die militärische Feier in einer der Bedeutung des Festes entsprechenden Weise. Nur bei dem Parademarsch, bei dem sich dem letzten Zuge der Kompagnie eine aus Reservisten gebildete Abteilung anschloß,

ereignete sich eine heillose Verwirrung, die zu einer urkomischen Szene Veranlassung gab. Ich führte den vordersten Zug und, da ein zweimaliger Vorbeimarsch erfolgen sollte, mußten wir auf dem beschränkten Raum kurz hintereinander zweimal schwenken. Nun hatte sich die Kapelle, von deren Leistungen in der Kirche ich bereits berichtet habe, in patriotischer Weise zur Beteiligung angeboten, was auch mein Kompagnieführer genehmigte. Diese marschierte vor mir, blies zwar recht schön, aber in einem Takt, der unsern Leuten das Tritthalten zu einer der schwierigsten Aufgaben machte. Dann aber kam der kritische Moment. Militärisch gedrillt waren die guten Leute nicht, und als jetzt mein Kommando „links schwenkt! Marsch!" erscholl, rannte der eine hierhin, der andre dorthin, im wesentlichen aber schwenkten ihre beiden Hälften gegeneinander ein, die einzelnen Instrumente stießen nur noch einen Schmerzensschrei hervor — und, in der Angst, der heranstampfenden Kompagnie Platz zu machen, kugelten sich ihre Träger zum großen Teile auf der Wiese übereinander. Ich konnte meinen Leuten nur noch „Aufgepaßt — Vorsicht!" zurufen und über ihre Körper, ihre Instrumente, Hüte und Noten hinweg gelangte die Schwenkung, wenn auch nicht parademäßig, so doch ohne weiteren Unfall zur Durchführung.

Im übrigen feierten wir den Festtag durch ein opulentes Frühstück beim Grafen Keller und abends in Gemeinschaft mit seiner Familie auf dem Festballe unsrer Kompagnie, wobei wir uns lebhaft am Tanze mit den Dorfschönheiten beteiligten, die dem Rufe von den schönen sächsischen Mädchen alle Ehre machten. Besonders auffallend waren in dieser Beziehung die beiden Töchter meines Wirtes, die eine Zeitlang in einer Pensionsanstalt zugebracht und in Bildung und Benehmen sich in jedem Kreise vollste Anerkennung erworben hätten.

Die guten Tage in Möbisburg gingen leider bald zu Ende. Schon im nächsten Brief vom 21. Oktober heißt es:

„Soeben gegen 3 Uhr morgens — werde ich geweckt; wir haben Befehl erhalten, nach Neu-Dietendorf zu marschieren, von wo aus unser ganzes Bataillon um 3/4 9 Uhr per Bahn nach Eisenach befördert werden soll. Ob es dann weiter geht, weiß ich noch nicht."

Unser Aufbruch aus der Gegend von Erfurt und die Annäherung an die hessische Grenze war durch die weitere Entwicklung der politischen Lage bestimmt worden.

Bereits am 11. Oktober hatte sich die Situation wesentlich verschärft, indem in einer Zusammenkunft der Monarchen von Österreich, Bayern und Württemberg zu Bregenz zwischen ihnen ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Preußen vereinbart und die Aufstellung eines Heeres von 200 000 Mann beschlossen wurde.

Auch beim Kaiser Nikolaus von Rußland trat jetzt eine Parteinahme gegen Preußen hervor, da er die Ereignisse in Hessen nur als einen Ausfluß demagogischer Umtriebe betrachtete. Die Anwesenheit des Zaren in Warschau veranlaßte die preußische Regierung, den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg dorthin zu entsenden, um darzutun, daß Preußen in seiner Stellungnahme gegen den Bundestag nur eigene Interessen verfolge, keineswegs aber die Unterstützung revolutionärer Elemente.

Am 17. Oktober traf Graf Brandenburg in Warschau ein, woselbst auch Kaiser Franz Josef erwartet wurde.

Inzwischen aber war in Berlin das Ergebnis der Bregenzer Konferenz bekannt geworden und hatte den Befehl zur Annäherung der preußischen Detachements, die zunächst zum Eingreifen in Hessen bestimmt waren, an die Grenzen des Kurfürstentums zur Folge. Auch wir rückten am 21. Oktober aus Möbisburg ab.

„ . . Um 6 Uhr morgens marschierten wir nach der Eisenbahnstation Neu-Tietendorf, woselbst wir im tiefsten Schmutz und unangenehmen Schneegestöber alle übrigen Truppen vorbeifahren sahen, bis wir um 4 Uhr nachmittags ebenfalls nach Eisenach befördert wurden. Heute" — dieser Brief ist vom 22. Oktober datiert — „marschieren wir nach Markfuhl, drei Stunden von hier, wo wir das 1. Bataillon antreffen werden. Morgen, den 23. Oktober, kommt die Kompagnie nach Sünna und nach ein paar Dörfern zu liegen (Hauptquartier Vacha), zwei Schritt von der hessischen Grenze. Ob wir dann dort bleiben oder weitergehen werden, weiß niemand." — Im übrigen teilte der Brief die Zusammensetzung der Division Radziwill mit, zu der das Regiment gehörte, und in der sich außer ihm noch das 19. Regiment, 3. Jägerbataillon, die 7. Kürassiere und 10. Husaren, sowie eine zwölfpfündige und eine reitende Batterie befanden; die Infanterie kommandierte General v. Wentzel, die Kavallerie General v. Katte[1]).

Hierauf folgte ein Brief aus:

Sünna bei Vacha, den 24. Oktober 50.

„Wir fangen an, die Nähe der hessischen Bergdörfer zu spüren . . . . . Von Eisenach aus machten wir den zweiten Marsch im Thüringer Walde bei ziemlich gutem Wetter, aber unglaublichem Schmutz. Wir bekamen denselben im weitesten Umfange zu genießen, als das Husarenregiment bei unsrer Kolonne vorbeieilte — die meisten Pferde im Galopp — und uns von oben bis unten derartig bespritzte, daß wir uns untereinander kaum wieder erkannten. Nach Zurücklegung von ein paar kleinen Meilen blieben wir in Markfuhl, woselbst ich in einer Wirtsstube untergebracht wurde. Gestern marschierten wir durch Vacha, wo der Höchstkommandierende aller für Hessen bestimmten Truppen, General Graf v. der Groeben, uns vorbeidefilieren ließ, und gelangten nach Sünna. Das Dorf wurde von meinem Zuge belegt, außerdem rückte noch ein Teil der reitenden Batterie unter Hauptmann de Nerée ein. Der Ort ist gräßlich, die Häuser sind im Verfall, Unsauberkeit in höchster Potenz an allen Ecken und Enden. Ich besitze ein Bett, dessen Kürze mich zwingt, die Beine, von den Knien an, außerhalb desselben auf einem Stuhl ruhen zu lassen; das Essen wurde mir in einer Art von Trog vorgesetzt, in seinen Bestandteilen unergründlich. Dabei war es wenig erbaulich, daß der Wirt, als er dasselbe auf den Tisch gesetzt hatte, Messer und Gabel erst an seiner schmutzbedeckten Lederhose reinigte. — Überdies wäre es mir sehr

[1]) Die Mitteilung geschah in Form einer ausgegebenen „Ordre de bataille", die, den damaligen Anschauungen entsprechend, die Truppenverbände teilweise dauernd löste. So bestand jetzt schon eine Avantgarde aus 2 Bataillonen, 2 Eskadrons Husaren, zwei 12pfündigen und zwei Geschützen der reitenden Batterie, ein Gros aus 5 Bataillonen und eine Reserve aus dem Kürassierregiment, den beiden Husarenestadrons und den übrigen Geschützen beider Batterien.

wünschenswert, wenn Ihr mir ein Lexikon der hiesigen Sprache schicken könntet, denn ich verstehe kein Wort von den Urbewohnern. Um jedoch nicht nur zu tadeln, will ich hervorheben, daß ich mir heute Pellkartoffeln und Rühreier bestellt hatte, die genießbar waren, und daß der Kaffee als gut zu bezeichnen ist.

„Im übrigen waren, was die Gegend betrifft, die beiden Märsche wiederum überaus reizvoll. Unsre Leute — Wasserpolacken —, in deren Heimat es keine Gebirge gibt, sagten ins Hochdeutsche übertragen: ‚Wenn wir davon nach Hause schreiben, glauben sie es nicht!'

„Auch unser Dorf Sünna, unfern der Ulster, liegt zwischen hohen und steilen Bergen; auf den niedrigsten habe ich mich sofort begeben. Namentlich ‚anregend' war ein gerade in die Höhe steigender Moosweg, auf dem ich wohl, auf allen Vieren kriechend, hinaufgelangte, aber nicht herunterkonnte. Dies erreichte ich nur, indem ich neben ihm durch das dichte Gehölz drang und an den Bäumen dabei einen festen Halt suchte.

„Jetzt über Politik! Wir Offiziere, wenn wir uns zusammenfinden — und dabei auch unser sehr gescheiter Artilleriehauptmann —, fragen uns, was wir eigentlich sollen, ob wir für Hassenpflug oder für das hessische Volk gegen ihn und den Kurfürsten eintreten, oder ob wir mit den Bayern gemeinschaftlich oder gegen sie feindlich handeln werden. Darüber herrscht völlige Unklarheit. Jedoch reden Fürst Radziwill und Graf v. der Groeben zu uns von bevorstehenden Kämpfen; letzterer bezeichnet sogar die Sachsen als unsre Feinde! Über die ganze Situation weiß kein Mensch etwas Bestimmtes. — Ich glaube an keinen Krieg, denn sonst würde man doch nicht unsre paar Mann, zwei Stunden von der bayrischen und anderthalb Stunden von der hessischen Grenze — die Bataillone zu 400 Mann — hier stehen lassen, während die Bayern, dreimal so stark, sich nur auf einen kleinen Tagemarsch von uns entfernt befinden. Ein Stabsoffizier der Artillerie, der hier war und einem höheren Stabe angehört, nannte uns die Nummern und Namen der bayrischen Regimenter, die gegen uns versammelt wären; auch berichtete er, daß wir voraussichtlich bis Eisenach, wo das Boninsche Korps, von Wetzlar aus, sich mit uns vereinigen sollte, zurückgehen und dann erst in Hessen einrücken würden." — —

„Freitag, den 25. Oktober K. G. Sünna.

„Da die Briefe kein Porto kosten, darf ich Euch heute wohl wieder ein paar Zeilen zukommen lassen, um Euch einen kriegerischen Korpsbefehl mitzuteilen, der wahrhaftig nach Pulver und Blei riecht und doch von uns allen belächelt wird, weil wir an den Zusammenstoß nicht glauben.' (Über Nacht sind wir übrigens völlig eingeschneit).

„Der Korpsbefehl vom 20. 10. lautet: ‚Es ist mir der Allerhöchste ehrenvolle Auftrag zuteil geworden, zum Schutz unsrer großen militärischen Verbindungslinie' . . . hier muß ich aufhören, da der Befehl als Zirkular weitergehen soll — indes will ich versuchen, soweit ich noch weiß, den Wortlaut mitzuteilen:

„Es wird mein Bestreben sein, vor einem entscheidenden Gefecht die drei gesonderten Divisionen zu konzentrieren; sollten politische Hinsichten dies nicht gestatten, so hoffe ich, daß eine jede einzelne Division mit der größten Kühnheit den von mir gestellten Plan verfolgen wird.

Gez. Graf v. der Groeben."

„Klingt das nicht, als ob es morgen schon zum Kampfe käme? Auch sollen wir bereit sein, nach erhaltenem Befehl in einer Stunde auszurücken; die eisernen Portionen für die Offiziere sind bereits empfangen."

„Nun möge es kommen, wie es wolle, ich bin auf alles gefaßt! Selbstverständlich freue ich mich auf den Kampf! Dazu bin ich ja Soldat geworden! Aber darüber, was eigentlich vorgeht, werde ich nicht klug. Von welcher großen militärischen Verbindungslinie ist die Rede? Gegen wen sollen wir sie festhalten? Es heißt auch, die Österreicher und andre Staaten wären gegen uns? Welches sind unsre drei Divisionen, und wo stehen sie? (Nur von der Existenz einer Boninschen Division neben der unsrigen hatten wir eine Ahnung.) Und nun die politischen Rücksichten, die *nicht* gestatten? *Was* werden sie uns denn gestatten? Es ist doch nicht zuviel verlangt, wenn man sich schlagen soll, zu erfahren, *warum* dies eigentlich geschieht? Woher soll da die Begeisterung für die Sache kommen? Im Grunde genommen ist das zwar nicht nötig, wir werden auch ohne Kenntnis des Zusammenhanges unsre Pflicht tun, denn die zu erfüllen, bleibt stets unsre höchste und schönste Aufgabe, doch ist es nicht erfreulich, daß wir so im Dunkeln umhertappen! Nun — qui vivra-verra!" —

Der Brief enthielt ferner noch die Mitteilung einer neuen Ordre de Bataille der Radziwillschen Division, hervorgerufen durch weitere Zuteilung von Truppenteilen an dieselbe[1]).

„Kant Q. Sünna, den 28. Oktober 50.

„Vor allem will ich Eure Frage beantworten, ob ich etwas gebrauche? Herzlichen Dank dafür — aber in materieller Beziehung bedarf ich wirklich nichts. Alles Nötige befindet sich im Tornister; ich bin erstaunt, was dieses kleine Gestell zu beherbergen versteht: 2 Hemden, 1 Paar wollene, 1 Paar baumwollene Strümpfe, 1 Paar Unterkleider, Schärpe, Waschzeug und Eßutensilien nebst 1 Paar kleinen Büchelchen der Groschen-Bibliothek berühmter Dichter. Alles übrige befindet sich im Koffer, mit Ausnahme des zweiten Paares Marschstiefel, die der Bursche mit sich schleppt. In pekuniärer Beziehung fühle ich mich sehr reich; ich besitze jetzt noch 6 Taler. Am Ersten

[1]) Avantgarde. Gros. Reserve.

I. u. Füsilierbat. 19. Regts.	I. u. II. Bat. 14. Regts.	Füsilierbat. 7 u. 14. Inf.-Regts.
III. Jägerbataillon	II. Bat. 19. Regiments	2 Eskadrons 10. Husaren
2 Eskadrons Husaren 10.	II. « 31. «	7. Kürassierregiment
2 12pfündige } Geschütze	I. « 8. «	6 12pfündige } Geschütze.
2 reitende }		6 reitende }

Also ein Konglomerat von fünf verschiedenen Infanterieregimentern und einem Jägerbataillon, ein Zeichen von Desorganisation, die die Zeitverhältnisse mit sich gebracht hatten.

bekomme ich dann mein Gehalt, das nach allen Abzügen (auch der Verpflegung) noch 10 Taler einbringt, dazu halbe Feldzulage und doppelte Tischgelder — wiederum 10 Taler, ergibt einen Barbestand von in Summa 26 Talern, wodurch ich also überreichlich versehen bin. Wie schon bemerkt, werden uns hier im Auslande für die Verpflegung $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen abgezogen, der Staat legt dann noch täglich 10 Silbergroschen zu; doch ist es uns unter den hiesigen Verhältnissen ganz unmöglich, das dieser Summe entsprechende Quantum von Nahrungsmitteln herauszuschlagen.

„Wenn ich um etwas bitten dürfte, so wäre es die Hersendung der Fortsetzung von der Groschen-Bibliothek, da ich gerne etwas lesen möchte und, was ich bei mir trage, bereits so oft gelesen habe, daß ich den Inhalt fast auswendig kann. Erfreulicherweise fand ich bei meinem Wirt eine Bibel vor, in die ich mich wieder einmal vertiefen kann.

„Nun wieder zur politisch-militärischen Lage. Unser kleines Korps hier ist inzwischen auf 5000 Mann angewachsen — die Hoffnung auf einen Krieg haben wir völlig verloren, seitdem unsre bei Geisa stehende Avantgarde den Befehl erhalten hat, ihre Feldwachen, welche den bayerischen gegenüberstanden, einzuziehen. Das Ende unsres hiesigen Aufenthaltes kann man wohl absehen, da Magazine nicht angelegt sein sollen, so daß wir schließlich die Zweige von den Bäumen selbst abknabbern müssen, ihre Blätter sind ja bereits schon ein Spiel der Winde geworden. Anderseits dürfen wir doch unter keinen Umständen zurückgehen, solange die Bayern an der Grenze stehen und die kurhessische Angelegenheit noch zu ordnen ist. Also bleibt nichts übrig, letzteres entweder allein oder mit den Bayern gemeinschaftlich zu tun; dazu müssen wir die hessischen Länder okkupieren und würden dann wohl den Winter in Kassel, Fulda oder Umgegend zubringen.

„Etwas komisch kommt es uns in dieser Lage vor, daß täglich Offiziere zum Rekognoszieren abgeschickt und Berichte über die Haltbarkeit der hiesigen Stellungen eingereicht werden müssen. Auch ist eine neue Anordnung ergangen, die, wenn sie nicht nach Pulver und Blei, doch nach Teer und Stroh riecht: die Aufstellung von 11 Fanalen von der Avantgarde bis zur Reserve, die bis morgen früh um 9 Uhr vollendet sein soll.

„Wir sitzen hier gänzlich in Schnee und Schmutz eingebaut, auf den Wegen kann man sich nur mit Mühe weiterbewegen. Hin und wieder kommt Besuch aus der Stadt (Vacha); jeden dritten Tag haben wir einen Übungsmarsch auszuführen, sonst nach Möglichkeit Felddienst. Unser Major war schon zweimal hier, um uns zu alarmieren, fand aber beide Male das Nest leer. Übrigens bekommt mir, ungeachtet mangelhafter Ernährung, der hiesige Aufenthalt sehr gut. Bewegung und, trotz Regen und Schnee, die frische Luft tragen zur körperlichen Entwicklung erstaunlich bei, der zweite Waffenrock ist bereits zu eng geworden, ebenso die Weste. Mit der Wäsche steht es insofern schlecht, als die hiesige Wäscherei sie schmutziger wiedergibt, als man sie überliefert hat; dabei ist das Aus-der-Hand-geben derselben, in Anbetracht, daß jeden Augenblick der Marschbefehl eingehen kann, sehr bedenklich. Indes bin ich noch ausreichend versorgt.

„Am Nachmittage machen wir in der Regel einen gemeinschaftlichen Spaziergang bis zur früh eintretenden Dunkelheit; dann wird zu Abend gegessen und, da die Beleuchtung eine solche ist, daß man sich bei längerem Lesen oder Schreiben die Augen verderben würde, gegen 7½ Uhr ins Bett gekrochen.

„Mit dem Essen war es anfangs zu greulich; bald entschloß ich mich, zu probieren, ob ich selbst nicht etwas Talent besäße, ein Kochkünstler zu werden. Und siehe da, es machte sich. Gestern fielen Klöße mit Speck sogar ganz eßbar aus, den Rest zerschnitt ich in Scheiben und stellte ihn in die Ofenröhre der allgemeinen Wohnstube, um sie des Abends mit etwas Fett aufzubraten. Da ich aber über die gewohnte Zeit ausblieb, zogen sich leider meine Wirtsleute diese beaux restes zu Gemüte; sie fanden ihren höchsten Beifall, der Übergriff der Bewohner aber nicht den meinigen."

Hier erst kam ich dazu, meinen Eltern den am 18. Oktober noch von Möbisburg unternommenen Ausflug nach Eisenach und der Wartburg zu schildern:

„Von Neudietendorf aus konnten wir die Bahn benutzen und traten dann von Eisenach aus unsern Marsch nach der Wartburg an. Noch konnten wir sie auf dem über Felsen ziemlich steil ansteigenden Wege nicht erblicken. Wir durchwanderten dabei reizende Partien, sahen auch die seltsame Felsgestaltung der sich küssenden Nonne und den Mönch; dann ging es in eine enge Felsschlucht hinein, über die die Bäume in der herbstlichen Färbung ihrer Blätter ein farbenreiches Dach bildeten. Endlich, nach dreiviertelstündigem Steigen, erreichten wir unser Ziel und hatten von der Burg aus, insbesondere vom Turm herab, einen Einblick in die waldbestandenen Berge, wie man ihn schöner sich nicht denken kann. Wenngleich einige darauf lagernde Nebelwolken die Umsicht beschränkten, so gewann durch ihr Hin- und Herwogen mit ihrer dabei wechselnden Gestaltung das Gesamtbild an Leben und Bewegung. Zu unsern Füßen lag tief unten das Mariental, weiterhin eine andre Einsenkung, in der die Straße nach Kassel als weißes Band sich hinschlängelte.

„Ihr könnt Euch vorstellen, wie mich das alles entzückte, und dazu der Gedanke, auf einem historisch so wichtigen Boden zu stehen. Luther mit der Bibel in der Hand, als Junker Görge — so dachte ich — müßte mir jeden Augenblick entgegentreten, oder die heilige Elisabeth mit Brot und Rosen, oder der Hirselberg sich da drüben öffnen und der liederreiche liederliche Tannhäuser in der Öffnung erscheinen!

„Zurzeit werden die Baulichkeiten wieder in die Verfassung gesetzt, in der sie sich vor mehreren hundert Jahren befanden. Noch mancher Schatz aus vergangenen Zeiten wird in ihnen aufbewahrt; namentlich schönes Rüstzeug fürstlicher Herren, so die Rüstung, in der Bernhard von Weimar einst stehend gestorben sein soll, dann die des Kunz von Kaufungen und der geraubten Prinzen. Voll Andacht habe ich den blutigen Koller Gustav Adolfs betrachtet und mich gefreut, die im schleswig-holsteinischen Kriege erbeutete Dannebrogsflagge Christians VIII. zu sehen. Von den Zimmern wurde uns noch der Saal gezeigt, in dem der Sängerkrieg stattfand, sowie

die durch Luthers Aufenthalt berühmten Räume, das Studierzimmer mit dem Tintenklex an der Wand und den Überresten seines Anzuges, ferner seine Kapelle.

„Einen Trunk Weines nahmen wir im Freien in einer Ecke des Walles ein. Über uns hatten sich die Nebelwolken massiert und gesenkt, so daß wir die Zinnen des Turmes nicht mehr erblickten. Plötzlich erschallte aus dem Wolkenmeer das wundervolle: ‚Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben, wohl, den Schöpfer will ich loben, solang noch mein Stimm' erschallt!' Und als ob dies ein Zaubergesang gewesen wäre, öffnete sich im Nebel eine Lücke, ein Bündel goldener Sonnenstrahlen brach hindurch und beleuchtete dort unten Gottes schönen Wald und die Berge und die Täler! Den Eindruck dieses Augenblickes werde ich nie vergessen, es war, als ob eine innere Weihe das Herz erfüllte. Lebhaft dankten wir dem Sängerquartett unsrer Freiwilligen, die uns diesen Hochgenuß bereitet hatten.

„Das Annental füllt ein ungefähr sechs Schritt breiter Moosweg aus, der zu beiden Seiten von ruhig hinfließenden Waldbächen eingefaßt ist. Auf den ihn einschließenden Bergen und kleinen Felsgruppen erheben sich, damals noch im grünen Schmuck prangende Buchen, deren Zweige sich wie ein schützendes Dach über den Wanderer ausbreiten. Allmählich wachsen diese Bergwände zu beträchtlicher Höhe an, wohl an 200—300 Fuß, plötzlich aber verengen sie sich, schroffe Felswände treten näher aneinander, der Moosweg wird schmaler, und die Waldbäche verschwinden. Man hat das Gefühl, als ob man sich durch diese Felsenmasse hindurchwinden müßte. Unter dem Boden hört man das Wasser rauschen; nach oben hin gestatten überhängende Zweige nur noch hier und da einen Aufblick zum blauen Himmel. Eigentümlich ist, wenn man in einer kleinen Erweiterung sich befindet und zurückblickt. Man erkennt gar nicht, woher man gekommen ist, so scheinen die scharfgeschnittenen dunklen Felswände ineinanderzugreifen. Und der Hintermann, der folgt, steht plötzlich vor uns, als ob er aus dem Felsmassiv selbst herausträte. Wie gern würde ich noch einmal dort sein!

„Das Mariental zeichnet sich zunächst durch seine größere Breite aus, die wohl über 100 Schritt beträgt, und zum Teil auch durch sanftere Berghänge. In ihm liegt die Fantasie, ein Wirtshaus mit berühmtem Bierausschank. Dieses wurde zur Stärkung gekostet. Es war wohl mit Veranlassung, daß wir uns nun auf eine Kletterpartie einließen, da sich hinter ihr ein beinahe bis zur Höhe der Wartburg reichender Felsen erhob. Dabei habe ich aber doch die Einsicht gewonnen, nie wieder Felsen zu erklettern, wenn ich nicht muß[1]). Hinauf ging es noch leidlich; von einem Abklettern indes konnte nicht die Rede sein, dazu waren die Wände zu steil und zu hoch gestreckt, die Absätze aber zu schmal. Glücklicherweise trafen wir oben auf der Kammhöhe einen Hirten mit weidenden Ziegen, der uns einen minder gefährlichen Weg zeigte, auf dem wir wieder nach Eisenach gelangten.

[1]) Die Einsicht hat nicht vorgehalten. Zwölf Jahre später führte ich eine nicht ungefährliche Kletterpartie im Aartal mit mehreren Kameraden aus; wie hier bei Eisenach das Bier, war da wohl der genossene Walporzheimer daran schuld.

„Es war inzwischen Nacht geworden. Die Rückfahrt wurde dadurch verschönt, daß weithin auf den Höhen in der Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht Freudenfeuer angezündet waren. Um $^3/_4 12$ Uhr erreichten wir Möbisburg, schließlich zu Fuß, da unser in Neudietendorf gemieteter Kutscher in der Trunkenheit uns in einem andern Dorfe statt über die Gerabrücke in eine Scheune hineinfuhr und gleich derartig, daß Wagen und Pferde vorläufig darin belassen werden mußten."

In demselben Briefe heißt es weiter: „30. Oktober 1850.

„Gestern bei einer Felddienstübung traf ich den Prinzen Löwenstein von unsern Husaren, den ich im vorigen Jahre in den Kadettenferien bei der reizenden Frau Julie v. Bachoffen auf Dobitschen im Altenburgischen kennen gelernt hatte; sein Kantonnement, Hüttenwerda, liegt nur sieben Minuten von dem unsrigen; ich blieb bei ihm zu Mittag. Leider konnte die angenehme Nachbarschaft nicht ausgenutzt werden, da er an demselben Nachmittage weitermarschierte. Mir imponierte die Feldausrüstung gewaltig; was führte der Prinz nicht alles mit! Der Transport seiner glänzenden Menageeinrichtung (silberne Teller und silberne Becher) und andrer der Annehmlichkeit dienenden Gegenstände wurde durch einen mitgeführten Wagen erleichtert. Das stach gewaltig ab gegen die einfache Feldequipierung eines Leutnants der Linieninfanterie. Aber ich kann versichern: ich wurde nicht neidisch, ich gönnte dem liebenswürdigen, sympathischen Prinzen von Herzen seinen Überfluß und bin recht zufrieden mit dem, was ich mitführe. Je weniger, desto besser; doch muß wenigstens das Notwendigste vorhanden sein, und das ist bei mir der Fall.

„Am Abend dieses Tages war sehr viel die Rede davon, daß wir in der Nacht alarmiert werden würden. Ich packte daher vorsorglich meine Sachen und ging früh zu Bette. Aber ich mochte wohl noch nicht lange eingeschlafen sein, da rasselte das Kalbfell durch die Nacht; dicht vor meinem Hause fing der Tambour zu schlagen an. Ich, mit einem Sprunge vom Lager auf, öffne das Fenster: ‚Tambour, wer hat zu schlagen befohlen?' Da erhielt ich die Antwort: ‚Na, um Zapfenstreich zu schlagen, braucht doch keener erst noch zu befehlen!' Zwar getröstet, aber doch wohl etwas verlegen über meine Unkenntnis der Signale, kletterte ich wieder in meine zu kurze Bettlade und wurde diese Nacht nicht weiter gestört."

Das nächste Mal sollte es aber mit dem Alarmieren Ernst sein.

(Schluß im nächsten Heft.)

Ruth.

Von

Hermann Gunkel.

Ruth, die Ährenleserin, gehört zu den anmutigsten Gestalten der heiligen Geschichte, und das Buch, das von ihr handelt, ist eines der poetischsten der Bibel. Herder, der Entdecker der Schönheit des Alten Testamentes, hat auch den Reiz dieses Büchleins erkannt, und Goethe, in seinen Spuren das Alte Testament würdigend, nennt es das lieblichste kleine Ganze, das uns in der Bibel episch und idyllisch überliefert ist: ein Urteil, das jedem unverbildeten Geschmack ohne weiteres einleuchten wird. Trotzdem ist auch diese Schrift dem modernen Leser nicht ohne weiteres verständlich: sie enthält einige Züge, die schon den Zeitgenossen altertümlich klangen und so klingen sollten, und andres, was der Verfasser noch als selbstverständlich und gemeingültig voraussetzen konnte, ist in den Jahrtausenden, die uns von ihm trennen, dem unmittelbaren Verständnis ferner getreten. So bedarf der Moderne eines Führers, der ihn in jener andern Welt zurechtweist; wer sich aber der Mühe nicht verdrießen läßt, sich in das Leben jener alten Zeit zu versenken, wird sich — so hoffen wir — belohnt fühlen; denn die schlichte Schönheit des liebenswürdigen Büchleins wird ihm in hellem Licht erstrahlen.

Die Erzählung beginnt mit einer Exposition, welche die Begebenheiten bis zu Ruths Auswanderung nach Bethlehem berichtet. Die Zeit, in der die Geschichte spielt, ist die, da die Richter regierten: eine ungefähre chronologische Angabe, wie sie die poetische volkstümliche Erzählung liebt, die aller historischen Genauigkeit aus dem Wege geht. Unter dem Namen der „Richter" faßte die spätere Überlieferung die sehr verschiedenartigen Gestalten zusammen, die nach der Einwanderung in Kanaan vor der Entstehung des Königtums aufgetreten waren. Nun ist Ruth — dies ist eine Hauptvoraussetzung der Erzählung — eine Moabiterin. Aber sie hat einen judäischen Mann. Der ist mit seinen Eltern und seinem Bruder vor Zeiten in Moab aus Israel eingewandert; zu Hause sind sie in Bethlehem in Juda, in der Landschaft Ephrat. Der Grund, daß sie ihre Heimat verlassen haben, ist eine Hungersnot gewesen.

Der Hunger, den Menschen jener Zeit offenbar genauer bekannt als den im Wohlleben groß gewordenen Gebildeten unsrer Tage, spielt in jenen Geschichten eine große Rolle. Und besonders Kanaan, das die Heimatsliebe Israels so hoch preist, als ein Land, in dem Milch und Honig fließe, ist in Wirklichkeit ein ziemlich armes Land, wo Hungersnöte nicht selten sind und manchmal viele Jahre dauern können. So können — auch dies ein Zug, den wir nicht ganz selten hören — Israeliten schließlich gezwungen werden, das Äußerste zu tun und den heimischen Boden, der die Mühe der Menschen so wenig lohnt, zu verlassen. Ein äußerster Schritt ist dies, denn der antike Mensch haftet mehr als wir an der Scholle und wird in der Fremde rechtlos und allen Unbilden ausgesetzt. Freilich ist solche Aus- und Einwanderung und die dadurch bewirkte Vermischung mit den Nachbarvölkern — wie eben diese Beispiele zeigen — auch im alten Israel nicht ganz so selten geschehen, wie wir uns das gewöhnlich vorstellen. So ist diese kleine judäische Familie ins Nachbarland Moab gezogen, wo es zu jener Zeit bessere Nahrung gab. Und in Moab haben die beiden Söhne sich Frauen genommen aus dem fremden Volk. Es hat eine Zeit im Anfang der jüdischen Gemeinde gegeben, wo man die Ehe mit der Volksfremden für ein Vergehen gegen Volkstum und Religion gehalten hat; besonders hat Esra solche Mischehen schonungslos getrennt. In einer älteren Epoche aber hat man in Israel zwar auch, wie es für ein natürlich empfindendes Volk selbstverständlich ist, Mischehen als etwas Unnormales, aber nicht als eine große Sünde angesehen. So ist es auch in der Rutherzählung vielleicht kein Zufall, daß Machlon und Kiljon erst nach dem Tode ihres Vaters Elimelech diese Ehen geschlossen haben. Andrerseits berichtet der Erzähler davon, ohne irgend einen Tadel hinzuzufügen; die beiden jungen Männer — so denkt er wohl — waren zum mindesten sehr entschuldbar; denn wen sollten sie in fremdem Lande anders heiraten? Nun sind im Laufe der Jahre — so fährt die Geschichte fort — alle Männer der Familie gestorben — möglich, daß schon die Namen Machlon, „Krankheit" (oder „Unfruchtbarkeit"?) und Kiljon „Schwindsucht", auf ihren frühen Tod hindeuten sollten; und nur No'omi – Luther nennt sie Naemi — ist mit ihren beiden Schwiegertöchtern übrig geblieben. Ein schweres Unglück für die Alte und die Jungen, mit tausend Tränen beweint! Der Erzähler aber berichtet es ganz sachlich, da er als ein weiser Künstler die Empfindung für das folgende aufspart. Nach zehn Jahren erfährt No'omi, daß Jahve sein Volk heimgesucht und ihm wieder Brot gegeben hat, — von Jahve, der an die Stelle der uralten Korngottheit, des Baals Kanaans, getreten ist, wird in Israel Brot und Teuerung abgeleitet. Da kommt die Sehnsucht nach der alten Heimat über sie, und sie beschließt, nach Kanaan zurückzukehren. So weit die Exposition, worin der Erzähler die Hauptsachen möglichst kurz berichtet hat.

Jetzt fährt er in voller Ausführlichkeit fort und berichtet in der *ersten Hauptszene von No'omis Heimkehr*. Es entsteht ein Konflikt zwischen ihr und den beiden Moabiterinnen, denn diese möchten ihrer Schwiegermutter in das fremde Land folgen und ihr die Treue bewahren; sie aber will — dies ein retardierendes Motiv — das Opfer, das sie ihr zu bringen bereit sind, im

Interesse ihrer Schwiegertöchter selber nicht annehmen. So steht Großmut gegen Großmut. Der Verfasser hat seine Kunst aufgeboten, um der rührenden Szene Leben und Mannigfaltigkeit zu geben. Auf der Grenze von Juda und Moab — so haben wir zu denken — findet das Gespräch statt: schon der Ort also gibt ihm ein besonderes Interesse, wie denn auch sonst die alten Geschichten gern von Szenen, die an der Grenze spielen, erzählen. Da hebt No'omi an. Nicht in Haß und Feindschaft, sondern in Frieden und Liebe möchte sie sich jetzt von ihren Schwiegertöchtern trennen. Sie ist dankbar für die Vergangenheit: ihr habt mir bisher Liebe bewiesen und meinen toten Söhnen noch übers Grab! Und sie hat freundliche Wünsche für die Zukunft: möge Jahve euch diese Liebe belohnen, die ich nicht mehr vergelten kann! Mögt ihr nach dem Elend eurer Witwenschaft eine neue Heimat finden, einen neuen Mann! „Nun kehret zurück, eine jegliche nach ihrer Mutter Haus!" Das Elend der Witwe in der Fremde, wo sie schutzlos ist, wo sich niemand um sie kümmert, kennt No'omi selbst nur zu gut; um ihm zu entfliehen, geht sie jetzt in ihre Heimat zurück; ihren allzugetreuen Schwiegertöchtern möchte sie es ersparen. Und sie wünscht ihnen als Lohn für all ihre Liebe, was der natürliche Wunsch jeder jungen kinderlosen Witwe im alten Israel ist, eine zweite Ehe. So küßt No'omi sie zum Abschied; aber sie wollen nicht gehen und beginnen zu weinen. So schafft sich der Erzähler die Möglichkeit, die rührende Schönheit dieser Szene länger festzuhalten.

So muß No'omi noch einmal reden: „Kehret um, meine Töchter, warum wollt ihr mit mir gehen?" Diesmal aber erinnert sie an die Sitte, die nachher im Buche die Hauptrolle spielt. Es ist eine besondere Feinheit, daß das, was die Pointe des Ganzen werden soll, schon hier am Anfang angedeutet wird. Alte israelitische Rechtssitte[1]) ist, daß, wenn ein Mann ohne Kinder gestorben ist, die Verwandten und zunächst der Bruder verpflichtet sind, das hinterlassene Weib zu heiraten, wobei dann die Kinder, die in dieser Ehe geboren werden, vom Recht als Kinder des Verstorbenen betrachtet werden. Der Zweck dieser „Schwagerehe", die auch andern Völkern derselben Kulturstufe bekannt ist[2]), ist in Israel, zu verhüten, daß der Name des Toten ausssterbe und sein Acker ohne Erben bleibe. Empfindet es doch der alte Israelit, der von einem Leben nach dem Tode nichts weiß, als ein jammervolles Unglück, wenn der Sterbende ohne Andenken unter den Menschen dahingeht, als wäre er nie gewesen. Begreiflich genug, daß solche Ehe dem Manne, der sie eingehen soll, oft wenig wünschenswert erscheint, und daß sie mehr eine Liebespflicht gegen den Verstorbenen als ein einklagbares Recht zu nennen ist. Daran erinnert No'omi: „Habe ich noch Söhne im Schoß, die euch Männer werden könnten?" Und, so fährt sie fort, ich habe auch keine Kinder mehr zu erwarten: „ich bin nun zu alt, als daß ich einen Mann nehmen könnte; und selbst, wenn ich spräche: ich habe noch Hoffnung, und noch in dieser Nacht

[1]) Besonders bekannt aus der Tamarsage 1. Mose 38.

[2]) Nach Stade, Geschichte Israels, Bd. I, S. 394, bei Indern, Persern, Afghanen, Tscherkessen, Gallas; die Entstehung dieser Sitte bringt man mit dem Totenkultus zusammen, wovon aber jedenfalls im Alten Testament nichts mehr hervortritt.

einen Mann nähme, und wirklich Söhne bekäme: könntet ihr darum warten, bis sie groß würden? Wolltet ihr euch darum einschließen und keinem Manne gehören?" Man sieht an diesen Worten, daß die israelitische Sitte auch an sehr großer Ungleichheit des Alters der Eheschließenden im Falle der „Schwagerehe" keinen Anstoß nimmt; und zugleich klingt die antike Auffassung heraus, daß der Zweck des Weibes ist, Mutter zu werden. Ihr seid, so denkt No'omi, jung und müßt wieder heiraten. „Nein, meine Töchter, denn mich jammert eurer sehr; denn Jahves Hand ist über mich ausgegangen": kümmert euch nicht mehr um mich Unglückselige und laßt mich allein mit meinem Herzeleid. Und wieder beginnen sie zu weinen. Und auch des Erzählers Augen werden feucht. Wir nehmen es also der einen der Schwiegertöchter, der Orpa, nicht übel, wenn sie jetzt die Vernunft dieser Vorstellungen einsieht und mit einem Kuß Abschied nimmt. Diese Orpa hat der Erzähler eingeführt, um an ihr ein Gegenstück für Ruth zu haben: Orpa ist die schwächere Natur und geht; Ruth aber, die stärkere, bleibt getreu.

Nun die dritte Wende des Gespräches, die die Entscheidung bringt. No'omi spricht zu Ruth: „Sieh, deine Schwägerin ist nun umgekehrt zu ihrem Volk und Gott; so kehre auch du um, deiner Schwägerin nach." Wir hören hier also diejenige Anschauung, die auch sonst aus der alten Zeit mehrfach bezeugt ist, daß auch die andern Völker ringsumher ebenso wie Israel ihren Gott haben, dessen Dasein und Macht das alte Israel keineswegs bezweifelt. Jeder dieser Götter herrscht über sein Land; wer die Heimat verläßt, geht hin, um andern Göttern zu dienen. Wenn also Ruth jetzt nach Israel auswandert, so verläßt sie nicht nur die Heimat, sondern auch die Religion, und das kostet einen schweren Entschluß. Anderseits kann No'omi im vorhergehenden ihren moabitischen Schwiegertöchtern Jahves Segen wünschen. Die Religion jener Zeit und jenes Kreises ist also noch nicht völlig monotheistisch; aber das Zutrauen seiner Verehrer zu Jahves Macht überschreitet gelegentlich die Grenzen seines Landes. — Nun aber hebt sich die Szene auf die Höhe: in schönen, pathetischen und rhythmisch gegliederten Worten, die uns allen wohl bekannt sind, stellt Ruth eindrucksvoll dar, daß sie Treue bewahren will: „Dringe nicht in mich, daß ich dich verlassen und von dir umkehren sollte. Denn wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest zur Nacht, da bleibe ich auch; dein Volk sei mein Volk und dein Gott sei mein Gott; wo du stirbst, da sterbe ich auch, und da will ich auch begraben sein." Das alte Volk legt großen Wert auf Art und Stätte des Begräbnisses: die im Leben zusammen gewohnt haben, wollen auch im Tode zusammen ruhen. Und nun schwört sie bei dem Gott, der fortan ihr Gott sein soll: „Jahve tue mir an, was er will: nur der Tod soll mich von dir scheiden!" — Das, so sollten wir denken, ist wahre Treue! Treue gegen den Verstorbenen über Tod und Grab! Treue ohne jede Hoffnung der Vergeltung! Und eine Treue, die alles aufgibt was einer Witwe das Leben wert macht: die sichere Heimat, den Gedanken an neue Ehe und die Hoffnung auf Kinder. So zieht sie in das Elend der Heimatlosigkeit und Dürftigkeit. Sie scheut nicht das neue Volk und den neuen Gott. Solcher Treue gegenüber läßt No'omi den Widerstand fahren.

Der Erzähler aber denkt im stillen: Jahve hat sie sich zum Gott erwählt; Jahve wird solche Treue lohnen!

Nun ein Zwischenstück, wie denn in der ganzen Erzählung die Hauptszenen stets durch kleinere Zwischensätze höchst kunstvoll getrennt sind. Als sie nun in Bethlehem einziehen, kommt der ganze Ort ihretwegen in Aufruhr. Und die Frauen der Stadt, die in Israel bei allen Familienangelegenheiten die öffentliche Meinung aussprechen, sagen: ist das No'omi? Dies Weib, die jetzt alt und kummervoll ohne Mann und Söhne zurückkehrt, ist das No'omi, die einst jung und frisch hinauszog? Aber No'omi wehrt diesen Namen ab. Der alte Hebräer liebt es, über Namen nachzudenken und in ihnen einen tiefen Sinn zu finden. „No'omi" versteht man als die Liebliche, Glückliche. „Heißet mich nicht No'omi, die Glückliche; heißet mich Mara, die Betrübte. Denn Shaddaj[1]) hat mir viel Trübnis gebracht! Reich zog ich aus, arm brachte mich Jahve heim! Warum heißt ihr mich No'omi, hat mich doch Jahve in Elend und Shaddaj in Leid gebracht!" Jetzt, da sie wieder in die Heimat einzieht, fällt ihr aufs Herz, wie sie war, als sie auszog. Damals war sie reich; jetzt ist alles tot! „Arm brachte mich Jahve heim!" Mit großer, erschütternder Kraft sprechen diese Worte die Trauer der Witwe aus. Ihre Schönheit ist die Tiefe der Empfindung; jede Witwe wird sie nachfühlen. Besonders freut sich der Hebräer dabei über die Feinheit solcher Namensanspielung, die er keineswegs als eine Künstelei ansieht, sondern die er gerade in vollem Pathos aufsucht.

Nun ein neues Stück, das zweite Hauptstück, das zunächst eine neue Person einführt, nächst Ruth und No'omi die dritte Hauptperson der Erzählung. Es ist Bo'az, einer der entfernteren Verwandten Elimelechs. Er wird ein „tüchtiger Mann" genannt, d. h. ein Mann von gutem Vermögen, von ansehnlichem Grundbesitz, zugleich ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, ein Israelit von altem gutem Schlag. Daß dasselbe Wort die Größe des Besitzes und die Bravheit der Gesinnung bedeutet, ist für den Maßstab des israelitischen Bauern bezeichnend[2]). Nun war es gerade Gerstenernte, womit in Kanaan die gesamte Ernte beginnt; und Ruth erbot sich bei ihrer Schwiegermutter, aufs Feld zu gehen und die liegengebliebenen Ähren zusammenzulesen. Es ist ein freundlicher Brauch in Israel, wenn auch nicht geradezu ein „Recht" Israels zu nennen, der das den Armen erlaubt. Auch hierin, so will der Erzähler sagen, bewährt sie ihre Treue. Sie übernimmt es, so gut es eben gehen mag, für die Schwiegermutter zu sorgen. Ein bitteres Brot freilich, das sie als eine tüchtige, ehrliebende Frau sich so zusammenholt: als Bettlerin! Und wer weiß, ob die rohen Schnitter sie nicht belästigen, und etwa der Herr des Ackers sie mit Schimpf und Schande davonjagt. Alles dies nimmt Ruth auf sich. Nun wollte es der Zufall, daß

[1]) Shaddaj, genauer El-shaddaj, ist ursprünglich jedenfalls der Gottesname einer älteren Religion, der in Israel mit Jahve gleichgesetzt worden ist, ein Name, dessen ursprüngliche Bedeutung wir immer noch nicht kennen.

[2]) Zur Verdeutlichung denke man an unser Wort „Lump", den Menschen ohne Besitz und ohne Ehre.

sie auf den Acker des Bo'az geriet, und als nun Bo'az aufs Feld kam, um nach der Arbeit zu sehen, traf er mit Ruth zusammen. So schildert diese Szene, wie Bo'az die Ruth hat kennen lernen. Für jedes Paar, das sich seiner Vereinigung freut, ist es ja nachträglich eine Freude, sich zu erzählen, wann und wo und wie die erste Begegnung geschehen ist, da man noch nichts von dem, was die Zukunft bringen sollte, ahnte. Gern erzählt die hebräische Sage von solchem ersten Zusammentreffen: wie der tapfere Mose sich der Mädchen am Brunnen annahm, oder wie der starke Jakob seiner schönen Base einen Beweis seiner Kraft gab. So auch hier. Es ist eine besonders poetische Situation, die schönste Zeit des Jahres für den Bauern, die Tage, da es wieder neues Brot gibt, Erntezeit auf dem Felde. Bo'az, ein begüterter Mann, ist natürlich nicht wie seine Leute von Sonnenaufgang an bei der Arbeit, sondern kommt erst später hinzu. Mit einem schönen Schnittergruß, mit dem sich Bo'az und seine Knechte grüßen, setzt die Szene poetisch ein: Erntezeit ist Segenszeit. Ein solcher Erntesegen ist alte Sitte; man glaubte in ältester Zeit, durch den Segen die Ernte mehren zu können: „Jahve segne dich," sagen die Schnitter, d. h. möge der Ertrag der Ernte am heutigen Tage groß sein! Nun sieht Bo'az da ein junges Weib bei den Schnittern und wundert sich, daß er sie nicht kennt: in einem so kleinen Städtchen kennt man ja jedes Kind. Er fragt also den Aufseher: „Wes ist die Dirne?" Und dieser antwortet nicht ohne Bewunderung für Ruth: „Das ist eine moabitische Dirne, die mit No'omi aus der Moabiter Lande gekommen ist." No'omi kennt Bo'az, so wird vorausgesetzt; es ist ja seine Verwandte. Die hat uns, so fährt der Oberknecht fort, bescheiden gebeten, Ähren lesen zu dürfen hinter den Schnittern her, und hat sich vom frühen Morgen an bis jetzt keine Ruhe gegönnt. Jetzt also hören wir von neuen Eigenschaften der Ruth, ihrer Bescheidenheit und besonders ihrem Fleiß. Der Fleiß aber ist eine Tugend, die dem Erzähler, der vom Standpunkt des Bauern für Bauern erzählt, besonders gefällt: was könnte man wohl von einer Frau rühmlicheres sagen, als daß sie fleißig arbeitet und die Hitze bei der Ernte nicht scheut? Im folgenden wird nun an einer Fülle von Zügen dargestellt, wie Bo'az immer mehr Gefallen an dem jungen Weibe findet und immer freundlicher zu ihr wird; so wird vorbereitet, daß es schließlich zur Ehe zwischen ihnen gekommen ist. Bo'az ist ein wackerer Mann, dem es wohlgefällt, was er von Ruth gehört hat: ihre Treue gegen den verstorbenen Mann und nun ihr bescheidenes und fleißiges Wesen. Zugleich spielt mit hinein, daß er ja weiß, daß Ruth ihm, wenn auch nicht nahe, verwandt ist. So redet er sie an: „Hörst du wohl, meine Tochter?" Er wird also als ein schon gereifter Mann vorgestellt, älter als Ruth, was für die Auffassung der ganzen Geschichte bedeutsam ist: er ist kein junger Fant, der sich in die Dirne verliebt; die Erzählung ist keine Liebesgeschichte, sondern sie hat, so würde der alte Hebräer sagen, ernsthaftere Motive. Bo'az ist gerührt von so viel Trefflichkeit, und so beginnt er, wie das einem wohlhabenden Mann gut ansteht, für die arme junge Frau väterlich zu sorgen. Er sagt sich, wie traurig das Los einer solchen heimatlosen Witwe ist, die man „Bettlerin" schilt, wenn sie auf fremden Feldern lesen geht, und mit der die

Knechte ihre ungesalzenen Späße treiben. Darum sagt er zu ihr: bleibe nur hier auf meinen Feldern, geh ja nicht auf irgend ein andres. Hier geschieht dir nichts; ich habe den Knechten befohlen, dich nicht anzutasten. Und halte dich nur zu meinen Mädchen (die hinter den Schnittern die Garben binden), daß du Schutz hast. Dies sorgliche Zartgefühl des Bo'az hebt der Erzähler mit Absicht schon jetzt hervor, weil er es für die Hauptszene nötig hat: eine weise Vorbereitung. Und selbst an ihren Durst denkt er: es ist ja so heiß, und die Mühe des Bückens so schwer; darum sagt er: „so du dürstest, gehe nur zu den Krügen und trinke, was die Knechte sich schöpfen." Wir sollen denken: das ist wahrlich ein ehrliebender, ein freundlicher Mann! Darum bekommt er auch nachher eine wackere Frau. Ruth aber ist von dieser Freundlichkeit ganz betroffen: sie ist ja an Mißachtung schon leider gewöhnt; denn so geht's den Landfremden: jedermann sieht sie über die Achsel an. Demütig wirft sie sich vor ihm nieder: „Wie kommt's, daß du gar so gütig gegen mich bist? Ich bin ja nur eine Ausländerin." Aber er entgegnet: nicht mir sollst du danken, sondern dir selbst verdankst du dies! „Ich habe mir alles erzählen lassen, was du nach deines Mannes Tode an deiner Schwiegermutter getan hast: Vater, Mutter und Heimat hast du verlassen und bist zu einem Volke gezogen, das du vordem nicht kanntest." So benutzt der Erzähler die Gelegenheit, um auszusprechen, wie er selber Ruths Handlungsweise beurteilt. Und nun gibt er durch Bo'az' Mund den Grundgedanken der Erzählung an: „Jahve vergelte dir deine Tat! Dein Lohn müsse vollkommen sein von Jahve, Israels Gott, unter dessen Fittich du Zuflucht gesucht hast!" Jahve ist es, der die Treue lohnt; er ist es, der die Fremden und Witwen, die sonst keine Helfer haben, schirmt. Er wird auch Ruth belohnen. Es ist ein besonders hübscher Zug, daß dieser Wunsch gerade durch denjenigen Mann ausgesprochen werden muß, durch den er schließlich in Erfüllung geht. — Die folgende Erzählung variiert nun noch mehrere Male die angeschlagenen Motive: Bo'az' Freundlichkeit und Ruths Demut. Die Situation ist dem Erzähler so anmutig, daß er sich nicht genug tun kann, sie auszuspinnen. Zunächst schließt er die Szene, indem sich Ruth nochmals ehrfurchtsvoll für den freundlichen Zuspruch bedankt: „Ich bin ja nicht einmal so viel wie deine Mägde; du aber hast mich getröstet und hast so gütig zu deiner Magd gesprochen." Ein schönes Motiv, auf dem des Erzählers Augen mit Wohlgefallen ruhen: der erste Sonnenstrahl des Glückes nach der Nacht des Grams. — Eine neue Szene: es ist Essenszeit; die Knechte haben das schöne Essen, auf das man sich das ganze Jahr hindurch freut: es sind Körner, soeben geerntet und noch nicht ganz trocken, die nicht gemahlen und zu Brot gebacken, sondern auf der Pfanne geröstet und zum Brot gegessen werden. Dazu Weinessig, der den Durst gut löscht, zum Trinken. An gewöhnlichen Tagen gibt es nur Brot und Wasser. Ruth, die Arme, müßte nun hungrig zusehen. Da beweist Bo'az von neuem seine Freundlichkeit und läßt sie mitessen; und so reichlichen Anteil weist er ihr zu, daß sie satt wird und noch übrig läßt. — Und noch eine kleine Szene: Da sie aufstand, um wieder zu lesen, gebot er den Knechten, ihr zu erlauben, daß sie auch zwischen

den Garbenhaufen ungescheut lesen dürfe; ja sie sollen selbst Halme aus den Schwaden herausziehen und liegen lassen, damit genug für sie bleibt. Dies ist fast eine Übertreibung des Erzählers zu nennen, über die ein rechter Bauer doch vielleicht etwas den Kopf schütteln würde. So bekommt sie des Abends, als sie alles an Ort und Stelle mit dem Stabe ausgeklopft hat, einen großen Haufen; es ist fast eine Epha (d. h. 36 Liter)! Das ist für eine so arme Frau eine sehr große, ja ungeheure Menge! Man bemerke noch, daß sie dies alles tragen kann; sie wird also als ein stämmiges junges Weib vorgestellt, eine tüchtige Bauernfrau.

Nun wiederum ein Zwischenstück, das uns Ruth und No'omi im Gespräch über das Vorgefallene zeigt. Ruth hat ihr das ausgedroschene Getreide und auch die Körner, die sie beim Essen übriggelassen hatte, — welche Freundlichkeit! sollen wir denken — mitgebracht. Da kann sie sich nicht genug wundern und fragt: „Wo hast du heute gelesen und wo hast du gearbeitet? Gesegnet sei, wer so freundlich gegen dich gewesen ist!" Es ist schön, daß sie den Segen ausspricht, noch ehe sie den Namen weiß. Und als sie nun hört, daß der Mann Bo'az heißt, da bricht sie aufs neue in einen Segenswunsch aus: „Gesegnet sei er von Jahve, der seine Treue nicht versagt hat den Lebendigen und den Toten!" Der schwere Kummer hat sie nicht verbittert; das erste Glück findet sie dankbar, dankbar gegen den Wohltäter — ein solcher Segenswunsch ist die Art, wie der Arme seine Dankbarkeit beweist, — und gegen den Gott, der die Toten einst mit seiner Gnade durchs Leben begleitet hat, und der sich nun auch der Lebenden wieder erinnert. Und zu Ruth sagt sie, ihre große Freude zu erklären: Bo'az ist uns verwandt; er gehört zu den Lösern! „Löser" ist ein Ausdruck des Rechtslebens; so heißt der Verwandte, der die Pflicht hat, in bestimmten Fällen für den verarmten oder verstorbenen Verwandten einzutreten. Hier also wird das Hauptmotiv der Erzählung, von dem wir schon im Anfang hörten, wiederum angedeutet. Der Erzähler tut das mit Willen, damit es uns nachher, wenn es Wirklichkeit wird, nicht überrasche; so ist alles in dieser Erzählung wohl abgestimmt. Voraussetzung der Worte ist, daß No'omi die Verwandten ihres Mannes genau kennt, Ruth dagegen, die Landfremde, natürlich nicht. Nun wird auch Ruth eifrig und erzählt ihr, was wir schon wissen, daß sie auch für die folgende Zeit auf Bo'az' Feldern bleiben darf; und No'omi rät ihr, bei den Mädchen zu bleiben. Auf dies Motiv, das zweimal wiederkehrt, legt der Verfasser offenbar besonderen Wert: er will uns so klar machen, wie keusch Bo'az und No'omi denken, damit wir die Szene, die er nunmehr erzählen muß, ja nicht mißverstehen.

So ist es nun während der ganzen Erntezeit geschehen. Unterdes ist der No'omi, einer welterfahrenen Frau, ein guter Gedanke eingefallen. Es ist aber für diese alte Erzählungskunst charakteristisch, daß sie Gedanken und Stimmungen der Personen nicht ausdrücklich ausspricht, sondern nur aus ihren Worten oder Handlungen erraten läßt. Bo'az müßte, so denkt No'omi, Ruth heiraten; dann wäre den Toten und Lebenden geholfen: dann hätten die Witwen eine neue Heimat und der Verstorbenen Name bliebe erhalten.

Nur wäre Bo'az zwar zu dieser Heirat verpflichtet; denn er gehört zu den „Lösern". Aber wie soll man ihn dazu bewegen? Denn ein rechter Israelit heiratet ohne Not keine Fremde, und ein Bauer heiratet keine, die ihm nichts mitbringt. Da kommt sie auf einen klugen Plan. Der Erzähler sagt absichtlich, daß die Alte und nicht die Junge den Gedanken zuerst gefaßt hat: denn es ist überhaupt Sache der Eltern, ihren Kindern den Gatten zu besorgen, und die Art, wie Bo'az jetzt die Ehe nahegelegt werden soll, ist auch nach Meinung des Erzählers nicht unbedenklich; sie würde unzart sein, wenn sie von Ruth ausginge. Jetzt ist, so meint No'omi, die Zeit zum Handeln gekommen. Denn die Gerstenernte ist zu Ende[1]). Die täglichen Begegnungen beider auf dem Felde hören also nun auf. Heute Nacht aber worfelt er auf der Tenne. Geworfelt wird des Nachts: den schönen, kühlen Wind, der von der See her des Nachts über das Land weht, macht der Bauer sich so zunutze; er muß ihm die Spreu von den Körnern scheiden. Da schmausen und trinken dann die Leute in großer Freude über die reiche Ernte. Und nachher bleibt Bo'az bei dem ausgedroschenen Korn auf der Tenne, um es selbst zu bewachen: das ist auch heute noch in Palästina Bauernsitte; einem andern traut man das nicht an; denn wie leicht kann da gestohlen werden! Dann ist Bo'az also in der Nacht allein und in bester Stimmung; diese Nacht gilt es zu benutzen! „Meine Tochter," sagt No'omi zu Ruth, „soll ich dir eine neue Heimat schaffen, auf daß es dir wohl gehe?" No'omi spricht nur von dem Nutzen, den Ruth haben wird, nicht von ihrem eigenen, also nicht ganz ohne Hintergedanken: eine kluge Frau. Von ihren Erwägungen gibt sie nur das an, daß Bo'az ja ihr Verwandter ist, und daß er heute Nacht worfelt: das andre wird Ruth schon aus dem Zusammenhange erraten. Nun, so rät sie, wasche dir den Feldstaub ab, salbe dich, lege deine Kleider an — aufs Feld ist sie nur in einfachem Kittel gegangen; jetzt aber, da sie sich einem Manne zur Ehe anbieten soll, soll sie sich hübsch machen, damit sie ihm gefalle[2]). „Zeige dich dem Manne nicht eher, als bis er mit Essen und Trinken fertig ist; merke dir den Ort, da er sich hinlegt" — wie genau hat sie alles vorbedacht! —; „dann gehe hin, decke seine Füße auf und lege dich dorthin! So wird er dir kundtun, was du tun sollst." Die Situation, in die sich Ruth so begibt, ist gewagt, auch nach israelitischen Begriffen; aber — so sollen

[1]) „und die Weizenernte" Vers 23 ist ein Zusatz; die Erzählung redet auch im folgenden nur von Gerste 3 2. 15.

[2]) Merkwürdig, wie dieser Punkt, dessen Verständnis uns als recht natürlich erscheint, von den Erklärern so oft mißverstanden worden ist. Weshalb hat sich Ruth hübsch angezogen? Weil man vor einem Vornehmen in guten Kleidern erscheint, sagen die einen. Nein, sagt ein andrer, es ist kultische Sitte, zum Gottesdienst die Feiertagskleider anzuziehen, und indem sie diese Sitte vollzieht, stellt sie die Handlung unter Gottes Schutz! Oder man meint, Ruth habe es getan, weil es so Hochzeitssitte gewesen sei! Und warum mußte es in der Nacht geschehen, und warum mußte Bo'az vorher getrunken haben? „In der Stille der Nacht gibt Gott die weisen Gedanken ein, zumal in Augenblicken, in denen der Mensch durch den Genuß stimulierender Mittel dazu prädisponiert ist." Wie wenig menschenkundig! Die Erzählung selber sagt: „er aß und trank und ward guter Dinge:" da ist man, wie alle Welt weiß, für zärtliche Empfindungen zugänglicher als sonst.

wir denken — auf andre Art wäre Bo'az schwerlich zur Heirat zu bewegen. Daß aber Ruth sich auf eine so peinliche Situation einläßt, das ist Heroismus der Treue. Nicht für sich selbst begehrt sie etwas, sondern einen Erben für ihren Mann. Dem schimpflichsten Verdacht gibt sie sich preis, für den Verstorbenen! Was klug, was raffiniert ist an diesem Plan, setzt der Erzähler auf No'omis Seite, die Tapferkeit der Treue aber auf die Ruths. Und zugleich ist es Ruths Gehorsam, was sie so handeln läßt: „alles, was du sagst, will ich tun." Es ziert ja die junge Frau, wenn sie sich nicht weiser als die Alten dünkt, sondern sich ihrer besseren Lebenserfahrung demütig unterordnet. So macht sie sich auf den schweren Weg.

Die folgende Szene spielt nun auf der Tenne des Bo'az. Der liegt bei seinem Getreidehaufen des Nachts und ist guter Dinge: ein Bauer nach wohlvollbrachter Ernte! Da kommt Ruth leise hinzu und legt sich — so heißt es scheu — „ihm zu Füßen". Um Mitternacht schrickt der Mann empor und fährt zurück, ein Weib sich zu Füßen zu sehen: „Wer bist du?" Sie: „Ich bin deine Magd Ruth, breite deinen Fittich (d. h. den Zipfel deiner Decke) über deine Magd aus; denn du bist Löser." Ruth spricht mit diesen Worten den Sinn der Zeremonie aus, die sie vollzogen hat, die uns Modernen freilich völlig fremd ist. Man stand in der Antike „den Eigentumssachen, die man im täglichen Gebrauch hatte, namentlich denen, die man am Leibe trug, nicht fremd und äußerlich gegenüber, sondern betrachtete sie als zur eigenen Person gehörig, als seinen eigenen Schatten" [1]). Und wie wir durch einen Gegenstand, der uns gehört, einen Platz belegen, so belegt der Araber etwa mit seinem Gewande einen Gefangenen und erklärt damit: der ist mein. Als Elias den Elisa zu seinem Diener und Nachfolger bestimmen wollte, warf er ihm seinen Mantel über, dessen Zauberkräfte ihn zwangen, ihm zu folgen [2]). So erklärt sich auch die Hochzeitssitte, die bei Arabern und Hebräern bezeugt ist, daß der Braut durch den Bräutigam oder einen seiner Verwandten ein Mantel über den Kopf geworfen wird [3]). Indem Ruth sich also unter Bo'az' Gewand freiwillig begibt, vollzieht sie den Hochzeitsbrauch und spricht die Bitte aus: nimm mich zu deiner Frau! Der Erzähler aber ergötzt sich an dieser Szene, weil sie eine interessante Abweichung von dem Gewöhnlichen ist: hier trägt sich, unter ganz besondern Umständen, das Weib selber zur Ehe an. Nun sollen wir voller Spannung aufmerken, was Bo'az wohl tun werde. Vertrauend blickt Ruth zu ihm empor; und er erweist sich dieses Vertrauens würdig.

Er ist weltkundig genug, um das Motiv, das sie hierhergeführt hat, sofort richtig zu verstehen. Und er ist ganz gerührt davon, daß sie so die weibliche Scheu hat überwinden können. „Mögest du von Jahve gesegnet sein, meine Tochter! Die Treue, die du jetzt erwiesen hast, ist noch schöner, als was du zuvor

[1]) Wellhausen, Archiv für Religionswissenschaft. Bd. VII (1904), S. 40 f.

[2]) 1. Könige 19 19 ff.

[3]) Hes. 16 8. Vgl. auch G. Jacob, Das Hohelied, S. 23, Anm. 1 und Pischel im „Hermes", Bd. XXVII (1893), S. 466 f.: „Für eine Frau ist der Mann die Decke: wenn sie keinen Mann hat, ist die Frau nackt" (aus dem Indischen). Also „Decke" = Schutz.

getan hast!" Und er denkt auch an seine eigenen Jahre; er ist kein Jüngling mehr. Davon haben wir schon mehr gehört, und wir begreifen jetzt, warum der Erzähler gerade auf diesen Punkt Wert legt. Bo'az rechnet es der Ruth hoch an, daß sie nicht den jungen Männern nachgelaufen ist, obwohl es doch Jugend stets mit Jugend hält. Hieraus soll uns das Motiv der Ruth noch einmal über allen Zweifel sicher werden. Und nun erklärt sich Bo'az zur Ehe bereit: „Nun, meine Tochter, sei unbesorgt; ich will dir tun, ganz, wie du gesagt hast; wissen doch alle Leute im Tor, daß du eine wackere Frau bist." Im Tore ist der Ort, wo man zusammenkommt, wo sich die öffentliche Meinung bildet, und auch über den Neuzugezogenen wissen die Leute gar bald Bescheid. Nun könnte die Erzählung zu Ende sein; aber der Erzähler will noch nicht schließen; darum setzt er jetzt ein retardierendes Motiv ein: „Nun, es ist wahr," sagt Bo'az, „daß ich einer der Löser bin, aber es ist noch ein näherer Verwandter da," der also größeres Recht hat als ich. „Bleibe über Nacht hier" (denn in der Nacht nach der Ernte, wo die Trunkenen umherschwärmen mögen, ist es für ein junges Weib auf dem Felde nicht gerade geheuer); morgen früh will ich ihn dann zuerst fragen, ob er dich lösen will; „will er es, gut, so möge er dich lösen;" wo nicht, so schwört er ihr beim Leben Jahves, heirate ich dich. Diese Worte zeigen uns klar, wie wir das Verhältnis zwischen Ruth und Bo'az aufzufassen haben: sie sind kein Liebespaar. Die Verbindung, die sie nachher schließen, ist gegründet auf die Treue gegen den Toten und auf Achtung voreinander, aber nicht auf die Leidenschaft der Jugend. Damit aber ist der israelitische Mann völlig einverstanden: auf einer Ehe, die so geschlossen worden ist, wird Jahves Segen ruhen. Bo'az aber wird hier gedacht als ein Mann des Rechts: er will dem andern, der größere Rechte hat, nicht vorgreifen. Was Ruth verlangen kann, ist eine neue Ehe, und das soll ihr zuteil werden; mit wem sie diese Ehe eingeht, ist für sie eine mehr untergeordnete Frage. Im folgenden kommt es dann aber doch so, daß die beiden wackeren, guten Menschen zusammenkommen, und darüber sollen wir uns freuen. — Am frühen Morgen, noch vor der Dämmerung, ehe denn einer den andern erkennen kann, schickt Bo'az die Ruth fort, auch dies aus einer zarten Besorgnis: daß sich keine üble Nachrede an sie beide hefte. Ein sehr reiches Geschenk gibt er ihr mit, 3/5 Epha Gerste! Er beweist dadurch sein Wohlgefallen und bekundet den Ernst seines Entschlusses: denn mit Getreidegeschenken spaßt der Bauer nicht.

Wiederum ein Zwischenstück. Ruth kehrt zu No'omi zurück, erzählt ihr alles und zeigt ihr das schöne Geschenk. Daran erkennt die erfahrene Frau, daß es Bo'az ernst ist: „Warte ruhig ab, meine Tochter, bis du erfährst, was für eine Wendung die Sache nimmt; denn der Mann wird nicht ruhen, er bringe es denn noch heute zum Ende."

Nun die Schlußszene, die einen wesentlich juristischen Inhalt hat. Das neue Motiv, das hier eingeführt wird, ist das Recht auf das Feld, das Elimelech einst besessen hat. Dies Feld, so ist die Voraussetzung, hat in den zehn Jahren, da er und seine Söhne im Ausland gewesen sind, ein andrer

in Besitz genommen, und No'omi hat, als sie zurückgekehrt ist, gar keine Ansprüche darauf erhoben; denn wie sollte eine Witwe klagen? Die findet doch nirgends Gehör. Eine lehrreiche Parallele bietet die Elisageschichte, wo eine Witwe, die gleichfalls einer Hungersnot wegen ausgewandert ist, als sie zurückkehrt, Haus und Hof in andern Händen findet und auch schwerlich wiedererlangt hätte, wenn nicht der König selbst für sie eingetreten wäre[1]. Daß in der Rutherzählung diese Dinge nicht ausdrücklich berichtet, sondern stillschweigend vorausgesetzt werden, zeigt, wie gewöhnlich sie gewesen sind. Nun denkt Bo'az daran, die Ruth zu heiraten, damit der erste Sohn aus dieser Ehe als Sohn des Verstorbenen gerechnet werde. Wenn er aber so die Frau bekommt, so will er auch den Acker haben, der ihr gehört, und diesen Familienacker an den ältesten Sohn weiter vererben. Das ist echt bäuerisch gedacht: bei aller Hochschätzung der Frau will er sie doch nicht ohne das Feld.

Diesen Zweck erreicht er nun folgendermaßen. Am frühen Morgen — das, worauf der Hebräer Wert legt, tut er frühmorgens — geht er ans Tor, an die Stätte des öffentlichen Verkehrs, wo alle Rechtshandlungen geschehen, und setzt sich dort nieder. Und als nun der nähere Verwandte — sein Name wird nicht genannt — gerade (zur Feldarbeit) vorübergeht, muß sich der bei ihm hinsetzen: sitzend werden in Israel alle Rechtsgeschäfte erledigt, wie auch wir von „Sitzung" sprechen. Zehn Männer von den „Ältesten" werden als Zeugen hinzugenommen; so viele und so vornehme Zeugen nimmt sich ein Mann wie Bo'az bei einer Sache, auf die ihm viel ankommt. Das Volk, so haben wir uns vorzustellen, versammelt sich neugierig rings umher. Nun hebt Bo'az an: „Das Stück Land, das unserm Bruder (d. h. Geschlechtsgenossen) Elimelech gehört hat, bietet hiermit No'omi, die aus dem Lande der Moabiter zurückgekommen ist, feil"[2]. Diesen Acker hatte No'omi, so sollen wir denken, schon aufgegeben; aber jetzt setzt ein vornehmer und wohlhabender Mann seine Autorität dafür ein und sagt: „No'omi gehört er, und ich verkaufe ihn hiermit an ihrer Statt." Wenn ein Mann wie Bo'az das sagt, und das Recht so deutlich auf seiner Seite ist, so wird der gegenwärtige Besitzer des Ackers kein Wort dagegen einzuwenden wagen: alles dies ist als selbstverständlich vorausgesetzt. So nimmt sich Bo'az des Rechts der Unterdrückten an: ein wackerer und kluger Mann! „Diesen Acker," so fährt Bo'az fort, „sollst du nun als nächster Verwandter erwerben, damit das Feld in der Familie bleibt[3]; tust du es nicht, tu ich es: wir beiden sind die einzigen Berechtigten, du vor mir." Der Mann — so dürfen wir uns ausmalen — überschlägt rasch, ob er wohl so viel Geld liegen hat, und findet, daß sich ihm hier eine schöne Gelegenheit bietet, seinen Besitz zu vergrößern. Er sprach: „Ich will es tun." So scheint die Geschichte anders zu verlaufen, als wir es gedacht haben; wie wird sie enden? Nun aber fährt Bo'az fort: „Da ist aber noch Ruth, die Moabiterin,

[1]) 2. Könige 8.

[2]) Vergebens haben sich die Exegeten mit der Lesart machera „hat verkauft" abgequält: es ist mochera (part.) „sie verkauft gegenwärtig" zu lesen.

[3]) Von dieser Verpflichtung des nächsten Verwandten, den Acker zu kaufen, hören wir auch 3. Mos. 25 25, Jer. 31 7. Die Kombination dieser Löspflicht mit der Schwagerehe nur hier.

das Weib des Verstorbenen; wenn du den Acker erwirbst, so erwirbst du damit zugleich dies Weib und hast die Pflicht, den Namen des Verstorbenen auf seinem Erbbesitz wiedererstehen zu lassen, d. h. der älteste Sohn dieser Ehe wird Namen und Acker des Verstorbenen zugleich erben müssen." Da erschrickt der andre und will lieber nicht Löser sein. Er ist klug — so meint der Erzähler —, das Feld will er wohl haben, aber nicht das Weib. Denn wer sich auf solche Lösung einläßt, dem kann es wohl geschehen, daß er, wenn er nur einen Sohn hat, ohne eigenen Erben bleibt[1]). „Ich will mir mein Erbe nicht verderben." So ist also dieser Agnat beseitigt. Der Erzähler hat ihn eingeführt, um die Erzählung ausführlicher gestalten zu können und um an ihm ein Gegenstück gegen Bo'az zu haben: Bo'az tut in seinem Edelmut, was jener verweigert hat. Amüsant ist es, zu sehen, wie Bo'az bei der Erledigung dieses Handels das Angenehme, den Erwerb des Ackers, voranstellt und das weniger Angenehme, die neue Ehe, folgen läßt: das ist die Art, wie sich der kluge Hebräer in Handel und Wandel bewegt; zugleich erkennt man hieran, daß diese Verhandlung von Bo'az durchaus ernsthaft gemeint ist. — „Nun war es von alters Brauch in Israel" — und wir können hinzufügen, daß ähnliche Sitten auch bei den Arabern, den Indern[2]) und den alten Germanen bestanden, — „daß man beim Lösen oder Tauschen seinen Schuh auszog und dem andern überreichte; das galt als Zeugnis in Israel." Derartige Zeichen kennt eine Zeit, die solche Kontrakte noch nicht aufschrieb, sondern mündlich verabredete. Bei entwickelterer Kultur, wo die Kontrakte niedergeschrieben werden, sind dann diese „Zeugnisse" fortgefallen. Die Erzählung verwendet diese Sitte, die zur Zeit des Erzählers nur noch von Hörensagen bekannt war, als ein poetisches Motiv: wir haben hier also einen Anfang einer historischen Novelle, wie sie unter uns so häufig ist. So zog denn der Agnat den Schuh aus und überreichte ihn Bo'az: Kaufe es für dich. „Nun sprach Bo'az zu den Ältesten und allem Volk: ‚Ihr seid heute Zeugen, daß ich hiermit von No'omi erwerbe den ganzen Besitz Elimelechs, Machlons und Kiljons; und zugleich erwerbe ich mir die Ruth, die Moabiterin, Machlons

---

[1]) Vgl. Josef Kohler, Zeitschrift für Vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. XVII, S. 219 f. Bd. III, S. 394 f., zitiert als Parallele das indische Recht, das dieselbe Institution kennt. Derjenige, der auf solche Weise heiratet, so heißt es dort, handelt unklug, weil er einen Sohn verliert und möglicherweise ohne eigene Söhne bleibt. Kohler bestreitet aber zu Unrecht, daß No'omi, als Elimelechs Erbin, es ist, die den Acker verkauft, denn dies wird nicht nur im Angebot des Bo'az mehrmals (V. 3, 5) gesagt, sondern zum Schluß feierlich und offiziell konstatiert (V. 9).

[2]) In einem indischen Gedichte heißt es:

„So ziehe, edler Raghawer,
Die goldgestickten Schuhe aus,
Zum Zeichen, daß dein Erbe du,
Die Herrschermacht, mir überträgst."
Und Rama zog die Schuhe aus
Und gab sie ihm.

Vgl. Holtzmann, Indische Sagen, Bd. II, S. 344. Der Schuh ist Zeichen der Herrschaft, der Hoheit und des Ranges; die Entschuhung symbolische Verzichtleistung auf Gut und Erbe. Vgl. Sartori, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. IV, S. 178 f.

Witwe, zur Ehefrau.'" Dies in solcher Ausführlichkeit und Bestimmtheit, weil die Worte juristische Bedeutung haben. Und gleichzeitig übernimmt er ausdrücklich und feierlich die Verpflichtung: „des Verstorbenen Namen auf seinem Erbbesitz wieder erstehen zu lassen, damit des Verstorbenen Name aus dem Kreise seiner Verwandten und aus dem Tore seines Ortes nicht ausgerottet werde." Dazu ruft er sie alle zu Zeugen an; und alles sprach: „Wir sind Zeugen." Damit ist die Rechtshandlung erledigt. Es folgen nun gute Wünsche für die Neuvermählten. Solche Hochzeitsgratulationen, in alter und neuer Zeit gebräuchlich, haben in jenen alten Tagen, da man das Natürliche natürlich nahm, zum Inhalt den Zweck der Ehe, das Kindererzeugen. Der alte Israelit kennt keinen schöneren Wunsch, als viele, recht viele Kinder zu haben. Hier aber bricht alles Volk in besonders überschwengliche Gratulationen aus; das ist, so sollen wir denken, die Anerkennung für den bewunderungswürdigen Großmut des Bo'az. „Möge Jahve dem Weibe, das jetzt in dein Haus einzieht, Nachkommen schenken, so viele wie der Lea und Rahel," den reich gesegneten Stamm-Müttern von ganz Israel! D. h. mögen wie von Lea und Rahel so auch von ihr zwei „Häuser" (Familien, Geschlechter) ausgehen, eines, das sich nach Machlon, und ein andres, das sich nach Bo'az nennen wird! Und Bo'az wünschen sie: „Übe Macht in Ephrat aus, dein Name werde genannt[1]) in Bethlehem," d. h. werde zum hochgefeierten Ahnherrn eines gewaltigen Geschlechts! Und immer noch weiter: „Dein Haus gleiche dem Hause des Peres, den Tamar dem Juda geboren hat!" Das ist wiederum eine Erinnerung an eine Erzählung der Urzeit, die um so besser paßt, als sie gerade in Juda spielt: Peres ist der angenommene Ahnherr dieser Leute, und als Tamarerzählung der Ruthgeschichte dem Stoff nach verwandt ist.

Nun der Schluß des Ganzen. Bo'az heiratet Ruth, und sie erhält wirklich, durch Jahves Gnade, den Erben. Da ist nun eitel Freude und Glück im Hause No'omis. Denn mit dem Gedanken an No'omi schließt die Erzählung, wie sie mit ihr begonnen hat. Diese Schlußszene aber steht in starkem Gegensatz zu jener Szene am Anfang: dort aufs tiefste gebeugt, ohne Mann und Söhne, hält sie jetzt einen Sohn auf den Armen! Der völlig Hoffnungslosen ist ein Trost geworden! Das ist eine Geschichte, wie sie das Volk gerne hört: nach Regen Sonnenschein! Und noch einmal treten „die Weiber" auf, um die öffentliche Meinung über das Geschehene auszusprechen, die auch wir billigen sollen. Sie preisen Jahves Gnade; sie wünschen, daß dieses Kindes Name in Israel genannt, d. h. daß er ein berühmter Mann werde, und daß er No'omi im Alter versorge. Und das wird dies Kind sicherlich tun; es ist ja Ruths Kind, „die dich lieb hat, die dir besser ist als sieben Söhne"! Ihrer guten Schwiegertochter verdankt sie ihr Glück! — Und nun noch ein zärtliches Bild: No'omi nahm das Kind auf ihren Schoß und pflegt es als ihr eigenes; und die Nachbarinnen sagen: „der No'omi ist ein Sohn geboren!" Dieses Kindes, das sie dem Blute nach nichts angeht, darf sie sich als des eigenen freuen! — Und noch einen kleinen, überraschenden

[1]) weniqra'.

Trumpf hat sich der Verfasser für den Schluß aufgespart: dies Kind — die Nachbarinnen nannten es 'Obed[1]) — ist der Großvater geworden von David! Judas größter Sohn ist aus diesem Hause geboren. So ging der Wunsch der Leute in Erfüllung!

Die letzten Verse des Buches, die einen Stammbaum geben von Peres, dem Sohne Judas, an über Bo'az bis David, gehören ursprünglich nicht zum Buche. Unsrer Erzählung genügt es, die Reihenfolge von Ruth bis David anzugeben; die älteren Ahnen Davids interessieren also in diesem Zusammenhange nicht. Auch wird Davids Stammbaum hier nicht über Machlon, wie man nach dem Buche erwarten sollte, sondern über Bo'az geführt. Diese Verse sind also von einem späteren Leser hinzugefügt; wie denn die jüngere Zeit eine erstaunliche Vorliebe für Genealogien gehabt hat. Die Quelle dieses Mannes war 1. Chron. 2 9 ff.

Welcher Gattung gehört die Erzählung an? Das ist eine Frage, die man nur aufzuwerfen braucht, um ihre Antwort schon in der Hand zu haben. Eine Erzählung, die so von der Fülle der Poesie umflossen ist, ist natürlich keine „Geschichte" in strengem Sinne, sondern eine poetische Erzählung. Zudem hat es die „Geschichtsschreibung" der alten Zeit mit den Staatsbegebenheiten, mit den Königen und den öffentlichen Personen zu tun; die volkstümliche Überlieferung aber berichtet mit Freuden von den kleinen Begebenheiten im Schoß der Familie. Und die nächtliche Szene zwischen Ruth und Bo'az, die im geheimen geschah und geheim bleiben sollte, kann ein Historiker nicht berichten, weil sie nicht in glaubwürdiger Weise gewußt werden kann. Auch unterscheidet der Erzähler ausdrücklich seine Zeit von der damaligen („vor Zeiten" 4 7): er macht nicht den Anspruch, Zeitgenosse zu sein. Demnach ist nicht anzunehmen, daß die Erzählung auf historischem Grunde ruhe, noch zu forschen, wie weit diese Ereignisse geschichtlich seien; und der feinsinnige Reuß hat ganz recht, wenn er „die Frage, zu welches Richters Zeit sie einander mögen geheiratet haben, nicht in die Geschichte der hebräischen Literatur, sondern in die des gelehrten Philistertums" verweisen wollte[2]). „Historisch" ist hier nichts andres als vielleicht die mütterliche Abstammung Davids aus Moab: dafür spricht, daß David, von Saul auch in Juda gefährdet, seine Eltern in Moab in Sicherheit gebracht hat[3]).

Wenn irgendwo im Alten Testament, so ist bei der Rutherzählung ein Anlaß, über die Kunst der Erzählung zu sprechen. Wir unterscheiden unter den hebräischen Erzählungen zwei Arten, die besonders deutlich am Maß ihres Umfangs kenntlich sind: entweder ganz kurze, wie z. B. die Sage vom babylonischen Turm, die nur wenige Verse umfaßt und also in möglichster Knappheit die ganze Handlung erzählt. Daneben gibt es ausführlichere Geschichten, die aus späterer, entwickelterer Kunstübung stammen, und die zum

[1]) Daß die Nachbarinnen dem Kinde den Namen geben, vgl. auch Luk. 1 57 ff.

[2]) Reuß, Die heiligen Schriften des Alten Testamentes, S. 297.

[3]) 1. Sam. 22 3 f.

Teil einen sehr breiten Raum einnehmen; Beispiel dafür ist die Joseph-Sage[1]). Die Ruth-Erzählung gehört sehr deutlich zu dieser zweiten Art. Es sind sehr wenige und einfache Begebenheiten, die hier erzählt werden, die der Erzähler, wenn er gewollt hätte, mit kurzen Worten hätte berichten können. Man sieht also, daß es ihm nicht so sehr auf eigentliche Berichterstattung ankommt, sondern vielmehr auf die Ausmalung der Situationen und die Schilderung der Charaktere. — Ferner, während die alte Kunstübung wesentlich nur Tatsachen berichtet und dem Leser *Anschaubares* vor Augen stellt, mit Reden aber sehr sparsam ist, so ist hier die Hauptmasse des Buches mit Reden ausgefüllt. Durch eine so breite Ausführung der Gespräche entsteht schließlich eine neue Gattung, die wir am besten „Novelle" nennen. Auch die italienischen Novellen der Renaissance, der Ausgangspunkt der modernen, sind aus Märchen- oder Sagenstoffen entstanden, die im Interesse der Charakterschilderung so weit ausgesponnen sind. Man hat also das Recht, von einer Ruth-*Novelle* zu sprechen. Der Zweck der vielen Reden ist auch hier deutlich, die Charaktere darzulegen. Einige Male sagt der Verfasser in solchen Reden indirekt, wie er selber die Begebenheiten ansieht. So rühmt Bo'az Ruths Treue (2 11), und so preisen die Leute des Dorfes Ruth, Bo'az und No'omi am Schluß, etwa dem Chore in der griechischen Tragödie vergleichbar, der das öffentliche Urteil ausspricht. Solche Stellen muß man beachten, um das antike Verständnis der Geschichte nicht zu verfehlen. Eigene Reflexionen führt der Erzähler nicht ein, wie sich solche überhaupt in den älteren Erzählungen des Alten Testaments nicht finden.

Ihrem Charakter nach bezeichnet Goethe mit zutreffendem Ausdruck die Erzählung als „*Idyll*". Einfache bäurische Verhältnisse im Hintergrunde; „der Geruch des Feldes, das Jahve gesegnet hat," weht uns daraus entgegen. Um Brot und Hunger, um Feld und Ernte und Familienbesitz drehen sich die Interessen dieser Menschen; alle Personen der Geschichte und der Erzähler mit ihnen empfinden als Bauern. Dazu kommen allgemeinere Motive: freundliche Familienbeziehungen, Freude an den Kindern, Verlangen nach dem Fortleben des Namens, Elend der Witwen. Politische Interessen liegen fern; doch ist es der Stolz dieser Menschen, daß Israels glänzendster König aus ihnen hervorgegangen ist. Große Pietät den Vätern gegenüber: die Erzählungen von Lea und Rahel, von Tamar und Peres sind jedermann vertraut; David eine gefeierte Person; und wenn manche Sitten der Väter auch inzwischen zugrunde gegangen sind, so hört man doch mit Freuden von ihnen erzählen.

Die Geschichte geht langsam, friedlich und ruhig dahin. Sie kennt keine schlechten Menschen, alle Haupthandelnden haben unsre Sympathie, und auch die Nebenhandelnden, Orpa und der Agnat, sind nur weniger trefflich, nicht böse. So wird denn auch der frühe Tod der drei Männer nicht aus ihrer oder No'omis Sünde erklärt: dieser Zug würde einen falschen Ton in den Akkord bringen. Auch keine allzu heftigen Konflikte: mit liebevollen Worten

[1]) Weiter in meiner Schrift: „Die Sagen der Genesis".

will No'omi ihre Schwiegertöchter entlassen; mit Tränen und Kuß scheidet Orpa. Gute Wünsche und Segenssprüche, zu denen wir von Herzen Ja und Amen sagen, durchziehen das Ganze. Doch hat die Erzählung auch einige kräftige Töne, damit sie nicht in Rührung zerschmelze. No'omi ist eine kluge Frau und weiß, daß weiblicher Reiz, ins rechte Licht gestellt, auch eines ernsten Mannes Herz überwindet. Und Bo'az möchte nicht nur die Frau haben, sondern auch den Acker dazu. Bei der Nachtszene mischt der Verfasser zusammen die heroische Treue Ruths, ihren demütigen Gehorsam gegen die Worte ihrer Schwiegermutter, das Vertrauen auf Bo'az' Rechtschaffenheit und die weibliche Diplomatie, der — wie immer — der Mann erliegen muß. Da an dieser Stelle Bo'az von den Frauen zum Entschluß gedrängt wird, so hat sich der Verfasser bemüht, damit er nicht in unwürdige Stellung gerate, Szenen zu erfinden, die ihn *handelnd*, in männlicher Würde zeigen: daher die Szenen bei der Ernte und besonders die im Tor.

Der eigentliche Inhalt der Erzählung ist der Heroismus der Treue und ihr göttlicher Lohn. Um die Treue recht darzustellen, häuft der Verfasser die Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen: der Mann ist tot, Kinder sind nicht da, die Schwiegermutter in großer Armut, ja Ruth ist sogar eine Ausländerin und muß Religion und Vaterland verlassen! Das Motiv wird natürlich nicht an einer nach Moab eingewanderten Israelitin dargestellt, die ihrer Treue wegen Israel und Jahve vergißt — denn das würde der allezeit höchst subjektiv empfindende Israelit für eine Untreue halten! —, sondern an einer Fremden, die nach Kanaan zieht; *deshalb und nur deshalb ist Ruth eine Moabiterin*. Zugleich aber schildert der Erzähler, wie solche Treue ihren Lohn von Jahve erhält. Denn die Erzählung ist zugleich religiöser Art. Zwar greift Gott an keiner bestimmten Stelle der Handlung ein; kein Wunder geschieht, und alles geht natürlich zu, aber doch hat die Gottheit die Fäden in der Hand und „führet alles wohl." Nicht ohne Vergnügen wird man sehen, wie sich mit diesem Glauben an Gottes Walten der Gedanke verbindet, daß auch die Menschen ihr Teil dazu tun müssen: Ruth erhält den neuen Mann durch No'omis Weibesklugheit und durch Gottes Gnade! Diesen Vorsehungsglauben, angewandt speziell auf Familiengeschichte, hat die Erzählung mit der Sage von Rebekkas Brautwerbung und besonders mit der Joseph-Geschichte gemeinsam. Ähnlich im Tone sind auch die Erzählungen von Samuels Geburt und von Tobias. Diese schönen Geschichten zeigen uns, ein wie zartes Familienleben Israel in älterer und jüngerer Zeit geführt hat.

Diese Auffassung der Erzählung als Darstellung der *Witwentreue* ist so einfach, daß sie wohl ein Kind verstehen könnte; bei den Gelehrten freilich hat sie sich keiner Beliebtheit erfreut; denn wozu wäre auch das große Wissen nütze, wenn es nichts besseres zu sagen wüßte! So haben die Forscher nach einer verborgenen „Tendenz" gesucht und dadurch — so sind wir überzeugt — die reizende Erzählung grausam mißhandelt. So behaupten die einen, der Verfasser wolle die Schwagerehe empfehlen, die doch in Wirklichkeit hier nur als ein poetisches Motiv verwandt wird; oder er wolle das Davidhaus verherrlichen und David einen schönen Stammbaum verschaffen: aber

der Hinweis auf David ist nur eine letzte Pointe, ein aufgesetztes Licht, und keineswegs der Zweck des ganzen Buches; oder man vermutet gar den raffinierten Hintergedanken, es solle durch den Stammbaum Davids hier dem Priestergeschlecht der Aaroniden das Geschlecht Davids entgegengesetzt werden; oder der Verfasser habe den Nachweis führen wollen, daß David nicht nur ein Judäer, sondern auch ein „Ephratit" sei, was dann mit „Ephraemit" fälschlich gleichgesetzt wird — beide Worte sind im Hebräischen den Lauten nach identisch —, so daß er also beiden Teilen des Volkes, auch dem Norden, gleichermaßen angehöre; oder vielleicht habe das Buch „als staatsrechtliches Aktenstück gedient, das den Moabitern den Anschluß an das Davidreich leichter machen sollte": die liebliche Erzählung ein „staatsrechtliches Aktenstück"! Oder es heißt, die Geschichte sei aus einer Bibelstelle (1. Sam. 22 3 f.) entsponnen und wolle erklären, wie es komme, daß David seine Eltern in Moab habe unterbringen können: wovon aber die Ruth-Erzählung kein Sterbenswörtchen sagt! Ja weiter hat man behauptet, sie habe ursprünglich (des Stammbaumes wegen) in derjenigen Schrift gestanden, die die Chronik als Quelle benutzt hat, wobei man den gewaltigen Unterschied der liebenswürdigen Novelle von dem theokratischen Geiste der Chronik völlig übersieht! Gegenwärtig herrscht in mancherlei Variationen die Erklärung, das Buch nehme Stellung in jenen Kämpfen zu Esras und Nehemias Zeit, da alle Ehen mit Ausländerinnen getrennt werden sollten, und wolle zeigen, daß „nicht alle moabitischen Weiber vom Übel" seien. Indes die Ehen mit Ausländerinnen werden in der Novelle nicht etwa verteidigt, sondern in der Exposition als vorkommend vorausgesetzt. Alles dieses sind Verirrungen des grübelnden Verstandes. Eine „Tendenz" hat die Geschichte überhaupt nicht. Wer aber außer der einfachen Wahrheit vom Lohn der Treue schlechterdings noch eine „Lehre" mitnehmen will, dem möchten wir diese empfehlen, daß Männer gut tun, sich vor schönen und klugen Frauen, die ihren Willen durchsetzen wollen, in acht zu nehmen.

An manchen Kennzeichen läßt sich zeigen, daß die Erzählung einer jüngeren Epoche angehört. Das lehrt vor allem die weitläufige Erzählungsart. Ferner haben die dargestellten Personen ein so tiefes Seelenleben, wie wir es erst in einer späteren Zeit begreifen können: der Ehebund bindet über das Grab hinaus, nicht dem Rechte nach, aber im Gemüt; ein herzliches Verhältnis besteht zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter; der rechte Mann sorgt dafür, daß ein Weib seinetwegen in keinen bösen Verdacht kommt. Rechtssitten des alten Israels erscheinen hier als Sitten der Vorzeit und haben poetischen Klang. Die „Richterzeit," in der die Erzählung spielen soll, in Wirklichkeit voll von blutigen Kämpfen und wilder Gärung, erscheint der Erinnerung als gute, alte Zeit; die festgefügten Ordnungen einer weit späteren Epoche trägt man unwillkürlich in jene alten Tage zurück. Auf David blickt das Buch als einen Helden der Vergangenheit. Auch die Sprache enthält manches spätere Gut. Schließlich zeigt auch die Stellung des Buches im hebräischen Kanon, wo es nicht wie bei Luther unter den „historischen Büchern," sondern unter den „andern Schriften" zwischen Hohem Lied und

den Klageliedern steht, daß es ziemlich spät in die Sammlung der heiligen Schriften aufgenommen worden ist.

Anderseits ist zu raten, das Buch auch nicht zu spät anzusetzen. Die vorausgesetzten Sitten und Anschauungen sind zum Teil noch recht naiv: das Weib wird mit dem Acker und nicht anders als dieser „erworben"; Ruth würde auch einen andern als Bo'az heiraten, wenn er nur aus der Familie ist; besonders naiv ist die Art, wie sich Ruth zur Frau anbietet. Dies Nebeneinander von kräftigen und zarten, antiken und moderneren Zügen ist der besondere Reiz des Büchleins; namentlich bemüht sich der Verfasser, die altertümlich derbe Nachtszene, die sein Stoff ihm darbot, möglichst zurückhaltend zu erzählen: die Handlung an sich ist keck, aber ihre Ausführung scheu und keusch. Alles dies aber führt uns in eine mittlere Periode, da die alten Geschichten noch beliebt waren, aber mit dem Geist einer neuen Zeit erfüllt wurden. — Dasselbe lehrt auch eine Betrachtung der Religion des Buches. Sicherlich ist der Vorsehungsglaube, den das Buch ausspricht, ein verhältnismäßig junges Erzeugnis. Aber anderseits ist darin von „gesetzlichem" Geiste nichts zu erkennen: es sind einfache menschliche Tugenden, die die Personen des Büchleins üben. Von Haß gegen die „Heiden", der in dem späteren, immer mehr von religiösem und nationalem Hochmut erfüllten Judentum eine so große Rolle spielt, — man lese, um die geradezu wütende Leidenschaft, die die Mischehen unter den Frommen der späteren Zeit entfesseln, die furchtbare Geschichte vom Eifer des Pinehas, der das sündige Paar auf frischer Tat mit dem Spieß durchbohrt[1]), ist hier keine Rede; Ruth ist keine „Heidin" und „bekehrt sich" auch zu Jahve nicht, sondern nimmt — was als ganz selbstverständlich betrachtet, aber in keiner Weise als besondere religiöse Tat betont wird — im fremden Lande den fremden Gott an; denn der Monotheismus, wonach Jahve der einzige Gott ist, ist noch nicht voll entwickelt: Orpa kehrt ohne Tadel heim „zu ihrem Gott". Auch der Stil verbietet, in zu junge Zeit herabzugehen: die späteren Sagenerzähler lieben es, die Erzählung mit Weisheitssprüchen und schönen Gebeten auszuzieren: so im Buche Tobias, wovon hier noch keine Rede ist. Die geläufige Frage, ob die Schrift „vor- oder nachexilisch" sei, ist (wie in vielen andern Fällen) in dieser Formulierung abzulehnen, da sie keine Anspielungen auf gleichzeitige politische Ereignisse enthält[2]). — Nach alledem tut man gut, das Buch in die spätere Zeit des judäischen Königtums anzusetzen.

Vielleicht wird es den Leser interessieren, daß wir den Erzählungsstoff der Schrift auch aus andern Quellen kennen und daher eine Vorgeschichte desselben feststellen können. Dem Stoff nach verwandt, ja schließlich identisch ist die Geschichte der Tamar (1. Mose 38), der es ebenso wie Ruth gelingt, ihrem verstorbenen Manne einen legitimen Sohn und Erben zu verschaffen. Beide Geschichten stimmen auch darin überein, daß einer aus der Verwandtschaft des Mannes durch die Klugheit der Frau zur „Verwandtenehe" genötigt

[1]) 4. Mose 25 6 ff.

[2]) Die Sitte des Schuhausziehens beim Verzicht auf die Lösung kennt der Erzähler nicht aus 5. Mose 25 9 f., wo es als Schimpf und Schande dargestellt wird, sondern aus der Überlieferung, wo es eben ein einfaches „Zeugnis" war.

wird, wobei sich freilich die tapfere und treue Frau in schwierige Lage begibt. Die Ähnlichkeit beider Erzählungen war dem Rutherzähler selbst bekannt; darum läßt er am Schluß der Ruth Tamars Schicksal wünschen! Die Sagen unterscheiden sich darin, daß die Tamargeschichte bei weitem derber und also altertümlicher ist: jener zweite Mann ist dort der eigene Schwiegervater: so kommt Tamar also in ihrer Verzweiflung in verdächtige Nähe mit der Blutschande, und sie verführt ihn, indem sie sich als Hierodule (d. h. als heilige Dirne) verkleidet. Bei solchem Vergleich tritt die Keuschheit der Rutherzählung deutlich hervor. — Viel altertümlicher aber ist noch die dritte Variante des Motivs, die wir besitzen. Es ist die Erzählung der Ägypter von der treuen Isis[1]). Deren Gemahl Osiris war von Set umgebracht und zerstückt worden; aber sie bewahrte ihm die Treue. „Kummervoll durchzog sie das Land und ließ sich nicht nieder, ehe sie ihn (d. h. seinen Leichnam) gefunden hatte." Dann hielt sie die rührende Totenklage; „und der höchste der Götter hatte Mitleid mit ihr; Re sandte den vierten seiner Söhne, den Anubis, vom Himmel hernieder, der fügte die Leiche des Gatten zusammen", und Isis gab ihm neues Leben. Ja, als sie sich „in Gestalt eines Sperbers auf die Leiche ihres Gatten gesetzt hatte, war sie schwanger geworden" und gebar so den Horus. Horus aber kämpfte mit Set, besiegte ihn und ward von den Göttern als Erbe seines Vaters anerkannt. Keiner der ägyptischen Mythen „hat weitere Verbreitung gehabt und hat einen größeren und dauernderen Einfluß auf das ägyptische Volk ausgeübt" als dieser. Diese ägyptische Erzählung, so verschieden sie auch von den hebräischen in der Einzelausführung ist, stimmt doch in dem Hauptpunkte überein: sie handeln sämtlich von der Gattin, deren Mann, ohne Kinder zu hinterlassen, früh verstorben ist, und die ihm doch treu bleibt, ja ihm schließlich trotz seines Todes einen Sohn gebiert, der dann auch — dies ein Hauptpunkt — als Erbe anerkannt wird. Nun ist dieser ägyptische Mythus ebenso wie die ägyptische Kultur überhaupt Jahrtausende älter als alles Israelitische, so daß wir ohne jedes Bedenken den Ursprung des Stoffes in Ägypten suchen werden: der Mythus, in seinem Heimatlande der allerbeliebteste, ist auch in Kanaan erzählt worden. Aber in Israel, dessen Geist von jeher dem Monotheismus zuneigte und die Mythen nicht liebte, ist aus dem Mythus eine Sage geworden: die Götter der Erzählung wurden zu Menschen; und an Stelle des Wunders und Zaubers, kraft dessen Horus empfangen ward, trat das Motiv der menschlichen Einrichtung der „Verwandtenehe". In israelitischer Überlieferung ward die Geschichte immer zarter und rührender, und nach einem Gesetz, das wir auch in andern Literaturen beobachten, ward aus der Heroine, die aus der Göttin entstanden war, zum Schluß eine schlichte Bäuerin. Das ist die Geschichte der Erzählung von der Witwentreue.

[1]) Vgl. Erman, Ägyptische Religion, S. 34 ff.

Korea

in vergangenen Tagen und am Vorabend des russisch-japanischen Krieges.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

Die Geschichte Koreas liest sich wie ein Feenmärchen. Das Land der „Morgenstille" jenseits der Meere ist so seltsam, so ganz außergewöhnlich, daß wir uns nur schwer vorzustellen vermögen, das, was wir von ihm hören, sei Wirklichkeit und nicht bloße Dichtung.

Das Land, das Volk und das Leben sind so fremdartig, so verschieden von allem, was wir in andern Teilen der Welt sehen und antreffen. Ich könnte mir kaum etwas denken, was auf den Reisenden, der von irgendeinem westlichen Hafen kommt, einen stärkeren Eindruck machen würde, als an den Küsten dieses Reiches, einem der fernsten im Osten, zu landen. Es ist, als habe er seinen Fuß auf den Boden einer verkehrten Welt gesetzt: alles hier ist das Gegenteil von dem, woran er bis jetzt gewohnt gewesen. Tatsachen und Gedanken sind im Widerspruch mit den unsren: die materiellen sowohl wie die geistigen Dinge scheinen von andern Regeln und andern Naturgesetzen beherrscht zu werden.

Welche Dinge sind die merkwürdigsten in diesem Lande? werde ich seit meiner Heimkehr gewöhnlich gefragt. Man würde diese Frage leichter beantworten können, wenn sie lautete: Welche sind die am wenigsten überraschenden? Koreas Vergangenheit ist so mannigfaltig, solch ein beständig wechselndes Halbdunkel, daß wir sie als legendarisch ansehen müssen, und seine Gegenwart ist der Überlieferung treu geblieben.

Innerhalb der Grenzen dieses Artikels indessen möchte ich über Korea gewissermaßen auch von einem utilitarischen Gesichtspunkt sprechen und nicht nur die Traditionen, wunderlichen Gebräuche und malerischen Züge des Landes beschreiben. Mein Bestreben ist, Korea nicht nur als eines der interessantesten Länder der Erdoberfläche zu schildern, als ein Land von altertümlichem Typus, sondern als ein Land im ersten Stadium des Überganges.

Der Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Korea ist erstaunlich: ein paar Jahre scheinen das Werk von Jahrhunderten getan zu haben. Das Korea der Vergangenheit ist für den Reisenden unzweifelhaft das anziehendere; aber das Korea der Gegenwart entbehrt nicht des Interesses für denjenigen, der in diesem Winkel der Erde etwas mehr sucht als die Bilder eines Panoramas.

Die alte Ordnung fesselt das Auge überall; die neuen Reformen verlieren sich in der Menge. Auswärts ist alles alt, aber ein innerer Wechsel vollzieht sich Tag für Tag. Der alte Schnitt und die matte Farbe des Gewandes sind erhalten worden, aber neue Ideen weben sich beständig hinein und vertreiben die alten. Hergebrachte Sitten und Gebräuche sterben täglich und unwiederbringlich aus, um dem modernen Nützlichkeitsprinzip Raum zu geben. Die Tage des alten Koreas sind gezählt.

Das Aussehen des ganzen Landes ist verändert. Eisenbahnen durchschneiden jetzt die stille, träumerische Landschaft; Gebäude von architektonischer Schönheit sowohl wie bescheidene Häuschen verschwinden, und moderne Wohnstätten und Fabriken treten an ihre Stelle. Der Reiz der ländlichen Natur weicht zurück angesichts der Fortschritte von Handel und Gewerbe. Die Welt geht vorwärts; sie kann nicht anders, und der Flucht der Zeit folgt der Wechsel.

Aber ich freue mich, daß ich heute hier weile und nicht morgen; freue mich, daß ich Korea kenne, wie es einst gewesen ist; denn wer weiß, welche Zukunft seiner wartet.

Ich werde niemals ganz imstande sein, meinen ersten Eindruck zu beschreiben. Alles, was meinem Auge begegnet, ist neu; was mich umgibt, ist unverständlich, fast geheimnisvoll. Korea und Tibet sind die isoliertesten Länder Asiens und haben darum ihre uralten Überlieferungen am vollständigsten bewahrt. Es ist erst ein Vierteljahrhundert, seit Korea seine Tore den Fremden öffnete. Radikale Veränderungen können kaum innerhalb dieser wenigen Jahre erwartet werden; die Umgestaltung eines Landes und seiner Bevölkerung ist das Werk vieler Generationen.

I. Das alte Korea[1]).

Korea, wie wir es auf der Karte sehen, liegt an der äußersten südöstlichen Spitze des asiatischen Kontinents. Seine Grenzen auf drei Seiten bilden das Japanische und das Gelbe Meer, und im Norden trennt es ein schmaler Streifen Landes von der Mandschurei. Seine Oberfläche ist von großer Mannigfaltigkeit, hier und dort sehr gebirgig, von Tälern durchschnitten. Einige der Gipfel sind mehrere tausend Fuß hoch; aber mehr als ihre Höhe überrascht deren Formation. Alle diese Gebirge sind reich an Minen, die

[1]) Für Mitteilungen über das alte Korea bin ich besonders zu Dank verpflichtet den Mitgliedern der „Mission Étrangère", die die ersten waren, die alten Handschriften und Urkunden zu studieren. Der Verfasser.

Täler strotzen von Fruchtbarkeit, und dennoch ist Korea seit Menschengedenken eines der ärmsten Länder der Welt. Die Gruben sind nie bearbeitet worden, und der Boden gewährt eben genug für die tägliche Nahrung. Die Gründe hierfür werden verschiedentlich angegeben. Man hat keinen Bergbau betrieben, weil die Regierung fürchtete, die Ansammlung so vieler Arbeiter aus weit entfernten Gegenden werde Revolutionen begünstigen, und die Erklärung, die man mir für die dürftige Bebauung der Felder gab, war die, daß es nicht der Mühe lohne, Getreide in den Vorratskammern aufzuhäufen, denn dann würde es sicherlich von den Beamten konfisziert werden.

Die breiten Ströme, wie der Yalu im Norden und der Han, der die Zentralprovinzen bewässert, würden ausgezeichnete Kommunikationsmittel bieten; sie sind auch nur wenige Monate im Jahre zugefroren. Aber Schiffahrt auf ihnen ist bis jetzt tatsächlich unbekannt. Die natürlichen Buchten würden leicht alle Flotten der Welt beherbergen; aber, mit Ausnahme der wenigen offenen Häfen, werden sie nur von einigen elenden hölzernen Dschunken der Eingeborenen und wenigen japanischen oder chinesischen Fischerböten besucht.

Das Klima ist vortrefflich: kalt allerdings im Winter, aber hell und trocken, während die Hitze im Sommer niemals so drückend wird wie in denselben Breitegraden auf dem Festland. Die Witterungsverhältnisse sind die denkbar günstigsten: reichlicher Regenfall sichert die Bewässerung der Felder; im Winter beschützt der Schnee den Boden, im Sommer reift der Sonnenschein die köstlichsten Früchte und Trauben, aber die erfrischende Brise von der See läßt ihn nie zu heiß werden.

Die koreanische Flora gleicht in beträchtlichem Maße der unsrigen. Die bei uns am besten bekannten Blumen wachsen auch dort; ich könnte dasselbe von den Vegetabilien wie Kohl, Mohrrüben, Erbsen, Bohnen usw. sagen, die sämtlich in großer Fülle vorhanden sind. Die einzige Ausnahme macht die Kartoffel, die, wiewohl sie eingeführt worden war und sich in dieser Erde gut entwickelt hatte, zu kultivieren doch verboten ward, weil sie aus der Fremde gekommen. Am meisten angebaut werden Reis, Rüben und Hülsenfrüchte; ich habe vierundzwanzig Varietäten von Bohnen gezählt, in Größe, Gestalt und Farbe verschieden, doch alle miteinander ohne jeden Geschmack, zum wenigsten wenn sie auf koreanische Art gekocht sind. Vegetabilien und Reis bilden die vornehmliche Nahrung; aus letzterem bereiten die Koreaner auch ihr Lieblingsgetränk. Neuerdings hat man außer Trauben auch Tabak angepflanzt; denn die Koreaner wie die Chinesen lieben ihre Pfeifen und rauchen viel. Aber die wertvollste und von der Regierung monopolisierte Kultur ist die des „Gin-sen", einer Staude, die die wunderbare Kraft besitzt, diejenigen, die den aus ihr bereiteten Wein trinken, zu verjüngen. Sie nimmt in der lokalen Pharmakopoe den Ehrenplatz ein und ist ihr Gewicht in Gold wert; aber aus Furcht, daß die Ginsenernte zu reichlich sein und der Preis der Pflanze deswegen sinken könne, befahl vor nicht langer Zeit der Kaiser, daß der Überschuß nach einer Insel, nahe bei Chemulpo, gebracht und dort verbrannt werde. Die verschlossenen Kisten wurden in

großer Prozession nach der Insel geschafft, deren Bevölkerung staunend zusah, wie sie feierlich den Flammen übergeben wurden. Niemand wußte so recht, ob das Opfer des Autodafé Gin-sen sei; doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß das kostbare Gewächs, das hier angeblich ein so trauriges Schicksal betraf, schließlich zu einem lukrativeren Zweck verwandt ward.

Koreanisches Nutzholz hat einen weltweiten Ruf. Die riesenhaften Wälder Koreas werden durch das Gesetz geschützt; jeder einzelne Koreaner hat das Recht auf so und soviel Holz zu Bauzwecken und so und soviel zur Feuerung.

Weideland kennt man kaum; die kultivierbaren Flächen sind fast alle zu Bohnen- und Reisfeldern verwandt.

Die Tierwelt ist von großer Mannigfaltigkeit. Unter den Haustieren finden wir fast alle unsre alten Freunde: so das Pferd, ein ziemlich grobes Exemplar, aber kräftig; Ochsen von prächtigem Bau, Ziegen und Schweine in beträchtlicher Anzahl. Doch sind die Koreaner keine großen Fleischesser und verstehen auch nicht zu melken, daher sie weder Milch noch Butter haben. Schafe zu halten ist gesetzlich verboten; nur der Kaiser besitzt deren einige zu Opferzwecken. Wilde Tiere gibt es in großer Menge. Die gefürchtetsten sind der Tiger und der Bär; außerdem finden sich Wölfe, Schakale und Wildschweine. Ungemein zahlreich ist das Geflügel: Fasane, Rebhühner und Wachteln kommen so scharenweise vor, daß man, wenn man im Lande reist, das Paar für 20 Pfennige haben kann.

Die Handelsunternehmungen wurden durch den Mangel an Beförderungsmitteln vollständig hintan gehalten. Eisenbahnen fehlten, und Landstraßen gab es auch kaum; und noch immer ist der Transport zu Wagen die Ausnahme und der auf den Rücken von Pferden und Ochsen die Regel. Endlose Reihen von Karawanen bedecken die ganze Länge des Landes. Getreide, Holz, Brennmaterial, Metall und Steine, mit einem Wort alles wird an den Ort seiner Bestimmung getragen, nicht gefahren. Aber allgemein und billiger noch als die Benutzung des Viehes ist menschliche Arbeit. Vornehmlich noch ist es die Schulter des Mannes, die mit solchen Lasten beladen wird. Was ein Koreaner zu tragen vermag, ist fast unglaublich. Es mag wohl die lange Übung sein, durch die er seine Kraft erworben hat.

Die „Trägergilde" ist eine der ältesten Institutionen Koreas. Sie ward vor Jahrhunderten begründet. Es gibt Familien, die seit Generationen keine andre Beschäftigung gekannt haben als die mancherlei Frachten von einem Teil des Landes nach dem andern zu tragen. Sie wandern über Berg und Tal vom Morgen bis Abend und sind, gleich ihren Vorfahren, beständig unterwegs. Kein Wunder, daß sie den inneren Zustand und das Leben des Landes besser kennen als sonst irgendwer. Sie waren von alters her die Überbringer der Neuigkeiten, sie vertraten die Zeitung, und heute noch sind ihr Einfluß und ihre Macht groß. Die öffentliche Meinung findet in ihnen ihren direktesten Dolmetscher. Es gibt keine Bewegung, keinen Aufruhr, keine Revolte, an der sie nicht teilnähmen. Die wichtigsten Botschaften werden durch die „Träger" übermittelt.

Unter solchen Umständen wird man sich auch leicht vorstellen können, wie die Wirtshäuser an der Landstraße beschaffen sind: noch primitiver, als es eine ungarische Csárda vor alters war. Man erwartet von den Gästen, daß sie sich ihre Provisionen und Betten mitbringen.

Als Rasse hat man lange geglaubt, daß die Koreaner zu derselben Familie gehörten wie die Chinesen; aber neuerdings hält man sie für einen andern Zweig des großen mongolischen Stammes. Man sucht ihren Ursprung jetzt nicht so sehr im Altai, als vielmehr an den Abhängen des Himalaja. Über den Weg ihrer Wanderung herrschen verschiedene Meinungen. Nach der einen hätten sie ihre gegenwärtige Heimat von Sibirien und der Mandschurei her erreicht, nach der andern wären sie durch das südliche Asien und teils zur See von der Wiege der Menschheit gekommen.

Was ihre körperliche Beschaffenheit anlangt, so sind die Koreaner schlank, wohlgebaut, zwar unschön von Angesicht, doch nicht unsympathisch. Die Männer, mit wenig Bart, sind nicht ganz so groß wie die Chinesen des Nordens, aber viel proportionierter und überragen im allgemeinen ihre japanischen Nachbarn um Haupteslänge. Die Frauen verrichten harte Arbeit, und ihre Kraft ist außerordentlich. Die Kinder sind regelmäßig Bilder der Gesundheit.

Um sich eine Idee von den moralischen Eigenschaften dieser Rasse zu machen, muß man in ihre Heimstätten dringen und ihr tägliches Leben beobachten. Dieser Versuch wird freilich nicht leicht und selten angenehm sein; aber er wird nicht verfehlen, ein großes und unversiegliches Interesse zu gewähren.

Die tägliche Runde der Koreaner ist noch so primitiv und altertümlich wie vor Jahrhunderten; die Zeit scheint in ihren Sitten und Gewohnheiten kaum eine Spur zurückgelassen zu haben.

Ein koreanisches Haus, so dürftig immer es aussehen mag, ist eine regelrechte Festung. Es hat seine eigenen Traditionen, und seine Bewohner bilden eine geschlossene Gemeinschaft für sich selbst. Die Hausordnung ist patriarchalisch, und die Einrichtung ganz orientalisch. In zwei gesonderte Teile geschieden, wird die Vorderseite des Hauses vom männlichen Geschlecht bewohnt und die rückwärtige von den Frauen. Die meisten Häuser haben überhaupt nur zwei Zimmer, ausschließlich der Küche; Häuser mit drei Zimmern sind selten. Wie klein aber auch das Haus, die Zweiteilung wird streng gewahrt, mag sie zuweilen auch nur aus einem Blatt Papier bestehen; ihre moralische Stärke ist so groß wie die Umwallung eines Schlosses.

Die Hausregel ist unerschütterlicher, als es steinerne Mauern wären.

Um bis zu einem gewissen Grade das Familienleben der Koreaner zu verstehen, will ich einen raschen Blick auf ihre Beschäftigung und solche Ereignisse wie Hochzeit, Geburt, Erziehung, Feste und Begräbnisse werfen.

Eine Eigentümlichkeit koreanischer Hochzeiten ist die: daß sie ein Gegenstand des Interesses für jedermann sind, mit Ausnahme der beiden Meistbeteiligten, die einander beim Beginn der Zeremonie zum ersten Male sehen. Die Verwandten und Freunde vereinbaren die Heirat, als ob es ihre eigene Angelegenheit wäre, und wenn beide Parteien einig sind, verläuft die Sache

sehr schlicht, ohne religiöse Handlung oder gesetzlichen Vertrag. Frühmorgens kommt der Führer des Bräutigams, um diesem den Zopf in einem Knoten auf dem Kopf zusammenzubinden, was für immer nicht nur als ein äußeres und sichtbares Zeichen seines veränderten Standes bleibt, sondern ihm auch das Recht verleiht, als ein Mann behandelt zu werden und in das öffentliche Leben einzutreten. Er mag nur ein Kind sein, nicht viel über zehn Jahre alt, aber er darf nun nicht mehr mit seinen kleinen Genossen spielen, sondern muß sich seine Gesellschaft unter alten Männern, und wären es Achtzigjährige, suchen. Er hat alle bürgerlichen Rechte, und man erwartet, daß er sich demgemäß betrage. Wenn aber im Gegenteil ein Mann nicht in der Lage ist, sich den Luxus eines Heims und einer Frau zu erlauben, so mag er fünfzig Jahre alt werden und muß seinen Zopf immer noch den Rücken hinabtragen, hat keines der bürgerlichen Rechte, man findet nichts darin, wenn er mit Drachen, Murmeln u. dgl. spielt, und jede Torheit, die er begeht, wird entschuldigt wie bei einem ungezogenen Kinde, das für seine Handlungen nicht verantwortlich ist. Die Hochzeitszeremonie selbst ist höchst einfach: die ganze Feier besteht in einer Prozession, mit der die beiderseitigen Verwandten Braut und Bräutigam zu einer Estrade geleiten, dort werden sie von Angesicht zu Angesicht einander gegenübergestellt, sehen einander zum ersten Male, betrachten einander, verbeugen sich, und der Ehebund ist unauflöslich geschlossen. Das gegenseitige Erstaunen muß zuweilen gewaltig sein. Aber ob angenehm oder nicht, es würde als sehr schlechter Geschmack angesehen werden, irgendwelche Bewegung zu zeigen. Ohne ein einziges Wort zu wechseln, wird die junge Braut einige Minuten später in ihr neues Haus geführt, wo sie für immer von der Welt abgeschlossen ist. Der gesellschaftliche Brauch verlangt, daß der junge Ehemann zu seinen unverheirateten Freunden noch auf ein paar Tage zurückkehrt, die in Festivitäten, wo nicht Orgien verbracht werden. Flitterwochen sind unbekannt und Hochzeitsreisen niemals eingeführt. Die junge Frau wird mehr oder weniger die erste Magd ihrer Schwiegermutter, und im gewohnheitsmäßigen Dasein des Mannes ist keine Veränderung wahrnehmbar. Wo das eheliche Leben unter solch außerordentlichen Bedingungen anfängt, kann es nicht anders als unausgeglichen bleiben bis ans Ende. Der Mann hat alles, die Frau nichts, sie hat nicht einmal einen Namen. Und dennoch, wiewohl gesetzlich eine Null, kann sie, wenn sie geschickt ist, sich in sozialer Hinsicht eine gewisse Stellung schaffen. Ungesehen, unbekannt und namenlos, in einem verborgenen Winkel der Frauenwohnung, kann sie ihre Freundinnen empfangen, erfährt sie die Neuigkeiten der Außenwelt, kann sie durch ihre Sklaven Botschaften senden. Es hat Fälle gegeben, in denen Frauen sogar politischen Einfluß geübt und aus dem Hinterhalt gleich Spinnen ihre Netze gewebt haben.

Aber trotz dieses abnormen Verhältnisses zwischen den Eltern, werden die Kinder von der Mutter in tiefer Ehrfurcht vor dem Vater erzogen. Mangel an Respekt vor der Mutter ist von keinem Belang; aber Ungehorsam gegen den Vater wird hart geahndet. Im Gefängnis, im Alter oder in Krankheit kann er immer auf den Beistand und die Unterstützung des Sohnes rechnen.

In den oberen Klassen werden die Kinder der beiden Geschlechter, sobald sie das Alter von zehn Jahren erreicht haben, voneinander getrennt: die Knaben kommen in die Frontseiten des Hauses, wo der Vater lebt, während die Mädchen bei der Mutter in der Hinterseite bleiben.

Die Hauptbeschäftigung des Koreaners ist der Ackerbau. Der Grund und Boden bringt alles hervor, was zum Leben erforderlich; er ist es aber auch, der vornehmlich besteuert wird, um der Regierung die notwendigen Fonds zu liefern. Die Methoden der Bebauung sind ausnehmend primitiv, der Boden selbst aber ist so außerordentlich fruchtbar und die Bewässerung so gut, daß die Ernten durchaus genügen. Die Frauen helfen bei der Bestellung der Felder; außerdem verrichten sie alle Hausarbeit — keine geringe Aufgabe, wenn wir in Betracht ziehen, daß vielerlei, was in andern Ländern die Handwerker tun, hier von ihnen getan werden muß. Sie brechen den Flachs, spinnen und weben ihn und machen Kleider daraus, so daß sie Feldarbeiterinnen, Fabrikantinnen, Schneiderinnen und endlich Wäscherinnen für ihre Ehemänner und ihren Haushalt sind. Es ist das nämliche mit allem, was gegessen wird. Die armen Frauen müssen zuerst den Reis und die Bohnen pflanzen, dann sie schneiden und trocknen, dann sie zerstoßen und zuletzt sie kochen. Aber das Hauptgeschäft der Frauen von Korea ist, die Kleider ihres Mannes in Ordnung zu halten. Ein Koreaner hat zwei Anzüge von weißem Linnen, deren jeden er abwechselnd eine Woche lang trägt. Aber aus welcher Fülle besteht ein solcher Anzug! Wer patent einhergehen will, muß zwei oder drei Hosen, ebensoviele Hemden und vier oder fünf Kaftans anhaben. Diese Gewänder sind nicht genäht, sondern zusammengeheftet, und alle acht Tage muß der Anzug, der die Woche vorher getragen worden ist, Stück für Stück auseinandergenommen, gewaschen und durch Klopfen geglättet werden, welch letzteres allein fast eine ganze Woche beansprucht.

Für die Frauen gibt es nur sehr wenige Erholungen; in der Tat werden sie als die Sklavinnen ihrer Männer behandelt. Diese dagegen haben alle Arten von Vergnügungen. Die beiden großen nationalen Sports sind das Schießen mit Bogen und Pfeilen und das Fliegenlassen von Drachen. Ganz populär ist auch das Schachspiel, dem sich hoch und niedrig mit Enthusiasmus hingeben. Sie haben darin einen Ruf erworben, der dem der Chinesen wenig nachsteht. Desgleichen lieben sie die Karten, wie denn überhaupt der Spieltrieb den gelben Rassen im Blute liegt. Es gibt wohl kein Land, wo falsches Kartenspiel ein so blühendes Geschäft wäre wie in Korea. Ein eigentliches Theater existiert nicht, wohl aber eine Art dramatischer Darstellungen, Rezitationen, in denen ein einzelner Künstler alle Rollen spielt. Es erinnert dies einigermaßen an die Homerischen Rhapsodisten oder die mittelalterlichen Jongleurs.

Eine besondere Freude haben die Koreaner an Versammlungen im Freien, und sie veranstalten reizende Picknicks, bei denen sie ihre Freunde bewirten und professionelle Sängerinnen und Tänzerinnen engagieren, um sie zu belustigen. Diese Künstlerinnen sind Frauen, die eine besondere Kaste bilden. Westlichen Ohren mag es schwer sein, an koreanischer Musik Geschmack zu finden; aber

ich kann nicht leugnen, daß ihre seltsamen Kadenzen und ihre klagenden Melodien mich nicht ungerührt ließen. Die Gesänge behandeln meistens historische Legenden und Erinnerungen aus alten Zeiten; einige natürlich sind lyrisch. Der koreanische Tanz ist in Anbetracht seiner Würde und Ruhe der am meisten plastische und rhythmische, den ich im Orient gesehen habe.

Unter den alten Gebräuchen nehmen die Geburtstagsfestlichkeiten, besonders wenn ein Mann sein sechzigstes Jahr erreicht hat, einen bevorzugten Platz ein. An diesem Tage wird er für das ganze Gemeinwesen ein Gegenstand der Bewunderung, daß er vom Schicksal bis zu einem solchen Alter aufgespart worden ist. Alles, was er nachher sagen mag, wird mit großem Respekt angehört, wenn auch nicht immer befolgt.

Die wichtigste Rolle jedoch in den sozialen Einrichtungen spielen die Begräbnisfeierlichkeiten. Sie dauern tage-, bisweilen wochenlang, ja manchmal einen ganzen Monat; und die Trauer wird durch mehrere Jahre hin streng beobachtet. Und Trauer in Korea ist eine ernste Sache. Man kann sagen, daß der Trauernde lebendig begraben wird, denn er muß sein Antlitz bedecken, und wenn er seinen Freunden in der Straße begegnet, darf er weder mit ihnen sprechen noch ihnen die Hand schütteln. Während meines Aufenthaltes in Söul starb General Min, einer von den Verwandten der damaligen Kaiserin, und niemals sah ich ein prunkvolleres Schauspiel als sein Begräbnis; der Leichenzug war eine (engl.) Meile lang und ward geführt von einer Schar bezahlter Weinender. Wie er sich dahin bewegte, war er die außerordentlichste Masse von Reitern, Tänzern, Kindern, Trauernden, Beamten, Fackel-, Laternen- und Fahnenträgern und schien tatsächlich die ganze Bevölkerung von Söul in sich zu begreifen.

Das größte Hindernis für Koreas Entwicklung ist die Regierung; ihr Zentrum ist der Ministerrat, der in Söul residiert, und die Angel, um die sich alles dreht, der Kaiser: nicht nur das absolute Oberhaupt, er ist tatsächlich der Eigentümer des ganzen Landes und alles dessen, was darin lebt.

Der gegenwärtige Kaiser, Li Hsi, ist ein Mann von nicht viel über fünfzig Jahren, und er hat gerade einundvierzig Jahre lang regiert. Er succedierte 1864 seinen Bruder Li Ping. Während seiner Minderjährigkeit übernahm sein Vater, Tai Wen Kun, die Regentschaft, die bis 1873 währte. Ein Mann von starkem Willen und grenzenlosem Ehrgeiz, benutzte dieser jedes Mittel, erlaubt oder nicht erlaubt, um seine Zwecke zu fördern. Da aber sein Urteil beschränkt und seine Anschauungen höchst reaktionäre waren, ist er die Ursache vielen Unheils für sein Land geworden. Er widersetzte sich jeder Neuerung, jeder Reform, haßte alles, was nicht koreanisch war und stiftete Christenverfolgungen an, in denen viele Hunderte getötet wurden. Der junge Kaiser hegte ganz andre Ansichten, aber alle seine Versuche, fortschrittliche Tendenzen einzuführen, wurden durch die reaktionäre Partei vereitelt. Kaum daß er die Regierung angetreten, ward er von seinem Vater aufgefordert, Selbstmord zu begehen. Später begann Tai Wen Kun gegen die Kaiserin zu intrigieren, da er ihren Einfluß auf

ihren Gemahl fürchtete; und ein Plan, sie zu ermorden, wäre ihm beinahe geglückt, hätte sie sich nicht, um ihr Leben zu retten, ein volles Jahr lang versteckt gehalten. Man glaubte, sie sei tot, und das ganze Land trug Trauer. Endlich lehnte die erzürnte öffentliche Meinung sich so sehr gegen diesen unnatürlichen Schwiegervater auf, daß er aus Korea verbannt ward. Seine Anhänger jedoch waren noch zahlreich genug, um Unruhen zu verursachen, und 1884 brach eine Insurrektion aus, so daß der Kaiser seinerseits sich nur zu retten vermochte, indem er auf der Schulter eines Sklaven entfloh. Kurz nachher, während einer Staatszeremonie, explodierte eine Bombe modernster Konstruktion, die einen Minister und einige vom Gefolge tötete. Tai Wen Kun war bei dieser Gelegenheit nicht anwesend!

Es war in der Revolution von 1895, daß die Kaiserin ihr Leben verlor. Ihr Palast ward von Rebellen umgeben, sie ward erstochen und ihr Leichnam auf einem Platze vor dem Palaste verbrannt. Der Kaiser war glücklicher. In einer Sänfte verborgen, ward er nach der russischen Gesandtschaft getragen, woselbst er als Gast fast zwei Jahre lang verblieb. Es würde jedoch unmöglich sein, einen Begriff von all den Ränken zu geben, welche während seiner langen Regierungszeit gegen ihn gesponnen worden sind. In den Speisen hat man Gift entdeckt; Feuer ist an den Palast gelegt und Mörder sind in ihm verborgen gefunden worden — kurz, es würde ganzer Kapitel bedürfen, wollte man beschreiben, wie oft und mit welch knapper Not der Kaiser dem Tode entgangen ist. Aber was ich erzählt habe, wird zur Genüge zeigen, daß Kaiser nicht immer zu beneiden sind. Und doch hat Li Hsi, der bis dahin nur König und der Vasall Chinas war, erst nach dem chinesisch-japanischen Kriege von 1894 sein Land für unabhängig erklärt und sich selbst zum Rang eines Kaisers erhöht. So sind die Ironien des Schicksals!

Aber wenn des Kaisers öffentliches Leben nicht eben glorreich gewesen ist, so war sein Familienleben nicht glücklicher. Er verlor seine Gemahlin, eine Frau von mehr als gewöhnlicher Begabung, und der er sehr ergeben war, wie wir gesehen haben, auf eine schreckliche Weise. Der Kronprinz war immer unzulänglich und von keiner Bedeutung. Der zweite kaiserliche Prinz, der ohne Frage geschickt und unternehmend ist, wird als gefährlicher Neuerer angesehen, und die Abneigung gegen ihn in seines Vaters Palast ist so stark, daß er seiner Sicherheit halber in Amerika leben muß.

Die Frage, wer dem gegenwärtigen Kaiser folgen wird, beschäftigt jeden in Korea und ist die Veranlassung zu vielem Komplottieren und Ränkespiel; aber ich fürchte, niemand wird erraten können, wie sie zu beantworten sei.

Koreas geschichtlicher Ursprung ist, gleich dem der meisten asiatischen Länder, in Dunkel gehüllt. Die frühesten Nachrichten, die wir von ihm haben, sind eher Legenden und Sagen als ernsthafte Geschichte. Könige und Götter, Helden und Ungeheuer figurieren in einem chaotischen Epos, das nur einige der hauptsächlichen Ereignisse für die Nachwelt aufbewahrt hat.

Der Begründer des Reiches soll Ki-Tsze gewesen sein, ein chinesischer Adliger, der mit seinen Kriegern und Gefolgsmannen um 1122 v. Chr. sich auf der Halbinsel ansiedelte; doch ist schwer zu sagen, wieviel davon wahr sei,

da die Koreaner nicht von einem chinesischen, sondern von einem tartarischen Stamm kommen, so daß Ki-Tsze nur ein späterer Eroberer sein könnte. Der Grund, weswegen nachfolgende Chronisten die Besiedelung Koreas ihm zuschreiben, ist vermutlich darin zu suchen, daß sie China verherrlichen wollten. Was es besonders schwierig macht, authentische Tatsachen über Koreas Vergangenheit zu sammeln, ist der Umstand, daß ein strenges Gesetz die Geschichtschreibung untersagte. Daß sich Nachrichten über diese entfernten Dinge noch erhalten haben, verdanken wir einem bemerkenswerten Gebrauch.

Einige der Hofbeamten führten Tagebücher, in denen sie alles, was sich von irgend welcher Bedeutung zutrug, verzeichneten. Jeder erzählte, was ihm besonders wichtig erschien, und versiegelte dann die Rolle in großer Heimlichkeit. Vier Exemplare dieser Berichte wurden an den vier verschiedenen Sitzen der Regierung in eisernen Kisten aufbewahrt. In dieser Verborgenheit mußten die Dokumente bleiben, bis die zurzeit regierende Dynastie ausgestorben war, und nicht eher als bis deren letzter Repräsentant aus dem Leben geschieden, durften sie veröffentlicht werden.

In der Abwesenheit einer nationalen Geschichtsliteratur haben fremde Eroberer — Chinesen und Japaner — eine Anzahl Bücher über Korea, namentlich aber in bezug auf ihre eigenen Eroberungen, herausgegeben. Wieweit diese Werke glaubwürdig sind, läßt sich kaum feststellen. Was an populärer Geschichte in Korea vorhanden ist, gleicht mehr einem illustrierten Ammenmärchen als sonst irgend etwas.

Die ersten verläßlichen Nachrichten, die wir besitzen, datieren von den frühen Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung. Es ist eine feststehende Tatsache, daß Korea damals in drei Königreiche geteilt war: Sin-La im Süden, Kao-Li im Norden und Pet-Si im Westen. Diese frühen Jahrhunderte waren Zeugen unaufhörlicher Bürgerkriege, in denen bald das eine, bald das andre der Königreiche den Sieg davontrug; die zahlreichsten Schlachten jedoch gewann Sin-La im Süden. In sehr vielen Fällen wurden diese Erfolge mit ausländischer Hilfe errungen; Kao-Li und Pet-Si waren mehr als einmal die Vasallen Chinas oder Japans.

Im elften Jahrhundert wurden die drei Königreiche vereinigt. Sin-La verlor seine Vorherrschaft und ward, zusammen mit Pet-Si, von Kao-Li annektiert. Dem Könige dieses Reiches leistete, bei seinem Zuge gen Norden, China Beistand, und als Gegenleistung ward dem Mongolenkaiser die Oberhoheit über Korea zuerkannt. Die vereinigten Königreiche wurden alsdann drei Jahrhunderte hindurch von der Kao-Li-Dynastie regiert; aber mit der Vertreibung der Mongolenkaiser aus Peking hörte auch ihre Macht auf.

Die Könige der Ming-Dynastie, welche die Herren Chinas im 14. Jahrhundert wurden, eroberten 1392 auch Korea und setzten, an Stelle des Hauses Kao-Li, die Ahnen des gegenwärtigen Kaisers wieder ein. Tao-Tso, der erste König, verlegte seine Hauptstadt von Kai-Teng nach Hang-Jang, dem heutigen Söul, und erkannte, zu seinem Schutz, die Suzeränität Chinas an. Er führte den chinesischen Kalender ein und schickte jedes Jahr Gesandte nach China, um dort seine Huldigung darzubringen.

Die folgenden Könige leiteten die Angelegenheiten des Landes mit Erfolg, und Tarnai-To annektierte mehrere japanische Inseln. Aber diese Herrlichkeit nahm zugleich mit der Ming-Dynastie ein Ende; das erobernde Haus der Mandschu überschwemmte mit seinen Truppen das ganze Land, drang in Söul ein und machte die Verpflichtungen des Tributärstaates noch drückender. Nicht nur Oberherr ward der Sohn des Himmels, sondern er bemächtigte sich auch mit absoluter Gewalt aller privaten sowohl wie öffentlichen Befugnisse des Königs von Korea. Chinas gegenwärtige Mandschu-Dynastie ist hier niemals populär gewesen, wenn sie auch nicht versuchte, die harten Bedingungen der ersten Eroberung buchstäblich aufrechtzuerhalten. Das Andenken der Mings dagegen steht noch in hohen Ehren, und die Spuren ihres Geistes sind bis auf diesen Tag in der Verwaltung des Landes und seinen Gesetzen erkennbar.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist Korea mit keiner fremden Macht in Krieg gewesen; immer aber hat es unter fremdem Einfluß gestanden, chinesischem sowohl wie japanischem, am längsten stand es unter dem von China, das im ganzen ihm ein milder und nachsichtiger Herr war. Im Innern gab es der Regierung freie Hand und besorgte nur die auswärtigen Angelegenheiten oder besorgte sie vielmehr nicht. Denn einerlei, ob Japan oder China die Herrschaft hatten, ihr einziges Bestreben war, Korea soviel wie möglich zu isolieren, es von der Außenwelt abzuschließen und mit einer sichtbaren oder unsichtbaren Mauer zu umgeben — ebenso wie ihre eigenen Blumenländer. Dies ist eine der vornehmsten Ursachen, weswegen Korea seit Jahrhunderten unzugänglich war.

Wie in den meisten orientalischen Ländern war das alte Regierungssystem des Landes höchst verwickelt. Unzweifelhaft jedoch, da China das Muster war, zeigt es Kenntnis einer nicht unbeträchtlichen Staatskunst. Die Fehler und Mißgriffe lagen in der Verwaltung.

Der unumschränkte Herr und Meister des Landes war der König, dem drei Minister vom ersten Rang und sechs vom zweiten zur Seite standen. Jeder derselben hatte neben sich einen Unterstaatssekretär und einen Rat. Das Kabinett hieß Tai-Sin und bildete den Staatsrat, dessen Macht übrigens nur nominell war; diese beruhte bei den Ministern vom ersten Rang oder vielmehr bei dem Premier. Das Amt des letzteren ward auf Lebenszeit verliehen. Ist es ein Wunder, daß jedes Mittel angewandt wurde, dies Amt zu erlangen? Es ist übrigens zu bemerken, daß nicht jeder Träger des Titels notwendigerweise auch wirklich im Amt war; sie folgten einander, und einige hatten nur den Ehrenrang.

Das Land war in acht Regierungsbezirke geteilt, und jeder Gouverneur, mit Machtbefugnissen ähnlich denen eines chinesischen Vizekönigs, hatte unter sich Vizegouverneure, Landrichter, öffentliche Notare, Steuereinnehmer usw. In Anbetracht des Umstandes, daß diese acht Bezirke in 332 Provinzen zerfielen, war, wie man sich denken kann, die Verwaltung eine sehr komplizierte.

Ebenso war die Heeresorganisation gut entwickelt — wenigstens auf dem Papiere. Jede Provinz hatte ihren General, ihr Armeekorps, ihre Festung, ihr Arsenal und ihre Magazine — alles genau registriert. Das gesamte Heer

zählte — nominell — nicht weniger als eine Million und zweimalhunderttausend Mann, obwohl nicht ein Hundertstel von ihnen jemals ein Gewehr gesehen hatte. All das nahm sich sehr imposant auf den Schriftstücken aus, die dem Könige vorgelegt wurden. Das Gleiche war der Fall mit den Festungen, Arsenalen und Magazinen. Die Festungen lagen in Trümmern, die Arsenale waren leer, und die Magazine existierten überhaupt nicht. So wenigstens war der Zustand, in dem die Armee des Landes sich befand, als die ersten europäischen Truppen es betraten. Es gibt wahrscheinlich kein andres Land im Osten — und das will viel sagen —, wo die Regierung so korrupt war wie in Korea.

Die hauptsächlichsten Ämter wurden zu festen Preisen verkauft; und eins zu erlangen, war einfach eine geschäftliche Transaktion. Natürlich, sobald der Mandarin seine Stelle hatte, war er auch darauf aus, sich für seine Auslagen bezahlt zu machen. Unter irgend einem Vorwande konfiszierte er das Vermögen eines wohlhabenden Bürgers oder erpreßte Geld, indem er dem Volke höhere Steuern auferlegte. Das System hatte noch einen Fehler: Da die Regierung das Interesse hatte, immer neue Bieter zu finden, so war die Amtsdauer kurz bemessen, manchmal nur auf wenige Jahre, und es galt daher, mit der Zeit ökonomisch umzugehen. So folgte rasch ein Beamter dem andern, und einer nach dem andern konfiszierte und raubte.

Darf man sich wundern, daß das Volk in Armut versank? Aber sogar die, welche Vermögen besaßen, lebten wie die armen Leute, aus Furcht, daß die Mandarinen es ihnen unter allerlei Vorwänden nehmen würden.

So war die Verwaltung Koreas Jahrhunderte lang, so der Zustand des öffentlichen Lebens. Beides, Tatkraft und Denken, ward verkrüppelt. Aber diese Verderbtheit des Beamtentums machte das Volk nicht nur zu Bettlern, sondern vergiftete auch seine Sittlichkeit. Es war nicht mehr fähig, zu regieren, es konnte nur noch schweigend dulden.

Wenn Regierung und Verwaltung in einem so beklagenswerten Zustand waren, so war die Justiz noch verächtlicher. Bestechung, Meineid und Verrat waren tägliche Vorkommnisse. Neid und Habsucht verlangten ihre Opfer; und jeder vermögende Mann, den man beraubte, war dankbar, wenn er nur mit dem Leben davonkam. Die Handhabung der Justiz in Korea war patriarchalisch. Jeder Streit zwischen zwei Parteien wurde zunächst den Dorfältesten unterbreitet. Diese lokale Behörde war die erste Instanz. Konnte man zu keinem Einvernehmen kommen, so ward der Mandarin angerufen. Verwickelte Fälle hatte der Gouverneur zu entscheiden. Von diesem ging die Appellation an den Justizminister selbst und in letzter und höchster Instanz an den König, der auch in der Rechtsprechung die absolute Macht besaß. Er verurteilte oder sprach frei nach seinem Belieben.

In der Überlieferung hat sich die Kunde von einigen der seltsamen Mittel erhalten, die man anwandte, um des Königs Gunst zu gewinnen oder wenigstens Gehör zu erlangen. Da es ein Ding der Unmöglichkeit war, in den Palast zu dringen, und der König diesen nie verließ, so wurde vor dem Tor eine große Trommel aufgestellt, die der Supplikant schlug, um die königs-

liche Aufmerksamkeit zu erregen. Ein andres Mittel war, auf einem der umgebenden Hügel ein Feuer zu entzünden, in der Hoffnung, Seine Majestät werde es sehen und einen Boten schicken, der die Papiere des Bittstellers in Empfang nehme.

Kriminalfälle wurden vor den militärischen Autoritäten verhandelt. Das System war das gleiche, das Verfahren ebenso mangelhaft. Nicht nur einseitig war die Untersuchung, sondern zum Erschrecken ungerecht. Die traurigste Seite des Richteramts aber war die Art und Weise, deren man sich bediente, um den Angeschuldigten zum Geständnis zu bringen. Heute noch ist die Tortur an der Tagesordnung; und wie in so vielen Dingen, hat auch in diesem Korea das Beispiel Chinas befolgt.

Hinsichtlich der verschiedenen Arten der Qual scheint die Erfindungskraft der Koreaner unerschöpflich gewesen zu sein. Die grausamsten zwar, wie das Zerbrechen der Beine oder die Applikation des rotglühenden Eisens, sind längst verboten, und das neue Gesetz hat sie gänzlich abgeschafft. Dennoch fürchte ich, daß die Methoden, den gewünschten Beweis zu erbringen, immer noch furchtbar sind.

Diejenigen, welche die berüchtigten Gefängnisse von Kanton gesehen haben, werden die koreanischen ähnlich finden. Gewöhnlich werden die Höfe der Gerichtsgebäude zur Verwahrung der Sträflinge benutzt. Die Stallungen sind gedrängt voll von Gefangenen — meistens unschuldigen. Möbel sind etwas Unbekanntes, ebenso wie Ordnung und Reinlichkeit.

Im Gerichts-Yamen zu Söul sah ich auch einige Privatzellen, die für die besseren Klassen reserviert sind. Der Insasse einer derselben war ein ehrwürdig aussehender, weißhaariger Herr. Er war, so belehrte mich der Gefangenwärter, einer der reichsten Bankiers in der Stadt. „Er quetschte," wie mein Gewährsmann sich ausdrückte, „und nun quetscht der Mandarin ihn."

An Advokaten und Anwälten war kein Mangel; aber in den meisten Fällen entschieden die Zahl der Zeugen und ihre Aussagen. Zeugen aber waren immer zur Hand; denn ein Teil des Volkes verdiente sich auf diese Weise seinen Lebensunterhalt. Sie sagten für den aus, der sie am besten bezahlte.

Die Strafarten waren verschieden. Meistens wurden Geldstrafen auferlegt, die eine der hauptsächlichsten Einnahmequellen für die Beamten waren. Einkerkerung war seltener. Um die Ausgaben für das Halten der Gefangenen, die nicht zahlen konnten, zu sparen, ließ man sie oft entwischen — oder auf andre Art verschwinden.

Über Kapitalverbrechen wurde von einem Kriminalgericht entschieden. Hinrichtungen fanden verschiedentlich, je nach der sozialen Stellung des Verurteilten, statt. Für Majestätsverbrechen und Hochverrat gab es Spezialgerichte. In diesen Fällen kannte die Härte keine Grenzen. Mit dem Schuldigen hatten alle Glieder seiner Familie zu leiden. Mehr als einmal wurden, des Verrats oder Aufruhrs verdächtig, ganze Clans ausgerottet; Hunderte kamen um, fälschlich beschuldigt.

So war in vergangenen Tagen die Judikatur beschaffen; kein Wunder, daß das Volk jeden Glauben an Richter verlor, deren Begriff von Gerechtigkeit

ein so niedriger. Die Dinge scheinen sich zu bessern; aber ein weniger grausamer Tod bleibt darum doch immer grausam. —

Wie nun aber erzog Korea seine Söhne, daß dies Volk, seine Regierung und seine Justiz so tief sinken konnten?

Wir müssen sogleich hervorheben, daß so etwas wie öffentliche Erziehung nicht existierte. Was den öffentlichen Unterricht betrifft, so befolgte Korea auch hier durchaus das chinesische System. Ebenso wie im gelben Kaiserreich waren es nur die mannigfachen, erfolgreich bestandenen Examina bei der Universität, die für den Staatsdienst und die Regierungsämter befähigten. Auch hier war die Schulung rein klassisch. Während aber in China die nationalen Lehrer, Confucius und Mencius, studiert wurden, nahm Korea, ohne Rücksicht auf seine Geschichte und Literatur, das fertige Material in unveränderter Form an. Seine eigenen Autoren fanden daher kein Feld, in dem sie sich betätigen konnten; auch wenn sie mit Talent begabt waren, hatten sie keine Gelegenheit, es zu entwickeln. Dieser Zustand glich in mancher Hinsicht dem, der in Europa während des Mittelalters herrschte, da die Schulen den Griechen und Römern mehr Aufmerksamkeit schenkten als ihren nationalen Schriftstellern, und die Studenten mehr von der hellenischen und römischen Geschichte wußten als von der ihres Landes.

Das chinesische Prüfungssystem ist so wohl bekannt, daß es weiterer Erörterung nicht bedarf. Vor dem letzten Examen versammeln sich die Studenten in Peking. Dort werden sie in kleine Zellen in der Examenhalle — oder besser gesagt: den Examenanlagen — eingemauert, vollkommen isoliert von der Außenwelt.

Die koreanischen Jünglinge begeben sich nach Söul. Von den entferntesten Gegenden des Landes kommen sie, und es wird hier entschieden, ob sie für ein Amt geeignet seien oder nicht.

Das chinesische System ist in seinen Grundzügen durchaus demokratisch, indem es jedem Studenten das gleiche Recht gewährt und nur seine Kenntnisse in Betracht zieht. In Korea jedoch, wo es, ganz verschieden von China, eine Geburtsaristokratie gibt, konkurrieren nur die Söhne dieser bevorrechteten Klasse für die hauptsächlichen Ämter. Indessen auch hier, wie in allen andren Dingen, die das öffentliche Leben betreffen, herrschte die Bestechung: diejenigen, die die höchsten Examengelder zahlten, gewannen die höchsten Ämter. —

Das Koreanische ist wahrscheinlich eine von den tartarischen Sprachen, obgleich seine Grammatik manche Analogien mit der der drawidischen Zungen des südlichen Indiens zeigt. Es wird zumeist von dem niedren Volk gesprochen, während der Hof, der Adel und die Mandarine sich des Chinesischen bedienen. Tatsächlich ist letzteres die offizielle Sprache des Landes: die Berichte und Proklamationen des Königs, die Edikte der Mandarine und die Urteile der Gerichte sind alle chinesisch abgefaßt. Dies erklärt sich aus Koreas langer Abhängigkeit von China. Doch ist das Chinesische, wie es in Korea gesprochen wird, fast ein Dialekt und könnte kaum von den „Himmlischen" verstanden werden, die — wie bekannt — manchmal einander selbst nicht verstehen. Denn das Chinesische unterscheidet sich in den einzelnen Provinzen mehr voneinander als etwa das Spanische vom Lateinischen.

II. Das moderne Korea.

Die Veränderungen, denen Korea im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts unterworfen worden ist, sind erstaunlich, und größere stehen ihm, fürchte ich, in der nahen Zukunft bevor. Vor etwa zwanzig Jahren öffnete Korea seine Tore den Fremden; die Flotte der Vereinigten Staaten war die erste, die hier Anker warf, und Kommodor Shofield der erste Repräsentant der westlichen Mächte, der einen Vertrag mit Korea schloß. Ein Jahr später ward der anglo-koreanische Handelsvertrag ratifiziert, und einer nach dem andern der europäischen Staaten folgt in der Anknüpfung diplomatischer Beziehungen[1].

So war die Lage des Landes, als 1894 der Krieg zwischen China und Japan ausbrach: Korea erhielt die Unabhängigkeit, ohne irgendwie an dem großen Kampfe teilgenommen zu haben, und sein König ward Kaiser. Sein vielhundertjähriger Suzerän China verschwand von der politischen Bühne, Japan hielt das Land mit festerem Griff als je zuvor, und ein neues Element erschien mit der russischen Besitzergreifung der Mandschurei und des Yalu.

Die Proklamation der Unabhängigkeit Koreas geschah in dem Augenblick, in dem es am wenigsten imstande war, Gebrauch davon zu machen. Umgeben von Feinden, hatte das Land weder die moralische Kraft noch die militärische Stärke, seine Freiheit aufrechtzuerhalten. Es konnte nicht anders als dem Rate des einen oder andern seiner Nachbarn zu folgen; ja, es vermochte seine bloße Existenz nur dadurch zu sichern, daß es sich seinen Alliierten nützlich erwies. Es ward ein Werkzeug in den Händen Japans und Rußlands, deren Einfluß rasch, ohne jeden sichtbaren Grund wechselte. Wer kann sagen, welche von seinen Neigungen die aufrichtigste war? Ihre Kundgebungen waren im einen Falle so laut und vollständig, wie im andern; die Koreaner gingen so weit, ihre Anhänglichkeit dadurch zu beweisen, daß sie für ihre Soldaten die Uniformen des begünstigten Landes annahmen, und die Bewohner von Söul hatten das Vergnügen, ihre Armee in den Hauptstraßen zuerst in der Uniform der Kosaken und dann in der von Nippon paradieren zu sehen.

Seit dem Ende der neunziger Jahre hat Japan eine bemerkenswerte Tätigkeit in Korea entfaltet, investierte beträchtliches Kapital im Lande, eröffnete Banken, begründete große Handelsfirmen, baute Eisenbahnen und richtete regelmäßige Dampfschiffahrt ein. Sogar weiter ging Japan, indem es sich bemühte, dem koreanischen Volke neues Leben einzuflößen, und das koreanische Regierungssystem nach dem eignen Muster umzumodeln.

Vor allem aber kam der fremde Einfluß dem Handel und Gewerbe zu gute; und in Anbetracht der kurzen Zeit und den primitiven Verkehrsmitteln

---

[1] Es ist vielleicht nicht unangebracht, hier auf einen Artikel über Korea hinzuweisen, der vor zwanzig Jahren in dieser Zeitschrift erschienen ist, als das Land eben den Fremden geöffnet ward; er war verfaßt von dem Kapitän zur See Herbig, Kommandanten S. M. Kreuzerfregatte „Leipzig", die im November 1883 den Generalkonsul Zappe nach Chemulpo brachte, um im Auftrage der deutschen Regierung einen Handelsvertrag mit Korea abzuschließen. Vgl. Deutsche Rundschau, 1885, Bd. XLII, S. 459 ff. Die Redaktion.

machte der Auslandshandel unerwartete Fortschritte. Die Einnahmen aus den Zöllen sind in beständigem Steigen, und während sie 1893 sich nur auf 7986880 Yen beliefen, erreichten sie 1898 den Betrag von 24402237 Yen. Der letzte statistische Nachweis verzeichnet die Zolleinnahmen mit 122783 £ St. Der Gesamtimport des letzten Jahres bezifferte sich auf 1382381 £ St. und den Export auf 846034 £ St. —

Außer der Hauptstadt Söul sind Chemulpo, Fusan, Gensan, Mokpo, Chimampo, Masampo, Nansau und Sangching dem Verkehr geöffnet. Der Import ist fast ausschließlich in den Händen der Chinesen und Japaner; besonders die letzteren haben während der jüngsten Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht. Im Jahre 1897 betrug ihr Import 1911851 Yen und der Englands 3713907 Yen; vier Jahre später stieg Japan auf 2844815 Yen, und England sank auf 2853866. Seit der Ausstellung in Osaka wuchs Japans Handel mit Korea noch erheblicher, so daß z. B. Baumwollwaren, die früher ausschließlich von Manchester eingeführt wurden, nunmehr meistens von den Fabriken Nippons geliefert werden. Letzteres ist in einer viel günstigeren Lage, da die Entfernung zwischen Japan und Korea nicht beträchtlich ist und die Löhne in beiden Ländern sechsmal niedriger sind als in den englischen Fabrikstädten. Die Konkurrenz europäischer Erzeugnisse mit denen Japans in Asien wird immer schwieriger. Auch der Schiffsverkehr ist in dessen Händen; im Verlaufe des letzten Jahrs ankerten 3920 japanische Fahrzeuge mit fast einer Million Tonnen Kargo in koreanischen Häfen. Außer Japan und England ist es vornehmlich Amerika, das hier einen neuen Markt für seine Ausfuhr sucht. Von den kontinentalen europäischen Staaten ist Deutschland mit der größten Zahl von Artikeln vertreten, die jedoch weder an Wert noch an Umfang bedeutend sind, wie Nägel, Nadeln, Ofenröhren, Chemikalien und Farbstoffe. Der deutsche Import übersteigt gegenwärtig kaum eine Viertelmillion.

Den Binnenhandel teilen die Chinesen mit den Japanern: die Kaufleute gehören entweder dem einen oder dem andern dieser Nachbarstaaten an. Die Koreaner, wie wir bereits früher bemerkten, besitzen keinen geschäftlichen Instinkt. Ihre Bedürfnisse sind gering, und selbst diese konnten bisher in ihrer Heimat befriedigt werden. Die Kleider wurden von Frauen gewebt und von ihren Gattinnen genäht. Der Flachs wuchs in ihren Gärten. Jedes Haus besaß so viel Land, als mehr oder weniger für alles hinreichte, was die Familie brauchte. Mehr als das ward nicht beansprucht. Diese patriarchalische Genügsamkeit war eine von den Ursachen, daß, wiewohl der Boden des Landes höchst fruchtbar ist, doch nicht die Hälfte davon angebaut ward.

Der hauptsächliche Reichtum Koreas besteht in seinen Mineralschätzen; seine Gebirgsketten bergen Kohle, Kupfer, Blei, Silber und Gold in reichen Mengen. Namentlich aber die Gold- und Silberminen sind früher — wie bereits erwähnt — so gut wie gar nicht ausgebeutet worden, weil das Gesetz es verbot. Man begnügte sich mit dem für alle Anforderungen hinreichenden Gold, das aus dem Sande der Ströme gewaschen ward. Seit dem Abschluß der internationalen Verträge jedoch sind einige Gruben von ausländischen Gesellschaften in Betrieb genommen worden, und schon nach den wenigen

ersten Jahren war der Gewinn beträchtlich. Von 852751 Yen im Jahre 1892 stieg der Golderport im Jahre 1897 auf 2034079 und auf 4993351 im Jahre 1901. Den gegenwärtigen Betrag anzugeben, ist nicht möglich. Die reichsten Minen sind die im nordöstlichen Teile des Landes. Das investierte Kapital ist zumeist deutsches und belgisches.

Was bisher mangelte, um auch die Kupfer-, Eisen- und Kohlengruben ertragreicher zu machen, waren die Verkehrsmittel. Aber der Eisenbahnbau ist in raschem Fortschritt begriffen. Zwischen Söul und Chemulpo besteht ein regelmäßiger Dienst, und man kann die 26 Meilen mit erstaunlicher Bequemlichkeit zurücklegen. Japan hat die Herstellung der großen südlichen Linien bis Fusan in die Hand genommen und eine französische Gesellschaft die Konzession für die nördliche Linie erhalten. Erstere soll in einigen Monaten eröffnet werden; letztere, die nach der Mandschurei führt, schreitet langsamer vor. Doch ist es nur eine Frage der Zeit, bis Korea von einem Eisenbahnnetz durchzogen sein wird, und alsdann werden seine Häfen die natürlichen Tore des östlichen Asiens sein. Seine Buchten im Süden sind immer eisfrei, bilden vortreffliche Häfen und sind imstande, jede Anzahl von Schiffen zu beherbergen. Chemulpo, und vielleicht mehr noch Fusan, müssen, als Einfahrt zu der Südspitze der Halbinsel, notwendigerweise zu Hauptstationen und Emporien des ganzen Kontinents werden. Ich glaube nicht, daß diejenigen sich irren, die in diesen Hafenstädten das neue Shangai und Hongkong der Zukunft sehen. Außer den Eisenbahnen besitzt Söul auch eine elektrische Straßenbahn und elektrische Beleuchtung. Beide Unternehmungen sind in der Hand amerikanischer Gesellschaften und sollen sich gut rentieren. Auch die neue Münzstätte ist nach europäischem Muster eingerichtet. Das kursierende Geld ist der japanische Yen; die Messingringe, die früher als kleine Münze in Gebrauch waren, sind durch den Nickel-Sen ersetzt worden. Manufakturwaren verdrängen die Erzeugnisse der Hausindustrie. Jeder Tag bringt neue Gegenstände und neue Ideen; jede Woche bezeichnet eine weitere Strecke auf dem Wege des Fortschritts. Die Arbeit geht langsam, da mancherlei Hindernisse von innen und außen sie erschweren; aber sie kann jetzt nicht mehr aufgehalten werden in ihrem natürlichen Verlaufe.

Korea befindet sich gegenwärtig in seinem ersten Übergangsstadium. Die alte Ordnung ist zusammengebrochen und eine neue muß eingeführt werden. Höchst überraschend für den Fremden sind die Gegensätze, die sich seinem Blicke darbieten. Fast alles ist in einem Zustande der Umwandlung, und es macht einen seltsamen Eindruck, Einrichtungen vergangener Jahrhunderte unmittelbar neben den jüngsten Reformen zu sehen. Durch das alte Stadttor fahren elektrische Motorwagen, und in der Nachbarschaft der giebelbekrönten Pagode ragt der Schornstein einer Fabrik.

So war im allgemeinen die Lage Koreas, als der wachsende Einfluß Japans den dritten Nachbar (Rußland) ins Spiel brachte. Der Raum dieser Zeitschrift erlaubt nicht, die Mittel und Wege zu kennzeichnen, durch die die russische Freundschaft im kaiserlichen Palast und beim Ministerium genährt ward. Aber die Tatsache ist, daß sie stärker und stärker ward. Eine gewisse

Partei gab ganz offen ihre russophile Gesinnung kund. Verschiedene Kabinettsmitglieder befolgten getreulich die Ratschläge, die ihnen von der russischen Gesandtschaft erteilt wurden. Es ereignete sich sogar, daß der einflußreichste Kabinettsminister und einer von des Kaisers Günstlingen, Yi-Yong-Ik, als das Volk verlangte, er solle wegen Hochverrats in den Anklagezustand versetzt werden, unter russischer Eskorte nach Chemulpo entwich und dort auf einem russischen Kriegsschiff Zuflucht fand.

Es gab zwei verschiedene Gattungen von Ministern und Beamten: eine pro-russische und eine pro-japanische, die wechselweise die Zügel der Regierung ergriffen. Inmitten dieser einander entgegengesetzten Strömungen war es kaum möglich, von politischen Überzeugungen zu sprechen. Die Koreaner lieben die Russen nicht und verabscheuen die Japaner. Sie gleichen einem Manne, der, in der Gefahr des Ertrinkens, die Hand nach dem Feinde ausstreckt, in der eitlen Hoffnung, von den Wogen nicht verschlungen zu werden. Aber groß, wie die Abneigung gegen die fremden Nationen ist, der Haß gegen die eigenen Mitbürger, die zu andern politischen Parteien gehören, ist noch größer; und wenn die nationale Gleichgültigkeit und Trägheit von der Gehässigkeit gegen die Rivalen durchbrochen worden ist, wird das Volk blind für Vernunftgründe, grausam und blutdürstig. Sie besitzen keine Selbstbeherrschung, da sie nie nach einem höheren moralischen Maßstab geschult worden sind, und eine Erziehung, die ihre besseren Eigenschaften entwickeln könnte, gibt es nicht. Unter allen Fragen der Gegenwart in Korea ist sicherlich die wichtigste die, wie das heranwachsende Geschlecht zu erziehen sei. Da die Verhältnisse Koreas nicht nur, sondern auch die der benachbarten Staaten sich vollständig geändert haben, sind die alten Methoden für die gegenwärtige Lage praktisch nicht mehr anwendbar. Die Zukunft verlangt ein andres System. Um den Schwierigkeiten der Gegenwart begegnen zu können, müssen die Koreaner aus ihren Kindern Männer machen; und es hat mich lebhaft interessiert, zu beobachten, wie die Jugend einer besseren Methode der Erziehung entgegenkommt. Außer den altmodischen Primärschulen, den klassischen der Chinesen und denen der Missionäre, gibt es als letzte, nicht aber als geringste, die verschiedenen nationalen Schulen für Dolmetscher: einige englische und noch mehr japanische und russische, sogar eine deutsche und eine französische. Anziehend ist es, die Schüler zu sehen, wie sie, hübsch in weißen Kattun gekleidet, mit orientalischer Geduld an ihren Schreibtischen sitzen und mit dem größten Eifer die unaussprechlichen und für sie noch unverständlichen Silben nachsprechen. Ich bewunderte die Aufmerksamkeit und die Ausdauer dieser Kinder.

Auch ihre moralische Erziehung bietet keine Schwierigkeiten. Die Kinder sind gelehrig, gehorsam, gutartig und religiösen Unterweisungen sehr zugänglich. Die Katechisten hegen eine hohe Meinung von ihren Zöglingen, die für theologische Lehren ein tiefes Interesse haben. Überwiegend zeigen sie ein wirkliches Verlangen, mit Glaubenssachen besser vertraut zu sein, und beobachten, wenn sie Christen werden, alle religiösen Vorschriften gewissenhaft. Alle, die in Korea gelebt haben, sind derselben Ansicht, daß dies unerforschte

Land und sein zurückgebliebenes Volk nur der Bildung und Erziehung bedürfen, und daß es nur von denen abhängt, die dies große Werk der Entwicklung in die Hand nehmen, ob es ein blühendes Land und ein glückliches Volk werden soll oder nicht.

Noch ist Korea nicht fähig, sich selbst zu regieren. Es ist abhängig von dem einen oder andern Nachbarn. Seit China aus der Reihe der erobernden Mächte fiel, hat Japan zu den Waffen gegriffen, wie dies schon vor Jahrhunderten geschah. Heute ist es sein Ziel, Ostasien zu beherrschen und dessen Völkern die westeuropäische Zivilisation zu bringen. Schon jetzt besucht eine große Anzahl junger Chinesen die japanischen hohen Schulen und Kollegien; auf Regierungskosten werden Delegierte von Peking nach Japan geschickt, um in den dortigen Handels- und Gewerbeinstituten zu studieren und mit europäischen Ideen bekannt zu werden.

Der nunmehr beendete russisch-japanische Krieg war mehr als ein Grenzstreit; er war ein Kampf zwischen der weißen und der gelben Rasse um die Hegemonie im fernen Osten, und möge die Hoffnung derer, die Korea kennen, und denen sein Schicksal nicht gleichgültig ist, sich erfüllen: daß der Sieger sich der Pflichten bewußt sei, die der Sieg auferlegt. Das kleine Land verdient, daß sein Beherrscher sich ernstlich bemühe, seine Zustände kennen zu lernen und sie zu verbessern. Sogar vom Nützlichkeitsstandpunkte würde sich's eher verlohnen, ihm aufzuhelfen, als es zu bedrücken und auszupressen. Es ist genau so wichtig, das Volk, das seit seiner Kindheit immer das Opfer grausamer Feinde und die Beute einer schlechten Regierung gewesen ist, auf eine höhere Stufe zu heben. Denjenigen, die fremde Länder nicht nur nach deren Außenseite beurteilen, sondern sich bestreben, ihr inneres Leben kennen zu lernen, werden gern erfahren, daß dieses Volk, trotz seiner Erniedrigung, sich die Empfänglichkeit seines Geistes unversehrt erhalten hat. Es ist keineswegs erhabenen Ideen unzugänglich. Es zeigt sogar einen gewissen Enthusiasmus für höhere Ideale. Kaum gibt es im Osten eine andre Nation, die eine aufrichtigere Schätzung christlicher Moral und Lehre zeigte als die Koreaner.

Nicht mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit die ersten römisch-katholischen Priester ihr Werk begannen, und sie zählen bereits fünfzig Gemeinden und über fünfzigtausend Pfarrkinder. Der alte Haß hat sich allmählich in Sympathie verwandelt. Neuerdings sind einige Waisenhäuser erbaut worden, in denen Kinder, die von ihren Eltern verlassen, erzogen und für irgendeinen nützlichen Beruf ausgebildet werden. Desgleichen gibt es ein kleines Krankenhaus und eine Heimstatt für Unheilbare.

Diejenigen, die sehen können, unter welch elenden Verhältnissen die Missionäre leben, in was für armseligen Hütten sie wohnen, und mit welch dürftiger Nahrung sie sich begnügen müssen, werden ihnen ihre Bewunderung für solche Selbstaufopferung nicht versagen, besonders wenn sie sich vergegenwärtigen, daß diese Männer ihre eigenen Familien, ihre Heimat und ihr Land verlassen haben, um kleine Waisen zu erziehen, den Bedürftigen zu helfen und die Kranken zu pflegen, ohne Unterschied des Glaubens oder der Sekte, mögen sie Anbeter der Sonne oder ihrer Ahnen sein.

Um die geistigen Kräfte eines solchen Landes richtig zu schätzen, bieten die Missionsschulen ohne Zweifel die beste Gelegenheit. In ihnen finden die natürlichen Neigungen, seien sie gut oder böse, den direktesten Ausdruck. Ich sprach im Eingange dieses Artikels von Korea als dem Lande der Überraschungen; nichts aber, so darf ich am Schluß sagen, hat mich mehr überrascht als ein Besuch, den ich dem neuen Colleg und Seminar zu Yon-Sang abstattete. Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren gaben dort auf Fragen, die an sie gerichtet wurden, so präzise Antworten, wie man sie in den besten hohen Schulen Europas hören könnte; Koreas primitive Kinder vermochten sich fließend in klassischem Latein auszudrücken. Stundenlang saßen sie über ihren Büchern, wenn der Lehrer sie nicht zu einer Erholungspause abrief. Mit der angeborenen Neigung der Orientalen für abstraktes Denken gingen sie auf jede metaphysische Frage mutig ein. Es war entzückend, zu hören, wie erfolgreich ihre Erziehung und wie leicht es ist, ihren Geist zu bilden. Da sah ich das junge Korea in einem neuen Lichte und erkannte wiederum die Stärke des Grundsatzes, daß die Zukunft einer Nation vor allem in den Möglichkeiten ihrer Jugend liegt. Mit solch einer auf Moralität und Religiosität beruhenden Erziehung werden Koreas Kinder eines Tages vielleicht die Unabhängigkeit und sicher den Wohlstand ihrer Heimat in der Hand haben. Koreas außergewöhnliche geographische Lage, sein natürlicher Reichtum und seine physische Kraft sollten aus ihm ein Bollwerk internationaler guter Beziehungen und — wie sein Name „Chosen" bedeutet — ein Gebiet des Friedens im fernen Osten machen.

Aus der Werkstatt des Übermenschen.

Von

Julius Kaftan.

I.

In den letzten Jahren vor seiner Erkrankung hat sich Nietzsche mit dem Plan getragen, seine Gedanken in einem umfassenden systematischen Werke zusammenhängend vorzutragen. Der Plan reicht bis in die Jahre 1881/82 zurück. Angekündigt ist das Werk zuerst 1886 auf dem Umschlag der ersten Ausgabe von „Jenseits von Gut und Böse". Seine Gedankenarbeit hat von da ab vor allem diesem Werk gegolten. Es bildet den Hintergrund aller 1886—1888 veröffentlichten Schriften, wie „Jenseits von Gut und Böse" im zweiten Titel auch ausdrücklich als „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft" bezeichnet ist.

Das Buch sollte eine Parallele zum „Zarathustra" bilden. Was hier in poetischer Form verkündigt worden war, wollte Nietzsche nun in strengerem Zusammenhang als philosophische Lehre vortragen. Der Mangel an Verständnis, auf den der „Zarathustra" gestoßen war, bestärkte ihn vor allem in dieser Absicht.

Es ist Nietzsche nicht vergönnt gewesen, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Mancherlei Vorarbeiten dazu hat er gemacht. Ehe er jedoch die vollendende Hand an das Werk legen konnte, brach die Krankheit aus, die seinem geistigen Schaffen für immer ein Ziel setzte. Die Vorarbeiten aber, die da waren, haben die Herausgeber seines Nachlasses unter dem Titel veröffentlicht, den Nietzsche selbst in jener Ankündigung seinem Hauptwerk gegeben hatte: „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte". Ende 1901 ist das Buch erschienen. Von ihm soll auf den folgenden Blättern die Rede sein. Es ist des höchsten Interesses aller derer wert, die sich für Nietzsche und seine Philosophie interessieren — ohne Vergleich die wichtigste Veröffentlichung aus seinem Nachlaß, die uns geboten worden ist und, nach Lage der Dinge, geboten werden konnte. Handelt es sich doch um

das Werk, das in der letzten Periode seines Schaffens den Mittelpunkt aller seiner Arbeiten und Gedanken gebildet hat.

Auf eine zusammenhängende Darstellung seiner Philosophie, nicht auf eine geordnete Aphorismensammlung war die Absicht gerichtet. So hat er mir im Herbst 1888 selber gesagt, als er mit mir von diesem Werke sprach. Er hatte sich darüber beklagt, daß man seine Bücher in Deutschland nicht lese und nicht kenne. Ich hielt entgegen, es liege vielleicht an der Form; wir seien es gewohnt, eine philosophische Lehre im Zusammenhang und nicht in Aphorismen vorgetragen zu bekommen. Daraufhin sprach er von seinem Plan und verhieß für die nächsten Jahre ein großes systematisches Werk. Es schwebte ihm also eine andre Form der Darstellung vor als die sonst von ihm bevorzugte, die er in so vollendeter Weise zu handhaben wußte.

Hieraus ist nun nichts geworden, seine Erkrankung ist dazwischen getreten. Der Entwurf, der vorliegt, ähnelt doch wieder einer Sammlung von mehr oder minder ausgeführten Aphorismen, immerhin in einer ziemlich eingehenden sachlichen Anordnung.

Es fand sich nach dem Bericht der Herausgeber in seinem Nachlaß ein Entwurf des Werkes aus dem Frühjahr 1887, der vier Teile unter bestimmten Überschriften vorsieht, und dazu zwei Sammlungen von je 300 und 72 Abschnitten, von denen die 300 durch römische Ziffern I—IV von Nietzsche selbst nachträglich diesem (älteren) Entwurf eingereiht worden sind. Beides miteinander bildet die Grundlage des Buches, wie es uns jetzt geboten wird. Weiterhin hat Nietzsche freilich andre Pläne gemacht. Der gleichfalls aus seinem Nachlaß veröffentlichte „Antichrist" war von ihm als erstes Buch der „Umwertung aller Werte" gedacht, — einem dieser späteren Pläne zufolge. Da aber die Fortsetzung hierzu fehlte, blieb den Herausgebern nur übrig, auf den älteren Plan zurückzugreifen und ihm den Namen des Hauptwerkes zu geben. Sie haben die 72 Abschnitte der kleineren Sammlung nach bestem Wissen und Können dem Plan des Ganzen eingeordnet, ebenso eine größere Anzahl früherer und späterer Stücke, die sich durch ihren Inhalt als zur „Umwertung aller Werte" gehörig ausweisen. So ist das Buch zustande gekommen. Jeder Leser wird den Herausgebern für ihre mühsame und hingebende Arbeit Dank wissen.

Noch erwähne ich, daß die vier Bücher, in die das Werk von Nietzsche selber (s. o.) eingeteilt ist, folgende Überschriften tragen: 1. Der europäische Nihilismus; 2. Kritik der höchsten Werte; 3. Prinzip einer neuen Wertsetzung; 4. Zucht und Züchtung. Wieder die einzelnen Bücher zerfallen in verschiedene Kapitel. Aber wer sich darüber näher unterrichten will, muß das Werk selbst zur Hand nehmen. Das Notwendigste zur Orientierung ist mit dem jetzt Gesagten angeführt. Hier soll nun davon die Rede sein, was das Buch für die Erkenntnis und das Verständnis der Philosophie Nietzsches bedeutet.

Die einzelnen kleinen Abschnitte sind, was die Form betrifft, sehr verschieden. Einige wenige sind in der Vollendung ausgeführt, die wir aus den andern Büchern Nietzsches kennen. Die meisten bleiben dahinter zurück, manche

sind unvollkommen und skizzenhaft, nur versuchsweise formuliert, weniger Behauptungen als Fragen, ob etwa so? Das ist erklärlich, da wir es mit einem Entwurf zu tun haben.

Ebenso erklärlich finde ich es, wenn Frau Förster-Nietzsche, die die Vorrede gezeichnet hat, in dieser ihre Trauer darüber ausspricht, daß Nietzsche den großen und reichen Stoff, den das Buch enthält, nicht selbst mit seiner Meisterhand ausgearbeitet hat. In gewissem Sinn wird jeder dem zustimmen. Es wäre freilich ein ganz andres Buch geworden, wenn es der Autor in seiner Weise hätte formen und feilen können. Ich habe aber den bestimmten Eindruck, daß es in seiner unvollkommenen Form, nicht trotz ihrer, sondern gerade durch sie, das Verständnis Nietzsches in besonderer Weise zu fördern geeignet ist. Es läßt uns einen Blick in seine geistige Werkstatt tun und ermöglicht uns, ich würde sagen allererst, ein System Nietzsches in bestimmten Umrissen zu sehen. Ich zweifle sehr, daß es in dieser Beziehung durch die Vollendung der Form und des Stils gewonnen hätte. Das Gegenteil erscheint mir als das Wahrscheinlichere.

Daß Nietzsche ein Meister des Stils war wie wenige, wissen alle. Es drängt sich eben jedem auf, der seine Bücher zur Hand nimmt und auch nur flüchtig darin blättert. Er ist aber nicht der Meister jedes Stils gewesen. Die Gabe des ruhigen zusammenhängenden Vortrages, Stil und Sprache, wie sie dazu gehören, haben ihm nicht zu Gebote gestanden. Wenigstens hat er sich darum nicht bemüht. Und was er in so vollendeter Weise konnte, ist ihm in dieser Beziehung geradezu hinderlich gewesen, wäre es geworden, wenn er sich darum bemüht hätte.

Die Kunst der systematischen Darstellung fordert einen streng-sachlichen Vortrag, der Affekt muß ganz zurücktreten, es muß den Anschein haben, als redete nur die Sache zum Leser. Der Vortrag braucht deshalb nicht eintönig, Sprache und Stil nicht langweilig zu werden. Hebungen und Senkungen müssen jedoch in der Sache begründet, der Ton eindringlicher Überredung durch sie gefordert scheinen, Anmut und Salz der Rede ihr untergeordnet bleiben. Auch darf kein Glied sich aus dem Ganzen selbständig herausheben und etwas für sich sein wollen. Der Leser soll unwillkürlich der Nötigung unterliegen, von Abschnitt zu Abschnitt weiterzueilen und sich's nicht genug sein zu lassen, bis er das Ganze in sich aufgenommen hat. Wo es anders ist, liegt ein Verstoß gegen diese Kunstform vor, sind Stil und Sprache der schriftstellerischen Aufgabe nicht angemessen: es stellt sich bei dem feiner empfindenden Leser ein entsprechendes Unbehagen ein.

Man braucht sich dies aber nur zu vergegenwärtigen, um inne zu werden, daß die Kunst Nietzsches eine ganz andre ist. Der Aphorismus, in dem er Meister war, stellt an den Schriftsteller geradezu entgegengesetzte Anforderungen. In ihm handelt es sich immer um ein Einzelnes, aus dem Zusammenhang Herausgehobenes. Er verlangt eine Abrundung des Gedankens ohne Rücksicht auf andre in der Wirklichkeit auch vorhandene Beziehungen. Ohne Zuspitzung, Einseitigkeit und eine gewisse Übertreibung geht es da nicht ab. Wer einen Gegenstand in einer Reihe von Aphorismen bespricht, wird sich daher leicht

in Widersprüche verwickeln, da seine Kunst von ihm verlangt, jedesmal nur dies, was ihm gerade vorschwebt, möglichst eindrucksvoll zu sagen. Die Meisterschaft im Aphorismus, die Gewöhnung daran kann leicht unfähig zu einem klaren systematischen Vortrag machen.

Dazu kommt noch etwas andres. Was den Stil Nietzsches so eindrucksvoll und vielfach so bewundernswert macht, ist seine ungemeine Fähigkeit, feine und feinste Nuancen der Empfindung zum Ausdruck zu bringen. Deshalb ist aber auch alles, was er sagt, ganz in seine Subjektivität getaucht. Es ist nie die Sache, die zu uns redet, es ist immer Nietzsche und das Spiegelbild der Sache in ihm. Wieder dies aber ist das Gegenstück zu dem, was ein objektiver Lehrvortrag bieten soll — immer Affekt, Werturteil und Überredung, nie einfache, schlichte Gedankenentwicklung.

Die Schriften Nietzsches aus seiner letzten Periode, die nicht Aphorismensammlungen sind, wie „Die Genealogie der Moral" und „Der Antichrist", dienen dem Gesagten zur Bestätigung. Vom „Antichrist" mag dabei abgesehen werden; das Buch trägt deutlich die Spuren der wachsenden krankhaften Erregung an sich. Aber auch „Die Genealogie der Moral" ist alles andre als das Muster einer sachlichen Argumentation. Der Affekt geht mit dem Verfasser durch. Auch der Stil leidet darunter. Die Grenze des Widerwärtigen und der Geschmacklosigkeit wird mehr als einmal gestreift.

Es ist daher nicht anders, bei Nietzsche wie bei andern muß man die Fehler seiner Vorzüge mit in den Kauf nehmen. Daß er in seiner Weise ein so ausgezeichneter Stilist war, darf nicht blind dagegen machen, daß er sich auf den Stil eines systematischen Lehrvortrags nicht verstand.

Ist es nur der Stil, der in Frage steht? Gilt nicht auch hier, daß man am Stil den Menschen erkennt? Gewiß hat die in der Mitte der 70er Jahre einsetzende schwere Erkrankung Nietzsches dazu beigetragen, seiner Schriftstellerei und seinem Stil ihren eigenartigen Charakter aufzuprägen. Es war ihm damals nicht möglich, anhaltend geistig zu arbeiten; er mußte die Stunden benutzen, die ihm geschenkt wurden. Da hat er sich daran gewöhnt, die in ihm quellenden Gedanken in der Form von Aphorismen schriftstellerisch zu gestalten. An dieser Form hielt er fest, auch als er später — relativ wenigstens — wieder gesundete; er war in seiner geistigen Arbeit mit ihr verwachsen. Aber das konnte alles nur so kommen, weil die Richtung auf diese Art schriftstellerischer Tätigkeit in seinem persönlichen und intellektuellen Charakter lag. Sonst hätte er sicherlich später je nach Plan und Zweck der Arbeit sich auch wieder andrer schriftstellerischer Formen, wie z. B. der des objektiven zusammenhängenden Vortrags, bedient. Statt dessen ist er beim Aphorismus geblieben, und redet er in der Regel mit kaum verhaltener Leidenschaft.

Es ging ihm gegen die Natur, in allgemein anerkannte Meinungen einzustimmen. Alles in Frage zu stellen und Wahrheiten, je mehr sie für selbstverständlich gelten, um so heftiger zu verneinen — das ist sein Element. Was er an die Stelle gesetzt wissen will, deutet er mehr nur an, spricht wie im „Zarathustra" in geheimnisvoller Rede und poetischer Einkleidung davon.

Und dem entspricht der Stil, wie er sich ihn ausgebildet hat — die Aphorismen, in denen er seine Lehre vorträgt, und die Leidenschaftlichkeit, mit der er sein neues Evangelium verficht.

Intellektuelle Redlichkeit, strenge wissenschaftliche Methode, Geduld und Zurückhaltung im Behaupten rühmt Nietzsche über alles. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man meinte, diese guten Eigenschaften wären es, die seiner geistigen Arbeit den Charakter gäben. Innigst danach gestrebt wird er haben: das zeigt jenes Lob. Was er aber — darin ein echter Aufklärer — unter intellektueller Redlichkeit und Sauberkeit versteht, ist immer nur die Verneinung aller heiligen Überlieferungen und schließt die einseitige Parteinahme gegen sie als lächerliche oder schändliche Erfindungen nicht aus, sondern ein. Vollends Geduld und Zurückhaltung hat er niemals besessen: er fährt auf alles zu und fällt Urteile, wie man Befehle erteilt. Kurz, die Stimmung des Forschers, der nichts will als wissen und erkennen, der warten kann und jedes persönliche Interesse an dem, was herauskommt, nach Möglichkeit ausschaltet — die ist das gerade Gegenteil der Stimmung, in der Nietzsche seine Gedanken findet und seine Bücher schreibt.

So sind er und sein Stil nicht zufällig zusammengekommen. Es ist seine persönliche und intellektuelle Eigenart, die sich darin ihren Ausdruck verschafft hat. Hätte er nun sein Hauptwerk, so wie es ihm vorschwebte, wirklich ausarbeiten und mit dem Glanz seines Stils „verklären" können, so würden Klarheit und Zusammenhang wahrscheinlich darunter gelitten haben.

Mit dem Entwurf, wie er jetzt vorliegt, verhält es sich doch anders. Gewiß leidet er unter den Unvollkommenheiten, die einem Entwurf naturgemäß anhaften. Aber der Affekt kommt weniger zur Geltung, als es bei der Ausführung vermutlich der Fall gewesen wäre. Man ist dabei, während die Gedanken entstehen. Es wird viel deutlicher als in seinen übrigen Werken, wie er selbst sich die Begründung seiner Philosophie gedacht und worauf er dabei gefußt hat. Auch das Grundgefüge seiner Gedanken tritt bestimmter hervor. So ist, was an und für sich als Mangel gelten muß, hier doch andrerseits zu einem Vorzug geworden. Wir sind jetzt in den Stand gesetzt, ein System Nietzsches zu sehen und ein solches bestimmt zu umschreiben.

II.

Es fehlt nicht an Versuchen, die Gedankenwelt Nietzsches, wenn ich so sagen darf, zu Faden zu schlagen, sie aus seiner persönlichen Entwicklung zu deuten und zu verstehen. Unter diesen Versuchen, soweit ich sie denn kenne, ist der von Frau Andreas in ihrem Buch „Friedrich Nietzsche in seinen Werken" mir bisher als der am meisten zutreffende erschienen. Ich habe mich im allgemeinen in meinem Vortrag über die Herrenmoral und in einigen andern kleinen Aufsätzen an die von ihr vertretene Auffassung angeschlossen. Diese hat freilich nicht die Billigung der Freunde und Anhänger Nietzsches gefunden, die sich um den Mittelpunkt in Weimar scharen. Das schien mir auch ganz verständlich. Wer Nietzsche als seinem Propheten folgt, wird sich durch diese objektiv gehaltene Zergliederung seines Lebens und seiner Werke

abgestoßen fühlen. Das ist ja nicht ohne weiteres ein Gegenbeweis. Ich finde jedoch, daß die Auffassung der Frau Andreas durch das nachgelassene Hauptwerk Nietzsches eine wesentliche Korrektur erfährt. Ja, es zeigt, daß diese Auffassung, soviel Richtiges sie im einzelnen enthält, im großen und ganzen verfehlt ist.

Bekanntlich zerfällt die geistige Arbeit Nietzsches in drei Perioden. Als Schüler Schopenhauers und begeisterter Freund Wagners hat er angefangen. Dann zerbrach er diese Götzen und ging unter die Positivisten. Aber auch hier fand er keine bleibende Statt. Auch diese Haut wurde ausgezogen und verbrannt. Es begann die dritte, letzte, die Zarathustra-Periode seines Schaffens. In ihr sind die meisten und bedeutendsten seiner Schriften entstanden, um sie handelt es sich recht eigentlich, wenn wir von einer eigentümlichen Philosophie Nietzsches und einem System, das er geschaffen habe, reden.

Bei jeder Gesamtauffassung Nietzsches ist das nun die entscheidende Frage, wie sich diese verschiedenen Perioden seiner Entwicklung zueinander verhalten, genauer noch, wie sich diese letzte, dritte Periode, auf die es eigentlich ankommt, zu den vergangenen verhält, was aus ihnen in ihr erhalten geblieben ist, wie der Philosoph selber seine nun reif gewordene Lehre, sein „System" aufgefaßt wissen will. Denn das hängt wesentlich davon ab, wie er selbst sein Verhältnis zu den früheren Perioden seiner Entwicklung beurteilt.

Frau Andreas sieht es so an, daß Nietzsche mit den Werken des letzten Abschnitts, schon mit denen, die den Übergang bezeichnen, wie die „Morgenröte" und die „Fröhliche Wissenschaft", vollends mit dem „Zarathustra", „Jenseits von Gut und Böse" und allem, was dahin gehört, in einen direkten Gegensatz zum Positivismus getreten ist, dem er sich zuwandte, als er mit Schopenhauer und Wagner brach. Danach ist die positivistische Denkweise nur eine Episode in seiner Entwicklung. In seiner letzten Philosophie ist nichts davon erhalten geblieben. Eher kann man sagen, daß er sich in ihr wieder seinen Anfängen genähert hat. Sachlich geredet, hat er jetzt wieder alles aufs Triebleben des Geistes gestellt und das verständige Erkennen ganz in die Peripherie verwiesen: so sehr sei das der Fall, daß in seinem „Jenseits von Gut und Böse" auch ein Jenseits von Wahr und Falsch mit drin stecke.

Diese Auffassung ist es, von der ich meine, daß sie durch das nachgelassene Werk über den „Willen zur Macht" wesentlich korrigiert, um nicht zu sagen geradezu widerlegt wird.

Er hat sich nämlich bis zuletzt an den Intellekt gewandt und auf diesen wirken wollen. Auch jetzt ist seine Philosophie als Lehre und Wissenschaft gemeint. Freilich wird sie ihm dann unter den Händen zu einer prophetischen Verkündigung, zu einem Evangelium, das er der Welt zu bringen hat. Aber sie ist das nur, und nur deshalb ist das Heil der Welt und die Zukunft der Menschen daran geknüpft, weil sie im Unterschied von aller bisherigen Philosophie wirkliche Wissenschaft ist von unwiderleglicher, überzeugender Kraft.

Nicht als wenn Nietzsche einfach im Positivismus stecken geblieben wäre. In einer Weise hat er sich ganz bestimmt von ihm abgewandt, und sind dessen Ideale dem Hammer erlegen, der die Götzen entlarvt, daß sie hohl sind. Daraus erklärt sich der Eindruck, auf dem die von Frau Andreas vertretene Ansicht beruht. Er hat aber in andrer Weise an den Grundgedanken des Positivismus festgehalten, hat es getan und tun wollen. Daß dies verkannt wird, ist der Irrtum, mit dem jene Ansicht hinfällt.

Man muß eben sehr bestimmt unterscheiden. Die Positivisten stellen sich im Gegensatz zur Metaphysik und spekulativen Philosophie auf die positive Wissenschaft. Das ist ihrer Meinung nach die jetzt erreichte dritte und letzte, die vollendende Periode in der intellektuellen Entwicklung der Menschheit: Religion und Metaphysik sind überwunden, gehören definitiv der Vergangenheit an, die positive Wissenschaft ist jetzt alles. Diesen Standpunkt hat auch Nietzsche geteilt und bis zuletzt vertreten.

Die Positivisten verbinden nun aber mit dieser ihrer Anschauung das Werturteil der alten Platonischen (dies Wort ganz allgemein genommen) Metaphysik. Danach ist das Erkennen das, was dem menschlichen Geist seinen Wert und seine Würde gibt. Nicht bloß weil und sofern es das universale Mittel alles geistigen Lebens ist: dem würde wohl jeder zustimmen. Nein, es ist selbst die Substanz des geistigen Lebens. Dies Urteil hat im alten Platonischen Zusammenhang seinen guten Sinn. Hier gilt das Erkennen eben als die Leiter, die in den Himmel reicht, auf der man über die wirkliche Welt hinauskommt zur wahren Welt, in die göttliche Region des absoluten Werts. Davon wissen und wollen die Positivisten nichts. Trotzdem bleiben sie bei jenem alten Werturteil stehen — spenden ihre Verehrung (um im Bilde zu bleiben) der Leiter, die in die leere Luft reicht und ihre oberste Sprosse da hat, wo eben jetzt das Ziel der positiven Wissenschaft liegt. Da erscheint also das rein formale Denken und Erkennen als der eigentliche Wert unsres Lebens. Dies nun ist es, wovon sich Nietzsche in der dritten Periode seines Denkens abgewandt hat. Ja, dazu tritt er jetzt in den schärfsten Gegensatz. Der Wert des Lebens liegt im Willen, im Willen zur Macht, den er als das allein wahre und echte Prinzip aller Wertschätzung verkündet. Insofern kann man von einem Gegensatz zum Positivismus reden, in den er getreten war. Man darf aber darüber nicht verkennen, daß er in jener andern Beziehung den positivistischen Grundgedanken von der positiven Wissenschaft, die uns nun allererst im Unterschied von Religion und Metaphysik die wirkliche Welt erkennen lehrt, festgehalten hat.

Noch etwas andres hat dazu beigetragen und konnte dazu beitragen, diesen Sachverhalt undeutlich zu machen.

Es sind die überschwenglichen Gedanken vom Übermenschen, die die Predigt Zarathustras erfüllen und ihr das Gepräge geben. Neben der Kritik aller alten Ideale sind sie das eigentlich Positive, was in den Schriften der letzten Periode hervortritt. Die vom Autor nichtsdestoweniger vorausgesetzte rationale Begründung der neuen Philosophie verschwindet ganz dahinter. Danach scheint es, als sei ihm jetzt das Triebleben und die dionysische Be-

geisterung alles gewesen, und habe der Verstand, abgesehen von der Kritik, überhaupt nicht mehr mitgeredet. Das vorliegende Werk zeigt jedoch unzweideutig, daß Nietzsche seine Gedanken für wissenschaftlich begründet hielt und sie in dieser Weise, d. h. mit entsprechenden wissenschaftlichen Beweisen versehen, vorzutragen gedachte. Ob er es wirklich ausgeführt hätte, kann man bezweifeln. Aber darauf kommt es nicht an. Es fragt sich nur, wie er selbst seine Philosophie und ihre Begründung gedacht hat. Er hat sie aber im Unterschied von aller früheren Philosophie als auf positiver Wissenschaft beruhend gedacht. So wenig hat er in dieser Beziehung den Positivismus hinter sich gelassen oder verworfen.

Endlich muß man in Betracht ziehen, daß Nietzsche in der dritten, letzten Periode seines Schaffens einer sich steigernden krankhaften Erregung ausgesetzt war, der er schließlich erlegen ist. Wahrscheinlich hat sich die mehr oder minder geltend gemacht gerade bei der geistigen Arbeit. Was die Herausgeber über die Entstehung des „Zarathustra" berichten, führt darauf, daß der Autor, in diesem Fall der Dichter, die Gedanken in einem Zustand großer seelischer Erregung konzipiert und erstmals niedergeschrieben hat — in der Regel innerhalb weniger Tage. So mag es nun bei den andern schriftstellerischen Arbeiten nicht gerade zugegangen sein. Aber etwas Ähnliches wird auch da stattgefunden haben. Gerade die letzten Arbeiten haben alle einen Hauch des Gesteigerten und Krankhaften an sich, in Empfindung und Stil oft von größter Meisterschaft, aber nicht mehr so „rechtwinklig" wie das, was in der „Morgenröte" und „Fröhlichen Wissenschaft" zu lesen steht. Ich nehme also an, daß Nietzsche intermittierend während dieser letzten Jahre krankhaft erregt war, so zwar, daß diese Erregung sich gerade in den Stunden der geistigen Arbeit leicht einstellte.

Namentlich folgendes möchte ich in diesem Sinn geltend machen. Das vierte Buch des „Zarathustra" hat Nietzsche im Anfang des Jahres 1885 ausgearbeitet. Daß er geistig nicht gesund war, als er es schrieb, scheint mir unzweifelhaft. Ich glaube nicht, daß ein Leser, der nicht voreingenommen ist, anders urteilen kann. Ja, daraus, daß Nietzsche es nur als Manuskript für seine Freunde drucken ließ und nicht der Öffentlichkeit übergab, meine ich folgern zu sollen, daß er selbst eine Empfindung davon hatte. Was hätte ihn sonst abhalten sollen, das vierte Buch anders als die drei ersten zu behandeln? Aber wie dem sei, das Buch selbst, wie es vorliegt, sein Text und Inhalt, sind Zeugnis genug, daß der Verfasser geistig nicht gesund war, als er es schrieb.

Das war Januar bis Februar 1885. Damit vergleiche ich, wie ich Nietzsche im Spätsommer 1888, also reichlich drei Jahre später, gefunden habe. Wir haben damals in Sils-Maria drei Wochen lang täglich miteinander verkehrt, lange Spaziergänge zusammen gemacht und eingehend und unumwunden über alles gesprochen, wie wenn wir alte Freunde gewesen wären. Das waren wir nun eigentlich nicht. Unser Verhältnis früher war ein gutes, aber mehr äußerliches gewesen. Ich wunderte mich daher immer wieder darüber, daß er jetzt den Verkehr mit mir in jeder Weise suchte und

ihn vom ersten Anfang an auf so vertraulichem Fuße führte. Ich erwähne es, um zu sagen, daß ich wirklich beurteilen zu können glaube, wie es damals um ihn stand. Ich habe aber während der ganzen Zeit niemals irgendwelche Spur einer beginnenden geistigen Erkrankung an ihm wahrgenommen. Einmal glaubte ich aus etwas, was er mir von sich erzählte, aus einer langen Erörterung, die er daran anknüpfte, entnehmen zu sollen, daß er selber nicht ohne Besorgnis in dieser Beziehung war. Aber das ist ja etwas andres und kann nicht ohne weiteres als Symptom beginnender Erkrankung gelten.

Wenige Monate nachher trat die Katastrophe ein. Aller Wahrscheinlichkeit nach bin ich wohl einer der letzten gewesen, mit denen er Auge in Auge geistig verkehrt hat. Als wir Ende August in Sils-Maria auseinandergingen, nahm der Fremdenstrom dort schon stark ab. Er hat Nietzsche schwerlich noch viel Leute gebracht, deren Umgang er gesucht hätte. Und nachher in Turin hat er ganz für sich und vereinsamt gelebt. Insofern mag das eben Berichtete ein gewisses Interesse bieten. Ich entnehme daraus, was ich oben behauptete. Es hat in diesen letzten Jahren intermittierend bei ihm eine krankhafte Erregung sich eingestellt, gerade in den Stunden der geistigen Arbeit, mehr oder minder, nicht immer so spürbar wie im vierten Buch des „Zarathustra", aber oft genug wie im Hintergrund lauernd und mitwirkend.

Auch das bestärkt mich darin, daß er im persönlichen Verkehr so ganz anders war, als wie er sich in seinen Schriften ausspricht. Nicht als wenn er irgend mit seinen Ansichten hinter dem Berge gehalten hätte. Aber er sprach darüber mit aller Gelassenheit, wie man unter Freunden über ernste Dinge redet, in denen man sich großer Unterschiede der Auffassung bewußt ist. Und doch hat er zur selben Zeit die „Götzendämmerung" geschrieben! An einer Stelle dieser Schrift meine ich den Widerhall eines Gespräches zwischen uns zu finden. Und niemand sage, sein Verhalten im Verkehr sei bloße Maske gewesen. Denn das ist eben nicht richtig. Es war ihm vielmehr Bedürfnis, wenn möglich mit irgend jemandem umzugehen, dem gegenüber er sich aussprechen konnte — nur so war die Geflissentlichkeit zu verstehen, mit der er darauf bedacht war: als ich abends angekommen war, überraschte er mich gleich am nächsten Morgen mit seinem Besuch; wir trennten uns nie, ohne auf seine Veranlassung die nächste Zusammenkunft verabredet zu haben; als meine Frau und ich fortfuhren, stellte er sich ein, um Abschied zu nehmen, obwohl es eine Stunde war, in der er sonst zu ruhen pflegte; kurz, es war nicht eine Spur von Maske dabei, sondern in allem einfache und schlichte Liebenswürdigkeit, die ihm Natur war. Und deshalb erblicke ich in diesem Gegensatz zwischen seiner persönlichen Betätigung und dem zugespitzten, nicht selten unfeinen Ton der Polemik in seinen Schriften einen weiteren Beweis dafür, daß er in dieser letzten Periode, sobald er die Feder zur Hand nahm, jeweilen unter den Einfluß krankhafter Stimmung geriet.

Eben dies nun, wie es in allen Schriften der letzten Jahre zu spüren ist, lenkt die Aufmerksamkeit davon ab, daß er seine Philosophie nichtsdestoweniger

als Wissenschaft gemeint und gedacht hat. So ist die Auffassung ganz erklärlich, die einen Gegensatz zwischen dem Positivismus und der späteren Lehre statuiert. Aber irrig ist sie doch. Der Blick, den uns das nachgelassene Hauptwerk in die Werkstatt Nietzsches tun läßt, zeigt das meines Bedünkens unzweideutig.

Daß wir die Erkennenden sind, wir guten Europäer und freien Geister, die wir sind, darauf hat er von jeher gepocht, seinen und seiner Jünger Vorzug vor allen andern darauf gegründet. Aber dem tritt gegenüber die Art, wie er oft genug mit der Wahrheit umspringt, und daß er die verhöhnt, die sie im Munde führen, eben das, was der Behauptung (s. o.) eine gewisse Berechtigung zu geben scheint, es habe sich für ihn in der letzten Periode ebensowohl um ein Jenseits von Wahrheit und Irrtum, wie um ein Jenseits von Gut und Böse gehandelt. Ich gestehe, daß ich mir diesen Widerspruch bisher nicht recht zu lösen vermochte. Jetzt dagegen zeigt sich ganz klar, wie es gemeint ist und jedenfalls immer gemeint war. Jene abfälligen Urteile gelten der bisherigen Philosophie und ihren metaphysischen Konstruktionen. Die Erkenntnis dagegen, deren er sich rühmt, ist die der positiven Forschung und Wissenschaft, auf der seine Lehre fußt. Es ist, cum grano salis verstanden, der Positivist, der in diesen Urteilen, den einen wie den andern, zu uns redet. Von einem Widerspruch kann gar keine Rede sein.

Darauf sind die Philosophen bisher aus gewesen, die wahre Welt zu suchen und zu konstruieren. In deren Interesse verleumdeten sie die wirkliche Welt und erklärten sie für bloße Erscheinung. Und diese Art Philosophie gehört dann allerdings mit Religion und Moral zusammen, mit ihnen aus der gleichen Wurzel des Irrtums entsprossen. Man muß sie mit ihnen abtun und kann dies angebliche, vermeintliche Suchen der Wahrheit und Pochen auf Wahrheit nicht nachdrücklich genug verwerfen, nicht bitter genug verhöhnen. Aber jetzt haben wir das hinter uns, wir Erkennenden, die wir die wirkliche Welt suchen, nichts darüber und dahinter, die wir wissen, daß diese wirkliche Welt alles ist und nichts außer ihr. Denn das ist der höchste Erwerb der neuen Zeit, die nun heraufgekommen ist, die intellektuelle Redlichkeit und Sauberkeit. Ja, die wissenschaftliche Methode, über die wir heute verfügen, ist in so eminentem Sinn der Weg zur Wahrheit, daß sie geradezu selber mit diesem Ehrennamen geschmückt zu werden verdient, mit der Wahrheit identisch ist.

Auch dadurch darf man sich nicht irreführen lassen, daß Nietzsche oft genug über Gelehrsamkeit und Gelehrte seinen Spott ausgießt. Z. B. sind wenig Stücke des „Zarathustra" so kräftig empfunden und wundervoll stilisiert wie das über die Gelehrten im zweiten Buche. Aber was Nietzsche verhöhnt, ist die tote Gelehrsamkeit, die sich in der Aufhäufung von Wissen genug tut; echte und wirkliche Wissenschaft will er damit nicht treffen. Man mag den Positivismus darin eingeschlossen denken, so weit diese Denkweise auf nichts als ein geordnetes Wissen gerichtet ist, und ihre Vertreter nicht einsehen, daß es sich nun darum handelt, die ganze Leidenschaft des Willens auf diese wirkliche Welt zu werfen und so aus der neuen Erkenntnis die neue Philosophie

mit den großen, gegen früher gänzlich veränderten Aufgaben, die sie stellt, zu entwickeln. Es hebt aber nicht auf, daß diese Erkenntnis, die positive Erkenntnis der wirklichen Welt, den neuen Weg zum Reich der Wahrheit öffnet.

Ist dies nun richtig, dann muß sich auch die Vorstellung von der Entwicklung Nietzsches und seiner Philosophie demgemäß gestalten. Es ist nur von einer großen Veränderung, von einem großen Übergang in ihr zu reden. Es ist, summarisch ausgedrückt, der vom Pessimismus zum Optimismus. Will man einen Gegensatz zwischen früher und später bei ihm statuieren, so darf es nur der zwischen der ersten und dritten Periode sein, zwischen der Zeit, in der er Schopenhauer und Wagner folgte, und der letzten, in der „Zarathustra" in ihm lebendig ward, und er als dessen, d. h. als sein eigner, Prophet die Lehre verkündigte, die er neu gefunden hatte. Nicht als wenn beides durchweg in einem Gegensatz zueinander gestanden hätte. Wohl aber findet ein solcher statt in dem einen entscheidenden Punkt, auf den ihm alles ankommt. Er war vorher einer von denen, die mit bösem Blick auf die wirkliche Welt sahen, und jetzt hat er ja zu ihr sagen gelernt.

Aber wie ordnet sich dann die positivistische Periode dieser seiner Entwicklung ein? In ihr vollzieht sich der Übergang. Man darf es nur nicht so denken, als wenn der Übergang im Positivismus selbst gelegen hätte und er für sich allein das erklärende Mittelglied zwischen den beiden Perioden wäre. Die Sache ist die, daß die Entwicklung Nietzsches und seiner Philosophie sich nicht ausschließlich oder auch nur vorwiegend auf dem Boden des theoretischen Denkens vollzogen hat. Es ist vor allem seine praktische Stellungnahme zur Welt, die in Betracht kommt: in den Werturteilen ist die eigentliche Umwälzung vor sich gegangen. Der Positivismus und was er Nietzsche brachte ist nur ein, wenn auch wesentlicher Faktor in dieser Wandlung gewesen.

Vielleicht ist es verwegen, solchen Wandlungen nachzuspüren, die sich im Innersten eines Menschen vollziehen. Jedenfalls wird niemand einfach behaupten, es sei so oder so gewesen, sondern nur die Vermutung aussprechen, es könne sich so zugetragen haben. Mit diesem Vorbehalt ist das folgende gemeint.

Eine innere Abkehr von den alten Idealen und Methoden muß bei Nietzsche schon lange vorbereitet gewesen sein. Vielleicht hat er doch recht mit der Behauptung, daß die „unzeitgemäßen Betrachtungen" über Schopenhauer und Wagner für ihn den Abschied bedeuteten und etwas feierten, was er zu überwinden im Begriff stand. Das wäre so zu verstehen, daß er mit diesen überschwenglichen Lobreden in ihm selber auftauchende Zweifel und Bedenken zu ersticken suchte, daß das aber nicht gelang, und ihm nun widerwärtig wurde, was er mit nicht ganz gutem Gewissen so über alle Gebühr gepriesen hatte. In dieser Abkehr war aber beides eingeschlossen, die praktische Stellung zur Welt und die philosophische Methode, der Pessimismus und die Metaphysik. In solcher Stimmung hat Nietzsche die positivistische Denkweise ergriffen. Ich glaube nicht, daß das nur durch die Freundschaft mit Rée und die Teilnahme an seinen und ähnlichen Arbeiten bedingt war, wie

Frau Andreas anzunehmen scheint. Wäre es so gewesen, hätte er schwerlich so fest daran gehalten. Vielmehr liegt in der intellektuellen Eigenart Nietzsches etwas, was ihn in diese Bahn trieb, das Bedürfnis, sich nichts vormachen zu lassen, alle angeblichen Fundamente auf ihre Tragfähigkeit zu prüfen und irgendwo auf sicherem Boden ganz festen Fuß zu fassen. Denn dies Bedürfnis hat er trotz allem gehabt. Und wer so denkt und empfindet, wird es auf die Dauer nicht bei der Metaphysik aushalten, wie immer sie laute; er wird jedenfalls seine Metaphysik nicht dafür halten, daß sie Metaphysik sei, sondern sie für ein ganz anders begründetes Resultat der Forschung halten. Nur so kann ich verstehen, daß Nietzsche damals Positivist ward und blieb.

Aber nur in intellektueller Beziehung bot ihm der Positivismus, was ihn befriedigte. Er erholte sich in seiner kalten und strengen Luft von allen metaphysischen Orgien. Leben konnte er davon auf die Dauer nicht. Seine ganze Natur drängte ihn dazu, das Schwergewicht seines philosophischen Denkens in die Werturteile zu werfen, in die praktische Stellung zur Welt und die Reform des religiösen, moralischen, ästhetischen Lebens der Menschheit. In dieser Beziehung bot ihm aber die neue Denkweise nichts. Sie in dieser Beziehung zu ergänzen und damit etwas völlig Neues, Unerhörtes zu schaffen, das war die Aufgabe, die sich in seinem Innern alsbald meldete, ihm immer klarer vor die Seele trat, bis sie zwingende Gewalt über ihn gewann und ihn in neue Bahnen führte. So ist die Philosophie seiner dritten Periode entstanden, die im eigentlichen Sinne so zu nennende Philosophie Nietzsches.

Im Grunde genommen war es für Nietzsche gerade so recht, wie es kam. In dem Anschluß an eine gegebene Philosophie, in deren Weiterbildung und Verbesserung hätte er sich niemals genug getan. Es war ihm innerstes Bedürfnis, ein Neues zu pflügen und eine allem Früheren widersprechende, alles Frühere überbietende neue Weisheit zu verkündigen. Was konnte ihm also besser liegen, als durch den Anschluß an den Positivismus sich gerade vor eine solche Aufgabe gestellt zu sehen?

Aber nicht bloß dies, daß er mit seiner auf ganz andre Ziele gerichteten Natur sich doch an den Positivismus gewiesen sah, macht die weitere Entwicklung seines Denkens verständlich. Hier greift ein andrer Faktor entscheidend ein — die schwere Erkrankung, die körperlichen und seelischen Leiden, die sie mit sich brachte. Trotz ihrer und in ihnen hat er sich abgerungen, im strikten Gegensatz zu allem Pessimismus, ja zu sagen zur wirklichen Welt, die Leiden für etwas Gleichgültiges zu erklären, Lust und Unlust als irrelevant beiseite zu schieben. Und hieraus ist vor allem die Philosophie der Zarathustra-Periode hervorgegangen.

Die wirkliche Welt! — Das ist das Schlagwort dieser Philosophie. Daran ist der Positivismus beteiligt, der den eingebildeten Welten der Religion und Metaphysik die wirkliche Welt der positiven Forschung entgegensetzt. Und daran knüpft sich die große Leidenschaft, mit der Nietzsche-Zarathustra verkündigt, was alle Religion und Moral überflüssig machen, die Umwertung aller Werte herbeiführen und eine neue höchste Periode in der Geschichte der Menschheit begründen soll.

So meine ich die Entwicklung Nietzsches verstehen zu können. Hierin erblicke ich den Schlüssel zum Verständnis seiner Philosophie, seines „Systems". Dieses zu skizzieren will ich nun versuchen, an welchen Versuch ein Wort der Beurteilung sich von selber anschließen wird.

III.

Mittelpunkt, Ausgangspunkt, Höhepunkt der Philosophie Nietzsches ist der Gedanke von der Bejahung der wirklichen Welt. Nicht folgere ich das aus der eben vorgetragenen Konstruktion seiner Entwicklung. Die Sache verhält sich vielmehr umgekehrt. Daß dies der Grundgedanke seiner Philosophie ist, steht an und für sich fest. Und darauf gründet sich vor allem, was hier über deren Entwicklung gesagt ward.

Hieraus ist es auch allein zu verstehen, daß die Schriften Nietzsches auf so weite Kreise gewirkt haben, auch auf solche, die sie zu verstehen imstande sind und nicht durch den Kitzel verführt werden, den das landläufige Verständnis seiner Gedanken daran knüpft. Nachgemachte Werte erblassen sehr bald wieder, und der beste Stil kann auf die Dauer nicht ein Pathos erträglich machen, das innerlich hohl ist. In jenem Grundgedanken Nietzsches und in der Art, wie er ihn erworben hat, liegt aber etwas Heroisches. Darauf beruht das echte Pathos seiner Rede, der Zauber, den sie ausübt — auch auf solche, die ihm, d. h. seinen philosophischen Gedanken, ungefähr in allem widersprechen müssen.

Daß wir die wirkliche Welt bejahen sollen, das ist es, was Nietzsche uns immer wieder einprägt. Er tut es aber kaum je, ohne dabei zugleich den Gegensatz im Auge zu haben. Ja, die Kritik daran, der Zorn darüber, der Hohn, den er ihm widmet, steht sogar gewöhnlich im Vordergrund. Das Positive, was er eigentlich will, hält er in der Regel zurück und kleidet es in geheimnisvolle Worte. Das macht seine Rede vielfach um so eindrucksvoller. Ich zweifle nicht, daß es ihm so das Natürliche war. Raffinierte Kunst hätte es doch nicht wirkungsvoller erdenken und einrichten können. Was aber hier vor allem in Betracht kommt — die Gedanken Nietzsches haben da ihren Ursprung, wo er seine neue Weisheit im Gegensatz zu allen bisherigen findet. Man versteht sie nicht recht, wenn man nicht immer beides zusammennimmt und zusammenschaut.

Was er bekämpft ist die Verneinung, Mißdeutung, Verleumdung der wirklichen Welt. Nicht bloß an den Pessimismus hat man dabei zu denken. Damit ist der Gegensatz nicht erschöpft. Er wird vielmehr deutlich an der Gegenüberstellung der „wahren" und der wirklichen Welt. Diese „wahre Welt" ist eine Erfindung zur Verleumdung der wirklichen Welt. In den verschiedensten Formen tritt die auf, aber alle treffen darin zusammen, daß sie die wirkliche Welt nicht als die „wahre Welt" gelten lassen wollen.

Die Religionen stehen da in allererster Reihe. Sie entspringen daraus, daß der Mensch mit der Welt nicht zufrieden ist, ein „Hinterweltler" wird, etwas hinter und über der Welt sucht. Ihnen ist es daher eingeboren, daß sie die wirkliche Welt mit bösem Blick sehen und verleumden lehren. So gilt es vor

allem vom Buddhismus und vom Christentum. Nietzsche hat nämlich das Christentum immer mit den Augen Schopenhauers gesehen. Daher gehört es für ihn mit dem Buddhismus zusammen, als dessen weniger konsequente Form erscheint es ihm. Und da es ihm zudem geschichtlich näher stand als der indische Pessimismus, er selber in der inneren Loslösung vom Christentum zu eignem Denken gekommen war, so hat er gerade diesem einen zähen und unsinnigen Haß gewidmet. Wo er davon redet, geht der Affekt in der Regel mit ihm durch. Es verlohnt sich nicht, dem näher nachzugehen. Dieser Gegensatz gegen das Christentum und überhaupt gegen die Religion kommt hier nur in Betracht als ein Moment in seinem Kampf gegen alles, was der wirklichen Welt eine vermeintlich wahre Welt entgegenstellt und jene dadurch entwertet.

Eine andre Form dieses Irrtums ist die landläufige Moral von Gut und Böse. Ihr hat Nietzsche die Herrenmoral entgegengesetzt. Daran denkt man vor allem in den weitesten Kreisen, wenn sein Name genannt wird. Die Schlagworte, die er in diesem Zusammenhang geprägt hat, werden überall wiederholt. Auch darauf gehe ich hier nicht näher ein. Teils sind das ja allgemein bekannte Dinge. Teils gilt wieder, daß es gleichfalls hier nur als ein Moment des eben umschriebenen größeren Zusammenhangs in Betracht kommt.

Mit Religion und Moral gehört aber auch die Philosophie zusammen, natürlich nicht alle Philosophie, vor allem nicht die, die Zarathustra jetzt verkündigt, aber doch das meiste von dem, was sich so nennt. Von den Tagen Platos an ist die Philosophie in den Schuhen der Religion und Moral gegangen, hat in deren Interesse eine wahre Welt erfunden, um daraufhin die wirkliche Welt zu verurteilen. Nur die Philosophen kommen bei Nietzsche gut weg, die sich von dieser Erbsünde der idealistischen Philosophie irgendwie losgemacht haben. So erwähnt er z. B. Hegel mit Anerkennung, den Schopenhauer als Antipoden empfunden und verhöhnt hatte — offenbar aus keinem andern Grund, als weil er alles Wirkliche für vernünftig erklärte und Nietzsche ihm das zur Gerechtigkeit rechnet.

Lange haben Religion, Moral und die ihren Spuren folgende Philosophie die Gemüter beherrscht. Allgemein hat man die Welt aus ihnen und den von ihnen geprägten Werten gedeutet. Aber diese Herrschaft ist nun in Europa überall erschüttert, weil alle so erwachsenen Deutungen der Welt sich als falsch erwiesen haben. Das ist die Entwicklung, in der wir heute stehen, die sich unaufhaltsam vollziehen wird, vollziehen muß, weil es gegen die positive Wissenschaft und ihre Resultate kein definitives Widersprechen gibt. Das heißt aber, daß der Nihilismus in Europa aufkommt, ihm und seiner Herrschaft gehen wir entgegen; der Bankrott unsrer gesamten bisherigen Kultur steht vor der Tür.

So beurteilt Nietzsche die Gegenwart, die Zeit, in die er sich gestellt findet. Die positive Wissenschaft widerlegt die Deutung der Welt aus den bisher herrschenden falschen Werten, den Werten der Decadence und Erschöpfung. Diese Deutung fällt in sich zusammen und zieht Religion, Moral

und Philosophie mit in den Zusammenbruch hinein. Auch die Kunst, soweit sie hiervon angesteckt ist (Wagners Musik vor allem) kann demselben Schicksal nicht entgehen. Es gibt nichts, was die geistig-geschichtliche Welt aus diesem Verderben serretten kann. Der Nihilismus, seine allgemeine Herrschaft wird das Ende sein.

Die wahre Philosophie, eben die Philosophie Nietzsches, versteht dies alles, erklärt diese Entwicklung und acceptiert sie. Sie hat auf ihrem Standpunkt diese ganze Bewegung und den Nihilismus dazu hinter sich, indem sie ja sagen lehrt zur wirklichen Welt. Das ist ihre Wahrheit und ihre Kraft, daß sie die „wahre Welt" der Religion, der Moral und der dekadenten Philosophie abschafft, mit der wahren Welt aber auch die erscheinende, scheinbare Welt. Die ist gar nichts andres als die wirkliche Welt, von der vermeintlich wahren Welt aus gesehen und beurteilt. Gibt es keine wahre Welt, dann auch keine scheinbare mehr. Es gibt nur die eine wirkliche Welt, die immer war und immer sein wird. Diese Erkenntnis ist die große neue Errungenschaft. Sie bezeichnet die Scheitelhöhe des Mittags. Mit ihrem Durchdringen beginnt und setzt sich durch die Herrschaft Zarathustras. Daß wir ja sagen zur wirklichen Welt, ist unsre höchste Erkenntnis und unsre höchste Tat.

Aber was ist denn nun diese wirkliche Welt, um die sich alle Gedanken Nietzsches bewegen, die auf den neuen Tafeln, die Zarathustra uns über die Häupter hängt, an allererster Stelle mit ehernem Griffel verzeichnet steht? Ist es die Welt unsres Bewußtseins und unsrer Erfahrung? oder das, was die Wissenschaft zerlegend und forschend aus ihr herauspräpariert? Nur das letztere entspricht der Meinung Nietzsches. Darin erweist er sich wieder als wirklichen Positivisten. Der tiefste Grund, in dem er seinen Anker geworfen hat, sind „die Resultate der positiven Wissenschaft."

Namenlich in einer Beziehung findet nun ein großer Unterschied statt zwischen dem Weltbild unsres gewöhnlichen Bewußtseins und dem Weltbild der Wissenschaft, wie es Nietzsche vor Augen steht. — Jenes nämlich ist voll von Subjekten und Prädikaten, überall sind Dinge, die wirken; der Mensch trägt eben sich selbst in alles hinein und vergegenwärtigt alles in den Formen seines Lebens. Die Wissenschaft dagegen erkennt diese Täuschung und zerreißt den Schleier des Irrtums, den sie auf die Wirklichkeit legt. Aus ihrer Welt sind Subjekt und Prädikat verbannt, sie weiß, daß nicht dies etwas wirkt und jenes etwas tut, sondern daß einfach nur ein Geschehen, das so und so verläuft, zu konstatieren ist.

Nun ist dies nicht eine neue Weisheit, die Nietzsche erfunden hätte. Es gibt Denker genug, die vor ihm und mit ihm gezeigt haben, daß die unwillkürliche, unbeabsichtigte Mythologie der Sprache einen großen Anteil an dem Weltbild des gewöhnlichen Bewußtseins hat. Auch das ist bekannt genug, daß diese Mythologie wieder in der naiven und ursprünglichsten Erkenntnismethode des Menschen wurzelt, sich selbst in die ihn umgebende

Welt hineinzutragen und in ihr wiederzufinden. Gewöhnlich jedoch betrachtet man dann dies, daß wir uns unsrer selbst als Subjekte bewußt sind und von einem wirkenden Eingreifen in die umgebende Welt wissen, dessen Subjekte wir sind, als den festen Punkt, von dem wir dabei ausgehen. Nietzsche dagegen meint, daß dies alles erst recht eine Täuschung ist. Sagte er nur, man solle kein Dogma daraus machen, so ließe es sich hören. Man kann nicht ohne weiteres behaupten, es sei so, und hier, also im Bewußtsein des Menschen von sich selbst und seinem geistigen Willen sei wirklich ein letztes gegeben. Wohl aber gilt, daß es ein letzter Punkt ist, bei dem man in der Analyse der Wirklichkeit, bei dem Verständnis der Formen, in denen wir sie inne werden, anlangt — ein letzter Punkt, d. h. ein solcher, über den man, mag man ihn noch so sehr für etwas Vorläufiges und Relatives erklären, doch mit den Mitteln und auf den Wegen der positiven Forschung nicht hinauskommt. Aber davon weiß Nietzsche nichts, will er nichts wissen. Er wettert gegen diesen Irrtum als eine Wurzel aller Täuschungen. Nein, das Bewußtsein ist nichts als eine späte Geschichte und ein schiefer Spiegel. Die Jünger Zarathustras kriechen nicht auf solche Kantsche Leimruten. Sie reißen den ganzen Irrtum mit der Wurzel aus. Die Wurzel ist aber jene Selbstbeurteilung, die uns unser Bewußtsein täuschend vorspiegelt.

Gut! folgen wir Nietzsche darin. Aber was ist denn die wirkliche Welt, die hochgepriesene und vielgeliebte? Wie sehen wir sie, wir Erkennenden und freien Geister? Die Antwort lautet: Kraft! Ohne Bild geht es in solchen letzten Fragen nicht ab, sagen wir daher: ein Meer von Kraft! Ist es doch dies Bild, das uns so vertraut ist von den Gängen Zarathustras her an den Gestaden des Mittelmeers: das Meer mit den sich hebenden und senkenden Wogen, das Meer im Sturm und im Sonnenschein, bald still daliegend wie eine Schlange in schillernder Haut, bald sich bäumend und sich überstürzend im gewaltigen Spiel der Kräfte, als wär's ein Knäuel gigantischer Löwen. Das ist es, was die wirkliche Welt ist: ein Meer von Kraft.

Nietzsche sagt: ein Meer von Kräften. Und er redet unverhohlen von Kraftzentren. Wunderbar genug! Wir hatten sie doch ausgerissen, die Wurzel des Irrtums, hatten uns verschworen, daß wir mit der Welt der Subjekte und Wirkungen nichts zu tun haben wollten! Und nun kommt sie doch zur Hintertür wieder herein! Wirklich, es hilft dir nichts, Zarathustra! Kräfte und nun gar Kraftzentren sind Subjekte, von denen Wirkungen ausgehen. Die ganz kleinen, ganz dünnen, zum Hauch verflüchtigten Menschen hocken drin, wie die Seele nach dem orbis pictus der Väter im Menschen hockte. Denn das wirst du doch nicht entgegenhalten wollen, daß ein Zentrum ein Punkt ist, der keinen Raum einnimmt und daher nicht als ein Subjekt in Anspruch genommen werden kann? Für solche Sophistereien bist du zu ernsthaft, und du trägst kein Verlangen danach, im unauslöschlichen Gelächter der Hinterweltler begraben zu werden. Es bleibt daher nichts übrig als zu bekennen, daß auch Zarathustra trotz alles Widerstrebens in Worten tatsächlich nicht anders kann, als der Schwäche aller Sterblichen seinen Tribut bezahlen.

Denn das tut er, indem er also spricht: die Welt der Subjekte ist für immer tot und unmöglich — es lebe die Welt der Kräfte und Kraftzentren!

Und es ist nicht nur ein zufälliger Lapsus, um den sich's da handelt. Er ist notwendig in der Gedankenwelt Nietzsches, sie fiele sonst auseinander. Freilich also wäre es die Konsequenz des Gedankens, die fordern würde, nur von einem Meer der Kraft zu reden und von keinen andern Unterschieden zu wissen als von den sich unaufhörlich scheidenden und ebenso unaufhörlich wieder zusammenfließenden Wellen. Aber wo bliebe dann der Wille zur Macht? Und gar der Übermensch? ja überhaupt der Unterschied von Herr und Knecht, der nach Nietzsche das gesunde Fundament aller rechtwinklig aufgebauten Menschenwelt ist? Zum Teufel denn mit der Konsequenz! Es bleibt dabei, daß wir den Schleier der Täuschung zerreißen, indem wir die Welt der Subjekte für immer aus unsern Gedanken verbannen, daß wir aber das Fundament aller Wahrheit legen, indem wir dafür die Welt der Kräfte und Kraftzentren als die wirkliche Welt hinstellen, von der wir allein wissen, und der die ganze Leidenschaft unsers Willens gelten soll.

Nebenbei gefragt: ist nun diese wirkliche Welt eine Welt an sich oder bloße Erscheinung? Für Nietzsche bedeutet die Frage nicht viel und läßt sich daher mit ein paar Worten erledigen. Er würde sagen: nur ein Tor wirft solche Fragen auf. Und zwar entweder ein gefährlicher Tor und schlimmer Attentäter, dem es um die „wahre Welt" und die Verleumdung der wirklichen Welt zu tun ist. Dergleichen Leute, Kantianer und ähnliche Schildträger der alten Moral, die sind es zumeist, die in solchen Unterscheidungen schwelgen, sich und andre damit an der Nase herumführen. Oder es sind wirkliche Toren, reine Toren, deren oberflächliches Denken nicht tief genug reicht. Der kluge Mann ist in solchen Sachen umgekehrt „oberflächlich aus Tiefe." Er ist in alle Abgründe, die sich da auftun, hinabgestiegen, ist in allen Seitengängen, die sich da öffnen, bis ans Ende gekrochen und weiß nun, von solchen Irrfahrten glücklich wiedergekehrt, daß das alles zu nichts führt. Er bleibt hier oberflächlich aus Tiefe, legt den Finger auf den Mund, lächelt uns verständnisvoll mit den Augen zu und sagt: einerlei, Erscheinung oder Ansicht, beides fällt zusammen — die wirkliche Welt, das ist die Sache und daß wir zu ihr ja sagen; diese wirkliche Welt aber ist das Meer von Kräften, von dem uns die Wissenschaft sagt.

Viel wichtiger ist für Nietzsche der Satz, daß diese wirkliche Welt eine werdende, eine ewig werdende ist — wie schon Heraklit gesehen hat, der deshalb gelegentlich seinen Ehrenkranz aufgesetzt erhält. Sie ist eine werdende — nicht eine seiende. Die seiende Welt ist eine Fiktion der Philosophen, gehört mit der nun oft erwähnten wahren Welt zusammen, ist mit ihr identisch — also für den Erkennenden dahin, abgeschafft und für immer abgetan. Die wirkliche Welt ist eine werdende Welt, d. h. sie ist nur, indem sie wird.

Unwillkürlich fragen wir dann aber nach Zweck und Ziel der Welt. Denn mit dem Gedanken des Werdens verbindet sich von selbst der andre, daß etwas wird, und daß ihm um dessen willen allein Wert und Bedeutung einwohnt. Das Werden erscheint jedem in dem Licht, daß es sein Wozu hat,

daß es als Mittel zum Zweck, als Weg zu einem Ziel dient. Wir dürfen aber dem Werden, in dem sich die wirkliche Welt darstellt, nicht mit dieser Frage kommen. Hier wäre sie falsch gestellt. Es gibt kein Wozu und keinen Zweck. Das sieht jeder Denkfähige, sobald er sich nur genügend besinnt. Gäbe es nämlich ein Wozu oder einen Zweck, so wäre er längst erreicht. Eine Zeit annehmen, in der nichts war, d. h. wurde, wäre ein leerer Gedanke. Die wirkliche Welt war immer und war immer eine werdende. Hätte etwas aus ihr, mit ihr werden sollen, so wäre es längst da und hätte das Werden damit sein Ende erreicht. Das ist nicht der Fall — das Werden geht immer fort — also gibt es kein Wozu und keinen Zweck — was es gibt, ist die wirkliche Welt und diese stets als eine werdende, eine ewig werdende.

So begründet Nietzsche seine Lehre von der ewigen Wiederkehr, in der er die Lösung des Welträtsels erblickt. Frau Andreas weiß zu berichten, daß er einst vorhatte, einen streng wissenschaftlichen Beweis für diese Lehre zu führen. Zu dem Zweck wollte er selbst erst wieder in die Lehre gehen und namentlich naturwissenschaftliche Studien treiben. Daraus ist dann nichts geworden, überhaupt aus dem ganzen Plan nichts, seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, ihn auszuführen; er mußte seine Lehre wohl oder übel ohne Begründung aus der Atomenlehre oder ähnlichem vertragen. Aber keineswegs überhaupt ohne wissenschaftlichen Beweis — er hielt die eben wiedergegebenen Gedanken für einen solchen Beweis im eigentlichen und strengen Sinn. Und es kommt nicht darauf an, ob wir ihm darin beipflichten oder nicht — er hat es eben so angesehen, nach seinem Urteil und seiner Absicht ist seine Philosophie auch in diesem Punkt wissenschaftlich begründet.

Diese Lehre Nietzsches von der ewigen Wiederkehr gehört nicht zu den Stichworten seiner Bücher, die wie die Herrenmoral oder das Jenseits von Gut und Böse oder der Übermensch oder die Umwertung der Werte in aller Mund übergegangen sind. Er selbst hat jedoch den höchsten Wert darauf gelegt. Und wer Nietzsche verstehen will, wird gut tun, dies zu beachten. Durch den Gedanken von der ewigen Wiederkehr gewinnt die wirkliche Welt, die ihm so am Herzen liegt, erst die absolute Bedeutung, die er ihr beimißt. Zwar, indem ihr Zweck und Ziel geraubt, jedes Wozu, das sie haben könnte, geleugnet wird, scheint sie etwas Zufälliges zu werden, etwas Dumpfes, Stummes, Sinnloses, das uns nichts zu sagen weiß. Allein, den Verlust hebt der Gewinn auf. Durch eben denselben Gedanken wird allem, was ist, d. h. allem, was wird, auch dem inhaltslosesten Moment ein ewiger Hintergrund gegeben. Im großen Ring ist er immer schon dagewesen, ungezählte Male, und eben in ihm wird er immer, immer wiederkehren.

Als Nietzsche diesen Gedanken zuerst fand, auf einem Spaziergang bei Surlei unweit des Sees von Silva Plana, da erschrak er vor ihm. Dann hat er ihn wie ein furchtbares Geheimnis mit sich herumgetragen; nur mit den Vertrautesten, und auch mit ihnen nicht oft, sprach er darüber. Aber allmählich hat er in diesem Gedanken die ganze Inbrunst seiner Seele gesammelt. Und auch der Unbeteiligte vermag es nachzuempfinden, welche unendliche Steigerung dadurch die Forderung erfuhr, daß wir die wirkliche

Welt bejahen sollen. Man kann zweifeln, ob ihm der Gedanke der ewigen Wiederkehr aus der leidenschaftlichen Steigerung dieses seines Grundgedankens erwachsen ist, oder ob ihn wirklich rationale Erwägungen (seltsame genug freilich) darauf geführt haben. Vielleicht hat beides zusammengewirkt. Das unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß in diesen Ring der Ringe, den Ring der ewigen Wiederkehr hineingestellt, die Forderung Nietzsches eine nur so erreichbare Wucht erhält. Man muß sich darin hineindenken, um zu verstehen, daß die Bejahung der wirklichen Welt ihm als die höchste Erkenntnis und die höchste Tat zugleich erschien.

Auf der allgemeinen Weltanschauung erhebt sich bei Nietzsche die Beurteilung der menschlichen Dinge, die er vertritt. Das ist ein Zusammenhang, der in jedem geordneten philosophischen System wiederkehrt. Und wie sonst, so ist auch für Nietzsche weitaus das Wichtigste, was er uns Menschen über uns selbst, über unsre Stellung in der Welt und über unsre Aufgabe zu sagen hat. Gerade bei ihm ist es doppelt und dreifach der Fall. Es ist daher nicht zufällig, daß der Titel seines Hauptwerkes diesem Teil seiner Philosophie entnommen ist. Das ist es, worauf er mit ganzer Seele gerichtet ist, die Werte umzuwerten, mit starkem Ruck in die Zügel der Geschichte zu greifen und ihr eine neue, eine entgegengesetzte Richtung zu geben. Wahrlich, es wäre Zarathustra nicht genug, seinen Jüngern ein paar kleine Wahrheiten über den Lauf der Welt zu offenbaren. Ihr Leben will er umgestalten, schaffend eingreifen, seine Hand prägend auf Jahrtausende legen wie auf Wachs.

Aus doppelter Quelle fließt den Philosophen die Lehre, die sie verkündigen. Einmal aus der Erkenntnis der Wirklichkeit, die sie haben, und die irgendwie in Zusammenhang steht mit der Wissenschaft ihrer Zeit, und sodann aus der praktischen Weltstellung, die in Wertgefühlen erlebt wird, wie ein jeder sich solche Stellung zu erringen imstande war, auch darin mehr oder weniger durch die großen Strömungen des geistigen Lebens bedingt, die seine Zeit erfüllen. Ich zweifle nicht, daß dies zweite in jeder echten Philosophie das ausschlaggebende Moment ist, immer gewesen ist und immer bleiben wird. Daß es auch bei Nietzsche so der Fall war, wird kaum jemand bezweifeln. Aber es liegt in dem, was die Philosophie sein will, daß sich für den Philosophen selbst diese Ordnung umkehrt: auf der allgemeinen Weltanschauung baut sich auf, was er uns von den menschlichen Dingen zu sagen weiß. Anders hat es auch Nietzsche nicht angesehen. Hatte doch auch er gerade seine Erkenntnis sich als Positivist gebildet und gestaltet. Das war der eine Weg, auf dem er zu seiner neuen Philosophie gekommen war, der durch die positive Wissenschaft führte. Auf seine Seele fühlte er die ungeheure Aufgabe gelegt, diese Erkenntnis der „wirklichen Welt" durch die entsprechende praktische Weisheit zu ergänzen. Das Evangelium Zarathustras will die Erfüllung dieser Aufgabe sein. Nietzsche hat es daher nicht anders gewußt, als daß seine Lehre vom Willen zur Macht auf die allgemeine Weltanschauung, d. h. auf die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt gegründet ist.

Und so fügen sich die Gedanken in der Tat zwanglos ineinander. Kraft ist das Wesen, ist die Substanz der wirklichen Welt: Wille zur Macht ist das lösende Wort im Verständnis der menschlichen Dinge und ihrer Entwicklung.

Im großen Ring des Werdens begibt es sich immer wieder, daß in der Wiederkehr alles jemals Wirklichen der Mensch auftaucht und seine Geschichte erlebt. Eigentlich ist nicht viel Wesens davon zu machen. Das Ganze ist nur wie eine kurze Minute im Laufe eines langen Tages. Und auch während dieser Minute, was bedeutet es im Vergleich mit der Unendlichkeit wogender Kräfte? Trotzdem, es ist ein Glied im Ring der Ringe, war immer, wird immer wieder sein. Schließlich hängt doch Zarathustras leidenschaftliches Interesse daran, wie sich in dieser Minute die Sekunden ordnen, daran, daß die Erkenntnis der wirklichen Welt in ihr sich durchsetze und zur Herrschaft komme. Und die lautet dahin, daß, wie die wirkliche Welt ein Meer von Kräften ist, so der Wille zur Macht die Wurzel alles menschlichen Lebens. Aus der allgemeinen Weltanschauung erwächst das Evangelium Zarathustras vom Willen zur Macht.

Namentlich darin kommt dieser Zusammenhang zur Geltung, daß Nietzsche die Bedeutung des Leibes, der leiblich-sinnlichen Grundlage unsres Daseins, gar nicht stark genug betonen kann. Mit ein wenig Übertreibung könnte man sagen, seine Philosophie sei geradezu eine Philosophie des Körpers: was er Decadence nennt, würden andre vielfach als Vergeistigung, als Durchdringen des Menschen zum geistigen Leben aufzufassen geneigt sein. Der kranke Mann hat eben die Abhängigkeit des innern Lebens von den Zuständen des Körpers unaufhörlich erfahren und vermag daher die Pflege des Leibes nicht nachdrücklich genug einzuschärfen. Was man auch sonst wohl bei den Philosophen findet, daß sie eine individuelle Erfahrung generalisieren und eine große Geschichte daraus machen, das bildet einen hervorragenden Zug in Nietzsches System. In der Verherrlichung des Leibes kommt es zu einem sprechenden Ausdruck. Doch zeigt sich darin zugleich, daß er sein Prinzip des Willens zur Macht aus seiner Lehre von der wirklichen Welt als einem Meer von Kräften abgeleitet hat.

Bisweilen klingt es ganz, als wenn ein Materialist redete. Das ist nun zwar nicht Nietzsches Meinung gewesen. Er hat den Materialismus so gut wie die mechanische Weltanschauung entschieden abgelehnt. Beide würden auch mit andern wichtigsten und am meisten charakteristischen Zügen seiner Lehre in Widerspruch treten. Aber wo er das Verhältnis von Leib und Seele (wie wir es gewöhnlich nennen) behandelt, erklärt er alles aus den Zuständen des Leibes, und will er von einer selbständigen Bedeutung des innern Lebens nichts wissen, verhöhnt vielmehr jeden, der so etwas annimmt oder behauptet. Die Psychologie löst er in Physiologie auf. An dem Phänomenalismus der innern Erfahrung will er festgehalten wissen, er beweist daraus, daß es täuschender Schein ist, was wir unsrem Bewußtsein entnehmen zu können meinen. Das Bewußtsein ist — ich erwähnte es schon einmal — nach Nietzsche eine späte Erscheinung und ein schiefer Spiegel. Ihm dürfen wir uns nicht anvertrauen, wenn wir feststellen wollen, was es um die wirkliche Welt ist,

es führt uns, selbst was die Erkenntnis der menschlichen Dinge betrifft, in die Irre.

Auffallend ist es doch, daß Nietzsche so urteilt. Die Erfahrungen, die er in seiner Krankheit gemacht hatte, auf die ich vorhin Bezug nahm, genügen kaum zur Erklärung. Ebensowenig der positivistische Zug seines Denkens. Er redet von diesen Dingen wie ein altkluger Aufklärer und nicht wie der freie Geist, der er sein will. Ich wüßte nur ein Doppeltes zu nennen, was ein Licht auf die Entstehung dieser Gedanken bei ihm wirft. Einmal, daß er gelegentlich Lust und Unlust als das Grundphänomen des Bewußtseins nennt. Daß wir uns aber dadurch nicht bestimmen lassen, daß wir sie ausschalten sollen, wenn wir wahre Erkenntnis der wirklichen Welt und die rechte Stellung zu ihr gewinnen wollen, das steht für ihn im Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens. Vielleicht hat ihn das gegen das Bewußtsein und dessen Lehren eingenommen. Dazu kommt denn das andre, worum es sich hier recht eigentlich handelt, daß er die Grundthese vom Willen zur Macht aus der allgemeinen Weltbetrachtung ableiten will, und daß ihm die Betonung des Leibes und der körperlichen Zustände als grundlegend für das geistige Leben die Brücke hierzu bot.

Einerlei jedoch, wie es sich damit verhält, jedenfalls gliedert sich dies Stück der Lehre Nietzsches auf die eben wieder hervorgehobene Weise in das Ganze seiner Betrachtung ein. Und jedenfalls haben wir im Sinne Nietzsches die These vom Willen zur Macht als auf der Erkenntnis der wirklichen Welt beruhend zu denken, die wir heute mit den Mitteln der positiven Wissenschaft erreicht haben.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Der Kampf um Ostasien.

Rückblicke und Ausblicke.

Von

W. von Brandt.

Der Verlauf des Krieges zwischen Japan und Rußland wie die Bedingungen des Friedensschlusses haben in gleicher Weise selbst diejenigen überrascht, die da glaubten, die in Frage kommenden Verhältnisse zu kennen. Was den Krieg anbetrifft, so hat er in seiner Führung wie in den dabei zur Geltung gekommenen strategischen Gedanken vielfach an die Kriegführung in der vornapoleonischen Zeit erinnert. Ein langsamer methodischer Vormarsch des einen Gegners, unterbrochen von einigen heftigen Zusammenstößen, denen lange Ruhepausen vorhergehen und folgen. Während des Winters liegen die beiden feindlichen Armeen sich monatelang in Winterquartieren auf Schußweite gegenüber, und die Ruhe wird kaum durch einige Plänkeleien gestört. Auf beiden Seiten scheint dieses Verhalten vorgefaßten Plänen entsprochen zu haben. Wenn General Kuropatkin überhaupt einen Plan gehabt hat, so ist es der gewesen, vor den Japanern langsam zurückzugehen, sie vor wohlgewählten Stellungen zum Aufmarsch zu zwingen und schließlich die Entscheidungsschlacht erst vor Charbin anzunehmen, wo er dann hoffen durfte, ihnen mit Übermacht und einem wohlorganisierten Heere entgegenzutreten. Um das letztere zu erreichen, war Zeit notwendig, denn ein großer Teil seiner Streitkräfte bestand aus Neuformationen, zu denen die alten Truppenkörper wohl nicht immer das Beste abgegeben haben dürften. Die General Kuropatkin bei Beginn des Feldzuges zugeschriebene Äußerung, daß man ihn während der ersten Monate desselben für einen Dummkopf, dann für einen Verräter und erst später für einen tüchtigen Feldherrn halten werde, deutet auf einen Plan wie den vorangegebenen; inwieweit derselbe durch höhere, aus politischen Notwendigkeiten hervorgegangene Befehle oder durch die Unfähigkeit und Unbotmäßigkeit von Unterführern durchkreuzt worden sein mag, entzieht sich noch der Beurteilung. Als Ergebnis des neunzehnmonatigen Ringens kann man für die russische Landarmee feststellen, daß sie von dem Gegner zur Auf-

gabe der Hälfte des vor ihn bei Beginn der Feindseligkeiten besetzt gewesenen Gebietes genötigt worden, aber dem Feinde noch in achtunggebietender Stärke und Verfassung gegenüberstand und bereit war, den Kampf aufs neue aufzunehmen.

Die Einnahme Port Arthurs und die Zerstörung des ostasiatischen Geschwaders waren Episoden, von denen die letztere die erstere mitverschuldete, aber sie konnten und durften bei energischer Kriegführung zu Lande keinen entscheidenden Einfluß auf den Ausfall des Krieges ausüben. Für Japan war die Herrschaft zur See die Hauptbedingung für den Krieg; hätte Rußland sie besessen, so war der Krieg überhaupt unmöglich, aber schon der Ausgang des japanischen Angriffes am 8. Februar 1904 und mehr noch der Tod des Admirals Makarow am 13. April des Jahres hatten diese Hoffnung oder Möglichkeit endgültig beseitigt. Das russische ostasiatische Geschwader konnte von da an nur noch eine lokale Rolle spielen; daß sie das nicht getan hat, dafür trifft ihre Führer wie die ganze Organisation die Verantwortung. Die Herausssendung der baltischen Flotte war ein maritimer und politischer Mißgriff. Weder das Material, aus dem sie bestand, und ihre Bemannung noch die Erfahrungen, die man mit dem ostasiatischen Geschwader gemacht hatte, berechtigten zu der Erwartung eines großen Erfolges; auch die Hoffnung, Port Arthur und die in dessen Hafen befindlichen Reste des asiatischen Geschwaders zu retten, war mit dem Fall der Festung verschwunden. Endlich mußte der bisherige Verlauf des Feldzuges Zweifel daran aufkommen lassen, ob die russische Landarmee die Offensivkraft besitzen würde, die erforderlich gewesen wäre, um nach einem Erfolg zur See die japanische Armee ins Meer werfen zu können. Politisch war die Herausssendung der baltischen Flotte insofern ein Irrtum, als sie im Falle eines Mißerfolges Rußland der einzigen Flotte beraubte, die es besaß, und es damit England gegenüber, wenn auch vielleicht mehr in der Theorie als in praxi, als Bundesgenossen einer dritten Macht zu einer qualité négligeable machte. Die Kommentare der englischen Presse nach der Schlacht bei Tsushima können darüber keinen Zweifel lassen.

Auf japanischer Seite ist der Feldzug zu Lande genau auf den Linien der 1894/95 gegen China unternommenen Operationen geführt worden und mit einer methodischen Langsamkeit, die einem an Reiterei so überlegenem Feind, wie die russische Armee dies war, Gelegenheit zu weitausholenden und erfolgreichen Raids hätte geben sollen. Anzuerkennen und zu bewundern ist die Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit, mit der die japanischen Führer im gegebenen Augenblick, besonders vor Port Arthur, aber auch in der Feldschlacht, ihre Truppen einzusetzen wußten, und die Bereitwilligkeit und Begeisterung, mit der die Soldaten und Offiziere den an sie gestellten Anforderungen nachkamen. Die Führung der Flotte ist eine vortreffliche gewesen; sie hat die Aufgabe, dem Feinde den größten Schaden bei der möglichsten Erhaltung des eigenen Materials zuzufügen, in mustergültiger Weise erfüllt; nach einem langen, Menschen und Schiffe gleich angreifenden Feldzuge und nach der Zerstörung zweier feindlichen Geschwader war sie am Schlusse des Krieges noch in durchaus Achtung gebietender Verfassung, in einer sehr viel besseren jeden-

falls als z. B. das französische Geschwader unter Admiral Courbet nach der Blockade der Küsten Formosas im Winter 1883/84. Allen Anforderungen entsprachen auch die für die Verproviantierung von Armee und Flotte wie für den Nachschub von Munition usw. und die Herstellung von Eisenbahnen und sonstigen Verbindungen getroffenen Maßregeln.

Daß die dauernden Erfolge der Japaner vielen, man darf dreist sagen: den meisten durchaus überraschend und unerwartet kamen, darf nicht wundernehmen, ebensowenig wie daß jetzt eine Überschätzung des Landes und seiner Bewohner, ihrer Fähigkeiten und Kultur einzutreten droht. Man spricht gern von dem kleinen Japan und dem großen Rußland und übersieht dabei ganz, daß das Zahlenverhältnis zwischen der Einwohnerzahl, z. B. Deutschlands und Rußlands, für das erstere kaum viel weniger ungünstig ist als das zwischen dem letzteren und Japan, während alle andern Umstände für das Inselreich sehr viel vorteilhafter lagen, als sie jemals in einem Kriege zwischen Deutschland und Rußland für das erstere liegen können. Durch diese Feststellung soll nicht die Anerkennung, die Japan verdient, herabgesetzt, sondern nur auf das richtige Maß gebracht werden. Übrigens muß anerkannt werden, daß diese Überschätzung viel mehr von fremder als von japanischer Seite ausgeht; vielmehr ist die Bescheidenheit rühmend anzuerkennen, die gerade die Führer der siegreichen Armee und Flotte dem geschlagenen Gegner gegenüber zur Schau tragen.

Bedenklicher, weil unberechtigter und aufdringlicher, ist das Gebaren einer nicht kleinen Anzahl von Japanern, deren eifrigste Vertreter sich leider unter denjenigen finden, die in Europa und den Vereinigten Staaten studiert haben und jetzt ihre Aufgabe darin suchen, ihren eigenen Landsleuten und auch einigen hyperjapanischen Fremden zu beweisen, daß das, was sie als den ungeschriebenen Ehrenkodex der japanischen Samurai, das Bushido, die Ritterseele, bezeichnen, als Lehre wie als Erfolg unendlich viel höher stehe als irgend etwas dem Entsprechendes, was die andre Welt hervorgebracht hat. Über den Wert des Bushido, über den genug geschrieben worden ist, soll hier nichts gesagt werden; er enthält viele gute und schöne Vorschriften, aber das tut auch das Christentum und in viel höherem Grade, und doch gibt es wohl keine Greuel, die nicht in seinem Namen verübt worden wären. Wer aber die japanische Geschichte kennt, der weiß, daß alle die schönen Vorschriften des Bushido über die Treue gegen den Herrn und den Freund — die übrigens nicht einmal der japanischen Sittenlehre angehören, sondern erst aus dem Konfuzianismus übernommen worden sind — nicht verhindert haben, daß sie, mehr als die irgendeiner andern Nation, aus einer fortlaufenden Kette von Verrätereien und Treulosigkeiten nicht nur unter den Samurai selbst, sondern auch gegen den Mikado bestehen. Der Mikado war das geheiligte Symbol, und wer glücklich genug gewesen, sich seiner Person zu bemächtigen, machte den ausgedehntesten Gebrauch davon, sich als den Ausführer des allerhöchsten Willens hinzustellen, was ihn aber nicht abhielt, den Mikado, wenn ihm dies paßte, abzusetzen, in ein Kloster zu stecken und einen andern an seine Stelle zu setzen. Köstlich ist diese moderne Schule auch, wenn sie bei

Mikados, die nicht anstanden, ihnen mißliebige Personen ihrer Bedienung niederzuhauen — und es hat zwei oder drei dergleichen gegeben —, diese unangenehme Tatsache damit abzufertigen sucht, daß sie erklärt, sie glaube nicht an die Wahrheit solcher Berichte; oder wenn sie behauptet, die wahre Ritterlichkeit der Frau gegenüber habe nur der Samurai besessen, was freilich von andern Japanern dahin richtiggestellt wird, daß die Frau in Japan vor dem Eindringen westlicher Ideen und Kultur nicht besser als eine Sklavin gewesen sei. Solche Auswüchse von japanischem Patriotismus könnten mit Lächeln beiseitegeschoben und keiner weiteren Betrachtung wert gehalten werden, wenn nicht in manchen literarischen Kreisen Europas und Amerikas sich eine Tendenz bemerkbar und breitmachte, solche Vergötterung japanischer Ideale ernst zu nehmen und mit ihnen denselben abgöttischen Kultus zu treiben, wie dies mit buddhistischen Ideen oder den philosophischen Spekulationen Tolstois geschieht. Davor kann aber nur auf das allerentschiedenste gewarnt werden. Japan und der Samurai in ihm sind sehr ernste Dinge, und wir haben alle Veranlassung, sie als solche anzusehen und zu behandeln. Die Japaner haben wohl gewußt, was sie taten, und wie leicht gerade die hypergebildeten Kreise des Westens auf solche Sachen hineinfallen, als sie mit dem Beginn des militärischen Feldzuges zugleich eine journalistische Kampagne inszenierten, deren Zweck war, den Westen von der Vortrefflichkeit des Japaners als Menschen und der Nichtigkeit der Besorgnisse, als könne er die Ursache und der Träger einer politischen gelben Gefahr werden, zu überzeugen.

Der am 5. September zu Portsmouth von den Bevollmächtigten Rußlands und Japans unterzeichnete Friedensvertrag hat ebenfalls eine Reihe von Überraschungen gebracht, von denen nicht die geringste gewesen ist, daß Japan fast ohne Widerstand auf die Erklärung Rußlands hin, daß es unter keinen Umständen und in keiner Form eine Kriegsentschädigung zahlen werde, die Forderung einer solchen fallen gelassen hat. Daß Rußland keine solche Entschädigung zahlen werde, hatte Herr Witte bereits auf der Reise nach Portsmouth in Paris jedem, der es hören wollte, erzählt; in Japan muß man dieser Erklärung entweder keinen Glauben geschenkt oder angenommen haben, daß die politische und militärische Lage Rußland schließlich doch zwingen werde, von seiner Weigerung abzugehen; kurz, die Zahlung einer solchen Entschädigung war eine der von Japan aufgestellten Forderungen. Warum sie schließlich doch fallen gelassen worden, ist noch nicht aufgeklärt. Daß es aus Gründen der Humanität geschehen, um dem „männermordenden" Kriege ein Ende zu machen, wie eine zum mindesten offiziöse japanische Mitteilung behauptet, ist zu schön, um in unsrer skeptischen Zeit ohne weiteres Glauben zu finden, und andren Vermutungen fehlt, wenn man sie aufstellt, die positive Unterlage. Kriegsmüdigkeit des japanischen Volkes und finanzielle Verlegenheiten der Regierung können mitgewirkt haben; aber die erstere, wenn auch wohl unzweifelhaft vorhanden — es gibt kein Volk und keine Armee, mit einem neunzehnmonatigen Krieg hinter sich, die desselben trotz aller Erfolge nicht etwas überdrüssig geworden sein sollten —, war noch nicht auf dem Punkte angelangt, wo sie ausschlaggebend sein konnte, und die andre wird

von japanischer Seite entschieden bestritten; ja die japanischen Finanzagenten behaupten, daß in Europa und Amerika 37 Millionen Pfund Sterling von den Erträgnissen der verschiedenen dort abgeschlossenen Anleihen lägen, die noch ganz zur Verfügung ständen. Man wird also nach andern Gründen für die auffallende Nachgiebigkeit Japans suchen müssen, und findet sie vielleicht einerseits in dem Gedanken, daß es leichter sein werde, von China wenigstens einen Teil der Kriegskosten gegen Rückgabe der Mandschurei, der mandschurischen Bahn usw. zu erlangen als von Rußland; und anderseits in dem am 12. August in London unterzeichneten neuen englisch-japanischen Bündnis. Dieses muß, wenn man den seit längerer Zeit in der japanischen Presse immer wieder aufgetauchten Mitteilungen über die Ausdehnung, die einer solchen Allianz zu geben sei, Glauben schenken will, unbedingt den Wünschen einer großen Partei in Japan entsprechen. Es deckt für seine Dauer, angeblich zehn Jahre, Japan den Rücken, nicht nur gegen eine Kombination von zwei Mächten, wie das frühere, sondern sichert ihm die englische Unterstützung sogar bei dem Kampfe nur gegen eine einzige, und es befriedigt die Eitelkeit der Japaner — eine bei ihnen nicht zu unterschätzende Eigenschaft, — indem es Japan nach der Elimination Rußlands als die Vormacht in Asien, wie die englischen Zeitungen erklären, anerkennt und den Versuch macht, es an der Hand Englands in die Weltpolitik einzuführen. Anderseits legt der Vertrag Japan die Verpflichtung auf, die englischen Interessen auf dem Festlande von Asien gegen jeden Angriff zu verteidigen. In welchem Gebiet ist noch nicht genau festzustellen; der „Standard", der gut unterrichtet sein sollte, spricht von Asien östlich vom 51°, was Persien einschließen würde, andre englische Zeitungen behaupten, daß letzteres ausgeschlossen sei. Erst die Zukunft wird darüber Aufschluß bringen.

Wenn man sich an historische Analogien halten wollte, würde man in dem Vertrage vom 12. August einen Subsidienvertrag erblicken können, wie sie England in früheren Jahren mit Staaten des Kontinents abzuschließen pflegte, um seine Schlachten auf dem Festlande durch sie schlagen zu lassen. Selbst wenn der Vertrag keine auf die Subsidienfrage im Falle japanischer Unterstützung auf dem Festlande von Asien bezüglichen Bestimmungen enthalten sollte, kann es doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß solche Vereinbarungen bestehen müssen; denn selbst der japanische Großmachtskitzel dürfte nicht stark genug sein, um die aus einem solchen Vertrage sich neben den militärischen Verpflichtungen ergebenden finanziellen zu übernehmen, ohne sich Deckung dafür bei England gesichert zu haben. Jedenfalls wollen wir Japan wünschen, daß es mit England bessere Erfahrungen machen möge, als dies früher bei vielen der kontinentalen Staaten der Fall gewesen ist.

Der Frieden von Portsmouth und der englisch-japanische Vertrag sollen, nach englischen Mitteilungen, dazu bestimmt sein, für absehbare Zeit der Welt den Frieden zu erhalten. Sie hört die Botschaft wohl, allein ihr fehlt der Glaube. Demselben Zwecke sollte bekanntlich der englisch-japanische Vertrag vom 20. Januar 1902 dienen, und er hat doch nach kaum zweijährigem Bestehen der Welt einen der blutigsten und langwierigsten Kriege gebracht, welche

die neuere Zeit gesehen. Es gibt sogar Leute, die böswillig genug sind, zu behaupten, daß dieser Vertrag nur zu dem Zwecke, diesen Krieg zu ermöglichen und auch darum abgeschlossen worden sei, um einer andern Macht Gelegenheit zu geben, nach altem Rezept Englands Interessen in Indien am Stillen Meere zu verteidigen. Wenn dies zutreffen sollte, würde der neue Vertrag nur die logische Konsequenz des alten sein; nach der Verteidigung am Stillen Ozean die an der afghanischen Grenze. Auch an dem Friedensvertrag wird jetzt schon, da die Tinte in den Federn kaum trocken, mit denen er unterschrieben worden, scharfe Kritik geübt. In Japan hißt die Presse ihre Fahnen auf halben Mast, in Rußland soll er, nach findigen englischen Reportern, an maßgebendster Stelle das größte Mißfallen erregt haben, da man dort gehofft, daß das russische „Ultimatum", kein Geld und keine einschränkenden Bedingungen, von den Japanern nie angenommen werden würde, und selbst in englischen vernünftigen Zeitungen beginnt ein ominöses Schütteln des Kopfes. Im Vertrage fehlt nach dem „Standard" z. B. das Element der Endgültigkeit der in ihm behandelten Fragen, mit Ausnahme der Korea betreffenden, und auch die „Daily News" meinen, daß durch den Vertrag die Lage in der Mandschurei nicht genügend geklärt sei. Am nächsten der Wahrheit kommt der „Daily Telegraph", der in dem Abkommen den einzigen Vertrag sehen will, der den Triumph des Ostens über den Westen bezeichne. Hätte er „äußersten Osten" geschrieben, so ließe sich nichts dagegen einwenden; aber die Türkei, die für das übrige Europa der „Osten" war und ist, hat lange genug, bis in die Zeiten Napoleons I. hinein, eine militärisch-politische Rolle gespielt und ist ein viel gesuchter, viel umworbener Bundesgenosse gewesen, was sie auch heute noch werden kann, wenn sie sich auch schon längst auf das Altenteil zurückgezogen zu haben scheint. Heute freilich arbeitet die Weltgeschichte rascher als früher am Webstuhl der Zeit, und ihre Spulen fliegen oft so schnell, daß das menschliche Auge ihnen kaum zu folgen vermag.

Wie es keinem Zweifel unterliegen kann, daß der englisch-japanische Vertrag von 1902 in erster Linie gegen Rußland gerichtet gewesen, so geht man wohl auch nicht fehl, wenn man annimmt, daß dies auch mit dem von 1905 der Fall sei, und gerade darin liegt der Hauptgrund, warum man an seinen friedlichen Zielen nicht allein zweifeln könnte, sondern sogar muß. Es ist für Rußland, den großen kontinentalen Koloß, trotz aller Witteschen Erklärungen, eine Lebensfrage, mit dem Ozean, der die Länder nicht mehr trennt, sondern einander nähert, in freie Verbindung zu treten. Bis jetzt ist es das nur an seiner sechs Monate im Jahre durch das Eis geschlossenen Ostseeküste und an der pacifischen vielleicht noch länger geschlossenen Küste. Japan hat ihm den Ausweg nach dem Chinesischen Meere versperrt, England tut dasselbe im Persischen Busen und Indischen Meere, und das Schwarze Meer ist insofern ein „mare clausum" für Rußland, als seine Kriegsmarine, ohne die heute keine Handelsmarine bestehen kann, durch internationale Vereinbarungen in dasselbe gebannt ist und es nicht verlassen darf. Daß dieser Zustand unerträglich ist und es auf die Dauer immer mehr werden muß, liegt auf der Hand, und da das englisch-japanische Abkommen wesentlich dazu bestimmt ist,

ihn aufrechtzuerhalten, muß es einerseits den Wunsch Rußlands stärken, aus dieser Lage herauszukommen, und anderseits dessen Antipathien gegen Japan vermehren, das England Söldnerdienste zu leisten bereit ist. Es liegt also in dem Friedensvertrage von Portsmouth wie in dem neuen englisch-japanischen Abkommen genug Zündstoff, um zu den friedlichen Tendenzen der beiden Schriftstücke nicht allzuviel Vertrauen zu haben.

Auch sonst sind in Ostasien verschiedene Punkte, die Bedenken zu erregen imstande wären. Es ist kaum zu erwarten, daß die Koreaner gesonnen sein werden, sich ohne weiteres von Japan absorbieren zu lassen, und die Verhandlungen mit China über die Rückgabe der Mandschurei versprechen ihm manche schwere Stunde. Wichtiger vielleicht und folgenschwerer noch wird die Art sein, wie Chinas Entwicklung sich infolge der japanischen Siege gestalten wird. Rußland war ein unbequemer und oft herrischer Nachbar und Freund, aber Japan wird es zweifellos in noch höherem Maße sein. Bei seiner Berührung mit dem gewaltigen Nachbarreiche spielt ein Faktor mit, der in den russisch-chinesischen Beziehungen fehlte: der unruhige, stark demagogisch angegangene Charakter des Japaners, der vor keiner Gewalttat, keinem Verrat zurückscheut, wenn es sich um die Erreichung seiner Zwecke handelt. Schon heute sind Korea und die südliche Mandschurei von Japanern überflutet, in dem ersteren spielen die neuen Einwanderer die Herren und unterdrücken die Einwohner in oft nicht genug zu tadelnder Weise; in der andern haben sich der Armee folgende Händler, selten das beste Material, in hellen Haufen niedergelassen, so daß die Bevölkerungszahl der japanischen Niederlassungen in den größeren Plätzen vielfach von den früheren tausend jetzt auf sechstausend und mehr gestiegen ist. Unter japanischer Gerichtsbarkeit werden diese Kolonien der chinesischen Regierung manche Sorge und Gefahr bereiten. Vielleicht werden auch die Vereinigten Staaten, die sich wenigstens diplomatisch so sehr für die Rückkehr der Mandschurei unter die chinesische Herrschaft interessierten, sich eines Tages überzeugen, daß diese hinter und im Schutze der Armeen Japans erfolgte friedliche japanische Invasion der Mandschurei den amerikanischen Handelsinteressen wenig entspricht.

Was sich so im großen im Gefolge der japanischen Armeen in der Mandschurei abgespielt, hat im kleinen, wenngleich in andrer Form, auch in den andern Teilen Chinas stattgefunden. Zahlreiche japanische Agenten sind unter allen möglichen Vorwänden und Formen, als Wanderlehrer, politische Agitatoren, buddhistische Missionare, kaufmännische oder industrielle Agenten und Hausierer in alle Provinzen Chinas eingedrungen, und es ist zu erwarten, daß der Friedensschluß noch eine weitere Entwicklung dieser Infiltration herbeiführen werde. Einerseits wird die japanische Regierung mehr Zeit und Gelegenheit, vielleicht auch mehr Mittel haben, um diese in ihrem politischen und kommerziellen Interesse liegende Durchsetzung Chinas mit japanischen Einflüssen zu unterstützen; anderseits unterscheidet sich der Chinese darin nicht von andern Menschen, daß er ein Anbeter des Erfolges ist und die Aussicht auf einen ähnlichen sich durch die Nachahmung der Methoden zu sichern sucht, die zu dem ersten geführt haben. Schon jetzt nimmt der Strom von Chi-

nesen, die zur Einführung in die Künste des Westens durch japanische Vermittlung nach Japan ziehen, dauernd zu, und es kann ebensowenig einem Zweifel unterliegen, daß die vorerwähnte japanische Infiltration schon erheblich zu dem Erwachen der chinesischen Bevölkerung im Innern und dem sich in ihr immer stärker zeigenden Interesse an den äußeren Beziehungen ihres Landes beigetragen hat. Gegen diese erhöhte Anteilnahme weiterer Kreise des chinesischen Volkes an den für ihr Vaterland wichtigen und nötigen Dingen würde gewiß nichts einzuwenden sein, wenn nicht zu befürchten wäre, daß gerade die unruhige, zu Ausschreitungen neigende Seite des japanischen Charakters in erster Linie auf die Einbildungskraft der Chinesen und damit auf ihr Verhalten in politischen Fragen, inneren wie äußeren, Einfluß ausüben dürfte. Es könnten sich daraus für die chinesische Regierung Schwierigkeiten ergeben, von denen auch die Untertanen der Vertragsmächte und damit diese selbst nicht unberührt bleiben würden.

Auch in kommerzieller und industrieller Beziehung wird diese japanische Propaganda nicht ohne Folgen für den Verkehr Chinas mit dem Auslande bleiben, ebenso wie es wohl keinem Zweifel unterliegen kann, daß die japanische Regierung alles daran setzen wird, ihre Siege auf politischem, militärischem und navalem Gebiete auch auf denen des Handels, des Verkehrs und der Industrie auszunutzen. Der Schreiber dieser Zeilen hat bei früheren Gelegenheiten wiederholt darauf hingewiesen, daß solche Versuche, wenn auch erfolgreich, eine ernste Bedrohung der fremden Interessen auf diesen Gebieten in Ostasien nicht bilden würden, solange nicht fremdes Kapital, fremde Intelligenz und technische wie kaufmännische Schulung ihnen zu Hilfe kämen. Das Kapital, besonders das englische, dem das amerikanische seit einiger Zeit, wenn auch in geringerem Maße, auf diesem Wege folgen zu wollen scheint, ist international, und von Intelligenz und Schulung darf man wohl dasselbe sagen; ihr Einsetzen auf japanischer Seite kann aber, und darin würde eine wirkliche Gefahr liegen, wenigstens für einige Zeit in Betreff der Produktionszentren für gewisse Stapelartikel, eine Verschiebung eintreten lassen, unter der bis zu der langsamer erfolgenden Anpassung an die veränderten Verhältnisse namentlich die Arbeiterschaft in den bisherigen Fabrikationsorten schwer zu leiden haben könnte. Von einer solchen Eventualität würde England zuerst und am meisten getroffen werden. Deutschland würde davon kaum berührt werden, da sein Anteil an dem über eine Milliarde Mark an Wert betragenden Einfuhrhandel Chinas leider kaum 6 Prozent beträgt und keine Stapelartikel einschließt.

Sucht man die Lage, wie sie sich in Ostasien nach dem Friedensschluß und dem Abschluß des neuen englisch-japanischen Vertrages darstellt, kurz zusammenzufassen, so wird man zu der Überzeugung kommen, daß diejenigen nicht unrecht haben, die den Friedensgesängen, besonders der englischen Presse, skeptisch gegenüber stehen; die, da der Kampf zwischen Japan und Rußland nicht entschieden ist, das geschlossene Abkommen mehr als einen Waffenstillstand, denn als einen endgültigen Friedensschluß ansehen. Auch der Versuch einer oder mehrerer Mächte, die friedliche Expansion andrer durch

Kriegsdrohungen hintanzuhalten, ist ein im Interesse des Friedens nicht ungefährliches Experiment. Man wird daher wohl am sichersten gehen, wenn man als das für die Erhaltung des Friedens in Ostasien wesentlichste Element den Zustand annimmt, in dem der Krieg die beiden Gegner zurückgelassen hat. Mehr noch als der Krieg fallen für Rußland die inneren Unruhen ins Gewicht. Es ist nicht die politische Agitation, es sind die agrarische und sozial-anarchistische Propaganda, die Rußlands Kräfte wesentlich geschädigt haben, und sie, wenn darin nicht bald Änderung eintritt, sogar wenigstens zeitweilig ganz lahmlegen können. In Japan wird vieles, das meiste sogar davon abhängen, wie fühlbar die Opfer, die der Krieg nach jeder Richtung hin gekostet hat, dem Volke geworden sind. Dann wird man dort mit weniger leichtem Herzen in Unternehmungen eintreten, die unter der Lupe eines aufmerksamen Beobachters recht oft ein seltsames Verkennen der Rechte andrer und das übermäßige Hervortreten eigener Rücksichtslosigkeit wahrnehmen lassen. Die beste Korrektur für die letztere wird in der gleichen Bereitschaft und Entschlossenheit etwaiger, zu weiteren späteren Experimenten ausgewählter Opfer bestehen.

Deutschland ist an den Ereignissen in Ostasien direkt nicht beteiligt gewesen; es hat bei Beginn der Feindseligkeiten seinen Einfluß in Washington geltend gemacht, um die Neutralisierung Chinas und damit die Beschränkung des Krieges auf die Mandschurei und die Verminderung der Gefahr eines Weltbrandes erlangen zu helfen; und sein Herrscher hat nach der in dem Telegramm des Präsidenten Roosevelt enthaltenen Erklärung erfolgreich an der Wiederherstellung des Friedens mitgewirkt. Deutschland hat ferner, und dafür liegen nicht nur die Erklärungen seiner eigenen, sondern auch die der britischen Regierung vor, sich während der Dauer der Feindseligkeiten streng innerhalb der durch das Völker- und Seerecht den Neutralen gezogenen Grenzen gehalten; es ist trotzdem vielfach den Angriffen namentlich der japanischen radikalen Presse und immer den Verleumdungen der englischen ausgesetzt gewesen. Auch jetzt noch, nach dem erfolgreichen Eintreten Kaiser Wilhelms II. für das Aufhören des Blutvergießens, machen sich Anzeichen bemerkbar, die daran zweifeln lassen, ob die „ehrlichen Makler" den Dank finden werden, den ihre Bemühungen verdienen. Man wird sich nach beiden Richtungen hin in Deutschland mit solchen Erscheinungen abzufinden wissen.

Nur der Kuriosität halber möge hier erwähnt werden, daß die New Yorker „Sun", wohl unter dem Einflusse der „Potentia", vor kurzem den Vorschlag brachte, Rußland Konstantinopel abzutreten, wodurch den deutschen Intrigen in Kleinasien am besten ein Ende gemacht werden würde. Bald darauf kam die „Daily News" mit einer verschämten Andeutung, daß es doch nun wohl für Deutschland Zeit sein würde, an das Aufgeben von Kiautschou zu denken, — ein Gedanke, dem der „Standard" zwei Tage später mit der Bemerkung sekundierte, daß die Pachtung Weihaiweis durch England zwar eigentlich hinfällig geworden sei, daß es die Stellung dort aber auf den Wunsch der chinesischen Regierung wegen der Lage in Shantung weiter behalten werde. Zu diesen freundnachbarlichen Insinuationen möge folgendes bemerkt werden. Die

Bahnlinie Tsingtau—Tsinanfu ist die einzige von den, wenn man will, von China erpreßten Bahnkonzessionen, die, und zwar mit deutschem Gelde ohne einen Zuschuß von seiten der chinesischen Regierung, gebaut und in Betrieb gesetzt worden ist und erhalten wird — eine Handlungsweise, die nicht unvorteilhaft von der abstechen dürfte, die in analogen Fällen von andern Regierungen, unter andern der englischen, befolgt worden ist. Siehe „The Times", in dem „The comedy of the Hankau-Canton railway" betitelten Artikel vom 4. September. Ferner ist Tsingtau der einzige Platz neben Shanghai, an dem die Lehren fremder Kultur dem Chinesen praktisch vor die Augen geführt worden sind, und an dem er durch Beispiel nicht allein etwas lernen kann, sondern auch gelernt hat. Was die Frage der Restituierung Tsingtaus an China anbetrifft, so ließe sich ja vielleicht darüber reden; nur müßte diese restitutio in integrum eine allgemeine sein, und dann wäre es wohl billig, daß die zuerst begännen, die sich seit der längsten Zeit der Nutznießung chinesischen Grund und Bodens erfreut haben. Also: „Messieurs les Anglais, tirez les premiers!"

Stephan, der Schmied.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

Erstes Kapitel.

Im Süden stand ein Wald und im Norden stand ein Wald. Zwischen ihnen lag die weiße winterige Ebene. Eine Straße kam schnurgerade aus dem südlichen Walde heran und eine Straße lief ebenso gerade hinaus und in den schwarzen Wald im Norden hinein. Eigentlich war es dieselbe, durch tiefe Radgleise zerschnittene, durch viele schwere Fußspuren zerstampfte, breite und verschneite Straße, aber die Hufschmiede, die genau in der Mitte zwischen den beiden Wäldern und den beiden Straßenteilen stand, schnitt sie scheinbar in zwei gesonderte Stücke. An dem Landschaftsbilde traten mächtig und fast herzbedrängend die beiden Farben, die es trug, ins Auge: Weiß und Schwarz. Es war den ganzen Tag kein andrer Ton darin als diese beiden, diese aber hatten soviel Raum für sich und soviel schwere Ausgeprägtheit, daß sie auf dem Bilde gleichsam lasteten und die Lieblichkeit, die es vielleicht im Sommer besaß, zu einer düsteren Freudlosigkeit erniedrigten. Da waren die beiden schwarzen Fichtenwälder. Sie standen wie die Rahmen des Bildes zwischen Himmel und Erde. Himmel und Erde waren weiß, ersterer vom Nebel, letzterer vom Schnee. Schnee und Nebel waren so bleich, daß sie einen in seiner Fahlheit schmerzenden Schein einander entgegenwarfen. Weiß, aber von den Schatten der Rad- und Fußspuren zerhackt, war die Straße. Auch die Hufschmiede war schwarz und weiß. Schwarz lag das Schindeldach, das der Sturm vom Schnee reingefegt hatte, schmutzig-weiß standen die getünchten Mauern darunter. Aus der breiten Tür der Schmiede gähnte einen das Innere an, und der Rauch hatte von der Tür aufwärts am Hause bis unters Dach hinauf einen Rußfleck geschlagen.

Die düstere Landschaft lag still; denn es war Sonntag und die Straße wenig begangen. Still lag auch die Hufschmiede. Nur die Werkstatt-Tür

gähnte werktäglich; die schloß Stephan, der Schmied, das ganze Jahr nicht. Auch im Innern des Hauses schien kein Leben zu sein; dennoch saßen drei Menschen in der Wohnstube und ein vierter, die Katharina, die Magd, war eben aus dieser Stube nach der Küche gegangen. An dem langen, tannenen, vom Alter dunkeln Tisch saßen die drei, Stephan, der Schmied, die Maria, sein Weib, und der blonde Ludwig, sein Bruder. In der düstern Stube war dieselbe schwere Öde wie draußen über der Landschaft. Trat einer von draußen herein in den kahlen Wohnraum, mußte die seltsame Ähnlichkeit, die jene mit diesem hatte, ihn treffen wie ein Schlag vor die Stirne. Da waren die leeren, rußigen Kalkwände, der schmutzige Fußboden, ein finsterer Ofen, klotzige, dunkle Stühle, der rohe Tisch, eine gleiche Kommode mit einer unfrischen, gehäkelten Decke darauf. Da waren die Menschen, vor denen drei zinnene Teller und eine dampfende Schüssel standen. Zu Häupten des Tisches saß der Schmied. Er hatte einen starken Stuhl mit harten Armstützen, der ächzte, wenn Stephan sich bewegte; denn dieser war ein Mensch wie Blei. Auf dem hohen, eichenen Leibe saß ein mit schwarzwolligem Haar bedeckter Kopf. Ein ebenso wolliger, dichter, kurzer Bart umstand das Kinn, und Brauen und Schnurrbart standen als schwarze Haarwulste im Gesicht. Das letztere hatte eine rote wie im Feuer gehärtete Haut, Furchen und Schrammen waren hineingeschlagen, erstere zumeist in die steinhafte Stirn, letztere in die Wangen; eine rote Strieme lief über die derbe, wulstige Nase. Ein Auge war schwarz und blickte unfreundlich, das andre fehlte, über die leere, entzündete Höhlung hing die Haut des halb zugekniffenen Lides.

Der Schmied saß aufrecht, und seine rechte, haarbewachsene Faust lag auf der vergriffenen Bibel, aus der er immer abends vor dem Essen las. Seine beiden Tischgenossen saßen sonderbar geduckt zu seinen beiden Seiten. Eben jetzt, da die Magd aus der Stube gegangen war, war es still, als fehle allen der Atem. Da rückte Ludwig, der Bruder des Schmieds, unwirsch seinen Stuhl und machte Miene, sich zu erheben.

„Da bleibe ich nicht sitzen," stieß er heraus. Sein Gesicht war hell und jung gegen das des andern, seine Gestalt leichter, biegsamer, sein Wesen abgeschliffener, wie es sich wohl in der Fremde holt. In den Zügen aber ähnelte er Stephan, und Haar und Bart waren dicht gewellt wie beim andern, nur waren sie blond, schön weißblond.

„Natürlich bleibst," sagte der Schmied ruhig und dumpf und kurz, und weil er den schweren Arm hob, den andern niederzuziehen, setzte der sich wieder. Er saß wie vorher mit gebogenem Rücken und starrte in den Teller. So, den Blick in den Teller gebohrt, saß auch die Maria da. Dennoch stand ihr der schlanke, blonde Kopf gerade aus der schwarzen Halskrause auf und der Hals, der eine fremde, durchsichtige, blaubleiche Farbe hatte, zeigte eine schöne, nach oben geschwungene Linie; so lag ihre Gedrücktheit nur in der Art, wie sie die Lider scheu geschlossen hielt.

Der Schmied nahm die Bibel.

„Lesen willst auch noch!" sagte der Blonde außer Atem nach ihm herumfahrend, und wieder stand er halb vom Stuhle auf.

Stephan packte ihn am Handgelenk. „Es wird gehalten wie alle Tage. Wenn du gegessen hast, kannst du gehen, vorher nicht."

Ludwig duckte sich. Es half ihm nichts andres; er kam wider die Körperwucht des Bruders nicht auf.

An Ruhe und Gewalt beiden überlegen, saß der Schmied über ihnen und begann aus der Bibel zu lesen. Er suchte nicht lange. Mit wenigen Fingerstrichen schlug er auf.

„Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot."

Stephan schloß das Buch, daß es klatschte. „So! — Kurz habe ich es gemacht, he?" sagte er. Ein eigentümlicher Zug entstellte sein Gesicht noch mehr. Der Unterkiefer schien wie von einem körperlichen Schmerz zu zittern. Dann fuhr er fort: „Es kann einer den Bruder auch erschlagen, ohne daß er ihn anrührt — so — so — geistig erschlagen, he?"

Der Maria liefen zwei Tropfen über das weiße, feine Gesicht und in den Teller. Sie zitterte wie vor Frost oder Angst. Der Blonde packte das spitze Tischmesser. „Jetzt lässest mich gehen, du!" stieß er heraus.

Der Tisch trennte ihn von der Tür. Stephan stand auf und trat vor diese. Sein Kopf reichte bis an die Diele der hohen Stube. Seine Schultern waren breiter als die Tür, vor die er sich stellte. „Leg das Messer hin," sagte er. Der andre sah zu ihm hinauf und fügte sich. Es war undenkbar, daß er sich wider den Menschen wehrte.

Stephan kam langsam an den Tisch zurück. „Wenn du gegessen hast, hält dich keiner mehr," sagte er, „aber das muß noch sein, — alles der Ordnung nach."

So aßen sie darauf ihre seltsame Mahlzeit. Jedes schüttete sich aus der Schüssel seinen Teil in den Teller; Ludwig nahm mit verbissenen Zähnen nicht weniger und nicht mehr als an gewöhnlichen Tagen, der Schmied aß wie immer, nur Maria goß sich nur wenige Tropfen zu und würgte an ihnen. Als sie stumm gegessen hatten, stand Ludwig auf, er zwang ein paar Worte heraus. „Jetzt — jetzt kann ich wohl — jetzt —" und nahm die Schmiedmütze vom nebenstehenden Stuhl.

Stephan Fausch, der Schmied, wehrte ihm nicht. Auch er erhob sich, nahm das durchlöcherte Schurzfell, das am Boden gelegen hatte, und band das störrische sich um. Der andre trat indessen in die Tür. Dort machte er eine Bewegung nach der Maria hin und einen Augenblick schien es, als ob auch sie sich ihm zuwenden wollte; aber ebenso plötzlich waren sie wie zwei, die die Furcht am Kragen packt: die Maria setzte die Teller zusammen, der Blonde trat, ohne zu grüßen, aus der Stube. Gemächlich folgte der Schmied dem Hinausgegangenen.

Im Flur schob Ludwig einen vollen Reisesack an einen Stock und schulterte diesen. Dann ging er mit großen, plumpen Schritten, gerade wie sein Bruder Stephan auch schritt, hinaus. Dieser kam ihm nach über die Haustreppe herab bis an die Werkstatt, in die er einen Augenblick hineintrat. Als er in

seinen Werkzeugen hantiert hatte und auf die Schwelle zurückkam, trug er aus alter Gewohnheit seinen großen Hammer in der rechten Faust. Auf den schwarzen Stiel gestützt, das schwere Eisen in den Schnee gestemmt, stand er und sah dem Bruder nach, der auf der Straße gen Norden dem Walde zuging. Über diesem Walde war jetzt ein scharfer, rotgelber Strich wie eine klaffende Wunde in die Eintönigkeit der Landschaft gerissen. Die Sonne ging unter. Der dunkle, starre und reglose Wald stand wie Wand und Wehr drüben auf dem Wege des Blonden, über sich den brandfarbenen Streifen, von dem einzelne Wipfel wie aus dem leuchtenden Grunde herausgesägt sich abzeichneten. Ein gelber Hauch lag auch über dem Weg, und die Gestalt Ludwigs, die das einzige Lebendige auf der Straße war, erschien größer und scharf umrissen. Jetzt blieb er stehen, sah sich um und warf den Sack von der Schulter in den Schnee. Als Stephan es gewahrte, trat er in die Straße hinaus und pflanzte sich breit hin, als fragte er hinüber: Was will es geben, was? So standen die Brüder minutenlang, und es war eigen, die zwei Männer, mitten in der Straße, plump und reglos stehen zu sehen, wie im Trotz: von der Stelle bringst mich nicht. Endlich nahm Ludwig sein Gepäck auf, hob wieder sein großes Ausschreiten an, erreichte bald den Wald und verschwand. Da verließ auch Stephan Fausch die Straße. Er machte sich in der Werkstatt zu schaffen. Nachher stieg er zu seinem Weibe hinauf.

Die Maria schien mit der Magd in der Küche geflüstert zu haben. Als sein Schritt im Flur tönte, glitt sie aus jener in die Wohnstube, und als er hereinkam, schien sie verlegen, womit sie sich beschäftige, und ängstlich, daß er ihre Verlegenheit bemerke. Als sie nichts fand, was ihr recht schien, drehte sie sich im Fenster um, das Gesicht ihm zugewendet, und hielt sich mit zitternden Händen am Gesimse fest. Das spärliche Licht floß ihr jetzt um den blonden Kopf, über die schlanken Schultern und den feinen, hohen Hals. Ihr Gesicht war fast so bleich wie dieser, die Brauen darin waren hell und glänzten an den Schläfen wie Gold. Die Augen waren blau, groß und von Furcht dunkel.

Stephan trat zu ihr heran und zog einen Stuhl vor sie hin. Da duckte sie sich zusammen, die schlanken Arme wanden sich, als machte sie sich vor einem Streiche klein.

„Brauchst nicht so zu frieren, ich schlage dich nicht," sagte der Schmied. Sie tat die Lippen auf, aber die Worte kamen ihr nicht gleich.

„Laß — laß mich fort — ich — will dir nicht mehr im Wege sein," stammelte sie dann.

Fausch ließ sich auf den Stuhl nieder, dicht vor ihr; er war jetzt wie ein Block, der ihr den Weg versperrte. „Versuch es nicht," sagte er, „du kennst mich — versuche nicht, fortzulaufen, ich würde dich holen lassen!" Er warf den Arm über die Stuhllehne; davon erschreckte sie wieder, als ob er sie hätte schlagen wollen.

„Nein, nein, ich bleibe schon," flüsterte sie zitternd.

Er neigte sich vornüber und sah sein schönes Weib an, lange, von oben bis unten. „Du hast niemanden mehr," sagte er langsam. „Sie sind alle

tot, die deinen. Darum hast mich genommen, wie du gesagt hast, damit du versorgt seiest. Aber — das hast — ein schönes Gesicht — das hast! Das hat er auch gefunden, der Ludwig."

Stephan spuckte aus.

„Er — wir — es ist doch so gekommen mit uns" — begann die Maria, sich mit banger Stimme zu verteidigen.

„Ha, ha," lachte der Schmied, packte sie mit der Hand, die ihr Gelenk wie eine Fessel umschloß, und schüttelte sie.

Sie kreischte auf.

„Schweig," herrschte er sie an, „ich schlage dich nicht." Dann stieß er sie weg. Sie schlich in den hinteren Teil der Stube, fand das Strickzeug, ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann die Maschen zu ordnen.

„Wann kommt es, das Kind?" fragte Fausch nach einer Weile über die Schulter zurück. Gehorsam legte sie die Hand an die Stirn und sann nach. „Es wird im Sommer sein," sagte sie demütig.

Stephan erhob sich. Er legte das Schurzfell weg und ging nach der Nebenkammer. Im Sonntagsrock kam er nach einer Weile zurück, ging wortlos an der Frau vorüber und zur Tür hinaus. Er tat seinen Gang ins Wirtshaus wie jeden Sonntag. Spät kam er nach Hause.

Zweites Kapitel.

Maria, die Frau des Schmieds, war nicht verwöhnt. Daheim hatten der Vater und die Brüder sie geschlagen, jetzt, da die alle tot waren, als Fauschs Weib bekam sie zwar keine Schläge mehr zu kosten, aber um Stephan herum war darum nicht leichter sein, weil er nicht schlug wie andre; denn er war gewalttätig, nicht sowohl der Faust, sondern dem Willen nach. Einen solchen Stierwillen hatte kein zweiter. Darum bemitleideten manche sein Weib und darum duckte sich dieses, hatte es sich aus Ducken gewöhnt.

In Waltheim, im Dorf, zu dem die Schmiede gehörte, ging seit geraumer Zeit eine Neuigkeit um: der Ludwig Fausch ist auf und davon, verjagt von seinem Bruder, dem Schmied, und der Maria, der Schmiedin wegen. Die geht mit einem Kinde! Am Ende — der Ludwig — — —

Mehr sagten sie nicht. Die Klatschsucht ist feig. Sie deutet nur an, sie redet nicht ganz aus.

An der Schmiede trieb das Leben der großen Straße vorüber, einer Straße, die von weither kam und weit, weithin ging. Schwere Fuhren kamen Werktags gezogen, auch die leichteren Reisewagen der Landdoktoren oder Geschäftsreisenden und die rasselnden Bauernfuhrwerke. Sie wußten die Schmiede am Wege, und Stephan Fausch hatte Arbeit von ihnen. Seine großen Kunden waren die Vieh- und Pferdehändler, die bis nach Norddeutschland hinauf und bis hinunter nach Welschland zogen. Die hießen die Schmiede ihre Wegmitte und ließen den Fausch immer nach ihren Fuhrwerken

und ihren Tieren sehen. Die hatten auch eine Art Schwäche für den störrischen Menschen, vielleicht war die Schwäche nur die Furcht vor ihm, der sich zu einer Art Meister über das Stück Straße, an dem er wohnte, aufgeworfen hatte. Unter den Händlern war der kleine Moritz Hallheimer der, der am längsten kam. Er war ein dürrer, alter, zäher Mensch, sauber und beweglich, mit grauem Bart und grauem Haar, schlechten Zähnen und trüben, hinter einer schwarzen Brille verborgenen Augen. Er war klug und gesprächig und kannte viele Menschen, und weil er den Stephan für einen der sonderbarsten hielt, die er kannte, verzog er immer eine Weile an der Schmiede und staunte an dem herum, aus dem er nie klug wurde.

Derselbe Moritz Hallheimer kam eines Frühsommerabends von Waltheim hergefahren. Er saß auf seinem offenen Leiterwägelchen und lenkte sein trabendes, braunes Roß ohne Peitsche. An beiden Seiten und hinten am Wagen hatte er sechs verkäufliche Pferde gebunden, deren Hufe und Beine weiß von Staub waren. Sie hatten eine weite Reise gemacht. Der Händler fuhr aus dem Walde heraus der Schmiede zu durch das goldene Leuchten der im Westen niedergehenden Sonne. So hell lag dieses Gold zwischen ihm und der Hufschmiede, daß sein Gefährt von dieser aus nicht zu sehen war, und Stephan, der Schmied, der vor seiner Werkstatt an einem Wagen hämmerte, ihn mit seinen trabenden Tieren plötzlich wie aus einem Feuer hervorbrechen sah. Fausch hob den dunkeln Arm über die Augen, dann duckte er sich wieder an die Arbeit und ließ den Händler über sich kommen. Der fand noch andre Kundschaft da. Eine Weile war die Straße von Fuhrwerken gesperrt. Zwei Bauern sahen zu, wie Stephan den Ring um ihre gebrochene Deichsel schweißte. Drüben wartete ein Weib, das auf einem mit Gemüsen beladenen Karren saß, daß der Schmied seine lahmgelaufene Mähre beschlage.

„Guten Abend, Stephan," grüßte der Händler und erntete einen kurzen Gegengruß. Dann schlug Fausch den letzten Nagel in die Deichsel des Bauernwagens. Als er sich aufrichtete, schien die leuchtende Reinheit des Abends an seiner rußigen Gestalt gleichsam abzuprallen. In sein vom dichten schwarzen Bart umstandenes brandbraunes Gesicht kam keine Helle. Flanellhemd, Hose und Schurzfell, Arme und Hände selber waren dunkel wie das Innere seiner Werkstatt, deren Düsterkeit er gleichsam an seinem Leibe zu tragen schien. Und der rußige, das Licht des Abends beleidigende Mensch stand wie ein Klotz, höher und breiter als alle in der Straße.

„Ihr könnt einspannen," sagte er zu den Bauern, die darauf ihre an eine nahe Stange gebundenen Gäule holten. Das Gemüseweib spannte sein Rößlein ab; Stephan aber kümmerte sich nicht um sie, sondern trat zu dem Händler.

„Ihr seid über den Welschberg gewesen?" fragte er.

Hallheimer streckte ihm die Hand hin, und er drückte sie, sah dabei schon am Wagen nach und musterte die Pferde.

„Es ist keine Arbeit heute," sagte der Händler, „ich wollte Euch nur grüßen."

„Ein Eisen hat er los, der Gris," sagte Stephan und band den Grauschimmel ab, auf den er gezeigt hatte.

„Laßt doch. Er läuft leicht noch heim in den Stall," wehrte der andre; aber Stephan zog das Tier schon nach dem Ring in der Mauer und band es fest. Da kletterte der kleine Mann, in sich hineinlachend, von seinem Wagen und ließ ihn gewähren. Er kannte den Schmied. Was ihm im Kopf saß, mußte durch. Darum schimpften so viele über ihn. Er fragte nie, was für Arbeit zu tun sei, sondern holte sie sich selber und tat sie, wie es in seinem Kopfe stand, mochten die Kunden sie zehnmal anders verlangen.

Inzwischen rührte sich drüben das Gemüseweib. „Heda, Schmied," rief sie, „ich bin zuerst dagewesen. Ihr müßt es zuerst nehmen, mein Roß."

„Es ist wahr," sagte Hallheimer gutmütig, „sie ist zuerst dagewesen."

„Nachher oder gar nicht," sagte der Schmied und löste dem Grauschimmel das Eisen vom Fuß.

Das Weib fluchte und schimpfte. „Ist das eine Art! Meint Ihr, ich habe meine Zeit gestohlen? Wollt Ihr mich daran kommen lassen oder nicht."

„Nachher oder gar nicht," sagte Fausch, und als sie ihm nahekam, warf er sie mit einem Ruck seiner Schulter zur Seite. Da geriet sie außer sich, spannte ihr Roß ein und zog es von der Schmiede weg Waltheim zu. Ihr Keifen tönte noch lange herüber.

Noch während der Schmied dem Pferde des Händlers das Eisen anschlug, eine Arbeit, die er ganz allein und ohne Hilfe besorgte, kam ein schmerzhafter Schrei durch die geschlossenen Fenster seiner Wohnung hernieder. Ein zweiter und dritter dann.

„Was ist?" fragte Hallheimer.

„Sie liegt in den Wehen," murrte Stephan. Da meinte der andre, ihm etwas Freundliches sagen zu müssen, wand alle Gesprächigkeit auf. „Wenn es ein Knabe wird, ein Stammhalter, Stephan Fausch . . ."

Der knurrte etwas in sich hinein, was der andre nicht verstehen konnte.

„Das erste! Das wird Euch eine Freude sein," eiferte der Händler weiter.

„Es ist nicht meines," sagte Stephan Fausch barsch. Mit dem gesunden Auge leuchtete er jenen an, daß ihm die Weiterrede im Hals stecken blieb. Da fiel Hallheimer erst ein, was er munkeln gehört hatte: mit dem Bruder Fauschs hatte sie sich eingelassen, die Schmiedin.

Oben an der steinernen Haustreppe erschien in diesem Augenblick eine von vielen Röcken breite Frau, die nach dem Schmied hinabnickte und dazu ein verlegen wichtiges Gesicht schnitt.

„Es ist da, Stephan Fausch. Ihr habt einen Buben. Ich — wünsche Glück," rief sie herab. Als der Schmied tat, als hörte und sähe er nicht, wuchs ihre Verlegenheit; kleinlaut ging sie ins Haus zurück.

Stephan legte die Feile weg, mit der er den Huf des Pferdes bearbeitet hatte und wandte sich langsam dem Händler zu. „Habt Ihr sie gehört, die Hebamme?" fragte er.

Moritz Hallheimer griff in die Tasche und holte ein kleines Geldstück heraus. „Etwas einbinden müßt Ihr dem Kinde," sagte er und streckte dem

Schmied das Geld hin. Der übersah die Hand mit Willen. Der kleine, eifrige, alte Mensch verlor die Fassung. Er legte das Geldstück auf das Fenstergesimse der Werkstatt. „Nehmt es ihm hinauf, Fausch, nehmt es," bat er verlegen.

Stephan führte das beschlagene Pferd zum Wägelchen zurück und band es fest. Von dort hob er plötzlich den großen, rußigen Kopf. „Wißt Ihr, wie er heißen wird, der Bub?" fragte er, und sein Gesicht nahm denselben störrischen Ausdruck an wie vorhin, als er das Gemüseweib hatte warten heißen. Es war, als trete die eckige Stirn härter heraus und säße die Nase plumper, eigensinniger im Gesicht: „Einen sonderbaren Namen wird er haben, der Bub," fuhr er ungewöhnlich gesprächig, aber langsam und schwerfällig weiter, „einen seltenen Namen. Kain wird er heißen."

Damit kam er hinter dem Wagen hervor, auf Hallheimer zu, und sah ihn mit einem grimmigen Lachen an.

„Was — was denkt Ihr," stotterte der kleine Mann.

„Ja, ja," nickte der Schmied.

„Das könnt Ihr nicht meinen," sagte der andre. Er kletterte auf sein Wagenbrett und wiederholte: „Ihr meint das nicht, Fausch."

„Kain wird er heißen," sagte Stephan gleichmütig, ohne den Ton zu heben. Es war nur ein: Rück mich, wenn du kannst, in seinem Wesen dabei.

Der Händler suchte nach dem Gelde, das seine Arbeit zahlte, und reichte es ihm über den Wagen herab. „Sie werden Euch den Namen nicht annehmen," sagte er.

„Sie werden wohl müssen," gab Stephan zurück. Dann sprangen seine Gedanken plötzlich auf andres über. „Habt Ihr nichts ergattert diesmal im Italienischen?" fragte er. Dabei langte er ohne Umstände unter die Wachstuchdecke, die auf des Händlers Wagen lag.

Hallheimer bog sich vom Bock in den Wagen zurück und holte eine kleine Kiste ohne Deckel unter dem Wachstuch hervor. „Das kann ich Euch zeigen," sagte er. Es lag ein Gegenstand, sorglich mit Tüchern und Baumwolle umwickelt, in der Kiste. Hallheimer packte ihn aus und reichte ihn dem Schmied. „Eine römische Bronze," sagte er, „ich habe sie in Mailand bei meinem Trödler gefunden."

Stephan hob die kleine Figur, einen Knaben im Wettlauf, ein Werk von zierlichen und schönen Formen. Er stellte sie aufrecht auf die Fläche seiner breiten, brandigen Hand. Die Sonne war hinter den Wald gegangen, nur ihr Widerschein lag noch über der Straße, aber das kleine Figürchen stand in dem unendlich klaren Licht, das zurückgeblieben war, wie lebend auf der schweren Hand.

Der Händler sah zu, wie der Schmied den Arm langsam hob und senkte, wie um die Schönheit des Kunstwerkes besser zu bemessen. Da begann Fausch zu sprechen. Seine Stimme war dabei fast tiefer als sonst und ruhig, und doch wieder war es, als höre man seinen schnelleren Atem hindurch. „Seht Ihr — die Haltung, den Kopf, die junge Stirn, die Brust, seht Ihr das — Hallheimer —!"

„Das gefällt Euch wieder, he?“ fragte der andre. Seine Blicke ruhten auf dem schweren, rußigen Mann, wie er mit vorgebogenem Leibe stand und in dem fast häßlichen, dunklen Gesicht eine Andacht hatte. War der nicht ein sonderbarer Mensch! Störrisch, roh, ein Tier! Und hatte doch etwas in sich, was wie eine nicht zu ihm gehörende Feinheit war! Weiß Gott, in was für einer Herzfalte die ihm saß, die — die Feinheit, daß etwas Schönes, das er sah, ihn packte, wie andre Leute des Pfarrers Predigt oder eine große Freude oder — — — hm, jedesmal, wenn er bei ihm ankehrte, mußte er sich über ihn wundern, und — weil er sich über ihn wunderte, kehrte er bei ihm an und — aber — aber, Kain wollte er das Kind taufen — —

Stephan gab jetzt die Statuette zurück. „Ich danke Euch, daß Ihr mir's gezeigt habt,“ sagte er. „Wenn ich einmal dazu komme, will ich auch Italien zu,“ fügte er bei, wandte sich südwärts, sah weit hinaus und schien dabei den Händler und seinen Wagen zu vergessen.

Hallheimer packte sein Eigentum ein und nahm die Zügel. „Ich muß,“ sagte er und grüßte: „Ade, Stephan Fausch.“ Dann trieb er das Pferd an.

Der Schmied nahm sich nicht die Mühe, sich noch nach ihm umzusehen. Das Fuhrwerk rollte davon, vom Getrampel der Pferde begleitet. Nach einer Weile erst ging Fausch langsam in die Werkstatt zurück, ordnete und rumorte dort, trat einmal unter die Türe, als ein Wagen rasch an der Schmiede vorüberfuhr; dann blickte er an den Fenstern seiner Wohnung hinauf, als besinne er sich, und stieg darauf die Außentreppe an seinem Hause hinauf. Das Geldgeschenk des Händlers ließ er liegen, wo es lag.

Als Fausch oben in den dunklen Hausflur trat, kam ihm die Frau entgegen, die ihm vorhin Nachricht gebracht hatte. „Es ist recht, daß Ihr kommt, Fausch,“ sagte sie hastig, „ich — ich rate Euch, nach dem Doktor zu schicken. Sie gefällt mir nicht, Eure Frau.“

Da ging er an ihr vorüber in die Schlafkammer, wo die Maria lag.

Drittes Kapitel.

Die Katharina, die Magd, hatte den Säugling bei sich in der Kammer. Sie verstand solche Pflege; in ihrer Jugend war sie Amme auf einem adeligen Gutshof gewesen. Das war lange her. Die Katharina war jetzt alt, ausgemergelt, abgearbeitet; das Pflegen hatte sie noch nicht verlernt, ja, sie griff den Schmiedssohn mit gleich sorgsamen, hätschelnden Händen an wie in jungen Jahren das Kind ihrer gräflichen Herrschaft. Seit dem Abend, da er auf der Welt war, hatte sie den Knaben bei sich; denn das war zugleich der Abend, da bei seiner Mutter das langsame Sterben anhob. Der Arzt kam von Waltheim herüber; der Schmied hatte ihn selber geholt; aber er konnte nicht helfen. „Sie ist eine wie von Porzellan, Eure Frau,“ sagte er. „So etwas hält nichts aus.“

„Ja — ja!“ sagte Stephan und kraute sich im dichten Haar.

Sie standen in der Wohnstube, während sie so zusammen sprachen.

„Stephan!“ kam da die tonlose und ängstliche Stimme der Maria aus der Nebenkammer.

Er ging mit seinen tappigen Schritten, die er nicht zu dämpfen verstand, hinein. „Was ist?“ fragte er.

Sie streckte die Hand aus, wie um ihm anzudeuten, daß er näher kommen müsse. Da machte er sich ans Bett heran, sein Wesen war noch nicht anders als an dem Abend, da der Ludwig, sein Bruder, fortgegangen war.

„Wie — wie wird es heißen, das Kind?“ fragte sie zitternd.

„Habe ich es dir nicht gesagt,“ gab er zurück und schaute sie gerade und ohne zu zucken an.

„Nicht — nicht den Namen,“ bettelte sie. „Tu es ihm nicht an, dem Kind.“

Er drehte sich gelassen ab und machte Miene, zu gehen. Der Doktor stand mit Hut und Stock drüben auf der Schwelle.

„Nicht — nicht den Namen, Stephan,“ bettelte die Wöchnerin.

„Ihr sollt sie nicht aufregen,“ raunte der Doktor dem Schmied zu. Maria erhaschte das Wort. „Sprecht ihm zu, Herr,“ stieß sie immer erregter heraus. „Er will ihn Kain heißen, den Knaben.“

Der Arzt lachte fast. „Ihr werdet Euch keine Tollheit einfallen lassen,“ sagte er zu Fausch.

Der hielt die Hände in die Taschen gestopft. Ohne zu antworten, ging er in die Wohnstube hinüber. Der Arzt folgte ihm. „Laßt die Narrheiten! Ängstigt die Frau nicht! Zudem — den Namen — es geht gar nicht an, so ein Name,“ sprach er auf ihn ein.

Der Schmied stand unter seinen Worten wie unter einem Regen, den er gleichgültig über seinen Rücken rieseln ließ. Einmal sagte er: „Was einer ist, soll er heißen.“

„Ihr seid ein Stier,“ zürnte der Doktor. „Aus dem Haus geben könnt Ihr das Kind, aber verunglimpfen dürft Ihr es nicht!“

Aus der Kammer kam Schluchzen. Da rief der Doktor die Magd, die eilig hineinging.

„Ein Stier seid Ihr,“ fuhr er noch einmal den Schmied an. „Ihr bringt sie mit Gewalt um, Eure Frau.“

Stephan Fausch erwiderte kein Wort. Er wendete dem andern voll das Gesicht mit dem leeren und dem scharfen, schwarzen Auge zu und stand, als sperrte er sich an der Stelle fest, stand wie ein Stier, wie der andre gesagt hatte. Der Doktor ging; er sah, daß sein Schelten nicht fruchtete. Als er fort war, stieg Fausch in die Werkstatt hinab.

Der kleine, arme Mensch, das Kind der Maria, lag in der Kammer der Magd. Die Maria aber starb zwei Tage, nachdem der Arzt dagewesen war. An einem Spätnachmittag starb sie. Es wurde still an der Straße, still unten in der Werkstatt und still oben in der Stube, wo ein paar Waltheimer aus- und eingegangen waren, der Pfarrer, der Doktor, eine entfernte Verwandte der Maria und die Hebamme, die um die Sterbende zu tun gehabt hatten.

Der Abend ging langsam in die Nacht über. Die Stille um die Schmiede und in derselben wuchs noch. Nun ging nur noch die Katharina auf schlürfenden, aber wenig lärmigen Schuhen umher. Vom Tisch, wo er spät zu Nacht gesessen, erhob sich Stephan Fausch. Er hatte die Stube dunkel gelassen; sie war düster und kahl wie ein Keller. Mit wenigen Schritten durchmaß er sie und öffnete die Kammertür, hinter der die tote Maria lag. Da war ein großer Gegensatz zwischen diesem Raume und dem dunkeln, aus dem er herkam. Durch die Fenster der Kammer brach das Mondlicht. Die Magd hatte über die Scheiben neu gewaschene und gestärkte Vorhänge gespannt, deren Weiß eigentümlich leuchtete. Das wertlose Spitzenwerk glich mit feinem Meißel kunstvoll ausgeschlagenem Marmorzierat. Das Mondlicht quoll auch über das Bett der Maria herein, das sie in die Mitte der Stube gerückt hatten, voll, blendend, gerade über das Kopfende. Das blau gemusterte, verwaschene Kissen und die gleichfarbige Federdecke schimmerten weiß nur von leisen Schatten durchsponnen und wie gemacht, damit der Kopf der Maria sich noch edler daraus hervorhebe. Stephan Fausch tat als er eintrat einen scheuen Blick auf seine tote Frau; es war wundersam zu sehen, wie sie wie in einer Glorie auf dem Bette lag. Er zog leise die Tür hinter sich zu, verschränkte die Arme und sah wieder auf das Bett. Dann ging er hinüber, strich der Toten über eines ihrer Augenlider, das noch nicht ganz geschlossen war, betrachtete sie wieder, hob ihr dann die Arme, die bis fast zur Achsel hinauf nackt waren und unter der Decke verborgen gewesen, und legte sie weit gestreckt auf die letztere; so gab er der Maria das Aussehen einer in unendlichem Wohlempfinden Schlafenden, aber er legte damit ihren schönen Körper auch so zurecht, daß diese Schönheit noch mehr als vorher Ausdruck gewann. Und als er es getan hatte, stellte er sich wieder mit verschränkten Armen vor das Lager und sagte ganz laut und ruhig: „Ja, schön bist gewesen, du."

Das Mondlicht quoll über Bett und Leiche nieder, über die weiße, klare Stirn, die Wangen, die feine Nase und die fast durchsichtigen Lider und dann über die Arme, die so ruhevoll und gelassen auf die Decke hingebreitet lagen. Auf dem Gesicht und der reinen Haut der Arme lag das Licht wie ein taglauteres Wasser, in dem sie badeten; aber es glänzte etwas gleich feinem und reinem Gold in das Licht hinein und überwand es da und dort. An den Lidern, über der Stirn, neben den Wangen, am Halse der Maria und dort, wo die Decke eben noch kaum die Brust verbarg. Das waren die Wimpern und das Haar der toten Frau.

„Schön bist gewesen, du," sagte Stephan Fausch. Sein Blick glitt mit einer ähnlichen Andacht über sie hin, wie die, mit der er vor wenigen Tagen die Schönheit jener Bronzefigur gemessen hatte. Aber neben der eigentümlich frohen Ruhe, mit der er seines Weibes Schönheit genoß, trat das Stierhafte an seiner Stirn und in seiner Haltung und eine eigensinnige Gleichgültigkeit deutlich und schwer hervor. Die hatte er die Maria vom Tage an kosten lassen, an dem er ihre und des Bruders Untreue erfahren, hatte die Frau seither wie eine Magd gehalten. Und doch hätte die Maria erzählen können,

daß er früher an ihr gehangen hatte, wie nicht leicht einer an einen andern Menschen anwächst. Schon als er noch um sie in das ein paar Stunden von seinem Hause entfernte Dorf, wo sie gelebt hatte, gekommen war, fast täglich, bei jedem Wetter, manchmal in der Nacht, wenn der Tag ihn nicht hatte frei kommen lassen! Seine Beharrlichkeit hatte ihm dazu geholfen, daß sie ihm ihr Jawort gab. Nachher, in dem Jahre ihrer Ehe, bevor der Ludwig heim gekommen war! Wenn er auch ein rauher Mensch war und seine bösen Stunden hatte, gehätschelt und verwöhnt und — geliebt hatte er sie! Aber — seit das mit seinem Bruder geschehen, hatte er sie gleichsam mit schwerem Schuh aus seinem Wege geschoben und hielt sie doch wieder an ihrer Pflicht und bei sich fest, ließ sie den Meister fühlen, dessen schwere Faust sie stieß, wohin es ihm beliebte. Auch jetzt, da sie tot war, ließ er weder Erbarmen noch Leid für sie in sich aufkommen, nur die seltsame Freude an ihrer Schönheit gewann neben dem stumpfen Groll, den er gegen sie trug, Durchlaß. Diese Freude war so groß, daß er nach einer Weile langsam in den Flur hinausging und nach seiner Magd rief, sie nach der Kammer der Toten winkte und mit der wüsten Hand auf das Bett zeigte.

„Sieh sie an, wie sie schön ist," sagte er und strich noch eine Falte am Deckbett glatt, die ihm nicht in die Vollkommenheit des Bildes paßte.

Die Magd brach in Schluchzen aus, hatte schon den ganzen Tag geweint. Sie war mittelgroß, hatte einen dürren, sehnigen Hals, klatschrote Wangen und wässerige, gutmütige Augen. Sie trug sich ärmlich, aber reinlicher als der Schmied und selbst die Maria, als die noch gelebt hatte. Unter allem Schluchzen gab sie durch ein Nicken dem Schmied zu erkennen, daß sie freilich zustimme, schön sei sie, die Maria; als sie aber an diesem keine Regung der Trauer gewahrte, stockte ihr Weinen vor Staunen und Scheu; heimlich und mit Kopfschütteln betrachtete sie von der Seite den Schmied und machte sich, als sei ihr in seiner Nähe unheimlich, bald wieder aus der Stube fort. Dann verließ auch Fausch die Kammer wieder und schlief in dieser Nacht auf dem ledernen Ruhebett in der Wohnstube. Um das Kind kümmerte er sich nicht, hatte sich nicht mehr darum gekümmert, seit die Magd es in ihre Obhut genommen.

Am nächsten Tage besorgte er, was ihm für seine Frau und ihren letzten Weg in Waltheim zu tun blieb. Als er für die Tote tat, was das Gesetz vorschrieb, fiel ihm ein, daß er sich einen Weg sparte, wenn er auch für das Kind gleich ordnete, was zu ordnen war. So machte er auf dem Zivilstandsamt die Anzeige von dem Weggang der Maria und von der Ankunft des Kindes im gleichen Atemzuge. Der Beamte, ein junger, blutarmer, erst kürzlich in die Stelle gerückter Bauer, den Bresthaftigkeit hinderte, mit schwerer Arbeit sein Brot zu verdienen, schrieb das von der Maria ohne Anstand nieder: Name, Geburtstag, Todestag und das mehr. Dann kamen sie zum Knaben. „An dem Tage und zu der Stunde wurde geboren. . . ."

Der Schreiber sah auf; als Neuling hatte er ohnehin eine ängstliche Art, zudem stand der Schmied so dicht bei ihm, als müßte er ihm beim Schreiben die Hand führen.

Stephan Fausch nannte den Namen des Kindes: „Kain Fausch".

„Habt Ihr Euch nicht versprochen?" fragte der Schreiber.

„Kain," sagte der Schmied. Sein Blick stach gerade auf die kleine weiße Stelle im Register, wo der Name stehen mußte, als nagelte er ihn da fest.

„Das — das kann ich doch nicht hinsetzen," sagte der Schreiber und wurde rot.

„Muß ich es Euch noch einmal sagen!" murrte Stephan. „Einen bessern, meine ich, hätten wir wählen können an der Gemeinde, einen flinkern."

Er sagte das langsam, immer den Blick unverrückt auf dem Blatt, immer die Stirn gleich einem Prellbock vorgeneigt. Den ängstlichen Schreiber verschüchterte seine Rede vollends. Er erinnerte sich, daß der böse Name immerhin ein Name sei, daß er ihn nicht selber zu tragen brauche und daß der Schmied als Vater das Recht hatte, seinen Buben zu nennen, wie ihm beliebte. So schrieb er das Wort an die kleine weiße Stelle, wo das Auge Stephans haftete.

Dermaßen bekam der Knabe der Maria den Namen Kain nach Recht und Gesetz. Als er schwarz auf weiß in dem Buche stand, nickte Fausch kurz, mürrisch, gleichgültig, so wie um zu sagen: „Jetzt steht es da! Das war sicher, daß es da stehen mußte!" Als der Schreiber weiter eintrug: ehelicher Sohn des Stephan Fausch und der Maria, geborene Lehr, lachte er auf, aber er machte keinen Einwand.

Nachdem dieses Geschäft erledigt war, blieb für Fausch nur noch das beim Pfarrherrn abzutun. Der Geistliche war ein alter, beleibt und phlegmatisch gewordener Mensch. Er sah wohl verwundert auf, als der Schmied ihm den Namen nannte, auf den er das Kind getauft haben wollte, meinte auch, wie der Schreiber zuerst, das ginge doch nicht an, dieser Name. Als aber Stephan ungeduldig wurde, fiel dem Hochwürdigen ein, daß er im Kampf mit seinen hartköpfigen Bauern in langer Amtstätigkeit oft den Kürzeren gezogen und ein Streit immer zu viel Unmuße geführt hatte, und Korpulenz und Bequemlichkeit ließen ihn zu keinem Widerstande kommen. Auch er schrieb den Namen ins Register: Kain Fausch.

Der Schmied war mit dem Kopfe durch zwei Wände gerannt.

Daheim in der Dachkammer der Katharina lag das Kind, dem sie an diesem Tage ein Schandmal auf die Stirne gedrückt hatten, und schlief und es ging ihm gut; denn die Magd verstand das Pflegen.

In den Tagen, die nun folgten, wurde die Maria von der Schmiede fort und auf den Waltheimer Kirchhof getragen. Es gab den Waltheimern allerlei zu reden. Darauf wurde laut, was der Bub der Maria für einen Namen haben sollte, und die müßigen Mäuler hatten neue Arbeit. Endlich ließ Stephan, der Schmied, den Knaben, fest ins Kissen gebunden, durch die Hebamme zur Kirche tragen und er selber und die Katharina gingen als Paten mit. Da kamen die Schwätzer im Dorf kaum mehr zur Ruhe.

Aber auch das ging alles vorüber. Der Schmied ging seiner Arbeit nach, mürrisch, eigensinnig und allein wie er eigentlich Tags seines Lebens ein ein-

samer Mensch gewesen war. Es schien sich an ihm nichts geändert und die Tatsache keine Spur an ihm hinterlassen zu haben, daß sein Weib für immer aus dem Hause gegangen war. Nach dem Kinde fragte er nicht und sah es erst recht nicht. Gegen seine Kunden hatte er die alte, eigenmächtige Art, die die einen lachen, die andren schelten machte. Sie waren täglich zahlreich genug, daß er einen Gesellen hätte brauchen können, aber er nahm keinen. Vielleicht hatte der Umstand, daß der Bruder, der ihm früher mitgeholfen, sich schlecht angelassen, ihm auch die Lust verdorben, sich einen andren Mithelfer zu dingen. Von dem Ludwig ging keine Kunde mehr ein. Der war an dem Tage, da er Stephans Haus verließ, auch aus Stephans Leben verschwunden.

Rußig, immer die Spuren seiner Arbeit an sich tragend, ging Stephan Fausch umher, so daß der Fremde, der ihn zum ersten Mal sah, nachher den Eindruck hatte, mitten am Tag ein Stück Finsternis gesehen zu haben. Dennoch saß derselbe in Wesen und Aussehen finstere Mensch in der Sommerzeit, die jetzt über das Land ging, zuweilen am Feierabend auf seiner Hausbank und sah mit einem eigentümlichen, aus Staunen und Andacht gemischten Ausdruck im Gesicht einem schönen Sonnenuntergang, einer langsam ziehenden Wolke, einem heller werdenden Stern zu, konnte mit einem fremden Behagen ein gut gebautes Tier, das seine Straße vorüber kam, betrachten, einem schönen Weibe nachsehen oder einem Kinde, in dessen Gesicht ihm ein Ausdruck aufgefallen, langsam folgen und es ernsthaft, freilich ohne Freundlichkeit beobachten, sich dann nachdenklich umwenden und dasselbe Gesicht noch eine ganze Weile in Gedanken und sich daran weidend, vor sich haben.

In einer Nacht, die auf einen dieser Sommerabende folgte, bekam er das Kind seines Weibes wieder zu Gesicht. Diese Nacht brach ebenso klar herein, wie die gewesen war, in der die Maria tot auf ihrem Bett gelegen hatte. Über dem schwarzen Waldbande, das im Osten vielzackig den Himmel säumte, schwamm der Mond wie die weiße Teichblume, die aus dunklem, reglosem Wasser schaut. Der Schmied hatte vor dem Hause gesessen und stieg in Gedanken über die Treppe nach seiner Wohnstube, als im Flur die Katharina ihn zu sich heranwinkte. Sie war ganz erregt und doch sichtlich ängstlich, was er sagen werde.

„Das müßt Ihr sehen — einmal," sagte sie und winkte ihn nach der leiterartigen Treppe, die zu ihrer Dachkammer führte. Er folgte ihr, fast unbewußt, noch immer in irgend ein Sinnen verloren, sah zu, wie ihre dürre Hand an der Treppenlehne mit jedem Schritt aufwärts glitt, sah dieselbe Hand an der Kammertüre tasten und, sie zurückdrängend, wie angenagelt an ihr haften und besann sich erst dann, daß er auf der Schwelle der Magdkammer stand und in dem grauen Korbe, in wenig ansehnliche Tücher und Windeln gebettet, das Kind lag.

Die Katharina trat jetzt vollends in die Kammer und zum Korbbett hin. Sie zitterte ein wenig, vielleicht aus Verlegenheit über den eigenen Mut. „Er ist ganz — wie sie gewesen ist — Eure Frau," sagte sie, strich dabei sorglich über die Decke des Kindes, so sorglich, daß dieses nicht erwachte, und

tat in allem gleich behutsam, als hätte sie das feine Gräflein unter den Händen, das sie vor Jahren gewartet hatte.

Fausch drängte sich der Gedanke auf, daß die Stube genau so aussah wie damals die Sterbestube der Maria. Nur kleiner war sie. Der Mond füllte sie ganz mit seinem Licht, und der Mond traf den Korb des Kindes, wie er damals das Bett der Maria getroffen hatte. Auf buntem Kissen lag ein kleiner Kopf, von dünnen Härchen umstanden, die fein und rein und goldfarben waren. Das Gesicht war voll und doch zart und hatte dieselben schönen Linien, wie das andre sie gehabt hatte damals — auch im Mondlicht.

Um das lebendige Gesicht war aber etwas, was seine Schönheit noch über jenes andre erhob. Das Licht war so hell, daß das Heben und Senken der Brust unter dem gestrickten Jäckchen erkennbar war. Die feinen, sammethaften Wangen bliesen sich auf, und von dem kleinen Munde flog der Atem ganz sichtbar; die Lippen öffneten sich bei jedem Zuge dem Hauch, wie der Kelch einer Blume.

Fausch blickte eine Weile auf das Bett. Einen Augenblick schien es, als fessele ihn der Anblick. Er neigte sich unwillkürlich und wie in freudigem Staunen vor, aber dann ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Der dunkle eckige Kopf schob sich mehr nach vorn, so daß der Mondschein auf die brettgerade störrische Stirn traf. Aus Haltung und Gesicht des Schmieds war leicht zu lesen, wie der Starrsinn das bißchen Freude, das ihn hatte ankommen wollen, erwürgte.

„Das ist er also, der Kain Fausch?" sagte er. „Du fütterst ihn gut," fügte er hinzu, drehte sich dabei um und nach der Treppe hin. Als er schon hinabzusteigen begann, murrte er zurück: „Deswegen hättest mich nicht da herauf zu bändeln brauchen."

Der Katharina sprang das Wasser in die Augen. Sie starrte ihm nach, ihr ganzes Gesicht zuckte. Dann ging sie bis zur Treppe hin und sich hinablehnend, rief sie ihn hastig. „Ihr, Fausch."

„Ja?" fragte er, stehen bleibend.

„So darf ihn doch keiner rufen, wenn er einmal hört, — so."

„Wie anders? Daß du dich nicht unterstehst! Der Name ist kurz. Und was ist, das ist!"

Der Schmied stampfte nach der Wohnstube hinüber. In der Mondhelle, die nun auch in den Flur drang, konnte die Katharina von oben deutlich seinen schwarzen Wollkopf sehen. Dabei fuhr es ihr durch den Sinn, wenn man an den mit einem Eisenschlägel schläge, wäre der Kopf der härtere von beiden.

Irgendwie war es aber, daß etwas von dem Bilde, das er an diesem Abend gesehen hatte, doch in Fausch haftete. Es stand Tage und Wochen nachher in ihm, und manchmal beschäftigte es seine Gedanken. Ein-, zweimal fragte er seither die Katharina nach dem Knaben: „Was macht er, der Bub. Fütterst ihn noch so gut?"

Viertes Kapitel.

Die Zeit verging in Waltheim wie anderswo. Die Katharina in der Schmiede seufzte an jedem Jahresende wie andre Leute auch tun: „Jesus, jetzt hat es erst angefangen und ist schon wieder vorüber.“

Einmal am Ende eines Jahres, das eben wieder einem neuen Platz machen wollte, fügte sie hinzu: „Es kann eines an dem Buben sehen, wie alt man wird.“

Das zu Ende gehende war das sechste, seitdem der Bub in der Schmiede am Leben war.

So war die Zeit vergangen.

„An dem Buben“, sagte die Katharina, weil sie den Namen, den er trug, nicht aussprechen mochte und ihm doch keinen andren geben durfte.

„Kain“, rief der Schmied von der Straße herauf, wenn er den Knaben in der Werkstatt haben wollte, oder durchs Haus, wenn er ihn sonst suchte. Seine Stimme klang dumpf wie sein größter Ambos und so laut, daß der Name auf ein paar hundert Schritt in die Runde zu hören war. Wenn aber jemand das Kind selber um seinen Namen fragte, so hob es noch in aller Unschuld das feine Gesicht und sagte: „Kain heiße ich, Kain.“

Und es war schon gewöhnt, daß es den Namen immer zweimal sagen mußte, denn beim ersten Male wollten ihn die Leute immer nicht verstehen oder nicht glauben.

Stephan Fausch hielt den Knaben um kein Haar anders als er ihn gehalten hätte, wenn kein Makel an ihm gewesen wäre. Seit jener der eigentlichen Pflege der Katharina entwachsen war, allein stehen, gehen und essen konnte, schlief er zwar noch oben in der Magdkammer, teilte aber sonst die Wohnstube mit dem Vater und aß mit ihm am Tisch. Dieser kümmerte sich nicht groß um ihn, tat ihm aber auch nichts zuleide; in der ersten Zeit war es, als sehe er geflissentlich über ihn hinaus. Im letzten Jahre trat darin eine Veränderung ein, als dem Kleinen Rede und Gedanken klarer und kluger zu werden begannen und dann und wann, wie bei andren Kindern, ein Wort ihm über die Lippen fuhr, an dessen Altklugheit oder Drolligkeit, wer es hörte, sich ergötzte. Der Schmied hatte ein zu einsames Leben, als daß nicht die kleine Abwechslung, die der Knabe hineinbrachte, ihm, ohne daß er es sich oder andren gestand, willkommen gewesen wäre. Er rief ihn häufiger zu sich in die Werkstatt hinunter, warf ihm einen leichten Hammer zum Spielen hin oder hieß ihn aufpassen, wie er selbst ein Hufeisen formte, einen glühenden Stab bog und dergleichen mehr. Wenn sie beide allein waren, so standen sie oft in drolligem Einvernehmen beieinander und unterhielten sich, während der Schmied arbeitete. Die zwei Stimmen tönten zwischen den Klingklang des Schmiedehammers, jetzt die Fauschs dumpf oder hart, jetzt die des Kindes hell und hoch, wie wenn der Hammer auf die äußerste Spitze des Ambos sprang. Die Gestalten des Mannes und des Knaben gaben einen großen Gegensatz. Fausch, wenn er vor dem Kinde stand, erschien noch schwerer, plumper und dunkler als sonst. Der Feuerschein der Esse leuchtete in sein braunes Gesicht

und zeigte die Kohlenspuren darin, den Schweiß auf seiner Stirn und den Staub in seinem wirren, wuchernden schwarzen Bart. Die Funken sprangen rings unter seinen wuchtigen Schlägen, aber sie sprangen kurz, spritzend und pfeilschnell zu Boden, sprangen dem Knaben vor die in plumpem Schuhwerk steckenden Füße, wohl auch auf den Schuh selbst, und wenn einer auf dem rauhen Boden glomm, sah der kleine Kain hinab und lachte und freute sich, wenn er lange nicht erlosch. Der Knabe war aber so hell, wie der Mann finster. Wie neu aus einer Schachtel genommen stand er da; denn die Katharina hielt ihn immer noch wie ihr Gräflein vor Zeiten. Er trug wohl rauhe, graue Strümpfe und aus Fauschs abgelegtem Sonntagsgewand geschnittene Hosen und Jacke. Es war hartes, unansehnliches Zeug, aber das grobe Hemdchen, das an den Ärmeln und am Halse daraus hervorsah, war von leuchtendem Weiß, das in der rußigen Schmiede so sonderbar sauber sich ausnahm, daß seine Farbe gleichsam in die Dunkelheit hineinstach. Das war aber nicht das einzige Helle an dem Kinde. Die Hände, die aus den Ärmeln traten, waren schmal und schlank und ganz fein und sie hatten eine geschickte Art, Unreines mit den Fingerspitzen zu fassen, ohne sich zu beschmutzen. Vollends hell aber war des kleinen Kain Haupt mit dem schlank aus dem zierlichen, ungestärkten Hemdkragen ragenden weißen Halse. Der Knabenkopf war von einer so seltenen und fast unirdischen Schönheit, daß die Katharina, die ein frommer Mensch und nicht überklug war, oft und oft mit gefalteten Händen und offenem Munde, wenn Kain sie nicht bemerkte, in seiner Nähe stand und ihn bestaunte. Dabei gingen heimliche Schauer durch ihre Seele und Gedanken durch ihren alten Kopf. Wenn er gar kein Mensch wäre, der Kain, der Bub, wenn dem Schmied ein — ein Engel unter dem Dach wohnte und —

Die Katharina, die im Gegensatz zu Stephan Fausch, eine Katholikin war, bekreuzte sich bei solchen Gedanken.

Für einen Engel sah Stephan Fausch seinen Buben noch lange nicht an, aber wenn der vor ihm Stehende ihn nicht beobachtete, staunte auch er manchmal heimlich in sein Gesicht, das in jedem Zuge wie ein Kunstwerk war. Der Mund hatte die Form behalten, die der des Säuglings getragen, er war wie eine leise den Kelch öffnende Blume, Kinn und Nase, Wangen und Stirn waren von scharfem Schnitt, die Augen groß und von einer dunkeln Stahlfarbe. Ihr Blick hatte etwas Strahlendes, das besonders reich hervorbrach, wenn die langen Wimpern plötzlich sich von ihnen hoben. Das Haar war blond, ganz hell, wie das der Mutter gewesen war, und die Katharina ließ es dem Kinde lang auf Schultern und Rücken hängen. Auch Fausch also, über den alle Schönheit Gewalt hatte, hielt manchmal in der Arbeit inne und weidete sich an der Erscheinung des Kindes, aber er war zu diesem kurz angebunden wie zu jedem andren, so daß selbst ihr Gespräch in der Werkstatt eine mühsame und zerhackte Sache war. Kam die Magd oder ein fremder Mensch hinzu, so herrschte er wohl den Knaben in lauterem Tone an, schob ihn unsanft aus dem Wege und nannte laut und mit geflissentlicher Deutlichkeit seinen Namen. Er packte so gleichsam den kleinen Kain mit seinen beiden

Händen und stellte ihn den Leuten deutlich und nah vor die Augen: „Seht ihn an! Das Unrecht habe ich in ihm gezeichnet und die Schmach, die sie mir getan haben!“ Es war nichts Kleines oder Gehässiges in diesem Tun; er wollte nur zeigen, daß er Manns genug sei, nichts an der ihm widerfahrenen Schande zu verheimlichen, aber auch dafür Vergeltung zu üben, ohne zu fragen, ob diese andern gefiele.

Der Knabe ertrug den häufigen Wechsel im Wesen seines Vaters, an den er sich bald gewöhnte, sonderlich leicht. Er flennte nicht, sah Stephan, wenn der polterte, wohl einmal erstaunt aus großen Augen an und wand sich ein andermal unwirsch unter seinem ihn beiseite schiebenden Griff.

Indessen kam die Zeit heran, da der kleine Kain Fausch schulpflichtig wurde. Die Katharina brachte ihn nach dem Dorfe, als er den ersten Schulgang tat. Aber schon am nächsten Tage bedurfte er ihrer nicht mehr und war in Waltheim bald heimisch. Weil er in seinem Äußern anders und wie vornehmer war als sie und das Haar in langen Locken trug, staunten ihn anfangs die Dorfkinder verwundert an; aber da er ein aufgeweckter Bursche war, fand er bald seine Gespielen unter ihnen, und sie gewöhnten sich an ihn, wie er sich an sie gewöhnte.

Der Schmied schien, da er nun wenig mehr um ihn war, den Knaben wie früher zu übersehen und zu vergessen. Erst nach Wochen erinnerte ihn der Zufall daran, daß Kain in einen neuen Abschnitt seines Lebens getreten war. Es war am Abend eines der lichten Tage, an denen die Sonne ihre Strahlen wie die glänzenden Fäden eines Spinnennetzes über die Straße zwischen den zwei Wäldern spannte. Der südliche Wald warf einen kühlen, klaren Schatten und wo dieser aufhörte und das Spinnen der Sonne begann, war eine messerscharfe Grenze. Fausch, dessen Tagwerk getan war, steckte die kurze Pfeife zwischen die Zähne und schlenderte auf der Straße gegen Waltheim und durch die Sonne hin, badete dabei beide nackten schwarzen Arme, sie vor sich hinstreckend, im Lichte und ergötzte sich daran, wie er mit jeder Bewegung einige der goldenen Fäden zerriß. Da sah er drüben aus dem Walde in den schönen Schatten den kleinen Menschen, den Kain, treten. Er trug eine große, von Stroh geflochtene, seine Schulsachen bergende Tasche in der Hand und kam mit für die Länge seiner Beine weiten, fröhlichen Schritten daher. Das Haar hing ihm lang auf die Schultern, und sein weißes Gesichtlein leuchtete. Als er aber die Linie zwischen Schatten und Sonne überschritt, war um seinen unbedeckten Kopf ein Blitzen, und das Haar schimmerte einen Augenblick wie Gold.

Stephan Fausch blieb unwillkürlich stehen, um das fremde Bild zu betrachten, welches das durch die reiche Sonne schreitende schöne Kind bot. Der Knabe hatte indessen den Vater bemerkt. Heiterkeit verdrängte den sinnenden Ausdruck, der in seinen Zügen gelegen, und er grüßte schon von weitem.

Fausch nickte, ließ ihn herankommen, fragte eine müßige Frage, ob er aus der Schule käme, und wendete sich dann, so daß sie zusammen, Seite an Seite, heim zu gingen. Der Schmied änderte dabei das Schlendernde seines Schrittes nicht. Der Knabe mußte deshalb ebenfalls langsamer gehen und,

weil der Vater nicht sprach, verfiel er nach wenigen Versuchen, mit jenem ein Gespräch zu führen, in sein voriges Nachdenken zurück. Nach einer Weile aber hob er die Augen und fragte plötzlich: „Warum habe ich denn den Namen?"

„Welchen?" fragte Stephan.

„Sie lachen immer, wenn sie mich rufen. Einen Schandnamen habe ich, sagen die Kinder." Seine Augen füllten sich mit Wasser, er wischte es heimlich weg, damit es der Vater nicht sehe. Der lachte rauh. Eine Antwort gab er nicht. Sein Oberkörper neigte sich nach vorn, die harte Stirn sah aus, als ob er damit gegen etwas anrennen wollte; auch schritt er rascher aus.

„Der Lehrer ruft mich Fausch, nur Fausch. Die andern nennt er alle beim Vornamen," hob Kain wieder an.

„Der ist ein Narr, der Lehrer," sagte der Schmied. Als er das sagte, standen sie schon am Hause, und er hielt nicht an, sondern trat gleich in die Werkstatt; einen andren Bescheid bekam das Kind nicht.

Aus Waltheim heraus aber kam in den nächsten Wochen eine sonderbare Welle gegen die Schmiede geschwommen. Die Dörfler entrüsteten sich über die Schrulle Stephan Fauschs, seinen Buben den Sündernamen tragen zu lassen. Sie hätten das längst, hätten es schon damals tun können, als der Knabe getauft worden war, aber damals war die kleine Erregung wieder in sich zusammengesunken. Jetzt sahen sie den leibhaftig vor sich, dem der Schmied ein Mal aufgedrückt, und sahen einen Menschen, an dessen Äußern der Trockenste und Alltäglichste unter ihnen seine heimliche Freude hatte. Darum nahmen sie ihn in Schutz. Zuerst kam der Lehrer zu Stephan Fausch heraus, ein junger, aufgeklärter und deshalb vorlauter. Er grüßte den Schmied ein wenig von oben herab, ein wenig herrenhaft. Dann platzte er gleich mit dem heraus, was ihn herführte. „Den Namen müßt Ihr dem Buben abändern, Fausch. Der kann sich doch nicht von allen Menschen Kain schimpfen lassen. Nennt ihn Stephan, wie Ihr selber heißt, oder so oder so, aber —"

Mitten in die lange Rede hinein schlug ein rauhes, kurzes, fragendes „He?" Fauschs. Dann verließ dieser die Wohnstube, in der ihn der Lehrer überfallen hatte, und schlug krachend die Tür zu. Blicken ließ er sich nicht mehr. So mußte der andre unverrichteter Dinge abziehen. Nach dem Lehrer versuchte es der und jener, Fausch umzustimmen, ein gutmütiger alter Mann, der im Schulrat saß, der Dorfpolizist, der den langen Leib und die lange Meinung von sich hatte, endlich ein paar mitleidige Weiber. Fausch ließ sie alle schwatzen, gab keine Antwort, lief nur hinweg, wenn es ihm zu bunt wurde. So hielt er der Welle stand, die um sein Haus schlug, gleich einem Steinblock, an dem die Flut sich teilen muß.

„Was für ein Stieriger er ist, der," geiferten die Waltheimer. Am Ende aber gab auch dieser kleine Aufruhr sich wieder. Der Schmied behielt seinen Willen.

Die Wochen und Monate verflogen darauf, langsamer gingen die Jahre, aber sie gingen.

Kain Fausch, der Knabe, wurde einsam, als er heranwuchs. Seine Gespielen entfremdeten sich ihm. Er war zu wenig wie alle andern und so schlossen sich die andern nicht fest an ihn und dann hatte er den Namen, der immer den Spott weckte. Daheim blieb ihm die Katharina, die Magd. Die hätschelte ihn, als er zwölf Jahre alt war, noch genau so, wie sie ihn als klein gehätschelt hatte. Ihr verdankte er das Fremde, fast Vornehme seines Äußern und in seinem Wesen. Weil er aber keine Kameraden hatte, gewann er die Stille lieb, saß bald gern über den Büchern, die ihm der Lehrer lieh, und konnte stundenlang in einer Waldlichtung sitzen, sinnen und staunen, hielt aber eines höher als alles andre, nämlich die Musik, und vor allem den Klang seiner eigenen Stimme. Er tat sich in der Schule beim Singen so hervor, daß der Lehrer ihn Sonntags in der Kirche in seinem kleinen Chor mitsingen ließ, und Kain sang im Walde und daheim, am liebsten oben in der kleinen Kammer, die neben der der Katharina lag und in der er hauste, seit er größer geworden. Seit zwei Jahren trug er die auf die Schultern fallenden Locken nicht mehr, aber das Haar war noch immer lang und weich und blond, glänzte in der Sonne, und er trug es weit von der Stirn zurückgestrichen. Diese Stirn war so weiß und klar, daß auf ihr immer wie ein Leuchten war, und das Gesicht hatte nichts von seinem edeln, scharfen Schnitt verloren. Aber auch seine Gestalt war von seltenem Ebenmaß, biegsam und stark zugleich. Obwohl er im unkleidsamen, schwerfaserigen Gewand der Dörfler ging, konnte kein Fremder an ihm vorübergehen, ohne nach dem seltsam vollkommenen Menschen sich umzusehen.

Stephan Fausch hatte ihn neben sich aufwachsen lassen und war ihm gegenüber der Gleiche geblieben. Heute gleichgültig, störrisch, ja ihn mit Worten vor den Leuten herabsetzend, morgen, wenn sie allein waren, gesprächig in seiner kurzen Art und mit den Blicken verstohlen an seinem Gesicht und seiner Gestalt hangend, als weidete er sich daran. Da kam ein Tag, der ihr Verhältnis änderte.

Fünftes Kapitel.

Fausch saß in seiner dunkeln, rußigen Wohnstube. Es war schon fast Nacht. Der Schmied hatte längst zu arbeiten aufgehört, und die Teller für ihn und den Buben standen auf dem Tisch. Fausch machte kein Licht. Er saß gern in der Dunkelheit, die allmählich in der Stube so groß war, daß seine schwere Gestalt nicht mehr erkennbar war, nur der rote Punkt, die Glut seiner Pfeife, und sein schweres Atmen und Schmauchen sein Dasein verrieten. Da öffnete die Katharina die Tür. „Er ist noch immer nicht da, der Bub," sagte sie. Der Atem war ihr eng.

„Der wird schon kommen," gab Stephan zurück.

Aber Kain kam nicht, obwohl er schon stundenlang hätte von der Schule zurück sein sollen.

Eine Stunde verrann. Stephan Fausch ging die Pfeife aus. Er duselte vor sich hin. Dann kam die Katharina wieder, der es keine Ruhe ließ. „Er — es sollte doch eines nach ihm sehen," sagte sie.

Stephan wachte auf. „Bring die Suppe herein. Wenn er nicht rechtzeitig kommt, kann er hungrig zu Bett gehen," murrte er.

Die Alte gehorchte, trug die Suppe auf, und die Hände und die Knie zitterten ihr, als sie das tat. Nachher wollte sie selber nach dem Dorfe hinüberlaufen, sehen, wo er blieb, der Bub.

Inzwischen hatte der Schmied die Petroleumlampe an der Decke angezündet. Er setzte sich vor seinen Teller. Von der Lampe floß ein roter Schein über seinen schwarzen, wolligen Kopf. Da kamen Schritte über die Haustreppe herauf.

Die Katharina lief in den Flur. „Bub," rief sie in die Dunkelheit.

„Ja," gab es Bescheid. Er war da. Langsam kam er herauf, seine groben Schuhe machten sonst keinen Lärm; denn er schritt sonderbar leicht darin. Heute klapperten sie, als ob er stolpere. Die Magd hob ein Licht hoch. „Jesus," sagte sie.

Der Knabe hatte ein schneeweißes Gesicht, seine Kleider waren unordentlich und zerrissen, aber selbst jetzt noch fiel die Sauberkeit seines Gewandes auf.

„Was ist dir geschehen?" fragte die Magd, hastig und voll Angst. Statt zu antworten, wollte er wissen, ob der Vater in der Stube sei.

„Ja, ja," gab sie zurück und stieß selber die Türe für ihn auf. Mit unsicheren Schritten, wie tastend, ging er hinein. Er war jetzt dreizehn Jahre alt, schlank und kräftig.

„Nun?" fragte Stephan Fausch, seine Suppe löffelnd.

Kain trat bis in den roten Schein der Lampe vor. Der zeigte, wie fahl er war; seine Augen schienen in einem heißen Licht und ganz dunkel.

„Wir haben Streit gehabt," begann er in atemlosem Ton, als hätte er erst jetzt ein paar Gegner von sich abgeschüttelt. „Und dann habe ich mich lange versäumt im Wald."

Die Katharina stand in der Tür und horchte mit vorgeneigtem Kopf auf das, was kommen wollte. Fausch sah scharf nach dem Buben hin. „Erzähl!" sagte er. Dabei aber war es, als hielte die Erscheinung Kains mehr als je seinen Blick fest.

„Sie haben mir gesagt, die andern, warum ich Kain heiße," stieß dieser heraus. Er legte die Hände an eine Stuhllehne und sah Stephan ins Gesicht. Es war nicht schwer zu sehen, daß etwas ihm sein ganzes Innere aufwühlte. „Weil meine Mutter schlecht war, sagen sie," fuhr er fort. „Aber — dann — ich — ich kann doch nicht für das, was die Mutter getan hat — —"

„Iß jetzt zu Nacht," sagte Stephan Fausch.

Kain hörte nicht. „Ich habe es lange überdacht, im Walde," sprach er in abgebrochenen Sätzen weiter. „Wenn ich etwas so Schandhaftes bin — so muß ich doch etwas getan haben — aber — ich —"

Plötzlich übermannte es ihn. Er warf sich an den Tisch, warf den Oberkörper über die Platte geworfen, und weinte. Einmal sah er auf. „Warum muß ich den Namen haben, Vater? Kann ich nicht heißen wie andre auch?"

Stephan hatte den Löffel weggelegt. Er machte ein Gesicht, als wüßte er nicht was sagen. Darauf fluchte er, und dann murrte er: „Sie sollen dich in Ruh lassen, die Lauser."

Kain ermannte sich jetzt. Er fuhr sich in die Augen. Dann stand er wieder schlank aufgerichtet und bleich am Tisch. „Ob sie mich ausspotten oder nicht," sagte er in unterdrücktem Tone, „es ist mir immer, als ob sie überall mit Fingern auf mich zeigten. Wo ich gehe, ist es mir so."

Bei diesen Worten sah er sich um, als ob er höhnische Blicke auf sich gerichtet sähe.

„Du brauchst dich um andre nicht zu kümmern," sagte Stephan.

Er wußte darauf nicht gleich eine Antwort. Während er aber verwirrt und wie verloren da stand, war an ihm eine zu Herzen gehende Hilflosigkeit. Plötzlich bat er mit heftig zitternder Stimme: „Könnt Ihr mich nicht anders heißen?"

Fauschs Stirn war störrisch. Aber er sagte in einem, an ihm ungewohnten, fast freundlichen Ton: „Sitz jetzt und iß. Denen im Dorf wird man die Mäuler wohl zutun."

Kain wollte sich abwenden. Dann besann er sich. Ein Gedanke schien ihn zu beruhigen. Er knüpfte seine in Unordnung befindlichen Kleider zurecht und setzte sich zu seinem Teller. Der Vater, der starke Mensch, wollte zu ihm stehen! Der Gedanke tat ihm unwillkürlich wohl. Er begann zu essen.

Die Katharina hatte bisher an der Tür gestanden. Jetzt ging sie aus der Stube.

Fausch endete die Mahlzeit, stand auf und setzte sich ans Fenster, wo es dunkel war. Er zündete die Pfeife wieder an und betrachtete heimlich den am Tisch sitzenden Knaben. Dabei führten sie in seltenen, abgebrochenen Sätzen ein Gespräch: Wie der Streit zwischen den Schulbuben angegangen? Wer die Spötter gewesen? Ob dergleichen sich schon mehrmals ereignet?

Kain schaute nur von seinem Teller auf, wenn er zu antworten hatte, sonst aß er langsam und nachdenklich. Einmal wischte er sich eine Träne aus den Augen. Stephan Fausch sog an seiner Pfeife, von der der Rauch spärlich aufstieg, als brenne sie schlecht. Er war sehr scharfsichtig trotz seines toten Auges. So entging ihm kein Zug an des Knaben Gesicht; die feinen geraden Linien des Profils, Stirn, Nase, Kinn. Die weiße Stirn besonders mußte er ansehen. Ob dem Hinblicken wurde er wortkarg und endlich still. Er hatte allerlei Gedanken in sich, die ihn mehr und mehr einspannen. Dabei war es vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, daß der starke Mensch Gedanken, die ihn quälten, nicht mit seinem festen und gewalttätigen Willen niederzwang und gleichsam erwürgte.

Nach einer Weile stand Kain auf, der noch immer sehr bleich war. „Ich habe noch Aufgaben," sagte er dann: „Gute Nacht, Vater."

„Gute Nacht", grüßte Stephan.

Dann ging der Knabe. Der Schmied aber saß tief in seine Gedanken versunken. Er merkte kaum, wie die Katharina, den Tisch abräumend, hin und wieder ging. Immer sah er die weiße Stirn des Buben noch. Und

dann war es ihm, als brenne ein häßliches Mal darauf und etwas in ihm sagte: „Das Schandmal hast du ihm aufgedrückt!“ Einen Augenblick verwirrten sich ihm Begriffe und Tatsachen. Dann zog er die Brauen zusammen und dachte schärfer nach und sah alles klar, wie es war: Nicht nur den Namen hatte er ihm angehängt, dem Bub der Maria, den Schmachnamen, mit der Schmach selber hatte er ihn gezeichnet; denn der Name weckte die Erinnerung an den Makel, der ihm von Geburt an anhaftete, und hatten die Dorfkinder, als sie klein und unwissend und dumm waren, den Kain verspottet, weil er so hieß, so hieß wie kein Mensch sonst, so zeigten jetzt die, die gleich ihm heranwuchsen und die schon mehr wußten als ihnen gut war, mit Fingern auf ihn, nicht weil er den Namen Kain trug, sondern weil sie wußten, woher er den Namen hatte. Aber hatte er, Stephan Fausch, das nicht gewollt? Das Unrecht, das ihm angetan worden, hatte er festnageln wollen, ganz recht, und festgenagelt sollte es bleiben!

In Fausch hob der Widerstreit zweier Gewalten an. Da war der Eigensinn, der wilde Wille, dem er zeitlebens nie Ketten angelegt, und daneben etwas andres, das ganz neu war, etwas wie Mitleid mit dem Buben oder — das mochte, weiß wer, erraten, was auf einmal wider den Eigensinn aufstand. Die zwei Gewalten rangen gleichsam miteinander Brust an Brust, keine wich, gleich stark standen sie gegeneinander auf. Fauschs dunkle Stirn rötete sich, er bog sich im Stuhl vor und zurück, und die Pfeife erlosch ihm. Das, was in ihm vorging, machte ihm grimmig zu schaffen. Den schweren und schwerfälligen Mann hatte noch nie ein inneres Wühlen auch äußerlich so sonderbar unruhig gemacht. Die Lampenflamme schwelte schon und drohte zu erlöschen, und das Hantieren der Katharina in der Küche hatte geraume Weile schon aufgehört, als er sich erhob. Er löschte das rauchende Licht, aber er ging nicht in seine neben der Stube liegende Kammer. Er zog die Schuhe aus wie immer, trug sie in die Küche, und in den Flur zurückkommend, stand er still und lauschte. Es rührte sich nichts im Hause. Da stieg er barfuß über die Dachbodentreppe hinauf, merkte nicht, daß die Tür an der Kammer der Katharina noch offen stand, und schlich so geräuschlos, als er es vermochte, vor die kleine Stube des Knaben. Da lauschte er wieder. Dann drückte er auf die Klinke, öffnete die Tür und blickte hinein.

Die Katharina trat drüben halb angezogen auf ihre Schwelle. Sie hatte ihn gehört, wie er sich heraufgetastet hatte. Jetzt sah sie ihn deutlich im Rahmen von Kains Türe stehen. Eine leise, graue Helle war in der Kammer. Das Herz klopfte ihr. Was wollte er, der Meister? Er würde doch nicht — trug er dem Buben etwas nach wegen des Streites, den er gehabt?

Fausch spähte nach dem Bette des Knaben. Dann atmete er tief auf. Jener schlief. Er, Fausch, hatte gemeint — er flennte noch, der Kain. Darum war er gekommen. Jetzt zog er die Tür behutsam wieder zu.

Die Katharina trat unwillkürlich in ihre Kammer zurück und verbarg sich. Sie hörte Fausch vorübergehen und, mit Bedacht seine Schritte dämpfend, wieder die Treppe hinuntersteigen. Er ging in die Wohnstube und nachher vernahm sie deutlich, wie er sich in die Nebenkammer begab. Das Herzklopfen,

das ihr den Atem hatte nehmen wollen, ließ nach. Aber sie lag lange wach, wundernd, was er hatte wollen, der Schmied. —

Die Katharina konnte noch lange wundern. Fausch verriet durch kein Wort, was er an jenem Abend bei dem Knaben gesucht hatte. Er zeigte auch in seinem ganzen Gebaren keinerlei Veränderung, war verschlossen und mürrisch wie immer und schien anfänglich vergessen zu haben, daß er dem Buben halb und halb seinen Schutz gegen die Spottlust der Waltheimer zugesagt hatte. Dennoch stritten die zwei Mächte noch immer in ihm, und keine wurde Meister, weil immer beide gleich stark waren. Eines Tages aber, und bald nachher zum zweiten- und drittenmal, erlebten die Waltheimer die Überraschung, daß Stephan Fausch, der Schmied, am hellichten Werktag und mitten in der Arbeitszeit in der Hauptstraße des Dorfes auftauchte, im Schurzfell, barhaupt, rußig und dunkel wie immer, daß jedes sah, wie er gleich vom Ambos hergelaufen war. Er machte ein unfreundliches Gesicht, so daß den ihm Begegnenden die Lust verging, ihn anzureden. Es war um die Vormittagszeit, da zu Waltheim die Schule ausging. Er schritt an dem großen, mitten im Dorf auf einem freien Platz gelegenen Schulhaus vorüber, als ob sein Weg ihn weiter führte, aber in einer Seitengasse oder hinter einem Hause in der Nähe blieb er stehen und wartete, die nackten Arme übereinander geschlagen.

„Was er tue?“ fragte ihn ein Bekannter.

„Warten, wenn es dich wundert,“ gab er zurück.

Als dann aus dem Schulhause jäh der Strom der Kinder hervorbrach, spähte er nach Kain und folgte ihm, als er ihn entdeckt hatte, mit dem Blicke eine Weile, bis er ihn aus dem Dorfe hinaus und nach dem Walde schreiten sah, der die Schmiede vom Dorf trennte. Dann trat er wohl in eine der Schenken, an denen Waltheim, wie jedes Dorf, nicht arm ist, nahm einen Frühschoppen, stand auch hier nicht Rede, was ihn hergebracht hatte, und trollte sich wieder heim, mürrisch, wie er gekommen war.

„Er lauert seinem Buben auf,“ redeten die Waltheimer und meinten, das Richtige herausgeklügelt zu haben. „Er scheint einen Verdacht auf ihn zu haben, auf den Bub, irgendeinen. Gerade gut wird der es auch nicht haben daheim bei dem hartborstigen Kerl, dem Fausch.“

Als der Schmied zum drittenmal Wache stand, merkten die Waltheimer, daß sie unrecht gehabt hatten. Diesmal war er unbeachtet ins Dorf gekommen, irgendwo außen herum, und hatte sich in einen schmalen Häuserzwischenraum, der keine Gasse war, gerade gegenüber dem Schulhause aufgestellt. Als es 11 Uhr geschlagen hatte, brach wie immer im Schulhause der große Lärm los, die Tür flog auf, und die Kinder fuhren heraus. Die Kleinsten und Wildesten kamen zuerst. Die Älteren, zu denen Kain gehörte, traten gemütlicher und langsamer, mit einer Art Würde aus dem Hause, Mädchen und Buben. Kain Fausch kam wie immer allein. Daran, daß er immer einzeln und wie von den andern gemieden ging, hätte der Schmied schon lange merken können, daß etwas zwischen den Kindern nicht richtig war. Heute war jener einer der ersten unter den größern Schülern, die ins Freie traten. Langsam schritt er auf den freien Platz heraus, schlank und sauber, seine Bücher trug

er längst nicht mehr in der Strohtasche, sondern unterm Arm. Der Kopf saß ihm leicht in den Nacken zurückgebogen, frei, vielleicht hob er ihn unwillkürlich höher, seit er wußte, daß Übelwollen hier im Dorf ihm nachgaffte. Aus dem sich zerteilenden Haufen der kleineren Kinder folgten ihm einige mit den Blicken. Dicht vor dem Schmied standen zwei kleine Knirpse. Sie mochten seit kurzem erst in die Schule gehen. „Weißt, wie der dort heißt?" fragte der eine, der noch kaum erst deutlich zu sprechen vermochte, den Kameraden geheimnisvoll und nach Kinderart wichtig tuend. Dann nannten sie den Namen „Kain" und kicherten und sahen dem langsam davongehenden Schmiedsbuben nach, wußten dabei nicht, was der Name bedeutete, lachten nur über seine Sonderbarkeit. Inzwischen waren auch Kains Kameraden auf den Platz getreten, große, starke Burschen. Sie hielten die Köpfe zusammengesteckt, als ob sie einen Streich planten. Zwei traten vor und sahen hinter Kain her, der jetzt die Dorfgasse hinunterschritt.

„Da läuft er schon wieder," schrie der eine von diesen, der Sternwirtsbub, ein fünfzehnjähriger, grobgliedriger und großgewachsener Bengel, zu den andern zurück.

„Alleweil läuft er davon, der Feigling," tönte es von denen. Da schrie der vom Sternwirt, der Dölfi, die Straße hinab: „Kain". Er gab dem Namen einen schrillen, häßlichen Klang.

„Laß ihn doch," mahnte einer der Hintenstehenden.

„Bah, wegen dem," prahlte der Dölfi, „einem Unehrlichen, wie der ist!" Und zum zweitenmal schrie er spottend und schrill: „Kain". Plötzlich sah er die andern vor etwas zurückweichen, das vor seinen Augen wie ein großer schwarzer Schatten war. Er hatte nicht Zeit zu erkennen, was es war: denn es packte ihn einer vor der Brust an den Kleidern und hob ihn schwer, wie er war, hoch und schüttelte ihn in der Luft, daß Hemd und Weste und Rock zerrissen. Dann ließ der Mensch ihn nieder, packte ihn am Kragen, hielt ihn mit der einen Hand wie in einer Klammer und hieb ihn, den langen, großen Burschen, wie man die kleinen Kinder haut, hieb, daß die Leute zusammenliefen ob seines Geschreies und zwei, drei Stimmen riefen: „Laßt ihn, Fausch! Wollt Ihr ihn totschlagen?" Einige Männer fielen dem Schmied in den Arm. Der ließ den Dölfi endlich los und schüttelte die Hände der Abwehrenden ab. Sein dunkles Gesicht sah grau aus. An der furchigen Stirn war eine seildick geschwollene Ader zu sehen.

„So," sagte er aufschnaufend, „wenn es wieder einmal einen gelüstet, so braucht er ihn nur zu höhnen, den Bub;" sprach's, warf die Fäuste in die Taschen und ging mit vorgebeugtem Kopf wie ein ziehender Stier davon. „Gleichviel ob halb oder ganz erwachsen," knurrte er noch zurück.

Von denen, die ihm nachsahen und den andern, die den vor Schmerz und Wut am Boden sich wälzenden Dölfi umstanden, gelüstete es keinen just, ihm unter die Fäuste zu geraten.

Nach diesem Tage hatten die Waltheimer wieder zu lästern.

„Seinen Buben will er nicht ausgespottet haben, der Schmied. Warum hat er ihm denn den Namen gegeben!"

Der Sternwirt tat, als ob er den Schmied verklagen wollte; am Ende, als er merkte, daß sein eigener Bengel nicht ohne Schuld an den empfangenen Schlägen war, unterließ er es. Aber die Waltheimer klatschten weiter, taten es nur leise und vorsichtig; denn es waren wenige unter ihnen, die Stephan Fausch nicht fürchteten. Auch diejenigen, die den Schmiedbuben neckten oder verspotteten oder über ihn sprachen, wie die Leute immer über etwas zu reden haben müssen, wurden vorsichtig, spotteten und redeten heimlich aber um so mehr. Denn Kain Fausch konnte seinen Namen nicht ablegen und den Makel seiner Geburt nicht abwaschen. Der Knabe wurde stiller und verschlossener. Er klagte daheim nicht wieder, aber wenn einer ein scharfes Auge hatte, so konnte er sehen, daß etwas auf ihm lastete. Er erkannte allmählich, daß die Leute eine Art Recht zu höhnen hatten. Das machte ihn erst recht feinhörig und ließ ihn merken, wie mit Blicken, Worten und Gebärden da und dort man sich mit ihm beschäftigte, wenn er sich sehen ließ. Das gab ihm einen frühen Ernst und eine Art Scheu vor den Menschen. Aber er war innerlich gesund und stark. Vielleicht hatte daran die Katharina ein Verdienst, die ihn in seinem Äußeren immer so sauber und fein gehalten und ihm damit, ohne es zu merken, auch eine Art innere Reinheit und Vornehmheit anerzogen hatte. Er verfiel daher, indem er sich selber einsam machte, nicht wie es nahe gelegen hätte, auf Zerstreuungen übler oder doch leichtfertiger Art, um sich dafür zu entschädigen, daß er vor den Menschen nicht voll galt, sondern lernte die Arbeit lieb haben, zunächst die, die er hinter seinen Schulbüchern suchte, dann aber auch diejenige, die er in des Vaters Werkstatt fand. Stephan Fausch zog ihn in seinen Mußestunden zur Mitarbeit heran, und Kain fand Gefallen an der Tätigkeit, die ihn körperlich ermüdete, wie an der andren, die seinen Geist beschäftigte, und empfand den Übergang von der einen zur andern als Erholung, nicht als Anstrengung. Eigen blieb ihm nur, daß er die Spuren der Schmiedearbeit nicht länger an sich duldete als er in der Werkstatt sich aufhielt. Er kleidete sich nachher um, wusch und pflegte sich, so daß ihm immer noch [auch in seinem Äußern jene eigene Heiterkeit verblieb, die in so großem Gegensatz zu der rußigen und dunklen Erscheinung seines Vaters stand. Diesem schien gerade diese Eigenheit des Knaben zu gefallen, und ohne daß er es wußte, wuchs seine Anteilnahme an Kain, wuchs vielleicht aus dem Bewußtsein heraus, daß er dem schuldlosen Menschen eine Schmach angetan, die dieser kaum je werde abzuschütteln vermögen. Als aber Stephan Fausch eines Tages inne ward, daß in ihm selber sich etwas für Kain zu regen begann, was er seit dem Tage nicht mehr empfunden hatte, da er noch um der Maria willen stundenweit gelaufen, lachte er mitten in der Arbeit, während der ihm der Gedanke kam, rauh auf. Er lachte sich selber aus: „Narr, das ist ja nicht möglich. Kein Blut von dir ist in dem Buben. Ins Nest gelegt haben sie dir den!“ Er zeigte an diesem Tage Kain gegenüber eine größere Unduldsamkeit und Mürrischheit wie gewöhnlich; manchmal stand es wie Haß in seinem Gesicht, wenn er ihn ansah. Aber der Haß war nicht echt. Er redete sich zu: „Wider die Natur geht es, daß du an dem Buben Gefallen hast! Aus dem Hause hättest ihn geben sollen,

das Schandenkind!" Dann jedoch kam die andre Gewalt wieder dagegen auf, die Gedanken: „Was kann der Bub dafür! Gebrandmarkt hast ihn, und er hat es nicht verdient!" Und das Wohlgefallen an Kain war da, mochte er es sich ausreden, so viel er wollte. Der innere Widerstreit, den Stephan Fausch mit sich herumtrug, wurde mächtiger.

Die Zeit ging und kam darob. Ein Jahr reihte sich zu andren und wieder eines reihte sich an dieses. Daß Kain vor den Leuten noch immer nicht Ruhe hatte, erkannte Fausch so gut wie einer. Jener hatte jetzt die Sekundarschule zu Waltheim hinter sich und stand in des Vaters Lehre. So war er der Hetz- und Spottlust der Schulkameraden entrückt, aber der Schmied sah doch, wie ihm die Schmach anhing. Er bemerkte die Blicke, die manche Kunden der Schmiede einander zuwarfen, wenn Kain in der Nähe oder von ihm die Rede war, sah die Blicke, die dem Buben folgten, wenn er mit ihm je da oder dort sich zeigte, sah, wie die Leute sich anstießen, und hörte das Gerede hier: „Kain heißt er, ist das nicht ein närrischer Name für einen Menschen," und das Gerede dort: „Weißt, warum er Kain heißt, der Bub?" Sie hing ihm an, die Schmach, sah Stephan Fausch, und es nützte ihm nicht, daß er jetzt zu ihm stand, daß er drohte oder zuschlug, wenn er einen den Buben lästern hörte. Das tausendzüngige Gezücht, die Lästersucht schlug er nicht tot. Allmählich, allmählich — Jahre hatte es dazu gebraucht — begann aber dem Schmied selber weh zu tun, was dem Buben Leids geschah. Sein Blick ruhte häufiger und häufiger auf der Gestalt und dem Gesicht Kains, und neue Gedanken kamen ihm dabei: Sah er nicht der Maria ähnlich, wie sie damals gewesen war, damals, als er noch stundenweit um ihretwillen gelaufen war? Herrgott, hatte er an dem Mädchen gehangen! Leibhaftig wie die Maria war er, der — der Kain!

Stephan verriet nichts von dem, was in ihm war. In seiner rauhen Art änderte sich nichts, sie war ihm zur zweiten Natur geworden. Aber es erwachte etwas in dem seltsamen und verschlossenen Menschen, was wie eine Flamme war, und es war die Liebe zu seinem toten Weibe, die Liebe, wie er sie für die Maria gehabt hatte, als er noch um sie warb. Aber die Liebe galt nicht der Toten, sondern — mochte er es selber nicht wissen — er begann sein Weib in dem Buben zu lieben, dem Schandzeichen in seinem Hause, dem Kain.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Vier weltgeschichtliche Wochen liegen hinter uns. Die Wirkungen der Ereignisse, die sich in ihnen vollzogen: die Abstimmung des norwegischen Volkes hinsichtlich der Auflösung der Union mit Schweden am Sonntag, den 13. August; der Erlaß des Zaren Nikolaus II. wegen der Berufung einer Reichsduma im Januar 1906 am Sonnabend, den 19. August, und der Abschluß des Friedens zwischen Rußland und Japan am Dienstag, den 5. September, werden der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ihr Gepräge aufdrücken und seiner Entwicklung die Richtung weisen. Die Teilnahme der Welt mußte vor allem der Abschluß des Friedens beanspruchen, nicht nur, weil er einem blutigen Kriege ein Ende machte, sondern weil er die Sorgen wegen seiner möglichen Ausdehnung und die tatsächliche Einengung des neutralen Handels beseitigte. Rücksichten der Menschlichkeit und die realen Interessen der Welt vereinigten sich darum in dem Wunsche nach Frieden, stärker und lebhafter bei den Neutralen als bei den Kriegführenden. Japaner wie Russen hatten vor dem Zusammentritt der Friedenskonferenz in Portsmouth in New-Hampshire, einem der alten Neu-Englandstaaten der Union, und haben nach dem Abschluß des Friedens noch tiefer das Gefühl, daß ihr Zweikampf nicht zu einem vollen Abschluß gekommen ist. Wohl ist es den Japanern gelungen, die russische Flotte im Stillen Ozean zu vernichten, Port Arthur einzunehmen und die russische Feldarmee aus Korea und dem südlichen Teil der Mandschurei zu vertreiben, aber sie haben ihr nicht das Schicksal von Waterloo oder Sedan zu bereiten vermocht. In fünf großen Feldschlachten aus ihren Verschanzungen nacheinander zurückgeworfen, haben die Russen doch immer die Eisenbahn, die von Port Arthur nach Charbin nordwärts hinaufführt und ihnen die Verbindung mit dem Vaterlande sichert, behauptet. So ist der Ausgang der Schlachten, trotz der außerordentlichen Menschenopfer auf beiden Seiten, ein unentschiedener geblieben und hat notwendigerweise die Friedensbedingungen zu Ungunsten der Japaner beeinflußt. Sie haben ihre Forderungen nach einer Kriegsentschädigung und der Abtretung der Insel Sachalin, die sie im Ausgang des Monats Juli zu besetzen anfingen, aufgeben müssen. Die Russen widerstanden diesen Ansprüchen, weil die Japaner im Grunde kein russisches Gebiet erobert hätten; denn die Kämpfe sind in Korea und auf chinesischem Gebiet geführt worden, und selbst Port Arthur und Dalny waren von China an Rußland nur verpachtet. Sie haben im Frieden darum nur das aufgegeben, was sie tatsächlich im Kriege verloren hatten und dessen Wiedergewinnung allen verständigen russischen Patrioten als aussichtslos erschien: die Hegemonie über Korea, Port Arthur, die Mandschurei und die Eisenbahn bis Charbin. Der Strang, der von dort ostwärts nach Wladiwostok und westwärts nach dem Baikalsee geht, bleibt in ihren Händen, und somit der Weg von Petersburg nach dem Stillen Ozean. Die Teilung der Insel Sachalin zwischen Japan, das die südliche Hälfte, und Rußland, das die nördliche fortan besitzen wird, ist ebenfalls nur eine Anerkennung der realen, durch den Verlauf des Krieges geschaffenen Verhältnisse.

Dieser Friede hat in Japan große Aufregung und heftigen Unwillen hervorgerufen. Zu wenig entspricht er den Erwartungen und Bedürfnissen des siegreichen Volkes, das der Überzeugung war, Rußland werde die Zeche bezahlen müssen, und sich nun gezwungen sieht, die Kosten seines Ruhmes zu tragen. Die Vertreter Japans auf der Friedenskonferenz, Komura und Takahiro, wagten die Verantwortung für einen solchen Ausgang nicht auf sich zu nehmen und erbaten die Entscheidung des Mikado. In dieser Krisis der Verhandlungen, die am 15. August eintrat, setzte der Präsident Roosevelt seine Tatkraft und diplomatische Geschicklichkeit ein, um den entscheidenden Druck auf Japan auszuüben. Seine Ehre war daran beteiligt, daß die Konferenz, die wesentlich durch seine Bemühungen zustande gekommen war, nicht resultatlos auseinander ginge, und zugleich forderte das wirtschaftliche Interesse der Vereinigten Staaten, Japans Handel und Industrie nicht durch die Zahlung einer hohen Kriegsentschädigung zu fördern. Die Japaner wie die Russen haben den Krieg nicht aus der eigenen Tasche, sondern mit dem Gelde der andern geführt. In dem Augenblick, wo der Mikado und seine Ratgeber merkten, daß sie von den Amerikanern keine neue Kriegsanleihe erhalten würden, ließen sie die Forderung einer Kriegsentschädigung fallen und begnügten sich mit der Hälfte der Insel Sachalin. Die amerikanische Staatskunst und die russische Zähigkeit haben die Japaner wider Willen zur Nachgiebigkeit gezwungen.

Aber wie immer der Frieden ausgefallen ist, er sichert Japan den Vorrang in Ostasien. Seine Siege gewähren ihm einen übermächtigen Einfluß auf China, mit dem keine europäische Macht mehr wetteifern kann, und seine Stellung in Korea und in der Mandschurei gestattet ihm die wirtschaftliche Ausbeutung dieser Länder und einen steten Abfluß seiner rasch wachsenden Bevölkerung. Wie schwer es auch in den nächsten Jahren den Druck seiner Schuldenlast empfinden mag, schnell genug wird es durch seine Rührigkeit und Arbeit darüber hinwegkommen. Von der russischen Seemacht hat es auf ein Menschenalter hinaus keine Bedrohung zu fürchten. Wladiwostok, da es kein völlig eisfreier Hafen ist, besitzt nicht entfernt die Bedeutung von Port Arthur. Und es ist überhaupt fraglich, ob die Russen je an die Wiederholung ihres ostasiatischen Abenteuers denken werden. Phantastische Köpfe träumen im Gegenteil von einem Bündnisse Rußlands und Japans, das seine Spitze je nachdem gegen England oder die Vereinigten Staaten richten würde. Davon kann freilich nicht die Rede sein. Denn England und Japan haben am 12. August ein neues Bündnis geschlossen, das ihre erste Allianz vom 30. Januar 1902 dahin erweitert, daß fortan die beiden Mächte in allen asiatischen Angelegenheiten gemeinsam vorgehen wollen und jede Macht der andern im Falle eines Angriffes zu Hilfe kommen soll. Dadurch scheint dem amerikanischen wie dem russischen Ehrgeiz in China ein starker Riegel vorgeschoben zu sein. Die vereinigten Flotten Englands und Japans bilden in dem Stillen Ozean eine unüberwindliche Armada.

Die dramatische Spannung, welche die Verhandlungen der Friedenskonferenz mit ihrem Auf und Ab und durch die Persönlichkeit Wittes erweckten, hat eine größere Teilnahme für den Erlaß des Zaren zur Berufung einer Reichsduma in der öffentlichen Meinung nicht aufkommen lassen. Zweifelnd oder gleichgültig steht Europa diesem Versuche gegenüber. Kein Verständiger konnte jedoch erwarten, daß die russische Regierung durch die Berufung einer konstituierenden Nationalversammlung nach dem Muster der französischen vom Jahre 1789 das Chaos heraufbeschwören würde. Diese Chimäre der russischen Radikalen und ihrer französischen Freunde war von vornherein ausgeschlossen. Nicht die Selbstherrlichkeit des Zarentums und die Allgewalt des Beamtentums allein, die Untultur eines Teiles des russischen Volkes und seine Zerklüftung in verschiedene Stämme und Religionen, die sich, wie die letzten Monate gezeigt haben, in grausamster Wut gegenseitig bekämpfen und zerfleischen, die Ungleichheit der Lebensverhältnisse und die politische Unreife der Massen machen jede konstitutionelle Verfassung im westeuropäischen Sinne für Rußland unmöglich. Die Reichsduma hat darum zunächst nur eine beratende Stimme bei der

Gesetzgebung und der Feststellung des Staatshaushaltes, sie soll dem Zaren und der Regierung die Wünsche und die Bedürfnisse des Volkes übermitteln und gegen die Übergriffe des Beamtentums eine Zensur ausüben. Aus Zensus- und Wahlmännerwahlen hervorgegangen, stellt sie sich als eine Notabelnversammlung dar, die den Kern der russischen Bildung und der russischen politischen Leistungsfähigkeit umfaßt. Uns Ausländern erscheint sie als ein erster Versuch, Rußland zur Tätigkeit am Staatswesen zu erziehen. Sie kann allmählich die Pflanzschule des politischen Rechts, der Selbstverwaltung und der parlamentarischen Formen in Rußland werden. Seit dem Regierungsantritt des Zaren Alexanders III. am 14. März 1881 ist die altrussische Partei nicht müde geworden, die Schöpferkraft des russischen Genius gegenüber dem „faulen Westen" zu preisen; nun ist ihm in der Reichsduma eine Arena geschaffen, in der er nicht nur seine oratorischen, sondern auch seine organisatorischen Fähigkeiten zu erweisen imstande ist. Und gerade auf diese letztere wird es ankommen. Nichts ist in den inneren Verhältnissen Rußlands seit dem Anfang dieses Jahres deutlicher hervorgetreten als die Zerfahrenheit und Kopflosigkeit oben und unten. Die liberale Bewegung ebenso wie die sozialdemokratischen Aufstände sind ohne Führer, ohne Zusammenhang und Nachhalt geblieben. Bald hier, bald dort ist das Feuer ausgebrochen, aber überall ist es nach wenigen Tagen durch die bewaffnete Macht ausgetreten worden. Weder der gemäßigte Liberalismus, der eine Reformation des Staates wünscht, noch der Nihilismus, der in unzähligen Flugschriften auf den großen Krach hinarbeitet, haben einen allgemein anerkannten Führer aufzustellen vermocht, um den sich die Parteien scharen könnten. Noch hat sich in Rußland kein Mirabeau und kein Danton gezeigt. Die russischen Liberalen haben darum kein Recht, sich über die Geringfügigkeit des Geschenkes zu beklagen, das ihnen der Zar in der Reichsduma macht. Es ist eben ein durchaus freiwilliger Akt seiner Selbstherrlichkeit; nicht die liberale Erhebung, sondern die Folgen des unglücklichen Krieges haben die Regierung zu dieser Nachgiebigkeit gezwungen. Aber wie bescheiden auch das Zugeständnis gegenüber den Forderungen eines erhitzten Freiheitsdranges sein mag, es trägt den Keim einer mannigfachen und hoffentlich segensreichen Entwicklung in sich. Ob Notabelnversammlung oder Parlament, das russische Volk hat ein Sprachrohr erhalten, um fortan gesetzmäßig, nicht durch Aufruhr oder Meuchelmord, seinen Willen kundzutun. Wenn die Duma auch nur eine beratende Stimme besitzt, wer wird ihr, sobald sie im Volksleben Wurzel gefaßt hat, auf die Dauer widerstehen können? Die Hauptsache ist jetzt, daß die Einrichtung tatsächlich ins Leben tritt, die Wahlen sich bald und in Ordnung vollziehen und der Willkür der Polizei, der Rechtlosigkeit der Presse und der Vereine ein Ende bereitet wird. Nicht durch Aufstand von unten und Unterdrückung von oben ist eine Gesundung Rußlands möglich, sondern einzig durch die Reform der Verwaltung und die Heranziehung der gebildeten und wohlhabenderen Klassen zur Beteiligung an den Staatsgeschäften. In dieser Überzeugung stimmen die Meinung des Auslandes und der Wunsch des russischen Patriotismus zusammen.

Unvergleichlich friedlicher als die russische Wirrnis, in geschäftsmäßigen, beinahe akademischen Formen verläuft die Revolution in Norwegen. Nachdem am 7. Juni die Regierung und das Storthing des Landes in einem Briefe an den Unionskönig Oskar ihm die Auflösung der Verbindung mit Schweden erklärt hatten, war im Grunde die Sache entschieden, da die Schweden nicht gewillt waren, die unerfreuliche Verbindung mit dem „Brudervolke" durch Waffengewalt aufrechtzuerhalten. Den Norwegern war im Jahre 1814 die Trennung von Dänemark, mit dem sie vier Jahrhunderte lang durch einen gemeinsamen König verbunden gewesen waren, als eine Kränkung ihrer nationalen Unabhängigkeit erschienen, und nur nach einem kurzen Kriege hatten sie sich in die Union mit Schweden gefügt. In neunzig Jahren ist das Verhältnis der beiden Völker, aus der Verschiedenheit ihres Charakters heraus, zu keinem freundlicheren geworden, der Gegensatz hat sich mit der Zunahme des Wohlstandes in Norwegen und der Erstarkung seines nationalen Trotzes und

Stolzes verschärft. Über die Forderung Norwegens nach einer eigenen diplomatischen Vertretung im Auslande ist es dann zum Ausbruch der Feindschaft gekommen. Nicht sowohl über die Trennung selbst, als über die Rücksichtslosigkeit, mit der die Norweger dabei vorgegangen waren, fühlten sich die Schweden verletzt. Sie stellten Norwegen eine Reihe von Bedingungen, deren Erfüllung sie zur Voraussetzung der friedlichen Auflösung der Union machten. Die Norweger haben sich beeilt, darauf einzugehen und vor allem die schwedische Hauptforderung nach einer Volksabstimmung über das Aufhören oder den Fortbestand der Union auszuführen. Diese Volksabstimmung hat am Sonntag, den 13. August, feierlich und festlich stattgefunden. Auch die Frauen ließen es sich nicht nehmen, ihre Stimme abzugeben, und so haben mehr als eine halbe Million norwegischer Männer und Frauen sich für die Trennung von Schweden ausgesprochen. Noch nicht zweihundert Stimmen erklärten sich für die Union. Diese Einmütigkeit des Volkes hat den Beschluß der Regierung und des Storthings vom 7. Juni nachdrücklich bestätigt und seine Rücksichtslosigkeit nachträglich entschuldigt. Sie konnte ihres Eindrucks auch auf Schweden nicht verfehlen. Abgesandte Norwegens und Schwedens, aus den Regierungen und Volksvertretungen, sind zu weiteren Verhandlungen in Karlstad zusammengetreten und ein günstiges Resultat derselben, wenn es sich auch für die Ungeduld der Norweger nur langsam vollziehen wird, ist nicht zu bezweifeln. Die Schweden fordern die Schleifung einiger kleiner Festungen an der norwegischen Grenze, die nach Ansicht der Norweger zum Schutze ihrer Hauptstadt Christiania notwendig sind; die ungehinderte Beförderung ihrer Erze nach den norwegischen Häfen am Atlantischen Ozean und freie Weidetriften für die Lappen im hohen Norden. Für das Ausland ist die Auflösung der Union nur von geringer Bedeutung. Dänemark wie Norwegen wünschen von Europa die Zusicherung der Neutralität und wollen gern auf eine Rolle in der Weltpolitik verzichten. Bedeutsamer als die Trennung Norwegens von Schweden wird darum für die zunächst beteiligten Großstaaten: Deutschland, Rußland und England, die Entscheidung über die künftige Verfassung Norwegens sein. Vorsichtig hatte es die Regierung vermieden, bei der Volksabstimmung auch die Verfassungsfrage zu stellen, denn sie fürchtete nicht mit Unrecht, dadurch die imponierende Eintracht des Volkes zu stören. In Norwegen stehen sich eine monarchische und eine republikanische Partei schroff gegenüber. Einmal „Los von Schweden!" wird ihr Gegensatz die zukünftige Entwicklung des Landes bestimmen. Es ist klar, daß eine norwegische Republik in Europa größeren Schwierigkeiten begegnen würde als ein Königreich Norwegen, ob unter einem schwedischen oder einem dänischen Prinzen, schon wegen der Anziehungskraft und der Propaganda, die sie auf die dänische und die schwedische Sozialdemokratie ausüben müßte.

Seit der Annäherung Deutschlands und Frankreichs hat die marokkanische Angelegenheit ihre Gefährlichkeit verloren. Die Verhandlungen über die Gegenstände, die der marokkanischen Konferenz zu unterbreiten sind, schreiten mit dem Austausch gegenseitiger Denkschriften und den Unterredungen zwischen den leitenden Männern der beiden Staaten in Paris und Berlin langsam, aber stetig vor. Man hofft, in einiger Zeit dem Sultan von Marokko die Einladungsschreiben an die Mächte vorlegen zu können, die 1880 in Madrid die letzten europäischen Vereinbarungen über Marokko beschlossen haben, und nimmt an, daß Tanger der Ort der Konferenz sein würde. Ein Zwischenfall hat indessen das Verhältnis Frankreichs zu Marokko verschlechtert. Ein Maure aus Algier, Bu Mzian, ist bei dem Betreten des marokkanischen Gebietes angeblich als geborener Marokkaner verhaftet worden. Auf die Forderung des französischen Gesandten Taillandier entließ man zwar den schwer erkrankten Mann, aber unter Formen, die den Franzosen als Beleidigung und nicht als Genugtuung erschienen. Daraufhin hat der Gesandte erklärt, Fez verlassen zu wollen, wenn keine Entschuldigung von seiten der marokkanischen Regierung und keine Bestrafung des Beamten erfolge, der Bu Mzian verhaften ließ. Die französischen Zeitungen drohten, im Falle der Sultan auf seiner Weigerung verharren sollte,

sobald die Gesandtschaft in Tanger erst in Sicherheit sei, mit einer Flottendemonstration oder mit einer Besetzung des marokkanischen Gebietes an der algerischen Grenze. Zu diesem Äußersten ist es nun zum Glück nicht gekommen. Auf den Rat des deutschen Gesandten Tattenbach hat der Sultan klaglich in allen Punkten nachgegeben. Er hat am 7. September dem französischen Gesandten nicht nur die gewünschten Entschuldigungen durch den Großvezier machen, sondern dem Bu Mzian sogar die geforderte Entschädigungssumme auszahlen lassen. Nach der Beseitigung dieses Hindernisses scheint die marokkanische Konferenz nun endlich in freies Fahrwasser zu gelangen.

Der Besuch der englischen Kanalflotte in den deutschen Häfen Swinemünde, Flensburg und Neufahrwasser, vor dem ängstliche Gemüter unliebsame Begegnungen befürchtet hatten, ist unter freundlichster Begrüßung von deutscher und herzlicher Aufnahme der Gastfreundschaft von englischer Seite verlaufen. Im ersten Ärger über den Besuch des deutschen Kaisers in Tanger hatte man in England die schon früher geplante Ostseefahrt der englischen Kanalflotte als eine kriegerische Antwort auf die Einmischung Deutschlands in die marokkanische Angelegenheit ausgeben wollen. Aber die deutsche und die englische Flotte haben friedlich nebeneinander geankert und sich gegenseitig in den Reden ihrer Admirale ihrer Anerkennung und Kameradschaft versichert. Je mehr sich Engländer und Deutsche an den Anblick der Flagge und der Kriegsschiffe der andern Nation gewöhnen, desto höher wird, wenn nicht die Freundschaft zueinander, doch die Achtung voreinander und damit die Friedfertigkeit steigen.

Literarische Rundschau.

Das Leben eines hohen preußischen Beamten aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Lebenserinnerungen von Rudolph Delbrück (1817–1867). Mit einem Anhang aus dem Jahre 1870. Erste und zweite Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Duncker & Humblot. 1905.

Die Erinnerungen, Briefe, Lebensbeschreibungen und was sonst ähnliches damit zusammenhängt von jenen Männern, die das neue Deutschland geschaffen haben, sind noch keineswegs alle ans Licht getreten. Das beweist der deutsche Büchermarkt von Jahr zu Jahr. Neben der Bismarck-Literatur, die freilich gebührendermaßen ganz im Mittelpunkte steht, erscheinen Aufzeichnungen und Briefe der Feldherren und Generale, dann ähnliches von den Parlamentariern sowie den Staats- und Verwaltungsmännern. Unter den letzteren sind einzelne namhafte Persönlichkeiten aus unserm hohen Beamtentum, wie z. B. die beiden kürzlich erschienenen Bände über das „Leben Rudolph v. Delbrücks".

Es darf uns nicht gereuen, daß die Aufzeichnungen dieses Mannes nur die ersten fünfzig Jahre seines langen Lebens umfassen, daß also auch dasjenige Jahrzehnt (und gerade dieses) nicht darin enthalten ist, in dem er neben Bismarck für die neuen Verhältnisse im Norddeutschen Bunde und im Deutschen Reiche wirksam war; wir dürfen auch nicht enttäuscht sein über die normalende Trockenheit der Darstellung, die zumal in dem ersten Teile, der die Kindheit und Jugend behandelt, gar zu sehr die Spuren einer für die Familie geschriebenen Familiengeschichte trägt, die dann weiterhin die allerdings erheblicheren Partien des öffentlichen Lebens, das Eingreifen Delbrücks in die Entwicklung des deutschen Zollvereins und ähnliches schildert. Es ist doch — gerade in dieser Eigenart — ein echtes Stück Leben, typisches Leben aus unserm hohen Beamtentum, wie dieses im Laufe des 19. Jahrhunderts im preußischen Staatsdienste sich im wesentlichen ähnlich in vielen andern Fällen entwickelt hat.

Es sind allerhand Momente, die diesen typischen Charakter begründen. Zunächst die Herkunft. Der Vater ist der Erzieher der beiden ältesten Söhne des Königs Friedrich Wilhelms III. Damit ist für das innere und äußere Leben von Vater und Sohnen ein Halt und ein Richtpunkt gegeben. Dann die Verwandtschaft. Ein weiter Kreis, der, normalerweise in dem preußischen Beamtentum, dazu in mannigfachen Beziehungen zu dem Gelehrtentum, sich auftut, und der in den verschiedenen Epochen des Lebens als Stützpunkt dient gegen die Not und als Hilfe für das Aufsteigen im Lebenslaufe. Namentlich dann aber eine Mannigfaltigkeit des Strebens, der

persönlichen Haltung, des Pflichteifers für den Staatsdienst, die hier zuletzt doch den Ausschlag gibt zugunsten eines ungewöhnlichen Emporsteigens.

Ganz spezifisch und in seiner Weise einzigartig, verschieden von der Mehrzahl der üblichen Lebensgänge unsres hohen und höchsten Beamtentums ist die auf die Ministerialinstanz von frühe her beschränkte Berufstätigkeit Rudolf v. Delbrücks. Während es vorwaltender Grundsatz bei der Anstellung und Beförderung des preußischen Beamtentums in den Zentralbehörden ist, sie in jungen Jahren zuerst einmal die Amtsgeschäfte in den Provinzialbehörden kennen lernen zu lassen, ja auch späterhin noch sie aus den bereits innegehabten Stellungen von Ministerialräten abermals in entsprechende höhere Stellungen (Präsidentenstellen der Bezirksregierungen usw.) zu versetzen, ähnlich etwa, aber noch entschiedener, als es in der Militärverwaltung Brauch ist, die Generalstabsoffiziere zeitweilig zum Frontdienst abzukommandieren — während dieses die Regel ist, hat Delbrück sein amtliches Leben ganz und gar seit seinem Assessorexamen in den Berliner Ministerien zugebracht. So ist er ein besonders echtes Exemplar eines preußischen Ministerialrates, Ministerialdirektors und zuletzt eines Ministers geworden. Er hat die Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten stets in hohem Grade gewonnen. Er hat in diesen Kreisen (und ziemlich ausschließlich in diesen) ganz und gar gelebt und auf seine Art das Leben genossen. Zu der Musterhaftigkeit seines Lebensganges gehört auch die eingehende Genauigkeit seines Gedächtnisses für tausend Kleinigkeiten, ohne die der Inhalt seiner „Lebenserinnerungen" nicht gut denkbar ist, da er uns sagt, zur Tagebuchführung habe er niemals Zeit gehabt. In ihrer Art rührend ist die Objektivität, mit der er von sich selber redet, von seinem „Talente", von der „Eleganz" seiner Schreibart, die schon früh das Wohlgefallen seiner Vorgesetzten erregt habe. Charakteristisch ist auch die Wichtigkeit, die er den Titeln und Würden seines Kreises beilegt. Anders geartete Naturen sind geneigt, mitten in der Fülle dieses Würdenträgertums etwas mehr Skepsis über die Ehren dieser Welt walten zu lassen. Aber die Persönlichkeiten seines Schlages sind gewiß die glücklicheren.

Seine Korrektheit bewährt er auch in dem Verhalten gegen das schöne Geschlecht. In jüngeren Jahren (und er hat spät geheiratet) ist es einmal eine unverheiratete Dame, ein andermal die Gattin eines Freundes, die sich in ihn verlieben. Er kann uns darüber beruhigen, daß er im entsprechenden Augenblick die geeignete Haltung eingenommen und somit die Sache zum guten Ende geführt hat.

Der Verfasser dieser „Lebenserinnerungen", der niemals dem Detail aus dem Wege geht, vielmehr in behaglicher Breite berichtet, läßt unvermittelt seine mannigfaltigen Erlebnisse, die — in dieser Weise erzählt — doch oft nur für die Familie oder sonst einen engeren Kreis bestimmt sein können, vom privaten Gebiete hinüberschweifen in die amtliche Tätigkeit. Aus einer Unterhaltung mit alltäglichen Erlebnissen schweift plötzlich die Darstellung hinüber in die Gesetzgebung und Politik, zumal über die volkswirtschaftlichen Angelegenheiten, an denen wirksamen Anteil zu nehmen Delbrücks Beruf seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen ist: äußere Handelspolitik, Zollverein, Bankpolitik, Münzkonventionen und ähnliches mehr. So sehr jene familiären Partien in das Privatleben führen, so eingehend beschäftigen sich diese Teile mit ihren ganz andersartigen Materien vom öffentlichen Leben und gleichen öfters amtlichen Motiven zu Gesetzentwürfen, und zwar solchen, die mit besonderer Gründlichkeit gearbeitet sind. Der Historiker der betreffenden Gebiete wird hier mancherlei Ergänzungen finden zu dem bisher Bekannten. Aber eben diese Bestandteile des Werkes dürfen am wenigsten auf ihre Genießbarkeit angesehen werden.

Tagebücher zu führen, hat Delbrück, wie er in der Widmung an seine Gattin sagt, niemals Zeit gehabt. Ihm sind die Aktenstücke, die er für die Darstellung seiner Tätigkeit in den Jahren 1842—1867 gesammelt, die hauptsächliche Grundlage für seine „Lebenserinnerungen" geworden. Und daraus erklärt sich der vorwaltende

Charakter derselben. Für die interessanteste Epoche, das letzte Jahrzehnt seiner amtlichen Wirksamkeit, für die Jahre 1867—1876, hat er eine ähnliche Sammlung von Aktenstücken nicht mehr angelegt, und hiermit fehlte ihm, nach seiner eigenen Erklärung, die Voraussetzung für eine ähnliche Darstellung auch dieses Zeitraumes.

Kurz vor seinem Tode hat er erst die „Lebenserinnerungen" abgeschlossen. Hierdurch bleibt vollends in Schweigen gehüllt die Zeit von fast drei Jahrzehnten, die den letzten langen Abschnitt seines Lebens bildet, in dem er allein der Gemeinnützigkeit und der Familie gelebt hat.

B.

Eine neue Dichtung J. V. Widmanns.

Der Heilige und die Tiere. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber & Co. 1905.

Angst, Qual und Todesnot der Tiere sind schrecklich und leider unabwendbar. Das ist der schmerzliche Gedanke und die klagende Grundstimmung dieser Dichtung, die wohl in der Literatur ihresgleichen nicht hat und nicht leicht bekommen wird, weil sie das Problem oder die Probleme in geradezu klassischer Weise erledigt. Ein seltenes Mitgefühl mit dem Tier, seit einem halben Jahrhundert Widmanns Glück und Leid, ein von einer Sache ganz volles Herz, ausgegorener Geist und gereifte Poetenkunst haben sich hier zusammengefunden. Es handelt sich nicht etwa um den Lebenslauf eines einzelnen Tieres, sondern um das Leiden ungezählter Kreaturen. Eine beträchtliche Zahl von Variationen des Problems, unter sich so verschieden wie möglich, sind in plastische Kristalle gegossen. Man gewahrt überall den Tierfreund und seine bekümmerte Seele, nirgends die Tendenz und Lehre, oder wenigstens nicht mehr, als sich mit rein poetischer Wirkung verträgt. Die Kette der Geschehnisse schlingt sich um die Gestalt Christi, der nach dem Markus-Evangelium vierzig Tage bei den Tieren in der Wüste war. Weit entfernt, die vorhandenen Messiaden etwa durch eine neue zu vermehren, suchte und fand Widmann, indem er die Bibelstelle fruktifizierte, einen unvergleichlichen Mittelpunkt für seine Szenenfolge. Im einzelnen ist alles gleich vorzüglich, das Rührende wie das Mephistophelisch-Zynische, das Lyrische wie das Meditierende, die Schilderung — namentlich das glühende, gespenstische Lokalkolorit der Wüste und ihrer Schemen — auf gleicher Höhe mit dem Erzählenden.

Noch eins darf zum Lobe der Dichtung gesagt werden: sie ist das würdige Gegenstück zur „Maikäferkomödie" des Verfassers, mit der sie sich doch nirgends berührt. Widmann besitzt eben Varianten. Und er besitzt auch den Kontrast. Zwischen den melancholisch schmerzlichen Szenen schimmert eine von kräftigster Lustigkeit: unter die wilden Ziegen rennt der verfluchte und in die Wüste verstoßene Sündenbock; aber statt des erwarteten Abscheus begegnet er einem fröhlich meckernden Willkommen der lebenslustigen Wüstenkinder, die dem stattlichen Herrn auf die natürlichste Weise wieder zu seiner Vernunft verhelfen. Hier ist originelle Erfindung, farbensatte Ausführung und weltbejahendes Lachen wie aus der Blütezeit der Renaissance.

Adolf Frey.

γ. **Die Entstehung des Christentums.** Von Otto Pfleiderer. München, J. F. Lehmann. 1905.

Dieses Buch ist eine ausgezeichnete Leistung, wie sie von dem berühmten Berliner Theologen freilich nicht anders zu erwarten war: sie wird dem weiten Kreis derer unter den Gebildeten, die die Ergebnisse der historischen Wissenschaft über die Entstehung des Christentums gern in knapper, abgerundeter Form kennen lernen möchten, wie gerufen kommen. In einer gedankenreichen Einleitung tut Pfleiderer dar, welche verschiedenen Auffassungen von dem Problem im Laufe der Zeit sich gebildet haben und wie es das unvergängliche Verdienst des großen Tübinger Kirchenhistorikers Ferdinand Christian Baur war, die Entstehung des Christentums nicht mehr als einmaligen Wunderakt, sondern als einen Entwicklungsprozeß zu verstehen, in dem die durch Jesu Leben und Tod in Fluß gebrachten Strebungen aufeinander und gegeneinander wirkten, bis aus ihnen das neue Gebilde der christlichen Kirche hervorging. Wie viel mannigfacher und komplizierter sich freilich heute das Bild dieser ersten Entwicklung des Christentums darstellt, als es seinerzeit bei Baur erscheint, davon gibt gerade Pfleiderers meisterhafter Abriß einen deutlichen Begriff. Im ersten Abschnitt (S. 19—126) wird die Vorbereitung und Grundlegung des Christentums geschildert, im zweiten (S. 127—255) die Entwicklung des Urchristentums zur Kirche, wobei der Apostel Paulus, der Gedankengrundstock der drei Evangelien, die Gnosis, die Reaktion gegen sie im vierten Evangelium und in der Gründung der kirchlichen Autorität vorgeführt werden. „Die reife Frucht eines mehr als vierzigjährigen ernsten Studiums dieser Dinge" bietet der Verfasser wie im Winter 1904—1905 den Hörern an der Berliner Universität, so jetzt den Lesern, die auf ihn achten wollen, überall dar; wir zweifeln nicht, daß er deren viele und dankbare finden wird.

ϱ. 1. **Auswahl aus den Kleinen Schriften.** Von Jakob Grimm. Mit einem Bildnis Jakob Grimms. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1904.

2. **Walthari-Lied. Der arme Heinrich. Lieder der alten Edda.** Übersetzt von den Brüdern Grimm. Mit Buchschmuck von Ernst Liebermann. Gleicher Verlag. 1905.

In eindrucksvollen Worten legt der Herausgeber dieser beiden Bände, Dr. Ernst Schultze, dem deutschen Volke die Pflicht der Dankbarkeit und Pietät gegen die Brüder Grimm ans Herz. Welchem deutschen — und wir könnten fast sagen, welchem Kinde überhaupt hätten ihre „Kinder- und Hausmärchen" nicht selige Stunden bereitet, und wie wenig ist von ihren sonstigen Werken dem großen Publikum bekannt. Und doch offenbart sich in den vorliegenden Sammlungen abermals, welche Schätze sie auch dem bieten, der kein Fachmann ist; welchen Gedankenreichtum, welche Gemütstiefe, welche schöpferische Kraft in der Neubelebung der germanischen Urzeit. Mit liebevoller Hand hat der Herausgeber das Lebensbild Jakob Grimms gezeichnet und mit richtigem Verstehen aus seinen kleinen Schriften diejenigen ausgewählt, die in dem großen, bahnbrechenden Forscher uns auch den liebenswerten Menschen und den starken Charakter zeigen. Sehr passend wird die Auswahl mit der „Selbstbiographie" eröffnet, die Jakob Grimm für Justis „Hessische Gelehrtengeschichte" (Marburg 1831) schrieb, von dem Herausgeber irrtümlich als ein „Sammelwerk über die damaligen deutschen Gelehrten" bezeichnet. Es folgen dann die „Erklärung der Göttinger Sieben" und die Schrift „Über meine Entlassung"; von den akademischen Reden die „auf Wilhelm Grimm", „über das Alter" und „auf Schiller"; von den in der Akademie der Wissenschaften gelesenen Abhandlungen die „über den Ursprung der Sprache" und „über das Pedantische in der deutschen Sprache". Ferner: „Zeitalter und Sprachen" aus dem ersten Kapitel der „Geschichte der deutschen Sprache", die auf der Frankfurter Germanistenversammlung 1845 gehaltene Rede „über die Beziehungen von Sprachwissenschaft, Geschichte und Rechtswissenschaft", und den Beschluß macht ein Auszug aus dem ersten Kapitel des „Reinhart Fuchs" über „das Wesen der Tierfabel". — Von beiden Brüdern zusammen erhalten wir in dem an zweiter Stelle genannten, vorzüglich ausgestatteten und mit sinnreichen Bildern geschmückten Bande die Prosaparaphrase des „Armen Heinrich" von Hartmann von der Aue. Wie matt und unbefriedigend alle Versuche sind, das in seiner Einfalt so tief ergreifende Gedicht für moderne Zwecke umzugestalten, wird man erst recht gewahr, wenn man die schlichte Nachbildung liest, die, gleich der des Walthari-Liedes, so idiomatisch treu ist, daß man in dieser noch die Alliteration des der lateinischen Übersetzung zugrunde liegenden althochdeutschen Heldengedichts und in jener die Reimpaare der mittelhochdeutschen Dichtung vielfach heraushört. Ob es rätlich war, die ohne Kommentar kaum verständlichen „Lieder der alten Edda" so zu geben, wie wir sie hier finden, möchten wir nicht unbedingt bejahen. Immerhin werden sie auch dem unvorbereiteten Leser einen Begriff gewähren von der gewaltigen Kraft und dem der grandiosen Natur so verwandten Charakter des nordischen Heldengesanges und einen ahnenden Blick tun lassen in die germanische Mythen- und Götterwelt, aus der in mannigfacher und menschlicher anmutenden Wandlung „Nibelungenlied" und „Gudrun" hervorgegangen sind.

βλ. **Don Quijote und sein Dichter.** Von Dr. Benno Diederich. Stuttgart, P. Lutz. 1905.

Die Welt ist unerschöpflich an Kontrasten. Unter der Herrschaft der Inquisition, in den Tagen der beginnenden Dekadenz Spaniens, lebte dort ein armer, vom Schicksal verfolgter Edelmann, Cervantes mit Namen. Er studierte schlecht, schrieb Verse, die niemand las, wurde Kammerdiener eines Kardinals, focht als gemeiner Soldat bei Lepanto, verlor dabei seine linke Hand, kämpfte mit der rechten weiter, und war auf dem Weg zu Ruhm und Ehren, als

algerische Seeräuber sich seiner bemächtigten und fünf Jahre lang in Sklavenbande schlugen. Er wurde gefoltert, weil er die Mitschuldigen eines Fluchtversuchs zu nennen sich weigerte, und gab das Lösegeld, das ihn befreit hätte, für den gefangenen Bruder hin. Endlich selbst freigekauft, kämpft er wieder, scheitert als Dramendichter, findet ein kärgliches Brot als Steuererheber, wandert als solcher ins Gefängnis, und beginnt als achtundfünfzigjähriger Mann in seinen vier Mauern das heiterste, unbefangenste, liebenswürdigste Meisterwerk der Weltliteratur, den „Don Quijote". Don Quijote ist Cervantes, sein Schöpfer und sein Urbild. Nur wenn das Gute aus der Welt verschwinden könnte, würde Don Quijote vergessen werden, denn der Glaube an das Gute ist die unsterbliche Illusion des Zeitgenossen Hamlets. An der Spitze des Heeres der Idealisten, im Narrenkleid ein tiefsinniger Weiser, schlecht beritten, stets geschlagen, nie enttäuscht, führt Alonso Quijano der Gute, einst Don Quijote de la Mancha, in Wahrheit Cervantes genannt, für das Höchste, was die Menschheit besitzt, für Treue, Gerechtigkeit, Selbstaufopferung, vertrauende Liebe, noch heute wie vor dreihundert Jahren sein braves, tapferes Schwert: „In seinem Bett ist niemals ein fahrender Ritter so christlich, so sanft und friedlich gestorben," heißt es von Don Quijote. „Am nächsten Sonntag spätestens wird meine Laufbahn zu Ende sein: so lebt denn wohl, meine fröhlichen Genossen, denn ich werde sterben und hoffe euch alle in der andern Welt so glücklich als das Herz es nur wünschen kann, wiederzufinden," so lautet bei Cervantes der Abschied vom Leben. Die beiden waren mit ihrem Gewissen im reinen. Der eine hatte geträumt, der andre hatte gelacht: der Träumer starb sehend, der Dichter gewann lächelnd den Kranz, dem jedes Volk sein Blatt eingeflochten hat. Die verkürzte vortreffliche Jubiläumsausgabe von Dr. Benno Diederich sei allen denjenigen bestens empfohlen, die weder Zeit noch Gelegenheit finden, sich die Sprache anzueignen, in der 1605 der Triumphzug des „Don Quijote" begann.

g. **Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha.** Von Miguel de Cervantes Saavedra. Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Erster Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1905.

Den Don Quijote-Übersetzungen von Bertuch (1780), Tieck (1800), Soltau (1800), Adalbert v. Keller (1838) und Zoller (1867) ist 1884 die von Braunfels gefolgt, von der — zwanzig Jahre nach dem Tode des verdienten Übersetzers und dreihundert nach dem Erscheinen des unsterblichen Werkes — hier in einer vorzüglich ausgestatteten Jubiläumsausgabe der erste Band vorliegt. In seiner Vorrede würdigt Prof. Heinrich Morf, der ausgezeichnete Romanist und Kenner namentlich auch der spanischen Literatur, diese Übersetzung, die sich getreuer als eine ihrer Vorgängerinnen dem Original anschließt und überall bemüht ist, seinen eigentümlichen Kolor, die Nuancen seines Tones wiederzugeben. Sie ist die Arbeit eines Gelehrten und eines Dichters; und wenn im allgemeinen vielleicht immer noch der gelehrte Habitus ein wenig vorherrscht, so zeigt dagegen des Übersetzers ganze Kunst sich in der Wiedergabe der poetischen Einlagen. Die zahlreichen Fußnoten der ersten Ausgabe sind beträchtlich verkürzt, aber durch den Herausgeber auf den Stand der heutigen Forschung gebracht, in Anmerkungen am Schlusse des Bandes gegeben, so daß der Leser in seinem Genusse nirgends durch den wissenschaftlichen Apparat gestört wird. Dankbar aber wird er dafür sein, daß ihm das faksimilierte Titelblatt des ersten Druckes vom Jahre 1605 sowie die im wunderlichsten Kurialstil abgefaßten drei üblichen Bekanntmachungen: Taxe, Druckfehlerbescheinigung und Druckprivileg erhalten worden sind. Das Privileg galt nur für zehn Jahre und auch nur für einen Teil Spaniens, so daß der Verfasser eines Werkes, das seit drei Jahrhunderten das Entzücken der ganzen Welt ist, nur geringen Vorteil davon hatte, und arm, wie er gelebt, auch arm gestorben ist.

ελ. **Murillo.** Von Carl Justi. Zweite Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 1904.

Der nicht nur liebenswürdige und feine, sondern wahrhaft große Maler der holdseligen Allerreinsten und mutwilligen Gassenbuben, den man allerdings nur in Madrid und Sevilla in seinem vollen Werte erkennen kann, wird von den Kennern heute wenig geschätzt: kämpft man doch gegen die Zusammenstellung seines Namens mit dem des Velazquez mit derselben Heftigkeit, mit der einst Nietzsche gegen das Wörtchen „und" zwischen Goethe und Schiller loszog. Neben dieser Geringachtung ist aber wohl auch die außerordentliche Schwierigkeit der Aufgabe daran schuld, daß er in Deutschland noch keine erschöpfende Biographie erhalten hat. Auch das Justische Buch, das hier nach zwölf Jahren in neuem Gewande erscheint, ist nur eine verhältnismäßig kurze Studie, gewissermaßen eine Erholung des großen Gelehrten nach seinem umfangreichen „Velazquez", die aber alle Vorzüge seiner Darstellungsweise im hellsten Lichte zeigt. Die Abbildungen sind um eine Anzahl vortrefflicher neuer Einschaltbilder vermehrt worden. Um so merkwürdiger erscheint es, daß im Text die alten Holzschnitte beibehalten sind, die wenigstens zum Teil völlig ungenügend sind und von dem „vaporoso" der Murillo'schen Malerei jedenfalls keinen Begriff geben. An ein Buch, das etwa das Dreifache der üblichen Künstlermonographien kostet und textlich so hoch über den meisten von ihnen steht, stellt man auch in dieser Hinsicht hohe Anforderungen. Aber auch in der jetzigen Gestalt verdient das Buch einen vollen Erfolg.

ελ. **Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts.** Von Max Schmid Aachen. Erster Band. Leipzig, E. A. Seemann. 1905.

Das umfangreiche Werk, dessen vorliegendem Band die beiden andern in kurzen Zwischenräumen folgen sollen, ist der erste in größerem Maßstabe unternommene Versuch, die kaum übersehbare und unendlich vielgestaltige Welt

der modernen Kunst im Zusammenhange darzustellen. Daß dabei manches noch nicht ganz ausgeglichen erscheint und auch einige Versehen untergelaufen sind, war kaum zu vermeiden. Jedenfalls aber zeichnet sich die Schmidsche Kunstgeschichte durch gute und übersichtliche Gliederung, Klarheit des Urteils und gefällige Darstellung aus. Der Verfasser stellt nicht sich selbst in den Vordergrund und sucht nicht seinen Ruhm darin, alte Werturteile zu stürzen und die Welt durch die Entdeckung unbekannter Genies in Erstaunen zu setzen, sondern schließt sich im allgemeinen an das bisher als gültig Angesehene an, weiß dabei aber doch seinen Charakteristiken fast immer eine persönliche Note zu geben. Der erste Band führt uns nach einem ziemlich weit ausholenden Überblick über die europäische Kunst des 18. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die französische Kunst wird ihrer Bedeutung für die Entwicklung gemäß vorangestellt, die deutsche aber trotzdem, dem Standpunkt des Lesers entsprechend, am ausführlichsten behandelt. Außer vielen Textabbildungen enthält das Buch auch eine Anzahl Farbentafeln, von denen die meisten recht gut gelungen sind.

q. **Die Braven und die Schlimmen.** Geschichten aus Bayern und Tirol. Von Helene Raff. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Helene Raff hat ihren neuen Band Geschichten dem „Freund und Meister Paul Heyse" gewidmet. Ihre Erzählungen bestätigen, daß sie bei dem Meister in die Schule gegangen ist, daß sie sich auch im wesentlichen in der Richtung seiner sicheren Erzählerkunst zu bewegen sucht. Es ist die Art der älteren Novelle, die sie mit besonderem Glück kultiviert, der Novelle im strengen Sinn des Wortes. Die eigenartige Einzelbegebenheit, man könnte sagen die Anekdote, gibt ihr häufig den Kern, den sie nun sorgfältig nach den Gesetzen eines reifen Kunstgefühls durchbildet. Ihre Geschichten haben aber doch nichts Akademisches. Dazu durchweht sie zuviel gesunde kräftige Bergluft. Sie kennt die Leute am Inn, die in Tirol und die in dem lieben köstlichen Oberbayern. Sie läßt sie auch ganz korrekt ihren Dialekt sprechen. Aber sie lauscht ihnen nicht nur die Mundart, sie horcht ihnen auch die tieferen Gefühlstöne ab und schildert sie wie sie sind. Ein guter, kecker Humor, so recht passend zu den Gebirglern, durchsonnt manche Geschichte, besonders die vorzügliche „Was der Simele nicht weiß", ein Novellchen, dessen sich die besten Meister der bayerisch-österreichischen Dorfgeschichte nicht zu schämen brauchten. Ein paar trefflich durchgeführte Porträts gibt das Buch auch: Christofora-Emerenz, die lange, starknochige Magd; Franz Brugger, der Geschichtenerzähler, der immer fabulieren muß und sich ins Elend fabuliert, weil ein Dichter unter Bauern nichts gilt; Friedl der Tugendprotz, den die Liebe erst zu einem Mann macht — das sind alles gutgezeichnete, urwüchsige Gestalten von dem Volk dort oben. Weniger befreunden konnten wir uns mit der stark moralischen Geschichte „Sein Sieg" und dem unbedeutenden Stizzchen „Bubi".

r. **Deutsche Politik.** Von Ernst Hasse, München. J. F. Lehmann. 1905.

Der bekannte Leipziger Professor, der bis zu den letzten Wahlen Leipzig im Reichstag vertrat, beginnt ein dreibändiges Werk unter dem oben verzeichneten Titel herauszugeben, das als eine Art Zusammenfassung der „alldeutschen" Gedankengänge gelten kann und dadurch auf Beachtung Anspruch hat. Freilich zeigt gleich das erste Heft, das sich „das deutsche Reich als Nationalstaat" betitelt, Vorzüge wie Schattenseiten des alldeutschen Programms: ein ernstes, volles, tief empfundenes Gefühl für den Wert und das Recht unsrer Nation und die ihr drohenden Gefahren, aber auch ein maßloses Hinwegschreiten über die Wirklichkeiten dieses Lebens, wie wenn sie gar nicht vorhanden wären. Dahin gehört, daß Hasse davon träumt, die drei Millionen Polen könnten germanisiert, „eingedeutscht" werden oder die 25 Millionen Katholiken sollten zu einer von Rom losgelösten „deutschkatholischen Landeskirche" sich zusammenschließen. Wer seine Politik auf solchen Hoffnungen aufbaut, der wird schwere Enttäuschungen erleben. Demgegenüber muß man darauf vertrauen, daß die Macht des nationalen Gedankens und der modernen Kultur, wie das bisher schon geschehen ist, so künftig allmählich immer stärker sich geltend machen und die trennenden Momente immer mehr zur Seite drängen wird.

s. **Innocent III, Rome et l'Italie.** Par Achille Luchaire, Paris, Hachette. 1904.

Einer der tüchtigsten jüngeren französischen Historiker liefert in diesem Bande eine eingehende, licht- und kraftvolle Darstellung der Beziehungen des größten mittelalterlichen Papstes zu Italien. Innocenz IV. ging von der Auffassung aus, daß Sacerdotium und Imperium, geistliche und weltliche Gewalt, in seiner Person zusammenfielen: ein ungeheuerlicher Anspruch, der zu allem, was die Welt kurz vor Innocenz' Auftreten, also vor 1198, gesehen hatte, in dem schreiendsten Widerspruch stand. Heinrich VI., der tatkräftige und rücksichtslose Sohn des Rotbarts, hatte eine Machthöhe erstiegen, von der aus er das Papsttum mit völliger Vernichtung bedrohte. Er brachte fast ganz Italien in Abhängigkeit von sich; seine Soldaten lagen überall in Garnison; seinen Feinden ließ er die Augen ausstechen, Hände und Füße abhauen, ließ sie in deutschen Gefängnissen verschwinden. Der jähe Tod dieses „despote vigoureux" schuf die unverhoffte Möglichkeit, seine Herrschaft zu zerstören, um so mehr, als die Deutschen eine zwiespaltige Königswahl vollzogen, und um den Umschwung um so markanter zu machen, trat Innocenz mit seinen schrankenlosen Ansprüchen hervor. Es gelang ihm, die Deutschen aus Mittelitalien zu vertreiben und Rom, das gegen die Päpste so unbotmäßig zu sein pflegte, seiner Herrschaft zu unterwerfen: das Volk verzichtete allmählich auf seine zügellose Freiheit und nahm Friede und Ordnung aus der Hand eines wohltätigen Herrn an. Aber als Innocenz den Versuch unternahm, „le régime d'assujetissement

paternel" von Rom aus auf ganz Italien auszudehnen, mußte er die Erfahrung machen, daß dies selbst über die Kraft eines religiösen Oberhauptes ging. Dieselben oberitalienischen Stadtgemeinden, die den Hohenstaufen einen unbeugsamen Widerstand entgegensetzten, lehnten sich auch gegen die päpstlichen Herrschaftsansprüche auf, und um sie zu zwingen, wie Philipp August damals seinen Feudaladel bezwang, fehlten Innocenz die weltlichen Machtmittel: die geistlichen Waffen aber, Bann und Interdikt, waren durch zu häufige Anwendung stumpf geworden.

8. **Benjamin Constant et les idées libérales.** Par George de Lauris, Paris, Plon. 1904.

Der Verfasser dieser Studie, ein Doktor der Rechte, hat die von Benjamin Constant über Verfassung und Freiheit aufgestellten Grundsätze und Ideen systematisiert. Laboulaye hatte das vor de Lauris durch Veröffentlichung der Hauptschriften des großen Publizisten und Redners versucht, der vierzig Jahre hindurch in Flugschriften, auf der Tribüne und als Schriftsteller der liberalen Politik unter wechselnden Systemen diente. Die vorausgeschickte biographische Notiz über Benjamin Constant ist dem Manne zu günstig, der selbst in Briefen und Tagebüchern den Beweis erbracht hat, wie wenig sein Charakter und seine Lebensführung auf der Höhe seines Talentes standen. Mit dieser Einschränkung ist es gelungen, ein übersichtliches Bild der politischen Tätigkeit des konsequenten Verteidigers individueller Rechte und persönlicher Freiheit aus seinen zahlreichen mündlichen und schriftlichen Meinungsäußerungen zusammenzustellen.

7. **Une confédération orientale comme solution de la question d'Orient.** Par un Latin. Paris. Plon. 1905.

Ein ungenannter Politiker entwickelt in dieser Schrift seine Ideen über die Lösung der orientalischen Frage, die ja seit zwei Jahren durch die mazedonischen Unruhen und neuestens durch die Vorgänge auf Kreta wieder auf die Tagesordnung gesetzt worden ist. Der Verfasser erblickt in den heutigen Zuständen mit Recht eine fortwährende Gefahr für den Frieden Europas; die Mazedonier werden sich nicht darein finden, daß sie allein von den christlichen Völkern, die vor bald fünfhundert Jahren unter das türkische Joch gerieten, unter diesem verbleiben sollen, während Griechen, Serben, Rumänen, Bulgaren, Kreter sich allmählich befreit haben. Die Kämpfe werden also fortdauern, und fortdauern wird auch die, große Verwicklungen einschließende Gefahr, daß Rußland nach Konstantinopel, Österreich nach Saloniki streben, wenn nicht ein Zustand geschaffen wird, der alle solche Absichten und Möglichkeiten für immer abschneidet. Dieser Zustand würde aber durch einen Balkanbund der nichttürkischen Völker, der Griechen, Rumänen, Serben, Bulgaren, Montenegriner, Mazedonier, Albanesen erreicht werden. Dieser Bund würde unter den Schutz des Königs von Italien zu stellen sein, der die Aufgabe erhielte, die Österreich 1878 für Bosnien und die Herzegowina vom Berliner Kongreß zugewiesen ward, nämlich einen den modernen Begriffen entsprechenden politischen und ökonomischen Zustand in Mazedonien und Albanien herzustellen. Ein Bundestag mit dem Sitz in Rom oder Saloniki hatte die auswärtige Politik zu leiten und Streitigkeiten zu schlichten. Österreich hätte Novibazar an Serbien, der Sultan Ostrumelien an Bulgarien, Kreta an Griechenland herauszugeben. Wir verzeichnen diese Vorschläge, deren Kern wir als durchaus berechtigt, deren Einzelheiten wir aber als sehr der Erörterung und Klärung bedürftig erachten müssen.

8. **Konstantinopel und das westliche Kleinasien.** Handbuch für Reisende. Von Karl Bädeker. Mit 9 Karten, 29 Plänen und 5 Grundrissen. Leipzig, Karl Bädeker. 1905.

Nach längerer Vorbereitung ist den roten Bänden, ohne die sich heutzutage kaum noch ein Reisender auf den Weg macht, diese Schilderung der türkischen Hauptstadt und der alten Kulturstätten an der Westküste Kleinasiens eingereiht worden. Die Verlagshandlung vervollständigt damit ihr Programm, das sie sich für die Gegenden, wo Europa, Asien und Afrika in nahe Berührung kommen, gestellt hat. Nach den Grundsätzen, die sich durch Jahrzehnte als nützlich bewährt haben, führt uns der Herausgeber vom westlichen Europa mit der Eisenbahn über Budapest oder Bukarest, auf der Donau und dem Schwarzen Meer sowie von Athen zu Schiff nach Konstantinopel. Zwei tüchtige Gelehrte, Dietrich Bender, der sich schon bei der vierten Auflage des „Handbuchs über Griechenland" bewährt hat, und Carl Friedrich, der zum Zweck wissenschaftlicher Studien längere Zeit in Kleinasien weilte, waren seine Mitarbeiter. In kurzer charakteristischer Weise werden die Hauptpunkte der Reisewege nach der türkischen Hauptstadt hervorgehoben. Mehr als sechzig Seiten beschäftigen sich nur mit der Schilderung von Konstantinopel und der näheren Umgebung bis zu den Prinzeninseln und den malerischen Ufern des Bosporus. Die einzelnen Teile der herrlich gelegenen Residenz des Sultans, Pera und Galata, Stambul von der neuen Brücke zur Aja Sophia, die Strecke vom Seraskiat zum Bazar, zu den Moscheen und den unvergleichlichen Schätzen des dortigen Museums sind vortrefflich auseinandergehalten worden. Dann begeben wir uns auf die asiatische Seite nach Brussa und kommen auf die gewaltige Strecke der anatolischen Bagdadbahn, über die wir genaue Angaben geographischer, technischer und wirtschaftlicher Natur erhalten, so daß wir uns den ganzen Weg von Haidar Pascha am Bosporus bis zum Persischen Meerbusen schon jetzt ausmalen können. Große Sorgfalt ist auf die Beschreibung von Troja, der Ausgrabungen, in Smyrna und Ephesos, der unabsehbar reichen Schätze in Pergamon und Milet verwendet worden. Mit einem Ausflug von Smyrna nach Samos, Kos und Rhodos schließt dieser jüngste Bädeker-Band, der wie seine Vorgänger sich schnell zahlreiche Freunde gewinnen wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Barolin. — Die Teilung der Erde. Von Johannes C. Barolin. Mit 4 Karten. Dritte durchgesehene Auflage. Dresden, E. Pierson. 1905.

Bendt. — Die Grundübel im deutschen Wirtschaftsleben und ihre Hebung. Nach originalen Quellen bearbeitet von Franz Bendt. Berlin, Carl Heymann. 1905.

Blei. — In memoriam Oscar Wilde. Herausgegeben von Franz Blei. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1905.

Bothmer. — Serbien unter König Peter I. Von Heinz Bothmer. Berlin-Charlottenburg, Zentrale des „Deutsch-Österreichischen Orientklubs". 1905.

Braune-Roßla. — Der Primaner Pichel und andere Pennäler. Humoresken aus dem Schülerleben von Rud. Braune-Roßla. Leipzig, Verlag „Der Barde". 1906.

Carnahan. — The prologue in the old french and provençal mystery. By David Hobart Carnahan. New-Haven, The Tuttle, Morehouse and Taylor company. 1905.

Ermatinger. — Friedrich Schiller. Vortrag von Emil Ermatinger. Zürich, Schulthefs & Co. 1905.

Eschelbach. — In die Kaserne mit der Frau! Anregungen von Hans Eschelbach. Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn. O. J.

Eysell-Kilburger. — Zwischen zwei Ehen. Roman von E. Eysell Kilburger. Chemnitz, Alwin Becker. O. J.

Falconer. — Mademoiselle Ixe and the hôtel d'Angleterre. By Lanoe Falconer. London, T. Fisher Unwin. 1905.

Goethes Sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Band XXXIX: Schriften zur Naturwissenschaft. Erster Teil. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Max Morris. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Groller. — Major Barsay und sein Kreis. Ein Roman von Balduin Groller. Dresden, E. Pierson. 1905.

Hashagen. — Nefanda-Infanda. Der „moderne" Roman und die Volkserziehung. Ein Protest von Fr. Hashagen. Wismar, Hans Bartholdi. 1905.

Heller. — Die Frau des Virtuosen. Erzählung von O. Heller. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Henne am Rhyn. — Aus Loge und Welt. Freimaurerische und kulturgeschichtliche Aufsätze. Von Otto Henne am Rhyn. Mit dem Bildnis des Verfassers. Berlin, Franz Wunder. 1905.

Hettner. — Das europäische Rufsland. Eine Studie zur Geographie des Menschen von Alfred Hettner. Mit 21 Textkarten. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1905.

Hildeberg. — Spiegelspiele. Erzählung aus dem Leben einer jungen Frau. Von M. J. Hildeberg. Dresden, E. Pierson. 1905.

Jelmoli. — Sein Vermächtnis. Lyrische Komödie in einem Aufzuge. Dichtung von Eugène Scribe und Melesville. Deutsch von Hans Jelmoli. Musik von Hans Jelmoli. Zürich, Schulthefs & Co. 1904.

Jerusalem. — Die Aufgaben des Mittelschullehrers. Ein Vortrag von Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Knoop. — G. Ouckama Knoop. Die Grenzen. Zweiter Band. Sebald Soekers Vollendung. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1905.

Kronenberg. — Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von M. Kronenberg. Dritte, revidierte Auflage. Mit einem Porträt Kants nach Döbler. München, C. H. Beck. 1905.

Kuprin. — Das Duell. Russischer Militärroman von A. Kuprin. Autorisierte Übersetzung von Adolf Heß. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1905.

Laya. — Zwei Aphr. Paragraphon in vier Aufzügen. Von Hyma Laya. Dresden, E. Pierson. 1905.

Liliencein. — Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters. Von Heinrich Liliencein. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Ludwig. — Über Ferienheime für kaufmännische Angestellte. Von Ph. C. Ludwig. Bad Harzburg, Rud. Stolle. 1905.

Manzoni. — Brani inediti dei promessi sposi di Alesseu dro Manzoni per cura di Giovanni Sforza. Due parti. Milano, Ulrico Hoepli. 1905.

Merkel. — Mittel und Wege zur Lösung der sozialen Frage v. Eugen Merkel. Fraunstein, Kommissionsverlag Magnus Endter. 1905.

Miscellanea di Erudizione diretta da Pio Pecchiai. Volume I, Fascicolo 3—4. Pisa, Francesco Mariotti. 1905.

Mohr. — Niobe. Drama (nach der antiken Sage) in zwei Aufzügen. Von Mary L. Mohr. Plau, Louis Hande. 1905.

Moser. — Beiträge zur Wohltätigkeit und sozialen Hilfeleistung in ihrer praktischen Anwendung. Von Mentona Moser. Zürich, Schulthefs & Co. 1905.

Mühlenhardt. — Gott und Mensch als Weltschöpfer. Philosophische Betrachtungen von Karl Mühlenhardt. Berlin-Wilmersdorf, Selbstverlag des Verfassers. 1905.

Müller. — Im Zauber der Wartburg. Roman von Gustav Adolf Müller. Leipzig, G. Müller-Mann. O. J.

Nietzsche. — Gesammelte Briefe. Von Friedrich Nietzsche. Dritter Band. Zweite Hälfte. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gaß. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1905.

Ortmann. — Das höhere Gesetz. — Zu wohltätigem Zweck. Von Reinhold Ortmann. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Petersen. — Aus meinem Leben. III. Ein Fünfundachtziger. Von Hermann Petersen. Eckernförde, Selbstverlag des Verfassers. 1905.

Petersen. — Naturforschung und Glaube. Von Johannes Petersen. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Platzhoff-Lejeune. — Lebenskunst. Zwölf Studien aus dem Vorhof der Philosophie für Gebildete. Erste Reihe. Von Eduard Platzhoff-Lejeune. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Plawina. — Aus Zeit und Leben. Gedichte von Oswald Plawina. Buntschendorf bei Neurode, W. Veith. 1905.

Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. — Neunundsiebzigster Band. K. Doebner, Briefe der Königin Sophie Charlotte von Preußen und der Kurfürstin Sophie von Hannover an Hannoversche Diplomaten. Leipzig, S. Hirzel. 1905.

Report of the commissioner of education for the year 1903. — Volume 2. Washington, Government printing office. 1905.

Schkopp. — Kameruner Skizzen. Von Eberhard v. Schkopp. Berlin, Winckelmann & Söhne. 1905.

Schmidt. — Die Hexe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Paul Schmidt. Dresden, E. Pierson. 1904.

Siegmann. — Oktobernacht. Eine dramatische Skizze von Friedrich Siegmann. Dresden, E. Pierson. 1905.

Stenglin. — Frauchen. Roman von Felix Freiherrn v. Stenglin. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Stenglin. — Im Wunderland der Liebe. Gedichte von Felix Freiherrn v. Stenglin. Berlin, Franz Wunder. 1905.

Terwin. — Wanderungen eines Menschen am Berge der Erkenntnis. Philosophische Skizzen von Johannes Terwin. Zürich, Orell Füfsli. O. J.

Thoma. — Andreas Voß. Bauernroman von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. 1905.

Tiedemann. — Aus Busch und Steppe. Afrikanische Expeditionsgeschichten von Adolf von Tiedemann. Mit 57 Textillustrationen von R. Hellgrewe. Berlin, Winckelmann & Söhne. 1905.

Treu. — Das ewige Gericht. Geschichte eines Menschen von Max Treu. Berlin-Gr. Lichterfelde, Kahlenberg & Günther. O. J.

Truscott. — Stars of desting. By L. Parry Truscott. London, T. Fisher Unwin. 1905.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1906. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Waetzoldt. — Das Kunstwerk als Organismus. Ein ästhetisch-biologischer Versuch von Wilhelm Waetzoldt. Leipzig, Dürr. 1905.

Wendland. — Die Schöpfung der Welt. Von Johannes Wendland. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Werner. — Klas Arenstaten oder „Grad dör". Ein Märchenspiel in fünf Akten von Rudolf Werner. Hamburg, H. Early. 1905.

Wilde. — Die Ballade vom Zuchthause zu Reading. Von C. 3. 3. In memoriam C. T. W. Weiland Reiter in der Königlichen Leibgarde, hingerichtet in Ihrer Majestät Gefängnis am 7. Juli 1896. Nach dem Englischen von Wilhelm Schölermann. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Tag Anderer.

Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten".

(Schluß.)

Isa hatte sich sehr pünktlich angekleidet, um nichts von der musikalischen Matinée bei Mrs. Rise Daunt zu versäumen, auf die sie sich besonders freute. Aber sie wartete schon lange, und Aga, die mit Baby ausgefahren war und sie abholen sollte, kam noch immer nicht.

Als die beiden endlich erschienen, mußten sie sich noch umziehen, und dabei erzählte Aga, daß sie mit Ted Vansittart die große Kongreßbibliothek besichtigt hätten, und er sie nachher dort in dem Grillroom zu einem improvisierten Lunch festgehalten habe. „Es war riesig nett, mal von einem unverheirateten Herrn in ein Restaurant eingeladen zu werden!" sagte Baby; „hier passiert doch immer etwas Unerwartetes; das gefällt mir."

So war es spät geworden, als die Damen bei Mrs. Rise Daunt anlangten.

Das Geschwirr vieler Stimmen tönte ihnen entgegen, denn eine Pause im Konzert fand eben statt, und der weißgoldene Musiksaal war dicht mit Menschen gefüllt. Aber ihre wie immer sonnenfarben gekleidete Wirtin geleitete die Botschafterin zu einem Sessel in der vorderen Reihe, der für sie freigehalten worden war, und mit ihrer fürstlichsten Miene ließ sich Gräfin Mallone auf diesem Platze nieder.

Erich Brincken und Ted Vansittart hatten beide am Eingang harrend gestanden und waren sofort auf Gräfin Clam Cräven und ihre Tochter zugekommen.

„Endlich, endlich!" sagte Ted zu Baby, „es ist schon so spät! Aber kommen Sie, ich weiß doch noch einen Platz, wo wir ungestört sitzen können, und ich habe Ihnen auch die Kodakbildchen vom Polospiel in Newport mitgebracht, die Sie sehen wollten."

Erich und Isa schritten zusammen durch das Gedränge im Saal, bis sie zu einem angrenzenden, erkerartigen Raum gelangten.

Da war es, als seien sie plötzlich in eines der kleinen Wohnzimmer des Palastes von Kyoto versetzt worden. Die Wände waren mit alten japanischen Malereien bespannt; goldig schimmerte der Grund, über den Zweige schneeiger Kirschblüten und violetter Wistarien hinrankten, die einst vor Jahrhunderten ein unbekannter Künstler ersann, die Augen einer blassen Prinzessin des fernsten Ostens zu entzücken. Mattes Licht strahlte aus einer Ampel, die, einer großen Lotosblume nachgebildet, von der Decke herabhing. Aus einer Bronzevase, um die sich ein langer, grünlicher Drache wand, sprossen fremdartige Orchideen; wie ein Schwarm seltsamer Insekten hingen die grüngolden gefleckten Blüten an den langen, schwanken Stengeln. Und Isa hatte die Empfindung, das Heiligtum eines geheimnisvollen Blumenkults zu betreten, wo duftende Mysterien gefeiert werden.

„Welch reizendes Märchenzimmer!" sagte sie, sich umschauend und unwillkürlich die Stimme dämpfend, „hier wollen wir bleiben."

„Mit Ihnen hier zu sein, ja, das ist reizend," antwortete Erich und schob ihr einen weichen niederen Sessel hin. Sie fühlte, wie er, neben ihr stehend, zu ihr herabsah. Und mit einemmal ward ihr seltsam beklommen zumute, als harre ihrer hier wirklich ein schicksalschweres Geheimnis. „Ich fürchte, Sie werden die Sängerin von hier aus kaum sehen können," sagte er. „Hier ist ein Programm," setzte er hinzu und reichte es ihr.

Sie aber legte es beiseite und antwortete: „Ich möchte heute gar nicht vorher wissen, was gesungen werden wird, sondern nur die Töne trinken wie goldenen Wein, von dem es ja auch eigentlich einerlei ist, wie er heißt und wo er einst gewachsen ist. Und auch die Sängerin brauche ich nicht zu sehen, denn bei Musik ist mir doch immer, als sei ich eigentlich ganz allein und als wären die Töne nur meine eigenen Empfindungen, die plötzlich zu klingen beginnen. Es gibt Musik, die mir, mehr als alle Worte, wie das Aussprechen meines geheimsten Ichs erscheint, und es ist das ein so befreiendes Glück, daß ich nichts Höheres kenne."

„Neulich schon sagten Sie, daß Ihnen nichts über Musik ginge," erwiderte Erich, „und ich habe seitdem immer wieder an diese Worte denken müssen. Sie lassen auf Charakter und Schicksale schließen; denn die Musik ist doch diejenige Kunst, die am meisten über die greifbare Welt hinaushebt und Vergessen der Wirklichkeit schenkt. Wer sie daher vor allen andern Künsten bevorzugt, dem hat das Leben wohl wenig gehalten von dem, was es zu versprechen schien und hat ihm als Rettung nur die Flucht in eine ideale Welt gelassen."

Sie nickte wehmütig: „Ja, das mag wohl so sein. Aber über jedes Leben ließen sich ja zwei Bücher schreiben: das eine, wie man dachte, daß es sein würde, das andre, wie es in Wirklichkeit ward."

Der Verkörperung unerfüllter Sehnsucht gleich erschien sie ihm. Wieder ergriff ihn bei ihren Worten das tiefe Mitleid, und als einziger wahrer Zweck des Lebens stand in plötzlicher Klarheit der schon seit Tagen heranreifende Wunsch vor ihm, ihr eine Gegenwart schenken zu können, vor der jede Erinnerung an vergangene böse Tage verschwinden müßte.

„Ich dächte es mir Seligkeit," antwortete er ihr mit weicher Stimme, „das Leben derer, die man liebt, gestalten zu dürfen."

In ihr aber wuchs das Gefühl ahnungsvoller Beklommenheit, das sie gleich beim Betreten des kleinen Gemaches empfunden. Näher und näher kam das Mysterium.

Wie um aufzuhalten, was doch unabwendbar, sprach sie weiter: „Musik übt eine doppelte Wirkung auf mich aus. Sie singt herbsten Schmerz zur Ruhe, und gleichzeitig weckt sie eine Fülle andrer, halb traumhafter Empfindungen, die über den dunkeln See des Leides hinwegtragen. Beim Hören sehe ich auch; die Klänge werden mir zu Bildern, und die Musik zaubert mir ein Land der Seligkeit vor, in dem ich nie gewesen und von dem ich doch ahne, daß es irgendwo auf Erden zu finden sein muß."

Ein Ton müden und doch noch hoffenden Suchens zitterte in ihrer Stimme. Aus den Tiefen seines Wesens stieg eine große Sehnsucht auf zu ihr, und er antwortete: „Vielleicht ist alle Kunst, eben weil sie das Höchste ist, was Menschen zu leisten vermögen, eine Brücke, die aus den Fesseln bedrückender Wirklichkeit hinüberführt zur Vision der Welt, wie sie sein sollte."

Isa nickte und sagte leise, wie im Traume: „Ja, das vermag die Kunst."

„Und die Liebe" — setzte er noch leiser hinzu.

In dem großen Saale hatten bisher viele Gespräche durcheinander geklungen, und diese verworrenen Laute waren zu den beiden in dem goldschimmernden Seitengemach gedrungen. Doch da verstummte auf einmal das Sprechen der vielen Menschen. Lautloses, erwartungsvolles Schweigen trat an seine Stelle.

Und in der tiefen Stille hub nun ein einleitendes Vorspiel an.

Dunkel und klagend klangen zuerst die Töne, als stiegen sie auf aus düsteren, leiderfüllten Tiefen, lauter erhoben sich sich dann, zu schmerzlicher Steigerung wachsend, rauschten voller mit mächtiger werdendem Schalle, als schwöllen sie brausend empor zu ragenden Bergesspitzen. Fragend und angstvoll drängend war dies Gewirr der Töne, alle strebten suchend hinan, alle stürmten himmelwärts wie ein einziges jammerndes Flehen um befreiende Antwort — — aber stets, wenn ihre Spannung zu höchster Höhe gewachsen und sie die harmonisch lösenden Akkorde schon zu berühren schienen, sanken sie wieder ohnmächtig herab in die Abgründe, aus denen sie erstanden. Ein Stöhnen war es, ein Weinen unzähliger Töne. Nicht nur ein einzelnes Menschenleid betrauerten diese ineinandergreifenden Laute, sondern uralter Weise, der großen, um ihre eigene Qual klagenden Natur selbst, waren sie nachgebildet.

Und wie Isa in beinah angstvoller Spannung lauschte, glaubte sie zu erkennen, welch Schauspiel dem Tondichter diese Klänge eingegeben haben mochte. Es war ihr beim Hören, als schaue sie auf ein dunkles, unruhiges Meer, wo Wellen auf Wellen brausend angezogen kamen, sich überstürzten und ingrimmig aufbäumend ihre schaumspritzenden Locken schüttelten, um dann immer wieder in sich selbst zu versinken. — Aber sie verstand auch, daß nicht nur der wirkliche Ozean hier in Tönen dargestellt ward, sondern daß die

Musik das Leben selbst malte, wie es, einem großen, fragend rauschenden Meere gleich, dahingleitet, nie zur Ruhe gelangend, weil es an der Oberfläche stets von neuem bewegt wird durch die kleinen Sorgen und Kümmernisse der einzelnen Stunden, während es in seinen Tiefen aufgewühlt ist von den quälenden Fragen der Ewigkeiten, von der Entstehung des Leidens, der Unabänderlichkeit des Todes, von all den dunklen Geheimnissen des Daseins.

Allmählich aber ging das Grollen und Rollen der aufgewühlten Wogen in klagendes Murmeln über, in ein Seufzen lang getragener, banger Hoffnungslosigkeit. Und über der dunkel verworrenen Begleitung erhob sich jetzt plötzlich, ganz leise noch und silbern hell und voller Verheißung, die Stimme der für Isa unsichtbaren Sängerin. Wie eine aus der Ferne kommende Botschaft klang diese Stimme, die über den dunklen Wassern schwebte. Note reihte sich an Note, sie verschlangen sich zu Ketten, wuchsen zusammen und verschmolzen ineinander: ein kunstvolles Gebäude sah Isa entstehen — einer leichten, luftigen Brücke gleich, die sich in weitem Bogen emporschwang, die finsteren Wasser mit opalenem Schimmer überspannend. „Liebe und Kunst, das sind die großen Brückenbauer," schien ihr die Stimme zu künden, „sie tragen uns hinüber zu ewiger Schönheit Welten!"

Immer schwächer und leiser ward das begleitende Rauschen der Meereswogen, als würden sie von der ansteigenden Melodie der voll schwellenden Stimme in dunklen Tiefen zurückgelassen. Und mit den Wellen versanken die Sorgen und Kümmernisse der Stunden, versanken auch in endlicher Stille die quälenden Fragen der Ewigkeiten. All das blieb tief unten zurück in den Fluten, und immer glänzender trat hervor eine opalen schimmernde Brücke, die die Stimme erbaut hatte und die sich einem Regenbogen gleich wölbte. — Doch weiter erklangen die perlenden Noten. Zu fliegen schienen sie zum jenseitigen Ufer und zeichneten dort eine flimmernde Märchenstadt. Linien phantastischer Architektur beschreibend, sank und stieg die wunderbare Melodie; bald waren es aufjauchzende Töne, die emporstrebten wie schlanke Minarete, bald vollgetragene Klänge, die sich weiteten zu Hallen und Domen. Leuchtende Umrisse zauberhafter Gebäude zeichnete die Weise — eine goldene Schrift an nachtblauem Himmel, so standen sie da. Das war die Stadt der Seligkeit, in der Isa nie gewesen! —

Verstummt vor ihrem Anblick war alle Qual, verstummt auch die Frage, woher wir kommen, wohin wir gehen — die Antwort bildete der verheißende Bogen der Brücke, den Liebe und Kunst erbauen. Über sie zu schreiten, war der Menschen Geschlecht aufgestiegen aus unbekannten Fernen, von jeher bestimmt einst einzuziehen in die Märchenstadt der Schönheit und Freude!

Im Scheine von Myriaden kleiner Lichter funkelte sie vor Isas Augen, bald grüngolden schillernd wie die Flügel tropischer Käfer, bald spielend im blassen Violett und matten Rosa der Medusen südlicher Meere, bald purpurn aufleuchtend, golden erstrahlend und korallenrot glänzend wie Aurora Borealis in nordischer Sage.

Doch höher stieg die Stimme der unsichtbaren Sängerin, gleich wie der Triller eines den Blicken schon entschwundenen Vogels noch aus hohen Lüften

herabklingt; spielend schwebte sie weiter, leicht und beflügelt, mit silbernen Tönen alle Schwierigkeiten belachend, wie ein schimmernder Falter sich von Palme zu Palmeskrone schwingt.

Und immer deutlicher erschaute Isa die Vision der opalenen Brücke mit der lichtglänzenden Stadt am jenseitigen Ufer.

Aus den tiefen indigofarbenen Fluten stieg sie jetzt auf gleich einem aquamarin-blauen Juwel; Pfeiler, Kuppeln und Türme der traumhaften Gebäude waren besät mit glitzernden Kristallen, und diese leuchtenden Punkte bildeten Bogen, schlangen Ketten und reihten sich aneinander, Hallen umrahmend, in denen Schatten lagen, grünblau und kalt, vom Smaragd und Saphir bis zum Türkisen gleitend, wie die Farben in eisigem Gletscherspalt.

Doch während Isa schaute und lauschte, schwebte die Stimme von höchsten Höhen in weiter Schwingung herab. Es war, als glitte sie entlang an silbrigen Tauen und Perlenschnüren, und in die kristallklaren Noten mischte sich ein neuer, weicher, schmelzender Klang. Und wie der Ton der Stimme, veränderte sich auch die Färbung der Traumesstadt. Die blaugrünen Schatten, die grellen Lichtpunkte entschwanden; milchigweiß, von rosigem Hauch überzogen, lag sie nun da, in rührender, zartester Schönheit, wie eine einzige große, feuchtschimmernde Perle. — Die leise Stimme, die nur noch zu flüstern schien, die Perlenstadt im Zauber letzten Abendsonnenscheins, sie weckten beide eine unendliche Sehnsucht, bei der sich die Seele spannte zu weitem Bogen.

Da, als Isa fühlte, daß aus den tiefsten Gründen ihres Daseins eine Kraft emporstieg, um sie im Fluge zu höchster Höhe zu tragen, — da mußte sie, von stärkerem Willen gezwungen, die Augen heben, und sie trafen Erichs Blick, der lang schon auf ihr geruht.

Sein Blick aber sagte ihr, daß er wie sie die leuchtende Stadt erschaue, und daß er selbst, der große Brückenbauer, es ja war, der für sie *die* Brücke erbaut hatte, auf der sie dorthin schreiten solle. Es war ihr, als sei er vorausgeeilt auf dem leuchtenden Bogen und streckte die Hand nach ihr aus, sie über das Meer des Leides hinwegzugeleiten. Und seine Augen sprachen: „Komm, komm! Von mir laß dich führen, denn stark und sicher ist die Brücke, die meine Liebe dir erbaute!"

In dem Blick lag ein so brennendes Verlangen, sie weit, weit fortzutragen und allein, ganz allein für sich zu haben, daß sie davor erbebte, wie vor dem Leuchten einer großen Sonne, — aber es lag auch gleichzeitig in den Augen eine so unbegrenzte Zärtlichkeit, ein so sehnsüchtiges Flehen, daß es sie umschmeichelte wie kühlender Perlenschmelz. Und sie ward inne, daß die hohe Stunde ihres Lebens geschlagen hatte; daß endlich, endlich im Abendsonnenscheinund einem Wunder gleich *das* geschehen war, worauf sie unbewußt all die Jahre gewartet. Da schaute sie ihn groß an, und ihre Augen antworteten ihm: „Ja, ja" — und immer wieder sagten sie ihm: „Ja, du sollst mich führen über die opalene Brücke zu der lichtglänzenden Stadt der Schönheit und Liebe."

Wenige Sekunden nur hatte das Zwiegespräch ihrer Augen gedauert. Nun verstummte die Stimme der Sängerin, und mit ihr entschwand die Vision vor Isas Blicken.

Aus dem Saale klang leises, wohlerzogenes Händeklatschen, gedämpft durch das weiche Leder parfümierter Handschuhe. Gräfin Mallone war an die Künstlerin herangetreten und sagte ihr einige Worte der Anerkennung, wie sie das so oft an Höfen von Fürstinnen gesehen hatte. Dann trat sie an das kleine erkerartige Gemach, die Schwester zu suchen; denn sie hatte immer das Gefühl, mit wohlwollender Überlegenheit über Isa wachen zu müssen. Baby und Ted, die bis dahin in einem andern Zimmer eifrig flüsternd die kleinen Kodakbilder betrachtet hatten, kamen nun auch der Tante entgegen, und wie diese sie so nebeneinander stehen sah in gleicher, jugendlicher Unbekümmertheit, flog ein zufriedenes Lächeln über ihre Lippen.

„Ich glaube, es ist Zeit, nach Hause zu fahren," sagte sie, „wir sehen uns heute abend ja wieder beim Diner Ihrer Mutter. Mr. Vansittart."

Isa war aufgestanden, wie aus einem Traume aufgescheucht. Das tägliche Dasein begann von neuem; die Bilder einer andern Welt, die die Musik ihr vorgezaubert, waren versunken. Doch eine große Müdigkeit war ihr davon geblieben, als käme sie von sehr weit zurück — ein Gefühl, wie sie es manchmal morgens beim Erwachen empfunden hatte, als sei sie im Traume in schönen Gegenden gewesen, und als lohne es sich danach nicht recht, den Weg durch den Alltag wieder anzutreten. — Wo war sie denn nur während der letzten Minuten im Traume gewesen? — — In den Knien fühlte sie ein seltsames Zittern, als sie aufstand, und es war, als ströme ihr alles Blut von dem Gehirn zum Herzen, so daß ihr schwindelte. Doch da stand Erich auch schon neben ihr und bot ihr den Arm, auf den sie sich willenlos stützte. Sie fühlte, wie er sich fürsorgend zu ihr beugte, sie ahnte seinen Blick, der jetzt so zärtlich und schützend auf ihr ruhte; aber sie wagte nicht, zu ihm aufzuschauen, sie ließ sich führen in einem ungekannten Gefühl Schonung erflehender Schwäche, das zugleich Seligkeit war. Am Ausgang des kleinen Gemachs blieb sie eine Sekunde stehen und blickte zurück auf die goldschimmernden Wände, an denen sich die Blumenranken hinzogen, als wollte sie sich noch einmal das Bild der Stätte genau einprägen, wo das Wunder geschehen war.

Später erinnerte sie sich dunkel, daß sie sich von ihrer Wirtin verabschiedet hatten und im Gedränge der Menschen die Treppen hinabgegangen waren. Unten hatten sie etwas auf den Wagen warten müssen. Es begann leise zu schneien. Aga, Baby und Ted hatten gesprochen, sie wußte nicht mehr was — aber sie und Erich hatten geschwiegen. Es war ja auch alles gesagt. Worte hätten nur dies Gefühl seliger Willenslosigkeit verscheuchen können. — Mit diesem traumhaften Empfinden war sie in den Wagen gestiegen. Halb hatte Erich sie hineingehoben, denn der Schnee fiel dichter und dichter, und das Trittbrett war schon ganz davon bedeckt. In seiner Bewegung hatte etwas Junges, Starkes und Besitzergreifendes gelegen und dabei eine so weiche Zärtlichkeit, daß sie fühlte, wie sie errötete.

Später erinnerte sie sich dann auch, daß sie mit ihrem Muff über die beschlagene Scheibe des Wagenfensters gefahren und noch einmal durch das Schneegestöber nach ihm geschaut hatte. So hatte sie ihn zuletzt gesehen, wie er groß und kräftig in der Straße stand, die Hände in den Pelz schob und

die weißen Flocken dichter und immer dichter um ihn fielen, bis er, einem Schatten gleich, in ihnen verschwamm und sich verlor.

Während der Fahrt, bei der Gräfin Mallone sofort einschlummerte, weil sie gelernt hatte, aus jeder noch so kurzen Zeit den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, beugte sich Baby vor und sagte leise: „Ehe wir uns zum Diner anziehen, Mama, mußt du dich etwas hinlegen. Du bist ganz blaß geworden. Du wirst dich doch nicht gar erkältet haben?"

Und Isa lächelte und antwortete: „Nein, mir fehlt gar nichts mehr."

Aus der Ruhe wurde dann doch nichts. Eine Menge gleichgültiger Dinge harrten der Erledigung.

Wie im Traume ließ Isa alles über sich ergehen.

Wie im Traume zog sie sich auch an für das Diner bei Teds Mutter und begriff nur nicht, warum Aga gerade heute Baby so besonders einschärfte, es sei die eleganteste Gesellschaft der Saison, und sie solle sich sehr schön dafür machen.

Nun, das war dem Kinde ja geglückt! dachte Isa, die die Tochter vor der Abfahrt durch die Schleier all ihrer eigenen Gedanken hindurch einen Augenblick ansah: die Verkörperung siegreicher Jugend schien sie zu sein, mit dem Strauß in der Hand, den ihr Ted Vansittart gesandt hatte, eine wirkliche Viktoria!

Isa selbst empfand es als drückenden Zwang, zu diesem Diner zu müssen. Sie wußte, daß Erich nicht dabei sein würde, und wenn es ihr auch lieber war, ihn jetzt nicht mehr inmitten fremder Menschen und in der Unmöglichkeit freier Aussprache sehen zu müssen, so sehnte sie sich um so mehr danach, ganz still und allein sein zu dürfen, um dem nahenden Glück entgegenzuträumen. — Noch im letzten Augenblick wäre sie gern zurückgeblieben, eine so seltsame Angst überkam sie — aber es galt jetzt ja nur noch wenige Stunden zu warten, dann brach der neue Tag für sie an. Morgen früh würde Erich kommen, das wußte sie ganz bestimmt.

Eine lange Reihe Wagen näherte sich im stetig fallenden Schnee dem Vansittartschen Hause. Der Hufschlag der Pferde verlor sich auf dem weißen Boden, und die Laternen warfen nur einen gedämpften, durch den zunehmenden Nebel engbegrenzten, runden Schein. Gleich dunklen Schatten tauchten für Augenblicke in dem Schneegestöber die Gestalten von Schneeschaufelern auf, die bei Fackellicht daran arbeiteten, die Wege, auf denen die Reichen fuhren, freizuhalten.

Vor dem großen Portal hielten die Wagen, und eine Menge Gäste entstiegen ihnen und beeilten sich, aus der feuchtkalten Luft in die Helle und Wärme drinnen zu gelangen.

Alle Damen legten ihre Pelze in einem kleinen rosaroten Vorzimmer ab, wo ihnen hohe Spiegel gestatteten, sich von allen Seiten zu mustern, ehe sie, schönen Gladiatorinnen gleich, die Salons betraten, die die Arena sind, wo, sei es um den Ruhm der Schönheit, sei es um greifbarere Preise, lächelnd gekämpft wird.

Eine lange Halle führte zu den großen Empfangsräumen. Nach der Kälte draußen schlug die warme, wohlriechende Luft beinah betäubend den Gästen entgegen. Über dem großen Mittelkamin hing ein Porträt Elisabeths von Böhmen, der Tochter des ruhelosesten, verhängnisbeladensten aller Herrschergeschlechter und Königin eines kurzen Winters, die dann, vertrieben und hilfesuchend, durch die Welt gezogen war. Seltsam erschien es, daß ihr Bildnis nun gerade hier in diesem Lande prangte, das zur Zeit, da sie lebte, anfing, das ferne rauhe Asyl derer zu werden, für deren Glauben und Streben es drüben keinen Raum gab; das seitdem, in schwindelnd rascher Entwicklung ungeahnter natürlicher Schätze fortschreitend, heute Paläste modernster Könige des Kapitals birgt, an deren Tischen Fürsten der alten Welt zu Gaste sitzen, stolze Bauten, deren Wände die Bilder einstmaliger vertriebener Herrscher zieren.

Lauter Vertreter ältesten amerikanischen Reichtums befanden sich an dem Abend bei Mrs. Vansittart. Ein ergötzliches Schauspiel gewährten sie dem statistischen Autor und dem dekadenten Poeten, die ihrerseits als geistige Raritäten geladen waren, sowie in materieller Hinsicht für lauter erlesene Gerichte gesorgt worden war, die es der Jahreszeit nach eigentlich nicht geben konnte.

In dem Marmorspeisesaal an der langen Tafel, die mit altem Goldgerät und American Beauty-Rosen bedeckt war, saßen geschmeidebeladen die blassen, früh welkenden und doch einen so eigenen Zauber ausübenden amerikanischen Schönheiten, deren feine, nervöse Züge von allen Typen am meisten an die auf den Deckeln der Mumienkasten in Wachsfarben gemalten Bildnisse der Frauen aus der spät alexandrinischen Epoche mahnen. Wie die letzten Blüten überkultivierter Pflanzen erschienen sie, wie die Quintessenz der Verfeinerung, übertrieben, das Krankhafte beinah schon streifend, Produkte der Hyperzivilisation, die in anderm Volke kommenden Rassenverfall und Untergang künden würden, hier aber nur eine seltene Spielart bilden, in einer Nation, deren feste Wurzeln in den Staaten des hohen Nordens und fernsten Westens ruhen und der die Stärksten, Unternehmungslustigsten aus allen Völkern in ununterbrochenem Zuzug stets neue Kräfte zuführen.

Und zwischen den Frauen saßen die Männer, diese neuesten Herren der Welt, die nicht nur über Menschen, sondern über Urstoffe herrschen, die dem Weizenkorn seinen Preis bestimmen, die dem Kupfer befehlen, ob es in der Erde ruhen oder aus ihr aufstehen soll, die, weit in die Zukunft vorausschauend, schon heute in den entlegensten Ländern die Gebiete des quellenden Öles aufkaufen, auf daß auch in kommenden Zeiten nur sie zu sprechen vermögen: „Es werde Licht". — Den Fangarmen eines einzigen großen Oktopus glichen diese Männer, jeder nach einer andern Richtung ausgreifend, um neue Gebiete, neue Kräfte und Stoffe dem Rassengenius, diesem Werte schaffenden Ungeheuer, zu unterwerfen. — Und dem, der da wußte, welche Macht, welche Geldmassen hinter jedem einzelnen standen, mußte jeder Kampf von vornherein aussichtslos erscheinen. Verurteilt, zur Rolle bescheidener Gefolgschaften herabzusinken, schienen die alten Welten; ihre Zeit war vorüber, diesen neuen

Männern gehörte der kommende Tag. Weiter und weiter würde der Oktopus um sich greifen, Schicksal erfüllend, von der Notwendigkeit der Dinge getrieben.

All die andern aber überragend saß Stonetower Night neben Isa. Er schien in gehobener Stimmung zu sein; hinter der schillernden Nase glitzerten die scharfen Äuglein in grünlichem Licht, und Graf Mallone beobachtete ihn ängstlich, zitternd, ob der Schreckensmann etwa eine neue Trustkombination ersonnen habe, um Europa zu schädigen, ohne daß der Graf davon Kenntnis erhalten; denn wie jeder Botschafter sollte er immer alles voraus wissen, besonders aber alles, was Stonetower Night betraf. Doch derjenige Teil von Stonetower Nights mächtigem Kopfe, der sich mit Geschäften befaßte, schien für diesen Tag abgeschlossen wie ein fester eiserner Geldschrank, und er erzählte der zerstreut zuhörenden Isa nur von einem Zyklus von Wandteppichen, die Liebesverwandlungen des Zeus darstellend, die einst für den Kardinal von Mazarin angefertigt worden waren; derjenige Teppich, der Jupiter als Goldregen auf Danae niedergehend abbildete, sollte damals dem Kardinal abhanden gekommen sein, wie ein altes Geschichtswerk berichtete, und jetzt endlich, nach vielem Suchen, war es Stonetower Nights Agenten gelungen, den vor dreihundert Jahren verschwundenen Gobelin in Spanien zu entdecken und für ihn anzukaufen. „Mein gefährlichster europäischer Konkurrent," schloß Stonetower Night, „der Direktor des Königlichen Museums in X, war dem Teppich auch auf der Spur, und beinah wäre er meinen Leuten zuvorgekommen — na, Amerika hat aber doch gesiegt." Graf Mallone aber, der von der andern Seite des Tisches eifrig dem Gespräche gelauscht hatte, atmete erleichtert auf, daß Europa diesmal nur auf dem Gebiet der Antiquitätenerwerbung geschlagen worden war.

Gräfin Mallone, die sonst für alle derartigen Sorgen ihres Mannes voller Verständnis war, hatte heute ihre eigenen, die sie ganz in Anspruch nahmen. Zuerst spähte sie nach Babys Platz und bemerkte wohlgefällig, daß diese neben Ted saß; dann beugte sie sich etwas vor, und nachdem sie all die Frauen an der langen Tafel kritisch gemustert und gegen die Schönheit der Nichte abgewogen hatte, lehnte sie sich befriedigt zurück, im Bewußtsein, daß, wie immer der Interessenkampf zwischen den Männern beider Weltteile augenblicklich stehen mochte, dies ein Abend sei, an dem das weibliche Europa einmal alle Aussicht habe, manche Scharte wettzumachen und den amerikanischen Schwestern einen der großen Lebenspreise abzugewinnen. Einen persönlichen Triumph empfand dabei die fürsorgliche Tante, daß sie alles während der letzten Wochen an unmerklich feinen Fäden mit so viel Umsicht und Takt geleitet, daß sie nunmehr im Begriffe stand, den praktischen Erfolg ihrer Politik zu ernten, was, wie sie wußte, nicht allen Diplomaten auf amerikanischem Boden beschieden ist. Wie hatte sie diese beiden jungen Menschen doch so weise zu ihrem Besten geführt! so ganz anders, als die arme verträumte Isa dazu je imstande gewesen wäre!

Sie schaute nach der Schwester, ob diese sich der Bedeutung des Abends bewußt geworden; aber an Stonetower Nights Seite starrte Isa teilnahmslos vor sich hin; wie die Manifestationen eines ihr fremden Götzenkults ließ sie die

vielen goldenen Schüsseln des Mahles achtlos an sich vorüberziehen, und es war, als weilten währenddem ihre Gedanken bei eigenen fernen Heiligtümern.

Ihre Gleichgültigkeit ärgerte Aga. Da war Baby doch ein für ihr Mühen belohnenderer Anblick!

Die folgte den verschiedenen Episoden der augenblicklichen sozialen Handlung mit einem gespannteren Interesse noch als sonst und betrachtete alles um sie her mit einer naiven Freude an schönen glänzenden Dingen, die, wie Aga richtig erkannte, aus den Tiefen ihres innersten Wesens hervorbrach. Aga verstand Baby längst, während Baby sich selbst erst allmählich zum Bewußtsein kam und ihr kleines Ich noch wie ein unerforschtes und sicherlich interessantes Gebiet betrachtete. Allerhand Gedanken machte sich Baby bisweilen über das eigene so wichtige Wesen: woher hatte sie nur dies instinktive Behagen an einer Umgebung wie die heutige? warum erschien sie ihr als etwas, was ihr rechtmäßig zukam und worin sie sich wie in längst bekannt Gewesenem zurechtfand? In Dusterhusen konnte sie die Liebe zu den heiter luxuriösen Seiten des Lebens doch kaum erlernt haben? Das mußte ihr wohl angeboren innegewohnt haben; vielleicht stammte es aus der Zeit, da der Papa noch lebte. Sie bewahrte einige verschwommene Erinnerungen an jene Tage, als es viele Pferde und Diener gegeben hatte und Herren in bunten, seidenen Jacken sie manchmal lachend auf ihre Pferde gehoben und dabei gesagt hatten, sie sei die Viktoria und solle ihnen zum Siege verhelfen. Undeutlich, wie Bilder aus fernen Traumesländern, war das alles. Später mußte irgend etwas Schreckliches geschehen sein, über das die Mama aber nie sprach — und dann war sie in Dusterhusen erwacht. — Wie sie das dachte, glaubte sie plötzlich das graue einstöckige Haus und den zugefrorenen Teich mit den alten knorrigen Weiden wieder vor sich zu sehen, und sie entsann sich, daß sie dort oft gewünscht hatte, eine der kleinen Schwalben zu sein, die im Herbst fortfliegen durften. Nun hatte sie endlich auch einmal hinausgedurft, und es galt, die hier in Washington so rasch fliehenden Stunden voll zu genießen.

Mit einem kleinen Seufzer in der Stimme wandte sie sich zu Ted: „Den vielen Menschen, die hier wissen wollen, wie mir Amerika gefällt, möchte ich nur immer antworten, wie kann man das nur überhaupt fragen, es ist ja herrlich!"

Es tat ihm wohl, sie so reden zu hören; denn gleich vielen Amerikanern hatte er überhaupt stets das Bedürfnis, die eigene nationale Selbstzufriedenheit als berechtigt bestätigt zu hören. Aber während der letzten Wochen, da er Baby fortwährend unter den zustimmenden und ermunternden Blicken der Gräfin Mallone getroffen hatte, war ihm die Frage von immer mehr wachsender Bedeutung geworden, wie das große Amerika vor den schönen Augen der kleinen Komtesse bestehen würde. Er hätte selbst nicht sagen können, wie er zuerst mit seinen Gedanken auf diese Bahn geraten war; ganz allmählich mußte es geschehen sein. Daß die schöne Gräfin Mallone hier und da ein bißchen nachgeschoben, hatte er gar nicht bemerkt.

„Und das Allernetteste an Ihrem Amerika," fuhr Baby fort, „ist, daß man hier doch weiß, wozu man jung ist und Kräfte hat; alle Tage ist was Neues los! Unternehmungslustig war ich ja auch zu Hause, aber was nutzt

das in einem Ort, wie Dusterhusen, wo doch nichts anzufangen ist. Ich war dort auch immer so schrecklich allein — ich bin ja eine einzige Tochter."

„Ich bin auch ein einziger Sohn," sagte Ted, der sich ihr dadurch plötzlich verwandt fühlte.

„Ja, aber das ist ganz was andres," meinte sie; „denn in Amerika ist man das ja gewohnt. Onkel Frank erzählte neulich, hier in Washington und in Newyork hätte die Sorte Menschen, die man kennt, entweder gar keine Kinder oder immer nur eines. Bei uns in Deutschland ist das ganz anders, da gab es bei all unsern Nachbarn eine Menge Kinder. Ich finde das viel lustiger; verheiratete Menschen sollten viele Babies haben."

„Wenn mein großer Namensvetter, Ted Roosevelt, Sie hören könnte," antwortete Ted Vansittart lächelnd, „so würde er Ihre Ansichten allen Amerikanerinnen zum Muster hinstellen."

„Vielleicht hätte es übrigens sogar in Dusterhusen ganz nett sein können," begann Baby von neuem, „wenn die Mama auch mal ein bißchen lustig gewesen wäre. Aber wie ich noch ganz klein war, fiel es mir schon auf, daß sie eigentlich nie richtig lachte wie andre Menschen, es klang immer, als ob sie gleichzeitig ein bißchen weine. Das machte das Leben für mich oft recht trübselig; aber da sagte ich mir immer, na, schließlich kommt doch mal irgend ein Glücksfall, und dann wird alles herrlich. Die Mama freilich meint, auf Glücksfälle dürfe man nicht rechnen."

„Warum ist denn Ihre Mama so?"

„Ja, sehen Sie, darüber hatte ich als Kind allerhand Theorien. Bei Dusterhusen gibt es nämlich ein Stück Heide, wo Mauerreste zwischen dem Ginster und dem Heidekraut hervorschauen; da soll einmal eine Stadt gestanden haben, die von den Schweden zerstört wurde, und der Dorfschulmeister lehrte mich, daß Deutschland noch heute unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges leide. Wie ich nun die Mama immer so traurig sah, dachte ich mir, sie leidet wahrscheinlich auch unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Aber heute weiß ich, daß sie sich darüber nicht trösten kann, daß mein Papa so früh gestorben ist."

„Sie hatte ihn wohl sehr lieb?"

„Darüber habe ich noch nie nachgedacht," antwortete Baby betroffen; „aber das ist doch ganz selbstverständlich?"

„Sie haben übrigens sehr recht, daß es doch unerwartete Glücksfälle gibt," sagte nun Ted rasch einfallend, „für mich ist es ein solcher, daß Sie nach Amerika gekommen sind."

Baby fand es plötzlich angebracht, ihren Blumenstrauß aufmerksam zu betrachten, und sie erwiderte dabei: „Ach ja, diese Reise ist auch wirklich prachtvoll! — Sie reisen wohl sehr viel?" setzte sie dann rasch hinzu.

„Ja, soviel meine Geschäfte es erlauben. Diesen Sommer will ich rüber zu den Regatten in England und Deutschland. Ich habe mein Segelboot angemeldet, und nachher geh ich nach Frankreich zu den Autorennen."

„O, das denk ich mir herrlich, bei so etwas alle Kräfte einzusetzen, um Erster zu sein!" rief Baby mit Überzeugung.

„Das tun wir Amerikaner bei allem, was wir unternehmen," antwortete er, „ob es nun Sport oder Arbeit heißt, und das ist ja auch erst volles Leben, auf irgend einem Gebiet des großen Weltenrennens sein Bestes zu leisten."

Sie seufzte ganz leise und sagte dann etwas wehmütig gedehnt: „Ich werde an all die schönen Dinge denken, die Sie unternehmen wollen, wenn ich diesen Sommer wieder in Dusterhusen sitze."

Da beugte er sich etwas näher zu ihr und sagte leise im Geschwirr der vielen Stimmen: „Könnten Sie sich mit dem Gedanken befreunden, ganz in Amerika zu bleiben, Komtesse Baby?"

Sie schaute zu ihm auf mit dem erstaunt fragenden Ausdruck eines Kindes, das nicht recht weiß, ob das dargebotene Spielzeug ihm auch wirklich bestimmt ist. Ihre Lippen bewegten sich, aber die Antwort verhallte im Geräusch der abgerückten Stühle; denn Teds Mutter hob in diesem Augenblick die Tafel auf, und wie befreit strömten nun die Gäste in die angrenzenden Empfangsräume.

„Zum Bridge! zum Bridge!" riefen mehrere Damen, als naheten sie sich endlich dem Ziel einer großen Sehnsucht.

Die Reihen Tische, die in dem Saale bereitstanden, waren rasch besetzt, und mit fieberhafter Hast begann das Spiel. Lautlose Stille herrschte. Es war, als müsse das Fallen der Karten schwere Schicksalsfragen entscheiden für diese Frauen, die doch alles auf Erden zu besitzen schienen. Da war eine, die ein Diadem trug, das einst der Kaiserin Eugenie gehört, während sich eine andre mit Rubinen schmückte, die den birmesischen Königsthron geziert hatten und bei der Eroberung Mandalays erbeutet worden waren. Auf einem wohlfrisierten blonden Köpfchen ruhte gar ein fremdartiges Geschmeide, von einem emaillierten Sperberkopf gekrönt: Jahrtausende hatte es im Grabe einer Pharaonentochter geschlummert, um hier im Scheine der elektrischen Kerzen zu neuem Leben zu erwachen.

„Der seltsamste Schmuck aber ist doch dort der arme gekreuzigte Heilige mit auseinandergezerrten Armen und Beinen, umgeben von funkelnden Steinen, die seiner zu spotten scheinen," sagte der Poet.

„Das ist der Andreasorden in Brillanten," belehrte ihn der statistische Autor. „Kurz vor Ausbruch der Boxerunruhen schenkte ihn der Zar dem Kaiser von China als Ausdruck unerschütterlicher Freundschaft. Bei der Flucht des chinesischen Hofes aus Peking ward der Orden geraubt und tauchte dann einige Wochen später in Shanghai auf; dort kaufte ihn seine jetzige amerikanische Besitzerin, die damals gerade eine Weltreise machte. Fürwahr, kein banales Schmuckstück!"

„Es ist, als ob alles, was drüben einst groß und mächtig gewesen, schließlich hier sein Ende finden müsse!" sagte seufzend der Poet.

„Warum Ende?" erwiderte der Autor; „sagen Sie lieber Neuerstehung und Umwandlung. Die Zeit der Einen ist eben vorüber, und wir erleben hier das Morgengrauen des Tages Anderer."

Isa, die sich etwas abseits gesetzt hatte, froh, daß das Diner vorüber und sie nicht mehr zu sprechen brauchte, horchte auf bei diesen letzten Worten: es

waren genau dieselben, die Erich neulich im Weißen Hause gebraucht hatte. Diese Ideen mußten wohl in der Luft dieses neuen zukunftssicheren Landes liegen und den verschiedensten Geistern hier anfliegen! Und fröstelnd überkam sie selbst der Gedanke, daß, wie für Völker, so auch für einzelne, alles darauf ankommt, zu denen zu gehören, für die der Tag beginnt. Sie empfand die große Ungewißheit aller Dinge, und wie oft wir noch zu halten wähnen, was doch schon vorüber: dieselbe unerklärliche Furcht, wie vorhin bei der Abfahrt, erfaßte sie von neuem; angstvoll preßte sie die Hände zusammen und wußte nicht, wovor ihr graute. Doch da, inmitten ihrer Beklommenheit, glaubte sie auf einmal, einer Vision gleich, Erich wieder vor sich zu sehen, der ihr von der Brücke, die die Liebe erbaut, zuversichtlich die Hände entgegenstreckte, und es war ihr, als vernähme sie durch die Entfernung den Klang seiner Stimme. Da wußte sie, daß er in diesem Augenblick an sie dachte, wie sie an ihn, und daß er sich sehnte gleich ihr, und plötzlich stand es ganz fest in ihrer Überzeugung, daß sie noch an diesem selben Abend ein Zeichen von ihm erhalten würde. Alle Angst war geschwunden, nur ein großes Vertrauen in die Zukunft erfüllte sie ganz, und sie wäre gern gleich nach Hause geeilt, denn sie wußte nun ganz bestimmt, daß dort etwas Schönes ihrer harren müsse.

Endlich kamen die Herren aus dem Rauchzimmer, und Gräfin Mallone, die bis dahin auf einem Sofa am Ende des Saales hinter ihrem schützenden Fächer leise mit Teds Mutter gesprochen hatte, trat nun mit befriedigtem Ausdruck an Isa heran: „Ich fürchte," sagte sie, „wir müssen wegen Franks Gesundheit bald nach Hause; wir wollen nur auf Baby warten, die, wie ich sehe, im andern Zimmer auch noch Bridge spielt."

Isa fuhr erschrocken zusammen. Spiel! Spiel! Das Wort hatte ihr nie Gewinnen, sondern nur immer Verlieren bedeutet, seit sie es einst zuerst vernommen. Und nun spielte das Kind!

„O, Aga!" sagte sie angstvoll.

„Na, beruhige dich," antwortete die Schwester leise, „Frank hat ihr das Geld gegeben, und ich glaube, das war mal eine ganz gute Anlage."

Aus dem Nebensaal erscholl nun Lachen im frohen Durcheinander junger Stimmen.

„Ich habe alles an Mr. Ted Vansittart verloren," rief Baby beim Hereintreten und sah dabei siegreich strahlend aus, als habe sie eben ein Königreich gewonnen; „sogar mehr noch als alles habe ich verloren — meine letzte Schuld konnte ich nicht bezahlen, aber er meint, es schadete gar nichts, und er wolle morgen kommen, sie sich abzuholen."

„Ja, ja, Ted wird morgen zu Ihnen kommen und ich auch — um mich zu erkundigen, wie Ihnen der Abend bekommen ist," sagte die alte Mrs. Vansittart, während sich Gräfin Mallone nun verabschiedete.

Es war eine kalte Heimfahrt, trotz Pelzen und Decken. Die vier Insassen des Wagens waren aus verschiedenen Gründen schweigsam: Graf und Gräfin Mallone, weil sie von der lähmenden Müdigkeit befallen waren, die wie ein greifbares Wesen stets ihrer im Wagen harrte; Isa und Baby, weil ein Übermaß der Gedanken sie erfüllte. Der Schnee fiel noch immer ruhig und stetig, als

käme er von dort, wo noch große Vorräte vorhanden. Die kleinen Treppen, die zu den Eingangstüren der Häuser führen, waren nicht mehr sichtbar, sondern verschwanden unter weißen Abhängen. Die Straßen waren leer und still, doch im flackernden Fackelschein sah man, wie Abteilungen von Schneeschauflern einander ablösten. Dunkle Gestalten waren es, unheimliche Wesen unbekannter Herkunft und noch unbekannterer Bestimmung, die aus finstern Schlupfwinkeln hervorkriechen und sich immer dort einfinden, wo es gilt, mit der Natur selbst zu ringen. — Die arbeiteten und arbeiteten die ganze Nacht, um die Wege freizuhalten, über die am nächsten Tage Freud und Leid schreiten würden.

Als Isa in ihr Zimmer trat, sah sie gleich mit dem ersten Blick den Brief auf dem Toilettentisch liegen, von dem sie während des ganzen Abends gefühlt hatte, daß sie ihn da finden würde. Sie war dessen ganz sicher gewesen, und doch, als sie das Kuvert mit den großen, festen Schriftzügen jetzt wirklich vor sich erblickte, begann ihr Herz zu hämmern, und sie bemerkte, daß ihre Hände zitterten, während sie den Brief rasch beiseite schob, als sei der Inhalt, den sie deutlich ahnte, für andre durch den Umschlag sichtbar.

„Geh rasch zu Bett, Mama," sagte Baby, die einen Augenblick in das Zimmer der Mutter getreten war, als wolle sie noch mit ihr sprechen; „du siehst aus, als fieberteſt du. Schlaf wohl und morgen früh komm ich und erzähl dir was."

Isa hörte die Worte kaum.

Endlich war auch die Jungfer gegangen, endlich war sie allein.

In ein weiches, weißes Gewand gehüllt, setzte sie sich an den Toilettentisch, schob eine kleine elektrische Lampe heran und griff nach dem Brief. Und während sie ihn öffnete und wieder das ungekannte Herzklopfen fühlte, kam es ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß sie zum erstenmal einen an sie gerichteten Liebesbrief in der Hand halte. Sie errötete bei dem Gedanken und empfand die etwas bange Freude, das Gefühl, eine wichtige, außerordentliche Begebenheit zu erleben, die sonst nur ganz junge Mädchen kennen. Aber dem allen mischte sich eine weiche, dankbare Rührung bei, daß dies Glück nun doch noch in ihr Leben trat. — Damals, bei ihrer Verlobung, war alles so selbstverständlich zugegangen; die Eltern hatten bereitwillig zugestimmt, die Partie war sehr passend und richtig gefunden worden, für süße kleine Heimlichkeiten hatte es da keinen Platz gegeben — und sie war plötzlich verheiratet gewesen, sie wußte heute selbst kaum mehr, wie das alles so rasch gekommen war.

Und nun hielt sie ihren ersten Liebesbrief in der Hand . . .

Also so ist das, wenn uns ein Mensch liebt? so sanft und weich klingen da die Worte? so kraftvoll jung tragen sie uns in die Höh?

Es gab also wirklich jemanden, der nur leben wollte, um sie glücklich zu machen? der es als sein Glück empfand, wenn sie sich ihm anvertraute? der all ihre wehe Enttäuschung verwandeln wollte in Seligkeit? der eine Brücke zu bauen vermochte aus dem dunklen Lande der Herzenseinsamkeit hinüber zu einer neuen lichten Stätte der Freude?

Das gab es alles wirklich auf der Welt? das durfte sie noch erleben? —

Nun hatte sie den Brief zu Ende gelesen, und sie lächelte ihn an — ganz still und verträumt — wie man nicht oft im Leben lächelt.

Ihre Blicke glitten über die Dinge, die sie umgaben und sahen sie nicht, sahen statt ihrer, was künftig sein würde, das neue Leben, die kommenden Tage.

Dann aber blieben ihre Augen doch an etwas Äußerlichem haften; sie gewahrte den Spiegel, der vor ihr auf dem Tische stand und sah, wie aus dessen Tiefe sie sich selbst anlächelte. Da beugte sie sich vor und betrachtete ihr eigenes Bild; ganz gerührt schaute sie sich an, wie man eine liebe Freundin ansehen würde, die man in viel Trübsal gekannt und der es nun plötzlich gut geht. Dabei erinnerte sie sich mit einemmal, daß die amerikanischen Zeitungen sie „die schöne Gräfin Clam Gräven" nannten — und heute freute sie sich dessen. Etwas sein, um etwas geben zu können — das war beseligend!

Ach, daß es doch viel mehr gewesen wäre, was sie zu geben hatte! dachte sie. Eine Trauer um verronnenes Leben, um verlorene Tage stieg in ihr auf. So manche Schätze vergeuden wir an Achtlose in der Jugend, nicht ahnend, daß an der nächsten Biegung des Weges jener schon erwartend steht, der die kleinste Gabe mit zärtlich anbetenden Händen empfangen wird. Ach, daß es ein Zurückkehren, ein Ungeschehenmachen auf Erden gäbe!

Aber heute abend wollte sie allen traurigen Gedanken den Eintritt wehren. Er liebte sie ja, liebte sie, wie sie war, liebte sie gerade, weil sie so war! Und sich im Spiegel anschauend und dabei doch nicht sich, sondern nur immer ihn erblickend, dachte sie, als könnten ihre Gedanken bis zu ihm dringen: „Verzeih mir, daß ich schon ein Leben lebte, ehe ich dich gekannt, verzeih mir um dessenwillen, daß es ein so jammervolles Leben gewesen ist — und sag dir auch, daß, wenn ich heute zu dir kommen könnte mit Augen, die noch nichts gesehen und noch um nichts geweint, es eben nicht dieselben Augen wären, die du lieb gewonnen — das Ich, was ich dir dann schenkte, wäre ein ganz andres, als was ich heute bin."

Sie wollte ihm gern viel, sehr viel sein! In ihrem Herzen wallte eine große Sehnsucht auf, zu sorgen und pflegen, zu lieben und schenken. Der Worte erinnerte sie sich, die er gebraucht an dem Nachmittag, als er sie allein in Agas kleinem Wohnzimmer getroffen: ja, sie wollte die Frau sein, zu der es wohltut, heimzukehren.

Und sie konnte es nicht erwarten, ihm das alles erst morgen, wenn er kam, zu sagen; nein, jetzt gleich mußte sie ihm schreiben und in Worte fassen, was ihm bisher nur ihre Blicke während des Gesanges eingestanden. In der Frühe des kommenden Tages sollte der Brief zu ihm getragen werden, bei Morgengrauen sollte ihn ihre Liebe grüßen. Sie wollte ihm sagen: „Ich war eine stumme Harfe, die nunmehr tönt, weil der Frühlingswind deiner Liebe ihre Saiten berührt; ich war eine Muschel, deren Perle du gefunden; ich glich einer vergessenen Insel, die du neu entdeckt und deren Blumen dir nun alle, alle gehören sollen!"

Diesen einen Brief zu schreiben, das war des oft so sinnlos scheinenden Daseins Zweck gewesen — sie wußte es nun, und daß alles nur entsteht, um

sich in Liebe zu geben. Viel, viel hätte sie sein mögen, denn selig ist, wer viel zu geben hat.

Ein unendliches Glücksgefühl war in ihr, eine Andacht, wie vor einem Wunder, und zugleich das Bedürfnis, dies alles fest, recht fest zu halten. — Vor ihr stand eine kleine Uhr, die sie seit vielen Jahren besaß und die mit ihrem Ticken den Gang so mancher Zeiten der Trübsal begleitet hatte; die hob Isa nun auf, schaute auf die stetig rückenden Zeiger und drückte dann ihre Lippen auf das Zifferblatt: „Ich küsse dich, du meine erste volle Glückesstunde!"

Während sie noch so stand und auf die Uhr schaute, öffnete sich leise die Türe, und zum größten Erstaunen Isas, die rasch den Brief verbarg, trat Aga, die sonst nie früh genug zu Bett gehen konnte, bei ihr ein.

„Es ist zwar schrecklich spät," sagte gähnend die schöne Gräfin Mallone, „aber ich wollte doch noch gleich zu dir kommen — ich denke, wir können uns sehr gratulieren."

Isa fuhr zusammen. Hatte die Schwester doch schon bemerkt, was sie selbst für so heimlich versteckt gehalten?

„Nun ja," fuhr Aga fort, „es läßt sich ja nicht leugnen, daß es etwas andres ist, als wir früher je für möglich gehalten; aber schließlich, man muß die Welt nehmen, wie sie nun einmal ist — und Adel spielt heute nicht die Rolle wie zur Zeit, da wir beide jung waren."

„O, daran hatte ich überhaupt nie gedacht — das ist ja alles so gleichgültig, wenn man einen Menschen liebt!" rief Isa mit einer Stimme, die geradeswegs aus den Tiefen ihres Herzens zu kommen schien.

Aga zog die Brauen überlegen in die Höhe. Wie exaltiert die gute Isa manchmal tat, wo es sich doch nur um kühle Zweckmäßigkeitserwägungen handeln konnte, dachte sie und fuhr in absichtlich geschäftsmäßigem Tone fort: „Es freut mich in diesem Falle, daß du so modern denkst; Frank und ich fürchteten nämlich, daß du vielleicht erst Dusterhusensche Ideen in dir selbst zu überwinden haben würdest."

Nun war es an Isa, innerlich überlegen zu lächeln. Die arme Aga! Wie sehr merkte man es doch jedem ihrer Worte an, daß sie nichts von der Liebe wußte. Überwinden! welch komisches Wort! Ach, da hatte es nichts zu überwinden gegeben, da war nur die Sehnsucht, mit dem früheren Namen auch alles vorher Gewesene ablegen und vergessen zu können, und nur noch das Eine zu wissen, daß sie ihm gehören würde!

Gräfin Mallone, ganz in ihren Gedankengängen befangen, sprach indessen weiter: „Ich gebe ja zu, daß das alles viel fataler gewesen wäre, wenn es sich um einen Europäer gehandelt hätte. Na, man hätte sich dann darum bemühen müssen, ihm den Adel zu verschaffen. Frank ist zwar sehr gegen all solche Nobilitierungen, aber ich sage, je neuer der Adel, desto mehr Befriedigung scheint er seinen Besitzern zu gewähren. Und an einen völlig titellosen europäischen Neffen hätte ich mich doch nur schwer gewöhnt, wir sind eben doch mit andern Ideen aufgewachsen. Bei einem Amerikaner dagegen ist das ganz was andres — die haben einfach keine Titel, und die Astors,

Vanſittarts, Stuyveſants ſind hier zu Lande dasſelbe wie wir bei uns. Und erſcheint ſie drüben in der Oſtſee mal auf ihrer eigenen Jacht als Mrs. Ted Vanſittart, ſo wird ſie bei euch, wo das Fremde ja hoch im Preiſe ſteht, mehr fêtiert werden, als wenn ſie Stolberg oder Dohna hieße."

Wie fremder Sprache hatte Iſa mit wachſender Ratloſigkeit den Worten der Schweſter gelauſcht; doch nun fuhr ſie empor, als bedrücke ſie ein furchtbares Traumgeſicht und rief angſtvoll: „Aga, Aga, ich verſtehe kein Wort, wovon redeſt du eigentlich?"

Gräfin Mallone ſchaute verwundert in das verſtörte Geſicht: „Iſachen, ja, was iſt dir denn? Wir ſprechen doch ſchon die ganze Zeit über Babys Verlobung mit Ted Vanſittart."

„Baby ... Ted ... Verlobung?" ... ſtieß Iſa hervor, als vermöge ſie den Sinn der Worte nicht zu faſſen. „Aga, ich beſchwöre dich, das iſt ja unmöglich, davon weiß ich ja gar nichts!"

„Na ja, aber gemerkt, daß es dazu käme, haſt du doch wohl auch. Heute nach dem Diner ſprach Ted einen Augenblick mit Frank, und die alte Mrs. Vanſittart hat mit mir geredet, um zu hören, wie ſein Antrag wohl aufgenommen werden würde. Denn feierlich und förmlich ſind dieſe Könige der Republikaner geworden, als handle es ſich um die Präliminarien einer richtigen Fürſtenehe. Na, und morgen werden ſie kommen, bei dir um ſie anzuhalten."

„Aber das iſt ja unmöglich, unmöglich!" wiederholte Iſa, als ſträube ſie ſich inſtinktiv gegen ein großes Unglück.

„Warum denn unmöglich?" fragte Aga mit beginnender Gereiztheit. „Ted iſt ein ſcharmanter Junge und eine der beſten Partien in Amerika. Der kann ſeiner Frau alles geben, was ſie ſich vom 1. Januar bis 31. Dezember nur immer wünſchen mag — und das wird bei Baby nicht gerade wenig ſein. Und was für Chancen hätteſt du denn für ſie bei euch daheim in Pommern? Ein kleiner Gutsbeſitzer, der ſchlecht gemachte Kleider trägt und über Not der Landwirtſchaft nicht zu ſprechen braucht, weil man ſie ihm ſchon von weitem anſieht? Ein kläglich beſoldeter Beamter, bei dem die eheliche Treue ein Ergebnis ökonomiſcher Erwägungen iſt? Oder ein kleiner Infanterieleutnant an der ruſſiſchen Grenze, wo die Lebensmittel billig ſein ſollen, und der ſich daher einbildet, auf eure paar tauſend Mark müßte flugs eine Familie gegründet werden? — Nein, wirklich, Iſa, je mehr man ſich's überlegt, du kannſt nicht dankbar genug ſein, daß ſich dieſe Partie mit Ted Vanſittart arrangiert hat! — Und obendrein," ſetzte ſie hinzu, „iſt Baby ja auch in ihn verliebt."

„Sie hat mit dir darüber geſprochen?" fragte die Mutter ſchmerzlich betroffen.

„Nun ja, und du mußt ihr das nicht übelnehmen; ſie hat, wie ſo viele Kinder andrer, nun einmal ein beſonderes Vertrauen zu mir, und dann iſt es ja auch begreiflich, daß ſie ſich in dieſem Falle lieber an Frank und mich gewendet hat, denn von Ausländern wiſſen wir nun doch mal mehr als du."

„Baby? ... und verliebt sein?" wiederholte Isa ungläubig, als seien es zwei Begriffe, die sich aufhoben. „Aber" — und sie betonte alle Worte — „was kann ein Kind wie sie denn überhaupt von Liebe wissen? Von dem Gefühl für den einen bestimmten Mann, ohne den das ganze Leben zur Wüste würde? Ach, davon ahnt sie ja nichts!" Und hastiger und eindringlicher redend, als plädiere sie mit ganzem Herzen vor einer obersten Instanz, fuhr sie fort: „Das muß ein Irrtum sein! Das ist sicherlich nur ein vorübergehender Einfall — vielleicht um alle Romane lesen zu dürfen und allein ausgehen zu können, oder um zu reisen und als verheiratete Frau, wie es so viele Mädchen glauben, überhaupt unabhängiger zu sein — was für Ideen gibt es nicht in olch siebzehnjährigem Köpfchen! — und dieser Mr. Vansittart erscheint ihr gewiß nur als Mittel zum Zweck."

„Natürlich denken junge Mädchen beim Heiraten auch an so etwas und an ihre Ausstattung und die Hochzeitsgeschenke," antwortete Aga; „aber das ist doch kein Unrecht, sondern ganz selbstverständlich. Überspannte Gefühle sind nur lästig im Leben, und wenn Ted wirklich Baby als Mittel zum Zweck erscheinen sollte, nun so ist der Zweck ein berechtigter und das Mittel eines, um das sie von vielen Frauen beneidet werden wird. Ich nähme Ted gleich, wenn ich so alt wie Baby wäre."

„Aber sie ist doch überhaupt noch zu jung, viel zu jung zum Heiraten," hub Isa von neuem zaghaft an, „voriges Jahr ist sie erst eingesegnet worden."

„Ja aber Isa, wer würde sich denn überhaupt noch verheiraten wollen, wenn man mal aufgehört hat, sehr jung zu sein?" erwiderte Aga mit zunehmender Ungeduld. „Das ist wie mit den fremden Sprachen und dem Schwimmen, — im Alter lernt sich's nicht mehr. Du und ich, wir haben uns doch auch sehr jung verheiratet, — na, und heute täte es doch sicherlich keine von uns beiden mehr, — es käme uns wie eine lächerliche Geschmacklosigkeit vor."

Sie lachte hart und freudlos. Und Isa schwieg von da ab. Was sollte sie auch noch sagen? Es war ihr ja, als sähe sie auf einmal alles mit den Augen Anderer, mit Agas Augen. Hatte die Schwester vielleicht recht und wußte doch mehr mit dem Kinde Bescheid? Aber sie selbst hatte doch aufrichtig geglaubt, nur zu Babys Bestem zu sprechen, — hatte sie etwa statt dessen gegen ihr eigenes Kind geredet? Ganz instinktiv war es gewesen, wie man nur plädiert, wo das Liebste gefährdet wird — plädiert, aber wenn nicht für Baby, für wen denn dann? Etwa für sich? — Konnte es das sein? —

Sie hörte nicht mehr hin, wie Aga nun fortfuhr, Ted Vansittarts Vorzüge aufzuzählen. In ihren Ohren tönten noch immer jene andern Worte: „Eine lächerliche Geschmacklosigkeit, wenn man nicht mehr jung ist." Und sie fragte sich, was wäre es dann erst, wenn man sagen müßte „gleichzeitig mit der eigenen Tochter"? —

Hatte sie sich darum so instinktiv gewehrt? —

„Also, Isa," resümierte Gräfin Mallone in ihrem trockensten Tone, „morgen vormittag werden Ted und seine Mutter herkommen, um bei dir um Baby anzuhalten. Und nachher, denk ich mir, wird Ted wohl nicht mehr

lange warten wollen; ein nordamerikanischer Verlobter hat es sicher besonders eilig, denn die Leute hier sind ja so wie so, bei allem was sie tun, in einer beständigen Hetze. Drum denken Frank und ich, daß es am besten sei, wenn sich Baby im April, ehe alles für den Sommer auseinandergeht, in Washington von der Botschaft aus verheiratet. Wir wollten dir das anbieten. Teds Verwandte würden ja natürlich auch dazu nach Europa fahren, wenn ihr es wolltet; aber ich sehe die amerikanische Hochzeitsgesellschaft nicht so recht in Dusterhusen zwischen den pommerschen Gutsnachbarn."

„O nein," rief Isa, unwillkürlich die Hände ausstreckend, als müsse sie das arme Dusterhusen schützen vor kaltem, kritischem Blick.

Und Aga fuhr fort: „Ich verstehe dich vollkommen. Es macht sich ja ganz gut vor den Hiesigen, die nichts besitzen, was sie nicht selbst gekauft haben und was sie nicht wieder verschachern dürften, sagen zu können, daß Baby ein unveräußerliches Familiengut von ihrer Großmutter geerbt hat; aber in die tatsächliche Misere dieser ostelbischen Klitsche braucht ihr euch lieber nicht reingucken zu lassen. Eine Hochzeit aber auf unsrer Botschaft, mit all den chers collègues, das imponiert den Leuten hier merkwürdigerweise doch noch immer und gibt Baby von Anfang an einen besseren Start. — — Ja, und nun wegen der Ausstattung!" fuhr Aga fort in ganz verändertem lebhaften Tone, als komme man endlich zur Hauptsache. Man merkte ihr dabei an, welch brennendes Interesse sie sofort für die Toilettenkonsequenzen empfand, die eine Hochzeit, mehr beinahe als alle andern menschlichen Angelegenheiten, mit sich zieht. „Ich denke, wir schreiben schon morgen nach Paris. Gottlob handelt es sich für Baby nicht um jämmerliche Verhältnisse, wie sie bei euch in Deutschland oft vorkommen sollen, wo darüber debattiert wird, wer von den beiden das Wohnzimmer und wer das Schlafzimmer liefern soll und was für nützliche Geschenke man den Freunden zu machen nahelegen kann, — wir brauchen nur an Babys persönliches trousseau zu denken, und das *muß* natürlich sehr elegant werden."

Die schöne Gräfin Mallone verlor sich in einer Vision von zartester Wäsche, raschelnden Unterröcken, berückenden Kleidern und Hüten aller Art; wie Regimenter marschierten die vielen Dinge vor ihrem inneren Auge auf, die Pelze, Sonnenschirme, Fächer, die Spitzen, Schleier und Boas, deren Baby bedürfen würde, — denn all das zusammen bedeutete ja „Heiraten".

Und während dem saß Babys Mutter schweigend daneben und starrte vor sich hin. Sie sah keine solchen Visionen; sie wiederholte innerlich nur stets von neuem denselben Satz, als könne sie noch immer nicht recht daran glauben: „Baby wird sich verheiraten, Baby wird sich verheiraten, denn Baby ist es, für die das Leben beginnt." — Und dann stand plötzlich als entsetzliche Frage ein andrer Satz daneben: „Und ich? und ich?"

Sie mußte die zwei Worte, ohne es zu wissen, laut gesagt haben, denn Gräfin Mallone drehte sich plötzlich zu ihr und wiederholte: „Und du? nun natürlich müssen wir auch für dich das korrekte Kleid zu der Gelegenheit bestellen — grau oder lila?" — sie schaute die Schwester prüfend an, — „nein, doch lieber ein schönes, sattes Violett, das scheint mir das geeignete

für die Brautmutter, — ernst, solide, gediegen — und mit einem Kapotte-hütchen."

Von diesem Resultat befriedigt, stand sie auf: „Nun müssen wir aber wirklich schlafen gehen, denn morgen wird ein anstrengender Tag, und Baby hat recht, du siehst wirklich sehr angegriffen aus, — der plötzliche Schneefall, wo es beinahe schon Frühling war, ist dir wahrscheinlich schlecht bekommen, — na, übrigens tröste dich, für eine angehende Großmutter bist du immerhin noch erstaunlich gut konserviert."

Gähnend war die schöne Gräfin Mallone hinausgegangen.

Nachdem die Schwester gegangen, blieb Isa regungslos, wie jemand, der tief herabgestürzt ist und sich nicht zu bewegen wagt, aus Angst, die erlittenen Verletzungen dann erst recht zu fühlen. Sie war wie betäubt von einer großen Erschütterung und starrte vor sich hin und sah und hörte nichts.

Allmählich aber drang ein leises, regelmäßiges Geräusch bis zu ihr, als klopfe etwas, Einlaß begehrend, an die Tore ihres Bewußtseins. Sie horchte hin: es war das Ticken der Uhr, die vor ihr stand. Jetzt sah sie auch das Zifferblatt und erinnerte sich dunkel, daß sie es einmal geküßt. — Warum hatte sie das damals nur getan? Es mußte wohl sehr lang her sein! Sie schaute nun aufmerksam hin: nein, um ein weniges nur waren die Zeiger vorwärts gerückt; eine Stunde kaum war es her . . . seit . . . ja, seit wann eigentlich?

Und es antwortete die tickende Uhr: „Seit ich die erste volle Glücksstunde deines Lebens zeigte."

Da fiel es ihr alles ein, und sie empfand die Schmerzen des tiefen, tiefen Sturzes.

Weiter sprach die Uhr: „Vorhin erstand dein Glück, jetzt liegt es im Sterben. In allen Stunden wird geboren und in allen gestorben. Und hat beides wenig Bedeutung vor der endlosen Zeit."

„Aber was ist denn geschehen? was ist geschehen, wodurch alles verwandelt wurde?" stöhnte Isa aus den Abgründen, wo die zerstörten Seligkeiten liegen.

„Es ist nur das geschehen," sagte die Uhr, „daß auf dein Glück der Reif der Anschauungsart Anderer gefallen ist, und davon kann sich dein Glück nie mehr erholen, daran muß es sterben. Es ist geschehen, daß du dich selbst zum erstenmal so gesehen hast, wie du für die Augen Anderer durch die Stunden geworden bist, in denen ich dir schlug. Es sind deren nicht sehr viele gewesen, und du bist noch gar nicht alt; aber darauf kommt es auch nicht an, sondern nur auf das, was die Stunden enthielten. Dir haben sie eine Kette geschmiedet, die du niemals abschütteln kannst, und so kurz deine Vergangenheit auch gewesen, so wirft sie doch einen Schatten, dem du nimmer entfliehst."

„Das ist zu grausam! Das ist unmöglich!" schluchzte es in dem Abgrund.

Die Uhr aber tickte gelassen weiter und ließ Isa allein im hoffnungslosen Kampf gegen die Folgen der Dinge.

Sie konnte es noch nicht fassen und glauben, und doch fühlte sie, daß alles seit Agas Worten verwandelt war. Etwas Hartes, Unschönes hatte sie

berührt. Von kaltem Winde getroffen, sank die verspätete Blume ihres Glückes entblättert herab.

Aber warum, warum?

Eine große Empörung und Auflehnung erstand in ihr. Warum sollte nicht auch ihr einmal das Glück gehören, wie so vielen Anderen? Welches Unrecht hatte sie denn getan? Hatte sie nicht ihr Lebenlang gekämpft und geduldet und sich geopfert immer und immer wieder, zuerst in den Jahren ihrer fernen, halb vergessenen Ehe, dann in der Öde von Tuserhusen? Grenzenlos einsam war sie stets gewesen, hinter Eisenstäben gefangen hatte sie ins vorbeigleitende Leben hinausgestarrt, — und nun streckte sie sehnsüchtig die Hände durch das Gitter nach dem einen, der draußen stand und sie rief, nach dem Baumeister, der mit seiner Liebe eine Brücke für sie errichtet hatte, hinüber zum Lande der Freiheit und Freude. War es denn gar nicht möglich, daß sie ihm folgte, dorthin, wohin alles Lebende sich, Wege suchend, sehnt? Eben noch war es ihr doch so leicht und natürlich erschienen, keinen Augenblick des Zauderns hatte sie gehabt.

Und auch jetzt antwortete sie sich selbst: „Es ist nicht nur möglich, es ist sogar ganz leicht." — Sie brauchte nur ja zu sagen, dann würde sie scheinbar den Schatten und Ketten der Vergangenheit entronnen sein. Es gab keine Macht, kein Gesetz, keine Grundsätze, nicht einmal bestimmte gesellschaftliche Vorschriften, die sie daran verhindern konnten. Sie war noch jung, sie war schön, sie würde in ein paar Wochen auch für Baby nicht mehr zu sorgen haben.

Und doch fühlte sie gerade da, daß es nicht ging. Sobald sie an Baby gedacht, hatte sie auch die Unmöglichkeit erkannt. — Wie sollte sie das dem Kinde je sagen? ihm sagen: „Alles, was du von mir geglaubt, war nicht wahr; ich bin eine ganz andre als du dachtest, und mein ganzes bisheriges Dasein ist nichts als eine einzige lange Sehnsucht nach Glück gewesen, und heute, heute endlich beginnt mein wahres Leben!"

Wie sollte sie das dem Kinde sagen? Sie, die kein Recht mehr dazu hatte, weil in den Augen Anderer und vor allem in den Augen der Tochter ihr Leben längst abgeschlossen und vorüber war.

Unmöglich war es. Aller Schönheit zuwider wäre es gewesen.

Wie Angst überkam es sie plötzlich, daß das Kind nur nie etwas von dem kurzen Traum der letzten Wochen erfahren möge; das Kind, das einst, vor Jahren schon, gefunden hatte, daß der Mama junge Kleider nicht mehr ständen. Nur nicht vor diesen klaren, durchdringenden Augen lächerlich erscheinen müssen, — eine alternde Frau, die an eigene Glückshoffnungen dachte, während des Lebens hohe Stunden für die Tochter zu schlagen begannen!

Ja, das war das Hindernis.

Und auch vor dem Gedanken schreckte Ija zurück, daß sie, die so lange in völliger Vergessenheit gelebt, nun noch einmal ein Gegenstand der Beachtung für fremde Menschen werden solle, daß ihre verborgensten Gefühle Gesprächsstoffe liefern würden. Aber am allermeisten scheute sie sich doch vor dem, was sie bei der eigenen Tochter finden würde: vor dem Erstaunen, dem

nachsichtigen Lächeln oder der Verurteilung, die Baby gegenüber der Mutter empfinden würde, weil sie sie ja gar nicht kannte und nie in ihrer jugendlichen Selbstbeschäftigtheit etwas geahnt hatte von der inneren Einsamkeit und der namenlosen Sehnsucht dieses älteren Lebens, das sich all die Jahre neben dem ihren abgespielt hatte. Nein, Baby kannte Isa gar nicht, denn Jugend kennt ja nur sich selbst. Aber kannte Isa denn die Tochter? War ihr das wichtigste Ereignis in Babys kleinem Leben nicht ganz überraschend gekommen, während Aga es doch offenbar längst ahnte? Wie war das möglich gewesen?

Selbstquälerische Fragen traten an sie heran, wie sie kommen, wo wir fürchten müssen, daß wir Anderen gegenüber mehr von dem Stecken der Pflicht geleitet, als vom Fluge der Liebe getragen wurden. Und ein Gefühl überkam sie, gegen das sie sich unbewußt stets gewehrt hatte, ohne auch nur zu wagen, seinen Namen zu flüstern. Aber es war eine jener seltenen Stunden des Lebens, in der Schleier fallen und Namen genannt werden. Sie erkannte plötzlich, daß ihr das Kind eigentlich ganz fremd war, obschon sie es nie verlassen und ihm die besten Jahre ihres Lebens geweiht hatte. So fremd wie die ferne Vergangenheit — zufällig wie diese. Nie hatte sie, wie die neidenswerten Mütter von Liebeskindern, gefühlt, daß der eigentliche Zweck ihres Daseins von Uranfang vorgesehen gewesen sei und darin bestanden habe, gerade dieses eine Kind in die Welt zu setzen. Sie fragte sich im Gegenteil in der völligen Aufrichtigkeit dieser nächtigen Stunde, wie es denn überhaupt möglich war, daß sie ein Kind hatte, wo doch eben erst ihr eigenes wahres Leben begann? Rätselhaft — o, schlimmer als rätselhaft!

Aber eben durch dies Kind gehörte sie der Vergangenheit, denn es hielt ja die Kette, an der sie ihr Leben lang getragen. Früher hielt es sie mit rundlich rosigen, unbewußt selbstsüchtigen Fingerchen, jetzt mit jugendlich starkem, Glück verlangendem Griff. Fortwährendes Sorgen und Entsagen hatten diese Hände ein Leben lang von ihr gefordert und forderten es heute wieder. Und ob sie sich auch noch sträubte, sie fühlte es nun doch schon — sie würde sich opfern müssen. Wir wissen ja nie, an welchen verlassenen Felsen uns die Kette schließlich anschmieden wird, die wir ahnungslos aufnahmen; und unsres Lebens Irrtümer fangen oft erst dann an, sich am bittersten zu rächen, wenn wir uns kaum noch erinnern, wie es damals in der fernen Jugendzeit zuging, als wir sie begingen.

Ach wir armen, armen Menschen!

„In der fernen Jugendzeit . . . .“ Die gedachten Worte formten sich unwillkürlich zu leisem Klang auf ihren Lippen und tönten traurig in der Stille der Nacht. Es war nicht zu ertragen, was sie alles wachriefen. Ach, wir armen, armen Menschen! Und auch diese Worte wiederholte und wiederholte Isa, als seien sie ein Schlafliedchen, mit dem der Schmerz sich einwiegen läßt. Aber dieser Schmerz ließ sich nicht einwiegen! — Das eigene Geschick war nur eines von so vielen. Millionen von Wesen irren sich ahnungslos in der Frühzeit des Lebens einmal im Wege und müssen nun weiter, weil es kein Zurück auf des Lebens Straßen gibt, weil Wunder nicht geschehen können,

die uns von den Folgen unsrer Handlungen befreiten. Ach, wir armen, armen Menschen!

Da weinte sie bitterlich.

Doch noch einmal erstand die Hoffnung in ihr, und noch einmal fragte sie sich: War es nicht dennoch möglich? Was lag an allem, was Andere dachten, was Aga oder Baby sagen mochten? Was liegt an vergangenem Leben, wenn es so völlig vergessen ist, daß man sich selbst wie ein ganz neuer Mensch erscheint? Kam es denn nicht einzig und allein auf sie beide an?

Und Erich, das wußte sie, sah sie anders als alle andern Menschen, der sah die in ihr, die er liebte — und die ist immer jung. Doppelt wollte er sie ja lieben, um all das, was sie gelitten, um alles, was sie entbehrt. So viel zärtliches Mitleid sprach aus seinem Briefe. Konnte ihr das nicht genügen? Ließ sich darauf nicht das neue Leben erbauen, das ihr ganzes Wesen ersehnte?

Ja! tausendmal ja! — wenn sie beide allein wären, wenn es keine Ketten der Vergangenheit gäbe, die sie hielten und die die Anderen sahen. Denn mochte er heute auch nur ihre Jugend und Schönheit sehen, so war sie dennoch alt durch äußere Lebensumstände, nicht durch die Zahl der Jahre, nur durch ihren Inhalt. Wenn er das je einsähe? Er, der selbst ein volles, ganzes Leben zu verschenken hatte? Der Gedanke war nicht zu ertragen — und mußte doch ausgedacht werden. Denn morgen, vielleicht schon morgen würde seine Blindheit weichen müssen, wenn er Worte hörte, wie Aga sie eben ahnungslos und ganz selbstverständlich gebraucht: „eine angehende Großmutter!" — o, daß nur er nie solche Worte vernahm, wenn sie selbst, dabeistehend, fühlen würde, wie er sich um ihretwillen lächerlich vorkam und wie er, aus Ritterlichkeit und Mitleid für sie, dagegen anzukämpfen suchte!

Das war das wirkliche Hindernis, über das es keine Brücke gab. Jedes andre hätte sie überwunden aus Liebe zu ihm. Aber gerade ihre Liebe, die schon heute vorausschend war, gebot ihr, ihn davor zu schützen, daß gespöttelt werden konnte über die, der er seine Liebe geschenkt hatte. Nicht unschön durfte werden, was so selig hätte sein können. Und sie mußte ihm sagen: „Ich bin alt, ich bin alt, und wenn du es auch nicht siehst, so weiß doch ich es. Es zu wissen und dich scheiden heißen, das kann ich ertragen, aber es je in deinen Augen zu lesen – das ertrüge ich nicht; dabei stürbe nicht nur das Glück, nein, das begrübe die Liebe selbst." — Ja, für ihn und um der Liebe selbst willen, die sie sich in Schönheit bewahren wollten, mußte sie zu ihm sprechen: „Geh, geh, denn wenn unsre Liebe auch die eine wahre und große ist, wie sie nur Menschen zu empfinden vermögen, die des Lebens Leid und Einsamkeiten kennen, so müssen wir sie doch dem tändelnden Kinderspiel der Jüngeren opfern, weil sie zu spät gekommen ist. Die Zeit dafür ist für mich vorübergegangen — ohne daß ich es merkte — aber die Zeit ist darum doch nicht minder vorbei, daß sie so ganz leer gewesen."

Das alles mußte sie ihm morgen sagen. Sagen? nein, das würde sie nicht vermögen. Ihn dabei anschauen? nein, das konnte sie nicht, konnte nicht seinen Blick, der sie seit Wochen so zärtlich bewundernd begleitet hatte, auf

sich ruhen fühlen und dabei selbst mit Worten der Wirklichkeit die Traumesstadt zerstören, in die sie einst zusammen einziehen wollten. Nein, jetzt in der stillen Nacht wollte sie es ihm alles schreiben und ihn bitten, zu gehen, ohne sie wiederzusehen. Rasch sollte es geschehen, damit der Brief ihm in der Frühe noch gebracht werden konnte. Nicht mehr denken durfte sie jetzt, sondern tun, was sein mußte — Zeit zum Denken blieb nachher — viel Zeit — sie war ja noch gar nicht alt. Nein, nicht alt — und doch schon zu alt.

Wie sie nun aber zum Schreibtisch schritt und Feder und Papier an sich zog, überkam sie plötzlich eine große Verzweiflung. Die Arme sanken ihr wie gelähmt nieder. Wie sollte sie, wenn sie ihn von sich wies, nachher die Leere wieder ertragen? Jetzt, nachdem sie andres einen kurzen Augenblick als möglich erschaut? Sie erkannte nun erst, wie völlig sie während der letzten Wochen in der uneingestandenen Liebe zu ihm gelebt hatte; ja, mehr noch, daß diese Liebe eigentlich die Erfüllung einer traumhaften Sehnsucht war, die während all der grauen Jahre doch stets in ihr gelebt hatte. Sie hatte es ja nie klar gedacht, aber sie wußte jetzt doch mit einemmal, daß es nur diese eine Hoffnung gewesen war, die sie aufrechterhalten hatte: es wird doch noch einmal das Morgenlicht eines andern Tages für mich aufgehen!

Und all das mußte sie opfern wegen zweier fröhlicher Kinder, die wahrscheinlich viel weniger als Aga zu sagen vermocht hätten, wie sie zu dem gekommen waren, was diese ihre Verliebtheit genannt hatte — die aber das eine besaßen, was ein Recht zu allem Schönen gibt — die Jugend.

Nun hielt sie die Feder in der Hand.

Wie sollte sie ihn wohl anreden?

Und „Lieber Freund!“ begann sie dann schließlich, denn das konnte er ihr doch immer bleiben.

Dann setzte sie wieder ab.

Ach, wie anders hatte sie sich doch vorhin das Schreiben dieses Briefes vorgestellt!

Und wie sie das dachte, formten sich ihr auch schon die Worte unter der Feder: „Es sollte ein ganz andrer Brief werden, ich wollte Ihnen sagen — aber es ist ja nun ganz einerlei, was ich Ihnen sagen wollte, denn es bleibt nur das, was ich Ihnen sagen muß.“

Und dann schrieb sie ihm alles, alles. Und es war ihr dabei, als durchschritte sie mit ihm noch einmal ihr ganzes vergangenes Leben, dessen Schatten sie gefangen hielten; als durchschritte sie auch *das* mit ihm, was doch nie sein würde, was sich vor ihr ausbreitete wie gelobtes Land, zu dem die Brücke führte, die sie nimmer betreten durfte. Und sie sagte ihm, warum es nicht sein konnte. Die ganze Nacht schrieb sie ihm — diese eine Nacht sollte ihm ganz gehören — und bei dem Schreiben sank es über sie wie müdes Entsagen, während des Schreibens fühlte sie, wie sie in dieser Nacht in Wirklichkeit alt ward.

Sie hielt wohl manchmal inne, als könne sie nicht weiter, weil es gar zu wehe tat, weil sie sich gar zu sehr danach sehnte, daß *er* doch plötzlich dastehen möchte und sie in die Arme schlösse und sie sich an seiner Schulter aus-

schluchzen könne. Aber wenn es auch viele Verluste und manchen Schmerz gibt, um die wir in den Armen eines Andern weinen können — um ungelebtes Leben, da weint ein jeder ganz allein! Und sie nahm die Feder wieder auf in altgewohnter Tapferkeit. — War es denn nicht schon Glück, es ihm doch einmal alles sagen zu dürfen? Und er würde es ja alles verstehen, würde fühlen, daß sie ihm da in diesem Briefe ihre sterbende Jugend schenkte. Das einzige Lied der stummen Harfe, die scheu gehütete Perle auf Muschelsgrund, die sehnsüchtig duftenden Blüten der vergessenen Insel, alles, was sie ihm in der Dauer des kommenden Lebens hatte schenken wollen — das sollte, zu einziger Gabe vereint, dieser eine Brief ihm bringen.

So ward in Schmerzen wahr, was sie vorhin in Seligkeit gedacht: der eine Zweck ihres armen Daseins war es, diesen einen Brief zu schreiben.

Nachdem sie zu Ende gekommen war, starrte sie lange sinnend auf die beschriebenen Bogen. Es war ihr, als sei sie in dieser Nacht gestorben und als läge sie da in diesen Blättern begraben. Dabei fiel ihr ein, daß viele Menschen gestorben sein mußten, während sie den Brief geschrieben hatte, weil ja in jeder Nacht viele sterben. Die brauchten keiner Sonne Aufgang je mehr zu sehen.

Nun erhob sie sich, trat ans Fenster und schob die Vorhänge zurück.

Leise kam der graue Tag hereingeschlichen, wie einer, der sich schämt ob der geringen Gaben, die er zu bringen hat. Ja, ihr brachte dieser Tag nichts — aber Millionen Anderer brachte er unendlich viel! Millionen von Menschen stehen an jedem Morgen hoffnungsfreudig und schaffenseifrig auf, um alle Möglichkeiten des Tages zu ergreifen, und andre Millionen drehen sich alle Morgen noch einmal um zur Wand, weil sie wissen, daß kein Tag ihnen je mehr etwas bringen kann.

Langsam wurde es heller. Isa schaute hinab auf die weiße Straße und gewahrte im fahlen Morgenlicht, daß sich der Schnee über Nacht noch viel höher angehäuft hatte. Nur eine schmale Gasse hatten die Schneeschaufler zwischen den weißen Wällen freizuhalten vermocht. Auf der würden sich nun die vielen Menschen dicht nebeneinander hindurchdrängen müssen, die einen, für die alles schon zu Ende, die andern, für die alles erst begann.

Ein großes wehmütiges Verzichten kam über Isa, und der eigene Schmerz ward weniger herb, weil sie erkannte, daß sie nur das erlebte, was alles Lebende einmal erleben muß. Einzelne Menschen und Nationen sind gleich winzig, aus der Unendlichkeit betrachtet; die Einen gehen, die Anderen kommen, und dann werden auch diese wieder gehen — und hat alles wenig Bedeutung.

Noch einmal setzte sie sich an den Schreibtisch, im doppelten Licht der elektrischen Lampe und des blassen Wintertages, und ehe sie den beendeten Brief in den Umschlag schob und adressierte, fügte sie ihm noch die Worte hinzu: „Während ich Ihnen schrieb, ist es Morgen geworden — ein neuer Tag beginnt — es ist der Tag Anderer."

Der Zug nach Bronzell.

1850.

Jugenderinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois.

(Schluß.)

III. In Kurhessen.

„Sünna, den 2. November.

„Soeben, nachts 3 Uhr, erhalten wir Marschbefehl nach Hessen. Gestern abend war ich bis 9 Uhr in Vacha, dem Hauptquartier, wo noch niemand etwas von einem Aufbruch ahnte. Abscheuliches Wetter! Furchtbarer Sturm und Regen."

Nachdem am 26. Oktober auch Kaiser Franz Josef mit dem österreichischen Ministerpräsidenten, Fürsten Metternich, in Warschau eingetroffen war, führte die Anwesenheit des Grafen Brandenburg zu persönlicher Besprechung der Differenzen zwischen den beteiligten Mächten.

Ganz Europa blickte mit äußerster Spannung auf diese Konferenzen. Allgemein wurden weitgehende Hoffnungen auf die Haltung und Absichten Preußens gesetzt, so „die Verscheuchung des bundestäglichen Gespenstes", ferner in bezug auf die Herstellung der geschichtlichen Verbindung Schleswigs-Holsteins wie des guten, alten Rechtes Kurhessens und die Sicherstellung der parlamentarischen Verfassung der deutschen Nation — alles Punkte, die jedoch tatsächlich weitab von der Auffassung Friedrich Wilhelms IV. lagen. (Sybel, Teil I, S. 428.)

Wohl kam nunmehr Schwarzenberg den Wünschen des Königs insoweit nach, als er sich bereiterklärte, unter gewissen Bedingungen durch Konferenzen in Wien über die Neugestaltung des Bundes beschließen zu lassen. Dagegen verhielt er sich völlig abweisend, die hessische und holsteinische Angelegenheit nach preußischem Vorschlage durch gemeinsame Kommissare zu behandeln; er beharrte fest auf dem Recht und der Pflicht des Bundestages, der Requisition zweier ihm angehörenden Souveräne Folge zu geben[1]). Vor allem aber erkannte er den Einspruch Preußens gegen das

[1]) Außer dem Kurfürsten von Hessen hatte sich auch der König von Dänemark wegen Schleswig-Holsteins an den Bundestag gewandt.

Einrücken der von den Landesherren requirierten Truppen nicht an, vielmehr sollte durch den Bundestag die Exekution in Hessen nunmehr unverzüglich erfolgen. Dies war im Hinblick auf den von Preußen eingenommenen Standpunkt die Aussicht auf einen unvermeidlichen Krieg. Dabei stellte es sich während der Verhandlungen heraus, daß Preußen mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen konnte, auch Rußland auf seiten seiner Gegner zu sehen.

Am 31. Oktober kehrte Graf Brandenburg nach Berlin zurück, entschlossen, was in seinen Kräften lag, zu tun, um den Krieg gegen die fast erdrückende Überlegenheit zu überwinden. „Er fand Berlin in wachsender Aufregung, voll Haß und Verachtung gegen den Kurfürsten, voll Zorn über die Wiederaufrichtung des alten Bundestages, vor allem aber voll Grimm gegen Österreichs Übermut und Bayerns Keckheit auf die Kunde von seinen nach Hessen gerichteten Truppenmärschen; in gleichem Sinne machte sich die Stimmung in den Provinzen bemerkbar. Im Ministerrate dagegen waren die Meinungen noch geteilt, ob man nachgeben oder mit größter Energie kampfbereit vorgehen sollte. Da ging während der Ministerkonferenz am 1. November, in der Graf Brandenburg über Warschau berichtete, die telegraphische Nachricht ein, „daß die bayerischen Truppen die Grenze überschritten und die Exekution in Hanau begonnen hätten". (Sybel, Teil II, S. 20.)

Jetzt blieb allerdings dem General Graf Groeben, der für diesen Fall bereits instruiert war, nichts übrig als einzurücken und Fulda zu besetzen; er erhielt nunmehr auch den weiteren Befehl, eine Besatzung nach Kassel zu legen.

„Neben der politischen war jetzt auch die militärische Ehre Preußens eingesetzt." (Sybel, Teil II, S. 23.)

Unter diesen uns selbstverständlich nicht näher bekannten Umständen erfolgte in der Nacht vom 1. zum 2. November unsre Alarmierung und demnächst unser Einmarsch in Hessen.

Das nächste Schreiben ist aus Fulda vom 4. November abends.

„In einem Augenblick der Ruhe diese Zeilen! Ob Ihr meinen Brief aus Sünna, vom Sonnabend den 2., erhalten haben werdet, weiß ich nicht, ich mußte seine Beförderung den Wirtsleuten anvertrauen. Wir marschierten noch in der Dunkelheit ab, weiterhin umgab uns dichter Nebel. Bald langten wir an der Grenze an. Mit Hurrarufen wurde sie überschritten. Unfreundlich streckte uns auf dem Grenzpfahl ein steinerner Löwe Zunge und Tatze entgegen. Man sah doch manches ernste Gesicht. Ältere Offiziere vermuteten, es würde noch heute zu einem Zusammenstoß mit den Bayern kommen.

„Erst um 3 Uhr nachmittags gelangten wir nach Hünfeld. Ich empfand während des letzten Teils des Marsches ganz abscheuliche Schmerzen in dem einen Fuße. Nur der Gedanke, daß es zu einem Gefecht kommen könnte, hielt mich aufrecht. Aber als wir in Hünfeld um 6 Uhr noch auf dem Markt standen und die Ausgabe von Quartierbilletts noch immer nicht erfolgt war, erreichte meine Widerstandskraft ein Ende. Halb ohnmächtig brachte mich unser besorgter Doktor in das nächste Wirtshaus, und hier ergab sich eine Verwundung an einer Zehe. Ich vermute, daß sie von dem Tritt eines Pferdes herrührte, das, als ich auf einem Rendezvous mich mit seinem Reiter unterhielt, seinen Huf ganz freundschaftlichst auf meinen Fuß gesetzt hatte. Nach einer leichten Operation legte der Doktor einen festen Verband an und — fort war der Schmerz, ich konnte sogar noch der endlichen Austeilung der Quartierbillets wieder beiwohnen.

„Ob es sich nicht hätte ermöglichen lassen, dieses lange Warten nach beschwerlichem Marsche etwas abzukürzen? Allerdings wurde die Stadt sehr stark belegt, aber vielleicht wären wir schneller zum Ziele gelangt, wenn man unsre Furiere mit der Avantgarde, die schon frühzeitig hier eingetroffen und dann weitermarschiert war, hätte vorgehen lassen. Oder waren es Rücksichten auf den Feind, die dies verboten? Ich weiß es nicht, aber empfunden habe ich es genugsam, daß ein derartiges langes Warten gerade nicht dazu dient, die Stimmung der davon Betroffenen zu heben und abgespannte Kräfte neu zu beleben.

„Den 3. November rückten wir nach dem schön gelegenen Fulda, das mit seinem Dom und dem bischöflichen Palais einen stattlichen Eindruck macht. Unser 1. und 2. Bataillon kamen in eine Kaserne, welche leer stand, da die hessischen Truppen entlassen worden waren. Ich war so glücklich, ein prächtiges Quartier bei dem Herrn Dompräbendar Dr. Lomp zu erhalten, der mir auf das freundlichste entgegenkam, und bei dem ich ausgezeichnet aufgehoben bin.

„Heute, am 4., morgens, wollte ich eben ausgehen, um den Dom zu besehen, als ich zum Major gerufen wurde und den Auftrag erhielt, Pferde zu requirieren. Mindestens sechs sollten es sein; dazu wurden mir 20 Mann unsrer Kompagnie mitgegeben.

„Infolge der Euch gewiß bereits bekannten Proklamation des Kurfürsten, worin er das Einrücken der Bayern anzeigt, weigern sich jetzt nämlich die Behörden, das für uns Erforderliche zu stellen, so daß wir uns mit Gewalt in den Besitz desselben setzen müssen. Unangenehm ist solch ein Auftrag, aber zum Glück wurde mir seine Ausführung leicht gemacht. Freilich hatten in den ersten Dorfschaften, die ich betrat, bereits früher abgeschickte Kommandos andrer Bataillone alle Pferde fortgeführt, nur je ein Pferd vermochte ich an zwei Stellen nach emsigem Suchen aufzutreiben. Endlich traf ich auf ein Dorf, in dem noch nicht requiriert worden war; in ihm gaben die Bauern gegen Quittung ihre Pferde ohne Murren her, ja sie sagten sogar: sie täten es gern, wenn wir ihnen dafür nur die Bayern aus dem Lande wieder hinaustrieben. So waren sofort noch einmal so viel Pferde da, als ich beitreiben sollte. Ich dachte, wenn wir sie auch nicht alle brauchen, werden wohl andre da sein, die sie sehr gern haben möchten, und so nahm ich denn sämtliche vorgestellten 13 Pferde mit. Da wir nun doch eine ganze Strecke von Fulda abgekommen waren, requirierte ich einen Leiterwagen und setzte die Leute teils auf diesen, teils auf die Pferde. Sehr bald stießen wir auf einen eilig daher sprengenden Ulanenoffizier, der uns mitteilte, daß in Fulda Alarm geschlagen wurde; gleich darauf wurde uns dies von dem vorbeieilenden Kommandeur der Reserve, die auf den Dörfern lag, bestätigt. Es war dies der damalige Oberstleutnant v. Manstein, der 1870/71 das IX. Armeekorps kommandierte.

Die Fahrt wurde nun so viel als möglich beschleunigt. In Fulda eingetroffen — keine einzige Soldatenseele zu sehen! Die Uhr zeigte auf zwei. Alles fort! Bataillon, Bagage, Stäbe und alle andern Truppen, wie weg-

geblasen. Keiner wußte, wohin. Die Bewohner gaben die Marschrichtungen nach allen vier Himmelsgegenden an. Da kam die Erlösung um eine Straßenecke in der Gestalt eines unglücklichen Intendanturbeamten, der 40 Pferde zum Fortführen seiner bereits auf Wagen geladenen Vorräte bedurfte, und der auch nicht über ein einziges verfügte. Gleichzeitig erschien ein Unteroffizier meines Bataillons, der zurückgeschickt war, um mir den Weg zu zeigen. Ich überlegte nicht lange. Wenn die Bagage, wie ich es nun sicher feststellen konnte, mit dem Bataillon abmarschiert war, so befand sie sich jedenfalls auch im Besitz der nötigen Vorspannpferde. Ich beglückte daher den Beamten, indem ich ihm gegen Quittung meine Pferde überließ, und befand mich eine Viertelstunde später beim Bataillon. Ich fand es in einer Lehmgrube gedeckt stehend, im Verein mit unserm 1. Bataillon; ringsum waren noch zahlreiche Truppen zu sehen, auch solche schon von der Division Bonin. Aber es fiel nichts vor. Ob es sich nun bei diesem Alarm um eine Probebesetzung der einzunehmenden Stellungen gehandelt hat, oder was sonst der Grund dafür gewesen ist, wissen wir nicht. Unter Zurücklassung von zwei Kompagnien rückten wir 6 Uhr abends wieder ein; ich bezog mein altes Quartier, wo ich in Eile diese Zeilen schreibe.

„In den nächsten zwei Tagen muß es sich wohl herausstellen, was aus uns wird, da die Bayern nur vier Stunden von uns entfernt sind. Ich glaube noch immer nicht an Krieg! Sollte es aber doch dazu kommen, so ängstigt Euch nicht zu sehr — wir sehen uns doch wieder! Also Gott befohlen."

„Fulda, den 6. November 1850, früh 9 Uhr.

„Ob Ihr aus der ganzen Geschichte klug geworden seid, weiß ich nicht; ich bin es jetzt endlich (!) und will daher berichten. Den energischen Mann, den wir im Ministerium hatten — haben sie umgebracht[1]), und nun werden wir wohl nächstens mit den Bayern zusammen Parade machen und gemeinschaftlich eine Ehrenwache vor Hassenpflug geben!

„Gestern mußten unsre Leute wieder um 8 Uhr morgens essen, und dann machten wir abermals einen Spaziergang mit beiden Bataillonen nach der uns schon bekannten Lehmgrube, diesmal aber mit geladenen Gewehren; dort stieß noch ein Bataillon 19er und eine 12pfündige Batterie zu uns.

„Zunächst wurde uns ein Parolbefehl des Grafen v. der Groeben vorgelesen, der ungefähr lautete: ‚Soldaten! Die Ehre der preußischen Armee und des Vaterlandes ist gefährdet, gefährdet durch den Bruderstamm, den wir im vorigen Jahre aus tiefer Schmach befreiten. Ihr werdet sie zu wahren wissen! Meine Befehle sind gegeben! Führt sie aus!' — Wodurch nun aber unsre Ehre gefährdet ist, möchten wir gern wissen; vorläufig verstehen wir von dem Zusammenhange aller Dinge noch nichts.

[1]) Da Graf Brandenburg erst an diesem Tage starb, kann er mit dem „energischen Mann" hier nicht gemeint sein; es dürfte sich der Ausdruck wahrscheinlich auf den Austritt des Ministers Radowitz aus dem Ministerium bezogen haben, der damals schon bei uns bekannt sein konnte.

„Bald darauf kam Graf v. der Groeben mit dem Divisionskommandeur Fürst Radziwill zu uns. Etwas bekamen wir nun allerdings über unsre Lage zu hören, aber über den Zusammenhang aller Dinge wurden wir doch nicht klüger. Der Graf rief die Offiziere zusammen und sagte uns: ‚Seine Majestät haben eine Mobilmachung noch nicht für erforderlich erachtet. Der bayerische General hat mir erklärt, daß er unsre Aufstellung für einen Friedensbruch ansehe; ich habe ihm erklärt, daß ich ein Vorgehen gegen unsre Avantgarde als einen Friedensbruch betrachte. So stehen die Dinge. Wie sie sich weiter entwickeln werden, wissen Sie ebenso wenig wie ich. Kommt es aber so weit, dann erwarte ich von Ihnen usf.‘ (Worte, die ihr Euch wohl selbst denken könnt.) Fürst Radziwill, in seinem militärischen und patriotischen Empfinden tief ergriffen, antwortete mit Tränen in den Augen, daß wir unsre Pflicht tun würden. ‚Ja, das weiß ich, hoher Herr,‘ war Groebens Entgegnung, und eine beiderseitige Umarmung bildete den Abschluß, bei der sich die Pferde zum Glück ruhig verhielten, da sie noch tiefer als wir in dem aufgeweichten Lehmboden versunken standen.

„Für uns leuchtete nur die Aussicht auf den Kampf aus diesen Worten hervor, und in dieser Richtung würde diese kurze Szene nicht verfehlt haben, einen Eindruck auf uns zu machen — wenn wir nur auch an den Kampf geglaubt hätten! Deutlich genug machte sich bei uns die Unschlüssigkeit in den höchsten Regionen bemerkbar, dieses Spielen mit dem Feuer, ohne das nötige Brennholz zur Hand zu haben — ich meine eine mobilgemachte Armee. Uns scheint es, als fehle es an der erforderlichen Energie. Ist unsre Ehre bedroht, wie Groebens Befehl sagt — nun dann vorwärts!

„Nachdem wir einige Stunden uns recht müde gestanden hatten — denn an ein Hinsetzen in dem Lehm war nicht zu denken, und auf den hohen Rand der Grube durften wir nicht hinauf, da wir sonst von weitem gesehen worden wären, — zogen wir vorläufig um Mittag in Fulda wieder ein. Von den Bayern war nichts erblickt worden. Die Truppenteile aber, welche nicht in Fulda kantonnierten, mußten im schönsten Regenwetter biwakieren, dabei auch die hinter unsre Stellung herangezogene Division Bonin.

„Ob es nun heute wieder zu einem Spaziergange nach der Lehmgrube kommen wird, weiß ich noch nicht, möglich, daß wir die Division Bonin ablösen.

„Daß uns hier die Bayern angreifen werden, glaube ich nun und nimmermehr, sie müßten denn verrückt geworden sein. Wer hier angreift, ist sehr im Nachteil, um so mehr als das vor der Stadt liegende Kloster usw. zur Verteidigung eingerichtet ist; wir aber werden nicht angreifen, dazu sind wir numerisch zu schwach, wenn auch der gute Geist der Mannschaften uns Aussicht auf den Sieg gewährt. Es ist eine wahre Freude mit unsern Leuten, dabei ist der Krankenstand geradezu ein minimaler. Wenn sie es auch manchmal recht schwer haben, man könnte die ganze Kompagnie durchfragen, ich bin sicher, daß man nie ein Wort der Klage hören würde, aber lauten Jubel würde es geben, wenn sie sich mit den Bayern raufen könnten. Die Offiziere aber sind außer sich — namentlich über die politischen Verhältnisse. Viele

glauben nämlich, sie jetzt zu übersehen — zu ihnen gehöre ich jedenfalls nicht. Immerhin befällt auch mich ein gewisses Gefühl der Scham, wenn ich in mein Quartier zurückkomme, da wir als die Befreier von den Landesbewohnern angesehen werden und doch in uns immer die Besorgnis wächst, nächstens selbst zu ihrer Unterdrückung mit den ihnen bis in den Tod verhaßten Bayern beitragen zu müssen. — Unsre Sachen haben wir seit mehreren Tagen nicht zu sehen bekommen, die kampieren in den Koffern auf den stets zur Abfahrt bereiten Vorspannwagen. — Sehr erfreut bin ich, hier bei der Truppenansammlung so viele alte Kadettenkameraden vorzufinden."

„Fulda, den 7. November.

„Seit gestern also hat sich das Blatt gewandt, und was ich noch gestern mit Bestimmtheit glaubte verneinen zu können, ist heute zur Tatsache geworden: die Mobilmachung der Armee! Sie ist wohl der erste Schritt zur Ehrenrettung Preußens, das sonst lächerlich vor aller Welt dastände. Wie ein elektrischer Funke hat sie gewirkt mit der Wahrscheinlichkeit, daß sich in den nächsten Tagen nunmehr das Schicksal Hessens mit dem unsern entscheiden wird.

„Trotzdem ich hoffte, als ich am vergangenen Morgen meinen Brief schrieb, den Vormittag ruhig in meinem Quartier bleiben zu können, ging bereits um 10 Uhr früh der Spektakel wieder los. Generalmarsch ertönte von Trommeln, Trompeten und Signalhörnern an allen Ecken und Enden der Stadt. Wir mußten wieder in unsre Lehmgrube hineinklettern, in der wir immer tiefer versinken und den Tag über uns langweilen. Hier erhielten wir zuerst die Nachricht von dem Tode des Grafen Brandenburg durch einen Kürassieroffizier. Dann aber kam Graf v. der Groeben und bestätigte dies, hinzusetzend, daß morgen und übermorgen 19 Bataillone zu unsrer Unterstützung heranrückten. Sollten wir vordem angegriffen werden, so würden wir zurückgehen, um dann, sobald wir uns mit der Unterstützung vereinigt hätten, unsrerseits zum Angriff zu schreiten. Dies sollten wir den Leuten bekannt machen. — Zurückgehen! Da haben wir die Bescherung! Vor den da drüben stehenden Bayern zurückgehen? Ich bekomme einen Wutanfall bei dem Gedanken! In Erwartung der Dinge verblieben wir diesmal auch des Nachts in unsrer Grube — ein Biwak ohne Stroh — Holz dagegen mußten einige benachbarte Zäune liefern." Gewiß kam uns in diesem Augenblick der Gedanke: Warum führt man uns bei der Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit den Bayern bis an diese heran, um jetzt, wo er erfolgen konnte, eiligst davonzuziehen. Da war etwas nicht in der Ordnung da oben bei uns!

„In Berlin war in einer weiteren am 2. November abgehaltenen Konferenz, unter Vorsitz des Königs, nur eine vorläufige Entscheidung erfolgt. Der Monarch hatte seine Ansicht dahin entwickelt, daß die Armee mobil zu machen sei, allerdings unter der Motivierung, wenn Preußen, so in Waffen gerüstet, unterhandle, so könne es ohne Gefahr für seine Ehre seine Sprache mildern und eine Nachgiebigkeit beweisen, die in andrer Lage Schwäche wäre." (Sybel, Teil II, S. 26.) In den auseinandergehenden Meinungen der Anwesenden siegte die vom Grafen Brandenburg vertretene Friedenspartei, die nicht in der Lage war, sich für die Mobilmachung auszusprechen, da sie in einer solchen nur ein Provozieren des Krieges erblickte; es

gingen daher in den nächsten Tagen neue vermittelnde Vorschläge nach Wien ab (3. November), die unter anderm auf Erläuterungen Schwarzenbergs Bezug nahmen, nach denen „aus einer Zulassung der Exekutionstruppen nicht mehr eine Anerkennung der Frankfurter Versammlung gefolgert werden könne", Preußen also in der Lage sei, das Einrücken zu gestatten, sobald ihm alle erforderlichen Garantien wegen der Dauer und des Zweckes der Besetzung des Kurstaates und namentlich wegen der sonst gefährdeten Sicherheit der preußischen Etappenstraßen gewährt würden. Einstweilen wurden die preußischen Truppen in Kurhessen angewiesen, sich jeden Angriffs zu enthalten. Gleichzeitig wurde dabei das Aufgeben der Unionsverfassung in Aussicht gestellt. Herr v. Radowitz, der Minister des Auswärtigen, welcher für ein energisches Verhalten und für die Mobilmachung gestimmt hatte, reichte sofort sein Abschiedsgesuch ein. In die hierauf folgenden Ereignisse konnte Graf Brandenburg nicht mehr eingreifen. Schon am folgenden Tage erkrankt, endete am 6. November der Tod bereits seine Tätigkeit.

Diese Tage aber hatten hingereicht, einen erneuten Umschwung in den Entschließungen der preußischen Regierung zu erzeugen. Bereits am 5. abends schlug der Minister v. Manteuffel, der bisher zu der Friedenspartei gehört hatte, dem Könige vor, den Befehl zur Mobilmachung zu geben; dieser wurde nunmehr am 6. November auch erteilt; das Motiv für die Änderung der Entschlüsse hatten die inzwischen eingegangenen Nachrichten gegeben.

Nach denselben beharrte Österreich auf seinen Forderungen. Dabei verlautete, daß es seine in Böhmen befindlichen Streitkräfte (etwa 76 000 Mann) an die nördliche Grenze vorschieben wollte, im Anschluß an das sächsische Korps. Außerdem sollten die in Vorarlberg versammelten 30 000 Mann durch Bayern in Eilmärschen nach Norden ziehen und dort sich mit den bayerischen Truppen vereinen. Im höchsten Maße bedrohlich aber erschienen die über die Haltung Rußlands eintreffenden Mitteilungen, nach denen man annehmen konnte, daß eine Weigerung, den Absichten Österreichs Folge zu geben, auch diese Macht zum kriegerischen Vorgehen gegen Preußen veranlassen würde.

Dazu kam eine Meldung des Grafen Groeben vom 5. November. Dem General war nach Besetzung von Kassel und Fulda die Weisung erteilt worden, diese Punkte festzuhalten, aber nicht weiter vorzugehen. Seine Meldung besagte, daß der bayerische Befehlshaber, Fürst Thurn und Taxis, alle seine Vorschläge zur Vermeidung eines Konfliktes abgelehnt habe.

Auf die nach Wien am 3. November abgegangenen vermittelnden Vorschläge war noch keine Antwort erfolgt. In Frankfurt a. M. aber hatte ihre Mitteilung eine Änderung der Absichten nicht hervorzurufen vermocht; man hielt dort daran fest, daß die Beschlüsse zur Wiederherstellung der kurfürstlichen Autorität zur Ausführung gelangen müßten.

Da blieb allerdings nichts übrig, als die Mobilmachung der preußischen Armee anzuordnen, wollte man sich nicht wehrlos den Ansprüchen der Gegner fügen. Graf Groeben erhielt gleichzeitig den Befehl, nur noch nach militärischen Rücksichten zu handeln. Den fremden Mächten gegenüber wurde auf das lebhafteste betont, daß die Mobilmachung nicht als Angriffsmittel, sondern nur zur Abwehr dienen sollte.

Infolge dieser Maßregel „durchbrauste ein unendlicher Jubel die Presse, das Land und die Armee"; in Kurhessen selbst wurden die eingerückten preußischen Truppen „vom Volke überall als Erretter und Befreier aufgenommen". (Sybel, Teil II, S. 38.)

Weiterhin lehnte Fürst Schwarzenbergs Antwort (vom 6. November) die preußischerseits am 3. d. M. ausgesprochenen Wünsche auf das bestimmteste ab.

Mein Brief vom 7. November läßt ersehen, daß wir an diesem Tage von dem Mobilmachungserlaß Kenntnis hatten; am 8. schrieb ich dann weiter:

„Am Nachmittag des 7. rückten wir wieder in unsre Quartiere ein — bis dahin hatten wir vom vorhergehenden Vormittag an keine Verpflegung bekommen, so daß wir selbst sorgen mußten, unsern Hunger wenigstens in etwas aus Vorräten in der nächsten Nähe zu stillen. Der Alarm war daher entstanden, daß von den Bayern sich ein Bataillon, zwei Eskadrons und sechs Geschütze gegen unsre linke Flanke wandten. Infolgedessen gingen die dort vorgeschobenen Husaren zurück, und da sie eben abgekocht hatten, waren sie doppelt ärgerlich darüber, da nun wohl die Bayern ihre mühevoll hergestellte Mahlzeit verzehrt haben würden. Eine der Husarenpatrouillen stieß auf bayerische Chevaulegers und ritt gegen diese an. Einem Husaren ging dabei das Pferd durch und rannte einen Bayern samt Pferd in den Dreck. Entrüstet erhob sich dieser schimpfend und fragte, was das heißen solle, sie wären ja noch Freunde! Der Husar, der sein Pferd wieder in seine Gewalt bekommen hatte, antwortete: ‚Ja, das weiß ich wohl! Es war auch nur Spaß, sonst wäre es anders gekommen!‘

„Übrigens erhielt Graf v. der Groeben gestern vom Befehlshaber der gegenüberstehenden Truppen — irre ich nicht, einem Fürsten Thurn und Taxis — ein Schreiben des Inhalts, daß es ihm leid täte, uns auf höheren Befehl delogieren zu müssen — am 7. aber würde er noch Ruhetag halten. Sehr chevaleresk, nicht wahr?“

Und nun folgen in flüchtigster Schrift die groß geschriebenen Worte: „Es wird Generalmarsch geschlagen! Also Zurück! Zum Verrücktwerden! Abgeben kann ich den Brief nicht mehr, sonst fällt er den Bayern in die Hände. Mein Herr Wirt wird ihn besorgen. Lebt herzlich wohl!“

Und unter diese Zeilen schrieb mein liebenswürdiger Dr. Lomp, der die ganze Zeit über rührend für mich sorgte, an meinen Vater:

„3 Uhr abends.

„Herr Sohn läßt Ew. Hochwohlgeboren infolge eines an mich ergangenen Handbillets melden, daß die Bayern zurückgegangen seien und die Ihrigen hier bei Fulda größtenteils des Nachts biwakieren müssen.

„Die Sache ist also noch ganz unentschieden, und heute kommt es nicht zum Gefechte, wiewohl bei den Vorposten geschossen worden ist und man sagt, daß drei Bayern gefallen seien.

„Unbekannt, aber in der Hoffnung wertester Bekanntschaft, empfiehlt sich

Dr. Lomp.“

Es war der einzige Tag, an dem bei dem hessischen Zuge scharf geschossen worden ist, der Tag von Bronzell. Über die Ereignisse an demselben konnte ich erst einige Tage nachher berichten, und zwar am 10. November, aus dem Kantonnement Steinbach bei Hünfeld:

„Eure Briefe bekam ich gestern, als wir eben Fulda verlassen hatten. Hier ist nun zwar keine Postgelegenheit, doch will ich meine Zeilen durch einen Boten nach Hünfeld schicken, damit Ihr wenigstens ein klares Bild über unsre Verhältnisse erhaltet, Lügen über dieselben werden genugsam verbreitet sein.

„Die letzten Zeilen, die ihr erhieltet, waren in dem Augenblick geschrieben, da Generalmarsch geschlagen wurde und wir alle nach den bisherigen Reden und offiziellen Mitteilungen glaubten, daß es nun rückwärts gehen müßte. Mein guter Herr Doktor hat dies durch eine Nachschrift zwar schon berichtigt, aber die Erlebnisse des Tages nicht erzählen können, was ich hier nunmehr nachholen will.

„Bei ungeheurem Spektakel, denn es lagen nicht weniger als 9 Bataillone und 2 Batterien in der Stadt, sammelten wir uns, und marschierten die beiden Bataillone unsres Regiments etwa 500 Schritt hinter unsrer alten Lehmgrube auf. Vor uns befanden sich die 7. Kürassiere und eine halbe reitende Batterie, hinter uns hatten unsre Füsiliere sich in einem mächtigen Vorwerk eingenistet. Hier wurde uns bekannt gemacht, daß wir im Falle eines Angriffes die vorstehenden Truppen aufnehmen und mit diesen nebst unsern Füsilieren die Arrieregarde bilden sollten. So hatten wir die Aussicht, in ein Gefecht verwickelt zu werden, leider aber kam es nicht dazu. Die Ordre de Bataille ist bis heute geblieben, und wir bilden noch die Arrieregarde.

„Die Veranlassung, daß wir herausgetrommelt wurden, war das gegen 8 Uhr früh erfolgende Anrücken bayerischer Chevaulegers, vor denen unsre Husaren zurückgingen. Bei der Infanterie angelangt, machten die Husaren die Front frei, worauf von den Neunzehnern Feuer gegeben wurde, da es den Bayern angesagt war, es würde bei ihrem weiteren Vorgehen auf sie geschossen werden. Die Leute sollen aber so erpicht gewesen sein, daß ihr Feuer fast wirkungslos gewesen ist, um so mehr da die bayerischen Reiter sofort außer Schußweite zurückritten. Ihre Infanterie, die ihnen dicht folgte, war ganz erstaunt und unvorbereitet; erst jetzt nahm sie die Regendeckel von den Gewehren und fing an zu laden, zog sich aber dann sehr bald unter dem Schutze einer Tirailleurlinie zurück.

„Dieses Vorgehen der Bayern war die Ursache des Alarms gewesen. Die Generale Graf Groeben und Katte ritten zum Rekognoszieren vor und stellten fest, daß die Bayern in Schlachtordnung aufmarschiert waren und unsern Angriff zu erwarten schienen.

„Um diese Zeit hörte ich dann mehrere Schüsse fallen und begab mich vor zu den Kürassieren. Von dort sah ich unsre Husaren in der Ebene flankieren, beschossen vom Feinde von den Bergen her; namentlich von dem Rande des auf dem Rauschenberge befindlichen Waldes aus.

„Unser 1. Bataillon wurde dann wieder in die Quartiere entlassen, löste uns aber nachts 12 Uhr ab. Ich befand mich so lange auf Feldwache (40 Mann) in unsre Lehmgrube vorgeschoben; es war die dritte in meinem Leben, diesmal also vor dem Feinde, dabei kann ich nur sagen, daß sie die allergemütlichste war, denn es fand sich Stroh vor, das zwei Bataillone darin zurückgelassen hatten, Holz in Fülle, und außerdem wurde ich reichlich von den Kameraden aus dem Gros mit Wein und Warmbier, Gänsebraten usw. versehen. Kein Mensch störte uns. Zu meiner Genugtuung war zu erkennen, daß die Bayern in einer Entfernung von 1—1½ Stunden ebenfalls biwakieren mußten; ihre gewaltigen Lagerfeuer leuchteten, teilweise in einem großen Halbkreise um uns herum sich ziehend, weithin in die stockfinstere Nacht hinein.

„Aus den späteren Mitteilungen des Grafen v. d. Groeben muß ich noch hinzufügen, daß er erzählte: er habe am Morgen vom Fürsten Thurn und Taxis einen Brief erhalten, in dem dieser sagte, er habe allen Respekt vor unsern Zündnadelgewehren bekommen[1]), denn von den österreichischen Jägern (solche zählten wir auch unter unsern Gegnern) wäre eine Patrouille von 5 Mann, die ungedeckt vorging, durch fünf aufeinanderfolgende Schüsse auf 350 Schritt Entfernung niedergelegt worden. — Als Verluste auf unsrer Seite werden angegeben: 1. ein verwundeter Schimmel der Husaren[2]); 2. ein verwundeter Paletot des Regimentsadjutanten der 10. Husaren und 3. ein verwundeter Paletotärmel seines Kollegen vom 19. Infanterieregiment. Im ganzen sind etwa 80 Schuß von beiden Seiten gefallen.

„Als ich ziemlich spät nach Mitternacht wieder nach Hause kam, hatte mir mein Herr Dr. Lomp, der aufgeblieben war, noch ein hübsches Süppchen, Schinken und Kartoffelsalat nebst einer Flasche Wein aufbewahrt, was ich alles auch noch mit großem Behagen zu mir zu nehmen vermochte.

„In der Nacht nun erhielt Graf Groeben die unselige Ordre, nach der wir Fulda räumen, uns auf die Etappenstraße zurückziehen und dort weitere Befehle erwarten sollten[3]).

„Am 9. November um 8 früh marschierten wir dann ab, sonst hätte es wohl einen äußerst blutigen Tag gegeben, da die Bayern und Österreicher numerisch viel stärker waren, unsre Leute aber sich fast gar nicht halten ließen. Alle Strapazen rührten sie nicht; sie wären zufrieden und glücklich, wenn sie sich nur mit den Bayern raufen könnten. Unweit des Klosters blieben wir noch einige Zeit halten, ehe wir unsern Platz in der Marschkolonne erhielten; es war 11 Uhr, da wir als die letzte Infanterie Fulda verließen. Mit Tränen in den Augen sahen uns die Bewohner scheiden; alle die Hoffnungen, die sich an unser Erscheinen geknüpft hatten, stürzten in Trümmer, und einer trüben Zukunft sahen sie entgegen. Wie es uns aber zumute war, könnt Ihr Euch denken! Kein Wort wurde unter den Offizieren gewechselt, stumm drückten wir uns nur die Hände. Doch ich will nicht länger bei diesen unglücklichen Momenten verweilen, man regt sich immer unnütz von neuem auf!

„Mit dem Fürsten von Thurn und Taxis war vereinbart worden, daß wir bis 2 Uhr Fulda räumen würden, während seine Truppen uns nur auf eine halbe Meile folgen sollten mit ungeladenem Gewehr, und ohne Feindseligkeiten zu beginnen. Als der bayerische Kommandierende erfuhr, daß wir die Etappenstraße besetzen wollten, sagte er: ‚Da will ich machen, daß ich so schnell wie möglich darüber hinaus, nach Kassel gelange', worauf ihm unser Generalstabschef geantwortet hat: ‚Das wollen wir denn noch abwarten!'

„Am Sonnabend gelangten wir nach Bernhards, hart an der Chaussee, heute über Hünfeld links abbiegend auf unsre Etappenstraße hierher nach Steinbach. Der Ort ist belegt mit 3 Kompagnien, 1 Eskadron und einer

[1]) Nur einzelne Füsilierbataillone besaßen schon damals Zündnadelgewehre, wir hatten noch das alte Perkussionsgewehr.

[2]) Der sprichwörtlich gewordene Schimmel von Bronzell.

[3]) Das von uns besetzte Fulda lag nämlich gar nicht auf unsrer Etappenstraße.

halben reitenden Batterie. Ich bin so glücklich, mit noch dreien von unsern Offizieren beim Schulmeister zu liegen. Da wir nun die Wahl hatten, in einer engen Stube mit der ganzen Familie, worunter sechs Kinder (eines davon noch in der Wiege), zu hausen oder in der Schulstube mit unsern Burschen zusammen auf Streu zu liegen, so haben wir letzteres vorgezogen." —

Am 8. November beschäftigte sich der preußische Ministerrat mit der Beantwortung des Schriftstückes, das, wie erwähnt, Fürst Schwarzenberg am 6. abgesandt hatte. Man einigte sich zu weiteren Konzessionen in bezug auf die Unionsangelegenheit und in der schleswig-holsteinischen Frage, als die Meldung Groebens über den Zusammenstoß bei Bronzell eintraf. Es war die erste tatsächliche kriegerische Handlung, deren weiterer Verfolg zu einem schweren Kampfe für Preußen führen mußte, mit wenig Aussicht auf ein erfolgreiches Ende. Die vorgeschobene Stellung bei Fulda erschien zur Behauptung der Etappenstraßen nicht erforderlich; um daher dort Weiterungen zu vermeiden, wurde der General angewiesen, sich auf letztere zu beschränken, wenn sie militärisch haltbar wäre.

Die Antwort nach Wien ging am 9. ab; außer den die Union und Dänemark betreffenden Konzessionen verlangte sie in bezug auf Hessen, daß die beantragte Garantie bei der eingetretenen Bundesexekution nicht bloß von Österreich, sondern auch von allen seinen Verbündeten geleistet und daß „bei dem gestörten Rechtszustande und der Anwesenheit fremder Truppen das Verbleiben der preußischen Streitkräfte auf den Etappenstraßen anerkannt werde".

Diese Vorgänge waren es, die unsern Rückmarsch nach Fulda veranlaßten.

Der nächste Brief war aus Schenklengsfeld vom 13. November datiert; in ihm spricht die herrschende Stimmung sich deutlich genug in den folgenden Zeilen aus:

„Von Steinbach rückten wir am Montag, den 11., früh aus und hierher nach Schenklengsfeld, zwischen Hersfeld und Vacha, wo wir wohl so lange bleiben werden, bis es den Bayern gefällt, vorzurücken. Dann dürfen wir dagegen Protest einlegen, und, wenn das nichts hilft — uns zurückziehen! Es ist weit mit uns gekommen! Alles ist mißmutig! Zuerst wird von oben herunter alles getan, um kriegerische Stimmung zu erwecken — was man gar nicht nötig hatte — und nun, statt Kugeln — Proteste, statt freudigen Fechtens — fortwährendes Zurückziehen! Dabei Anordnungen und Verhältnisse, die wirklich nicht geeignet sind, die Leistungsfähigkeit zu heben. Vor uns haben wir nach dem Feinde zu unser Füsilierbataillon, trotzdem müssen wir hinter demselben noch verschiedene Feldwachen ausstellen, aber Feindseligkeiten sind untersagt. Die Kompagnien liegen in Alarmhäusern zusammen, daß sich niemand rühren kann; die Kavallerie auf den umliegenden Dörfern hat Tag und Nacht gesattelt, so daß die Pferde bald herunterkommen werden. Dabei haben die Leute seit drei Tagen kein Brot empfangen, das gelieferte Fleisch ist gestern und heute nicht genießbar gewesen, und hier in dem kleinen Dorfe, in dem das ganze Bataillon und eine Batterie sich befinden, ist nichts mehr an Nahrungsmitteln zu erhalten, wie überhaupt die ganze Gegend halb aufgezehrt ist. So will ich gestern abend, nach völlig unzureichendem Mittagsmahl, doch etwas genießen; Leutnant v. Podewils und v. Fritsche hatten dies längst aufgegeben, sie hatten sich schon niedergelegt. Ich beratschlagte mit meiner Wirtsfamilie (mosaischen Glaubens); Brot war

nicht zu bekommen — vielleicht Eier! Die guten alten Leute jagten ihre zahlreichen Familienmitglieder im Dorfe umher. Alles umsonst. So geht es immerzu, und wenn man wirklich etwas erhält, muß man es enorm bezahlen. Damit will ich keineswegs sagen, daß ich Geld gebrauchte, ich bin damit überflüssig versehen; zudem bekommen wir jetzt bald die Mobilmachungsgelder, die Pferde sind schon eingetroffen.

„Ich würde dem allen noch hinzufügen: Was soll daraus werden? wenn nicht etwas andres, Hocherfreuliches sich vorfände: es ist dies der gute Geist unsrer Leute. Sie klagen nie, immer sind sie fröhlich und guter Dinge. Wir geben uns alle Mühe, die Stimmung aufrechtzuerhalten, wenn es uns auch in Anbetracht der unseligen Politik, die wir eingeschlagen zu haben scheinen, recht sauer wird. Wir sind ja insofern übel daran, daß wir nie wissen, wie die Sachen stehen. Was die hessische Angelegenheit betrifft, die übrigens wohl noch zu den geringeren Zeitfragen gerechnet werden kann, so haben wir, nach der jetzigen Lage zu urteilen, uns wohl gründlich blamiert . . .

„Gefällt es jetzt den Bayern, näherzukommen, so gehen wir weiter zurück; die Dislokation ist schon ausgegeben; unsre Kompagnie wird dann geteilt und kommt in die Nähe von Vacha nach Rippe und nach Neurode im Hessischen.

„Renouard mußte vorgestern Nacht im herrlichsten Regen als ‚Kaufmann Müller' nach Hünfeld, um zu sehen, ob die Bayern schon da wären. Sie waren aber nicht da und sind es noch jetzt nicht. Dessenungeachtet setzen wir unsern anstrengenden Dienst fort; die 5. Kompagnie mußte plötzlich in der Nacht ausrücken und ein Dorf besetzen.

„Nun lebt herzlich wohl; ich für meine Person werde täglich dicker, wenn ich auch weiter nichts als Brot zu kauen habe. Für mich könnt Ihr außer aller Sorge sein!" —

„Kant. Quart. Schenklengsfeld, den 14. November 50.

„Wenngleich erst gestern ein Brief von mir abgesandt worden ist, so will ich doch heute als Antwort auf Euer Schreiben vom 8. November Euch weiteres mitteilen. Hier wird alles mit jedem Tage verdrehter. So kam gestern der Befehl, die Bayern nicht weiter vorgehen zu lassen, sondern zu feuern. Im Gegensatz dazu wurden die Feldwachen eingezogen. Schließlich kamen die beiderseitigen Vorpostenkommandeure überein, ohne höheren Befehl nichts zu unternehmen.

„Die Mobilmachung fängt an, auch bei uns ihre Folgen zu zeigen. So erhält unser Oberst Bahr eine Brigade, unser Brigadekommandeur, General Wentzel, eine Division, der Kommandeur unsres Füsilierbataillons eine Füsilierbrigade, der Regimentsadjutant, Premierleutnant v. Daum, wird Brigadeadjutant, Premierleutnant v. der Osten II — Divisionsadjutant. So geht es weiter — *aber ich bin noch nichts geworden!* — Na! — *Es wird wohl noch nachkommen.* — — —

„Deine lieben, langen Briefe, mein guter Papa, muß ich hier allen Kameraden vorlesen; sie werden hier mit dem größten Interesse gelesen und

angehört. . . . . In unser Dörfchen ist noch eine halbe reitende Batterie eingerückt, und eben wird für ein Bataillon Neunzehner Quartier gemacht.

„Heute Nacht ist Schnee gefallen, und jetzt schneit es noch immer weiter.

„Sehr begierig bin ich auf Papas nächsten Brief, der gewiß schon unterwegs sein wird, zu hören, was Ihr zu unserm Rückmarsch aus Fulda sagt!"

Ich bemerke hierzu, daß mein Vater sich die größte Mühe gab, alle in Berlin zu sammelnden Nachrichten mitzuteilen und sie kritisch zu beleuchten, so daß wir durch ihn wohl die zutreffendste Übersicht über jedesmalige Lage und Stimmung erhielten, soweit dies überhaupt zu ermöglichen war.

„Jetzt haben wir uns wenigstens aus Vacha mit etwas Tee und Schokolade versorgen können, auch die Überbleibsel in einem Bäckerladen völlig aufgekauft, so daß wir wenigstens für die allernächsten Tage versorgt sind und es wieder etwas aushalten können.

„Mir ist es so, als ob ich jeden Tag Euch schreiben müßte, wie es mir geht; wenn es Euch auch jetzt, wo wir im Auslande sind, viel Porto kostet. Ich ersetze es Euch bei Gelegenheit, gewinnt mir nur das große Los!

„Abends 10 Uhr.

„Es ist der Krieg ein rauh gewaltsam Handwerk!" Diese Erfahrung habe ich leider soeben wieder gemacht. Seitdem noch ein Bataillon Neunzehner eingetroffen, ist alles überfüllt; in unsrer Hütte liegen allein, außer uns Offizieren und Burschen, noch 13 Mann, und morgen wird noch ein weiteres Bataillon erwartet. Für die Offiziere des eben eingerückten Bataillons war nur ein kleines Zimmer noch aufzutreiben, das nichts als die leeren Wände enthielt, der Wirt aber war längst davongelaufen. So nahmen wir von den Kameraden auf, soviel wir noch aufzunehmen vermochten. Ich holte zu uns — denkt Euch, wen? — den guten Wilhelm v. Malochowski, meinen Geographielehrer aus dem Potsdamer Kadettenkorps; aber nun können wir uns in unsrer Bude auch nicht rühren!

„Unser alter Wirt, der am ersten Tage noch des Abends gleich mit einer Rechnung von einer ganzen Anzahl von Talern sich präsentierte, die wir ihm aber beträchtlich reduzierten, wollte heute Morgen auch schon durchbrennen. Den ganzen vorhergehenden Tag hatte er nichts gegessen und war nun so jämmerlich geworden, daß er uns ordentlich leid tut. Auf unsre Forderung, für Malochowski Betten zu beschaffen, wollte er sein eigenes hergeben, was wir ihm jedoch beließen, um uns dann gegenseitig mit den unsrigen auszuhelfen; es war dies um so leichter zu ermöglichen, da wir alle auf dem Fußboden lagerten.

„Das Betragen unsrer Leute ist sehr rücksichtsvoll und schonend.

„Eben kommt der Befehl, alle Gewehre, die noch geladen sind, zu entladen.

„Nun gute Nacht, schlaft recht schön und gedenket in Liebe

Eures treuen Sohnes Julius."

Die in diesem Briefe vom 14. November enthaltenen scherzhaften Worte: „Ich bin noch nichts geworden! — Na, es wird noch nachkommen!" erhielten einen prophetischen Anstrich! Denn den Brief mit seiner Nachschrift — nahm ich selbst auf dem Flur der elterlichen Wohnung in Berlin in der Lindenstraße am frühen Morgen des 17. Novembers dem Postboten ab!

Dies ist folgendermaßen gekommen:

Gegen Mittag des 15. ließ mich Oberst Bahr zu sich rufen und eröffnete mir: „Ich habe eben Befehl erhalten, daß das Regiment infolge der Mobilmachung einen Offizier zu dem Berliner Gardelandwehrbataillon kommandieren solle. Ich habe Sie dazu bestimmt. Sie sind zwar noch sehr jung zu einem solchen Kommando (ich war $18^1/_3$ Jahre alt und allerdings erst seit $6^1/_2$ Monaten Offizier), aber ich setze das Vertrauen in Sie, daß Sie uns Ehre machen werden. Reisen Sie unverzüglich ab. Und behüt Sie Gott!"

Wohl war es mir schmerzlich, zu einer Zeit das Regiment zu verlassen, in der es jeden Augenblick zum Kampfe kommen konnte; anderseits mußte ich das Kommando als eine Auszeichnung betrachten, für die ich meinem alten würdigen Kommandeur herzlich dankbar war. Es war das Gegenstück zu dem eigenartigen Empfange, den ich von ihm beim Eintritt in das Regiment erfahren hatte!

In der Dorfstraße traf ich auf drei von unsern Offizieren, die ebenfalls anderweitige Kommandos erhalten hatten und, im Besitze eines Leiterwagens, im Begriff waren, abzufahren; bereitwillig boten sie mir an, mich mitzunehmen. Ich eilte auf mein Zimmer, mein Gepäck war immer marschbereit, und ohne daß ich noch Gelegenheit fand, von meinen Quartiergenossen, die Dienst hatten, Abschied zu nehmen, ging es im heftigsten Schneegestöber auf dem gerade nicht bequemen Gefährt durch die Berge nach Eisenach, wo wir in der Nacht eintrafen und am folgenden Tage per Bahn die Reise nach Berlin fortsetzten. Infolge vielfacher Störungen durch Mobilmachungstransporte ging die Fahrt sehr langsam vonstatten, was bei Frost und ungeheizten Coupés sich recht empfindlich bemerkbar machte.

Im höchsten Grade überrascht waren meine Eltern, als ich so unerwartet bei ihnen eintrat — desto größer war aber auch ihre Freude.

Das Schicksal hat nun manchmal seine komischen Launen; der Eintritt in das Gardekorps erhielt einige Ähnlichkeit mit meinem Eintritt in die Armee! Ich beeilte mich natürlich, in mein neues dienstliches Verhältnis zu gelangen, und fand mich am Tage meiner Ankunft bereits um Mittag im Kastanienwäldchen ein, um bei der dortigen Paroleausgabe einen Teil meiner Meldungen abzustatten. Daselbst traf ich auf den Kommandierenden des Gardekorps, General von Prittwitz. Dieser, dessen erste Gemahlin eine Tochter meiner Tante, der Freifrau von Bergh, gewesen, kannte mich und wußte auch, daß ich erst vor einigen Monaten aus dem Kadettenkorps gekommen war. Als ich nun meine Meldung vorbrachte, sah er mich ebenso verwundert an wie einst der alte Bahr und sagte: „Was denn? Ich habe mich wohl verhört? Sie — zur Gardelandwehr?" — Und als ich dies bestätigte, schlug er die Hände zusammen und sagte zu dem neben ihm stehenden Chef seines

Stabes: „Nun schickt man mir schon die Kinder zu meinen alten Landwehrmännern!"

Diesmal ließ ich mich aber nicht verblüffen. Noch mit der Hand am Helm lachte ich ganz respektwidrig los und sagte:

„Na, Exzellenz, es kommt ja auf einen Versuch an; ich denke: es wird schon gehen!"

Jetzt lachte er auch und reichte mir die Hand: „Gut also, dann wollen wir es einmal versuchen."

Und der Versuch fiel gut aus, so gut, daß, als nach einiger Zeit wieder demobil gemacht wurde und nur eine Stammkompagnie noch verblieb, das Bataillon beantragte, „das Kind" bei derselben zu belassen. Der Antrag wurde genehmigt. Erst nach Auflösung auch dieser Kompagnie kehrte ich im Februar 1851 zu meinem Regiment zurück, welches ich im Spreewalde um Lübbenau fand, wohin es zur Bildung eines Beobachtungskorps gegen Sachsen inzwischen aus dem Hessenlande übergeführt worden war.

So endete für mich der Zug nach Bronzell.

Es erübrigt noch, den Abschluß der großen politischen Begebenheiten dieser letzten Periode in wenigen Zügen zu berühren. Wie aus meinen Briefen hervorgeht, äußerten sie sich in der militärischen Sphäre in vielfachen Schwankungen, die, ohne Verschulden der Führung auch ihren Maßregeln den Anschein der Unklarheit und Unentschlossenheit aufdrückten.

Die am 9. November erfolgte Antwort auf die Schwarzenbergsche Zuschrift kreuzte sich mit einem weiteren Schreiben des österreichischen Ministerpräsidenten, welches schon den Charakter eines Ultimatums annahm, „wenn nicht umgehend eine befriedigende Auskunft über den Abzug der preußischen Truppen aus Kurhessen erfolge". Indes kam es noch nicht zu einem völligen Bruch, da die Zugeständnisse, die das Schreiben aus Berlin enthielt, in Wien befriedigten und Schwarzenberg infolgedessen den Bundestag am 11. November auffordern ließ, die von Preußen geforderte Garantie über Zweck und Dauer der hessischen Exekution zu geben. Gleichzeitig wies er aber auch in Berlin darauf hin, daß nunmehr kein Grund für Preußen vorhanden wäre, die Etappenstraße besetzt zu halten und im Hinblick auf die in Aussicht genommenen Konferenzen somit die Räumung Kurhessens um so mehr in den Vordergrund trete.

Hierzu kam, daß Rußland jetzt ausdrücklich den Bundestag als höchste Zentralbehörde Deutschlands anerkannte.

König Friedrich Wilhelm IV. nahm — wohl auch in Berücksichtigung, daß Österreich sich geneigt gezeigt hatte, in Konferenzen über eine Neugestaltung des Deutschen Bundes einzugehen — jetzt keinen Anstand, die von ihm in Aussicht gestellte *Auflösung der Union* am 19. November zu beantragen, allerdings zur größten Überraschung der meisten ihrer Mitglieder. Desto fester aber hielt er jetzt daran, daß die Wiederaufrichtung der Souveränität in Kurhessen und Dänemark nur durch die Gesamtheit der deutschen Regierungen auf Grund kommissarischen Verfahrens zwischen Österreich und Preußen erfolgen dürfe. Gleichzeitig beharrte er darauf, daß Groeben die Etappenstraße besetzt hielte; diesem aber zeigte der Fürst von Thurn und Taxis mehrmals den bevorstehenden Vormarsch der Exekutionstruppen an. Hierauf ließ der König nach Wien schreiben, daß er ein derartiges Vorgehen als eine Kriegserklärung betrachten würde. Zu einem Zusammenstoß

kam es jedoch nicht, indem nunmehr der Bundestag einen Aufschub der Operationen anordnete.

Dies waren die verschiedenen Stadien der politischen Grundlage, auf die wir in Kurhessen bald zum Erwarten eines Angriffes uns bereit hielten, bald zum Antritt des Rückzuges, bei der heute das Festhalten von Fulda angeordnet wurde, morgen wir uns mit dem der Etappenstraße begnügen sollten und kaum noch wußten, wann die Bayern als Feinde oder als Freunde zu betrachten wären. Bezeichnend für die Lage bleibt das Übereinkommen zwischen den beiderseitigen Vorpostenkommandeuren, sich gegenseitig nichts ohne weiteres antun zu wollen. Schließlich wurde man irre, ob in dem Moment der Ausführung einer allgemeinen Anordnung nicht schon wieder Direktiven unterwegs waren, die im Gegensatz zu den bisherigen standen. So spiegelten sich die Wandlungen in den oberen Regionen in den zur Durchführung bestimmten unteren Kreisen ab. Und dennoch war es diesmal ein Glück bei den vorwaltenden Verhältnissen, daß unser Führer in Kurhessen nicht die Telegraphendrähte hinter sich durchschnitt!

Noch mehr verwickelten sich die Angelegenheiten, als französischerseits die Aufstellung eines Observationskorps angeordnet wurde und die Erklärung erfolgte, daß Frankreich weder eine österreichische Vormundschaft in Italien noch den dominierenden Einfluß des Kaiserstaates in Verbindung mit Rußland über Deutschland dulden werde. Ein Eingreifen Frankreichs in die deutschen Verhältnisse war dem König auf das äußerste zuwider; ihm lag es nunmehr am Herzen, daß dieser Eventualität gegenüber Frankreich nicht eine mit sich im Kampfe liegende zerrüttete Nation vorfände, sondern einem geeinten Deutschland begegnete.

In diesem Stadium ging eine weitere Depesche Schwarzenbergs ein, die, zwar im allgemeinen versöhnlich gehalten, doch die Erwartung aussprach, daß den Exekutionstruppen der Weg durch Abzug der preußischen Streitkräfte von den Etappenstraßen (mit geringen Ausnahmen) frei gegeben werde. Der König bestand aber auch dieser Forderung gegenüber auf dem Festhalten der Straßen durch seine Truppen.

Die einzige Hoffnung, einen Krieg zu vermeiden, sah man in Berlin in einer mündlichen Aussprache zwischen Manteuffel mit dem österreichischen Ministerpräsidenten. Nur mit Mühe kam diese in Olmütz am 28. November zustande, nachdem schon am 25. November von Frankfurt a. M. aus in Berlin angezeigt worden war, daß bis zum 27. mittags bestimmte Antwort auf die Anfrage gefordert wurde, ob die Bundestruppen unbehindert in Kassel einrücken könnten. Als diese Antwort bis dahin nicht gegeben worden war, erhielt Fürst Thurn und Taxis erneut den Befehl zum Vorrücken; etwaigen Widerstand sollte er mit Waffengewalt brechen. Die Olmützer Konferenz ward jedoch Veranlassung, daß dieser Befehl nicht zur Ausführung gelangte. In den Unterhandlungen der Minister fand sehr bald eine Einigung statt. Die bereits in Warschau von Österreich zugestandene Revision der Bundesverfassung durch freie Konferenzen wurde aufrechterhalten, dagegen die Unterstützung der österreichischen Absichten in Holstein in Aussicht gestellt. In Kurhessen sollten die Angelegenheiten ebenfalls durch freie Konferenzen einer österreichisch-preußischen Kommission übertragen werden. Weiterhin erklärte sich Manteuffel nunmehr einverstanden, den Durchmarsch der Bundesexekution durch die preußische Aufstellung zu gestatten mit einer gemeinschaftlichen Besetzung von Kassel. In bezug auf die Teilung des Bundespräsidiums wies Schwarzenberg aber den Anspruch Preußens auch diesmal auf das entschiedenste zurück. Schließlich wurde noch festgesetzt, daß Preußen nach Abschluß des Vertrages seine Streitkräfte sofort demobil machen solle, worauf auch Österreich (in zuversichtlicher Erwartung des Einverständnisses der in der Bundesversammlung vertretenen Regierungen) die Einstellung der Kriegsrüstungen und Beurlaubungen sowie den Rückmarsch der an den Grenzen befindlichen Truppen anordnen würde.

Diese Abmachungen boten nicht die geringste Garantie, daß die kommissarisch in Aussicht gestellten Unterhandlungen im Sinne Preußens erledigt werden würden,

weder in bezug auf den Bund noch speziell in bezug auf Kurhessen. Um dann aber die eigenen Absichten durch den Hinweis auf ein bereitstehendes Heer unterstützen zu können, hatte sich Preußen durch das Zugeständnis der Demobilmachung des seinigen beraubt, während Österreich noch die Freiheit behielt, bedeutende Streitkräfte unter den Waffen zu halten, die Mittelstaaten aber es in der Hand hatten, die ihrigen in voller Kriegsstärke zu belassen.

Die Folge dieser Vereinbarungen war die Demobilmachungsordre für die preußische Armee.

Der Olmützer Vertrag erregte nicht nur in Preußen, sondern auch in den Herzen vieler andrer Deutschen die höchste Erbitterung. Alle Hoffnungen, die man nach anfänglichem Vorgehen unsrer Regierung auf die Neugestaltung Deutschlands gesetzt hatte, fielen in sich zusammen; Preußen selbst erschien gedemütigt und machtlos.

Wohl lag schweres Selbstverschulden in der Leitung der preußischen Politik diesem Ausgange zugrunde. Aber in der Lage, wie sie sich schließlich herausgestellt hatte, mußte das hochgespannte Ziel einer Gleichstellung mit Österreich im Deutschen Bunde fallen gelassen werden, hiermit jedoch auch der Eingriff in die hessischen Angelegenheiten. Die Aussicht, dem Vorgehen der Gegner, die sich in die Vereinigung Österreichs und andrer deutscher Staaten mit Rußland zusammenfanden, im Kampfe gewachsen zu sein, war bei der damaligen Organisation der Armee eine zu geringe. Es bedurfte besonderer Anstrengungen auf militärischem Gebiete, wie einer hervorragenden Leitung der diplomatischen Angelegenheiten, um sechzehn Jahre später die gewünschte Klärung in dem Verhältnis des Deutschen Bundes herbeizuführen. Erst auf dem Schlachtfelde von Königgrätz wurde die Niederlage von Olmütz gesühnt.

Vor hundert Jahren[1].

Der Berliner Hof im Herbst und Winter 1805.

Von

Paul Bailleu.

Am 8. Juli 1805 waren König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise von ihrer Sommerreise nach Charlottenburg zurückgekehrt. Sie hatten den Brocken bestiegen und dann in dem damals noch preußischen Bayreuther Oberlande, in dem kleinen Badeorte Sichersreuth-Alexandersbad, heitere und glückliche Tage verlebt inmitten einer jubelnden Bevölkerung, die, wie ein anwesender preußischer Diplomat schrieb, herbeiströmte, „angezogen durch die Freundlichkeit des Königs und die bezaubernde Schönheit der Königin". Sie hatten auch einen kurzen Ausflug nach Böhmen unternommen, Franzensbad und Eger und die Erinnerungen an Wallenstein besichtigt.

In Charlottenburg nahm wieder das Hofleben seinen gewohnten Gang. Der König und die Königin besuchten in Bellevue die Familie des alten Prinzen Ferdinand und dessen Schwiegersohn, den Fürsten Radziwill, in Friedrichsfelde die Herzogin von Holstein-Beck; sie fuhren nach Potsdam und Berlin ins Theater, wo Frau Jagemann aus Weimar gastierte, und sahen „Armida" und „König Lear" und den „Geizigen" Molières, den Iffland damals zum ersten Male mit großem Erfolg spielte. Sie besahen die Merkwürdigkeiten, die Alexander v. Humboldt von seinen Reisen mitgebracht und die er im Prinz Heinrichschen Palais, der späteren Universität, ausgestellt hatte, und in der Porzellanfabrik die Vasen mit Ansichten von Malmaison, die der Gemahlin Napoleons, Josephine, als Gegengabe für die der Königin geschenkten Roben und Hüte bestimmt waren. Sonntags ging man in die

[1] Für obige Studie konnte der Verfasser außer den bekannten Werken von Ranke („Hardenberg"), Ulmann („Russisch-preußische Politik"), Bailleu („Preußen und Frankreich", „Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander", nebst einigen früher hier veröffentlichten Abhandlungen), noch ungedruckte Gesandtschaftsberichte, Tagebücher und Briefwechsel benutzen.

Marienkirche, um den neuen Pfarrer Ribbeck zu hören, der sehr gefiel. Häufig und gern aber wurden Ausflüge gemacht, nach der Pfaueninsel, wohin auch die königlichen Kinder von Sanssouci aus kamen, und nach Paretz, dessen weltentlegene Einsamkeit der König besonders liebte. Oft, während der König seinen militärischen Beschäftigungen nachging, ritt die Königin spazieren in Begleitung ihrer Hofdame, der Gräfin Lisinka Tauentzien, späteren Gräfin Hacke, oder der Gräfin Marie Brühl, die sich bald darauf mit dem großen Kriegstheoretiker Clausewitz vermählte.

Der Monat August brachte der königlichen Familie zwei schöne Festtage: am 3. August den Geburtstag des Königs, am 12. August den Geburtstag des Bruders der Königin, des Erbprinzen Georg von Mecklenburg, der mit seinem jüngeren Bruder Karl zu Besuch gekommen war. Es ist doch bezeichnend, wie verschieden beide Geburtstage gefeiert wurden. Am 3. August: großes Festmahl, viel militärischer Prunk, vor allem viel, viel Janitscharenmusik, denn Musik von Blasinstrumenten waren, wie Königin Luise einmal schreibt, des Königs „einzige Freude", und Iffland mußte ihr zuweilen die Musik erfolgreicher Opern, wie des „Unterbrochenen Opferfestes", für Blasinstrumente besorgen. Für Erbprinz Georg, der kurz vorher aus Italien zurückgekehrt war, hatte man einen Teil des nach dem Garten zu gelegenen runden Saales im Charlottenburger Schlosse in ein Orangewäldchen verwandelt, in dem die Musik verborgen war, während Herren und Damen des Hofes in der Kleidung römischer und albanischer Bauern und Bäuerinnen Quadrillen aufführten. Den Schluß des Festes machte in der mit Blumenguirlanden geschmückten Galerie ein allgemeiner Ball, bei dem Königin Luise im vollen Glanz ihrer Schönheit strahlte, und auch ihre schönen Hofdamen, die Gräfinnen Moltke und Hardenberg, durch anmutigen Tanz auffielen. Gräfin Voß fand die Herren in ihren Bauernkleidern recht häßlich; aber der König, obgleich etwas leidend, freute sich der Überraschung seines Schwagers und meinte: „Es ist doch ein recht schönes Fest, ich hätt's nicht gedacht."

Minder erfreulich verlief eine andre Angelegenheit, die damals den Berliner Hof viel beschäftigte. Ein Jahr zuvor war der jüngste Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, mit der geistvollen und bedeutenden Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg vermählt worden; jetzt dachte man daran, auch den jüngeren Bruder des Königs, Prinz Heinrich, zu verheiraten. Eine dänische Prinzessin war zu seiner Gattin ausersehen, und dänische Bevollmächtigte, unter ihnen Graf Bernstorff, waren schon zu den Verhandlungen in Berlin eingetroffen. Aber Prinz Heinrich konnte zu keinem Entschluß kommen; der Heiratsplan scheiterte, wie alle andern Pläne derart gescheitert sind, und der Prinz ist bekanntlich unvermählt geblieben.

In dies friedsame und häusliche Stillleben des Berliner Hofes brach nun im September 1805 der Kriegsschrecken herein, der nach einem Jahrzehnt des Friedens zehn schwere Jahre lang auf dem Lande lasten sollte: am 7. September begann die Mobilisierung der preußischen Armee.

Im Jahre 1803, nach dem Bruch des Friedens von Amiens und der Erneuerung des Krieges zwischen Frankreich und England, hatte Napoleon

das Kurfürstentum Hannover, dessen Kurfürst ja damals zugleich noch König von England war, durch seine Truppen besetzen lassen, während Preußen es verabsäumte, den Franzosen zuvorzukommen. Der folgenschwerste Fehler, den je vielleicht die preußische Politik sich hat zu Schulden kommen lassen, der letzte Quell der Schwierigkeiten, in die der Staat bald geraten sollte. Das System der Neutralität Norddeutschlands, auf dem Preußens und seiner Mitstände blühende Entwicklung seit dem Baseler Frieden beruht hatte, war durchbrochen; zwischen Minden und Magdeburg standen französische Truppen, die ihre Übergriffe bald weiter ausdehnten, Cuxhaven und Ritzebüttel besetzten, und dadurch die Engländer zur Blockierung der Mündungen der Elbe und Weser veranlaßten. Nach langwierigen und unfruchtbaren Versuchen, um über Hannover mit Frankreich zu einer Verständigung zu gelangen, hatte Preußen im April 1804 eine Erklärung erlassen, daß es den durch die Besetzung Hannovers in Norddeutschland geschaffenen Zustand anerkenne und selbst andre an dem Versuche einer gewaltsamen Änderung hindern wolle, in der Voraussetzung, daß auch Frankreich nicht den bestehenden Zustand durch Vermehrung seiner Besatzungstruppen oder durch Belästigung der Neutralen antaste. Napoleon hatte diese Versicherungen freundlich entgegengenommen, ohne sie durch entsprechende Zusagen seinerseits zu erwidern. Immerhin genügte sein tatsächliches Verhalten den preußischen Erwartungen. Auch Rußland gegenüber hatte Preußen im Mai 1804 die Erhaltung der Ruhe in Norddeutschland verbürgt mit dem ausdrücklichen Zusatz: daß es an den gegenwärtigen Zustand in keiner Weise zu rühren gesonnen sei.

Auf diesen beiden Deklarationen, durch die man von dem alten Bau der norddeutschen Neutralität wenigstens einige Trümmer zu retten gemeint hatte, beruhte die neutrale Stellung Preußens zwischen Frankreich und Rußland; es leuchtet ein, daß sie unhaltbar werden mußte, wie preußisch-norddeutsche Neutralität und französische Okkupation Hannovers an sich unvereinbar waren, sobald Frankreich neben seinem Seekriege noch in einen festländischen Krieg verwickelt wurde. Dazu aber war alle Aussicht vorhanden, schon in dem Augenblick, wo jene preußischen Deklarationen erlassen wurden.

Es ist bekannt, daß bereits im Jahre 1804 zwischen den großen europäischen Mächten über einen neuen Bund gegen Napoleon unterhandelt wurde. Zunächst kam es, schon im November 1804, zu einem Vertrage zwischen Rußland und Österreich, der noch einen defensiven Charakter hatte und nur bei weiteren Übergriffen Napoleons den Krieg in Aussicht nahm. Ein russisch-englischer Vertrag dagegen vom April 1805 stellte Forderungen an Napoleon fest, deren Ablehnung sofort den Krieg nach sich ziehen sollte: Räumung Italiens und Norddeutschlands, Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz. Ein russischer Diplomat, Nowossiltzow, sollte diese Bedingungen in Paris vorlegen, gab aber in Berlin die Reise auf, als die Nachricht von der ohne Rücksicht auf die schwebenden Verhandlungen vollzogenen Einverleibung Genuas in das französische Kaiserreich eintraf. Auf allen Seiten rüstete man jetzt zu dem nun unvermeidlichen Kriege: Österreich traf Anstalten zum Einrücken in Bayern und in das neue italienische Königreich, russische Truppen

häuften sich an den preußischen Grenzen, und in Reval sammelte sich ein russisches Korps, das, wie es hieß, an der hannoverschen Küste landen oder von dem damals schwedischen Stralsund aus die Franzosen angreifen sollte.

Während so ringsum die Welt sich mit Waffenlärm füllte, atmete in Preußen alles den tiefsten Frieden. Es hat wohl kaum je einen Fürsten gegeben, der in seinem Innersten so durch und durch friedfertig gesinnt gewesen wäre wie König Friedrich Wilhelm. Als Kronprinz hatte er an den unglücklichen Feldzügen in der Champagne, am Rhein und in Polen (1792 bis 1794) teilgenommen und dabei zugleich die Unzulänglichkeit der preußischen Kriegführung bemerkt und einen lebhaften Widerwillen gegen jeden Krieg überhaupt gefaßt. „Ich verabscheue den Krieg, wie alle Welt weiß," so schrieb er ein Jahr nach der Thronbesteigung eigenhändig seinem Onkel Prinz Heinrich, „und kenne kein größeres Gut auf der Erde als die Erhaltung des Friedens und der Ruhe als des einzigen Weges zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts." Er war nicht gleichgültig gegen das gefahrvolle Anschwellen der napoleonischen Übermacht und klagt wohl einmal in einer seiner wenigen politischen Niederschriften aus jener Zeit über die unruhige und unbeständige Politik seines Nachbarn und dessen maßlosen Ehrgeiz und maßlose Herrschsucht. Solange aber die von ihm in der Deklaration vom April 1804 gezogene Grenze nicht verletzt, solange nicht geradezu preußisches Gebiet angegriffen wurde, war er entschlossen, seine Neutralität nach allen Seiten hin aufrechtzuerhalten.

Königin Luise teilte diese Überzeugungen ihres Gatten. Sie hatte sich in den ersten Jahren der Politik völlig ferngehalten; dem russischen Gesandten Graf Panin, der in der Krisis des Jahres 1799 einmal eine Audienz bei ihr hatte, war es aufgefallen, wie sehr ihr die damalige politische Lage unbekannt schien. Das Schicksal Hannovers, des Landes, in dem sie geboren war, hatte ihr dann eine lebhaftere Teilnahme eingeflößt, und die Gewaltherrschaft Napoleons, insbesondere die Erschießung des Herzogs von Enghien, für den sie gern Trauer getragen hätte, allmählich in ihr eine Abneigung gegen Napoleon wachgerufen, die doch mehr ethischer als politischer Natur war. Von der Sommerreise 1805 war sie mit ungünstigen Eindrücken und peinlichen Empfindungen zurückgekommen. Es hatte ihr nicht entgehen können, wie der französische Einfluß tiefer und tiefer ins „Reich" eindrang, während Preußens Ansehen in gleichem Maße zurückging. Es war ihr erzählt worden, wie der französische Gesandte in Kurhessen, Bignon, der früher als Geschäftsträger in Berlin für die Hoffestlichkeiten Gelegenheitsverse dichtete, einmal an der Hoftafel in Kassel geäußert hatte: „Des Allemands? Est-ce qu'il y a encore des Allemands?" Sie hatte davon in Berlin gesprochen. Als Deutsche, wie sie sich immer gefühlt hat, mochte sie so dreister Hohn entrüsten; als Königin von Preußen war sie mit dem preußischen Neutralitätssystem gleichwohl vollkommen einverstanden.

Es ist allbekannt und braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden, wie auch die leitenden Staatsmänner des damaligen Preußen, der Freiherr v. Hardenberg und Graf Schulenburg, und die nähere Umgebung des Königs,

sein Generaladjutant General v. Köckritz und seine Kabinettsräte Lombard und Beyme die Politik der Neutralität durchaus billigten, einige noch, wie z. B. Lombard, mit einer gewissen Hinneigung zu Frankreich. Aber auch die öffentliche Meinung Preußens, soweit eine solche schon vorhanden war und sich regte, war in weit überwiegendem Maße für diese Politik gestimmt[1]). Seit dem Baseler Frieden von 1795 lebte die preußische Bevölkerung in selbstzufriedener Ruhe hinter der Demarkationslinie, hörte von den Schlachten Napoleons, Erzherzog Karls und Suworows, als ob sie in andern Weltteilen geschlagen wurden, und sah der Zertrümmerung des alten Deutschen Reiches und dem Verlust des linken Rheinufers gleichmütig und teilnahmlos zu. Weltbürgerlichkeit und Partikularismus, Überhebung und Furchtsamkeit, Kriegsspielerei und Friedenssehnsucht hatten sich vereinigt, eine schwächlich laue Gesinnung hervorzubringen, in der das lebendige Gefühl für den vaterländischen Waffenruhm und die vaterländische Ehre nicht mehr gedeihen wollte. Zumeist gefiel man sich in der Vorstellung, das Neutralitätssystem für einen Beweis der Stärke, nicht für ein Zeichen der Schwäche anzusehen. Die Besetzung Hannovers durch die Franzosen und die daraus entstandenen wirtschaftlichen Störungen und Verluste hatten diese selbstgenügsamen Stimmungen leise erschüttert, ohne doch einen tieferen Wandel hervorrufen zu können. Mochten einzelne große Geister wie Friedrich Gentz und bald auch Johannes v. Müller die Notwendigkeit einer allgemeinen Waffenerhebung gegen die napoleonische Übermacht mit eifriger Beredsamkeit predigen, die Wortführer der öffentlichen Meinung standen in dem damaligen französisch-englischen Weltkampf noch 1805 mehr auf Napoleons Seite. So Friedrich Buchholz, der Verfasser der „Neuen Leviathen", dessen Lehre von der Notwendigkeit einer napoleonischen Weltherrschaft zur Sicherung aller höheren Kulturgüter unter Beamten, Offizieren, Gelehrten viele und begeisterte Anhänger fand; so Karl Ludwig Woltmann, der in seiner Zeitschrift „Geschichte und Politik" die deutsche Nation dem Genius der Menschheit um höherer Zwecke willen gern zum Opfer brachte und ihr nur einen bescheidenen Platz in der fränkischen Universalmonarchie zuwies; so die Militärschriftsteller Massenbach und F. H. v. Bülow, der Bruder des späteren Siegers von Dennewitz. Auch die beiden Berliner Zeitungen, die ihren politischen Inhalt ohnehin meist den französischen Blättern entnahmen, waren im ganzen franzosenfreundlich.

So waren die Stimmungen am Berliner Hofe und in der Berliner Bevölkerung, als im Sommer 1805 zugleich von französischer und von russischer Seite ein Angriff auf die preußische Neutralitätspolitik versucht wurde. Preußen hatte seine Interessensphäre auf sein eigenes Gebiet und seine nächsten Nachbarn in Norddeutschland eingeschränkt; es war seit König Friedrichs Tode von der Höhe einer europäischen Großmacht allmählich zu einer deutschen, seit 1795 nur noch norddeutschen Territorialmacht herab-

[1]) Über die öffentliche Meinung in Berlin von 1795–1806 werden wir demnächst von Prof. Dr. O. Tschirch eine treffliche Veröffentlichung erhalten, in die mir der Verfasser bereits freundlichst Einsicht gestattete.

gesunken. Die Bedeutung der Verhandlungen, derer wir hier nur kurz gedenken können, liegt doch eigentlich darin, daß gerade die europäischen Großmächte Preußen wieder an den Lebensfragen der europäischen Politik zu beteiligen und in den Kampf der europäischen Gegensätze hineinzuziehen suchten. Es ist eine Phase in dem neuen Aufstieg Preußens von der norddeutschen Territorialmacht zur europäischen Großmacht, mit der wir uns zu beschäftigen haben.

Am 8. August 1805 suchte der französische Gesandte in Berlin, Laforest, den Minister Hardenberg auf seinem Landgute Tempelberg auf und schlug ihm einen Vertrag vor, worin Preußen sich zur Unterstützung Frankreichs verpflichten sollte, falls irgendeine Macht den Besitzstand in Italien gewaltsam zu ändern versuchen würde. Was Preußen im eigensten Interesse für Norddeutschland übernommen, sollte es im französischen Interesse auf Italien ausdehnen. Für die schwere Last einer solchen Verpflichtung konnte Frankreich eine gewichtige Gegengabe bieten. Es versprach, Hannover, das es nach dem Recht der Eroberung besitze, an Preußen sofort abzutreten und die Festsetzung dieser Abtretung in den einstigen Friedensschluß mit England aufzunehmen. Um dem friedliebenden König den Vertrag annehmbar zu machen, wurde zugleich nachdrücklich betont, daß einem preußisch-französischen Zweibunde gegenüber niemand den Frieden des Festlandes zu stören wagen werde.

Die Erwerbung Hannovers, durch die man der bei jedem Zerwürfnis Englands mit Frankreich immer wieder auftauchenden Schwierigkeiten endlich ledig wurde, war von zu ungeheurer Bedeutung für Preußen, als daß man das französische Angebot ohne weiteres hätte zurückweisen dürfen. Die Vereinigung Hannovers mit Preußen beseitigte die Mängel der geographischen Gestaltung Preußens, sie ergab in kommerzieller wie in militärischer Hinsicht die unschätzbarsten Vorteile. Diese Erwägungen lagen so sehr am Tage, daß König Friedrich Wilhelm und Hardenberg auch ihrerseits den Gedanken einer Erwerbung Hannovers bereits mehrfach erwogen hatten. Wenn sie aber jetzt auf die französischen Allianzanträge zunächst eingingen, so meinten sie, und insbesondere war das die Ansicht oder der Wunsch des Königs, damit doch zugleich an der bisherigen Grundlage der preußischen Politik festhalten zu können. Eifrig ergriffen sie die französische Andeutung, daß die Allianz Preußens und Frankreichs den Frieden bedeute. Da aber hierfür die Bürgschaft Preußens für den Zustand Italiens im Interesse Frankreichs nur eine schmale Grundlage zu bieten schien, so suchten sie diese zu verbreitern, indem sie im Interesse Österreichs und Rußlands nun auch von Frankreich Bürgschaft für die Unabhängigkeit der noch selbständigen Staaten Italiens wie der Schweiz und Hollands forderten. Sie schmeichelten sich, damit den Wünschen Österreichs und Rußlands entgegenzukommen und ihnen die Motive zu ihrer Feindseligkeit gegen Frankreich diplomatisch zu entziehen.

Man kennt Napoleons keckes Wort über Italien, die Geliebte, die er für sich allein haben wolle (er drückte sich noch drastischer aus); man kann sich denken, wie er die Forderung von Bürgschaften für Italien, die ihn selbst verpflichten sollten, aufnahm. Sein Hausmarschall Duroc, der am 1. September 1805 zu weiteren Verhandlungen in außerordentlicher Mission in

Berlin eintraf, erklärte auf ausdrücklichen Befehl Napoleons, daß die italienischen Verhältnisse ganz von der Verhandlung ausgeschlossen bleiben müßten, und daß Frankreich höchstens die Integrität, nicht aber die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz zugestehen wolle. Dafür aber verlangte er, daß Preußen durch energische Erklärungen, selbst durch Truppenbewegungen Österreich beunruhige.

Der König und Hardenberg, mit dem Duroc am 3. September sieben Stunden lang verhandelte, wiederholten ihrerseits, daß sie zu einer näheren Verbindung mit Frankreich geneigt seien, daß aber auch Frankreich Garantien gegen weitere Übergriffe geben müsse; der König erinnerte persönlich an die überraschende Einverleibung Genuas und gewisse Vorbereitungen wegen Lucca, wodurch selbst die besten Freunde Frankreichs beunruhigt würden. Nachdrücklich und in schriftlich verbindlicher Form wurde zugleich ausgesprochen, daß keine noch so lockende Erwerbung den König je zu offensiven Maßregeln verleiten werde, daß sein System die Erhaltung des Friedens sei und bleibe, und daß er nur zu diesem Zwecke Napoleons Vorschlägen nähergetreten sei.

Es war der alte Gegensatz, der seit dem Baseler Frieden trotz aller gegenseitigen Annäherungsversuche Preußen und Frankreich immer wieder auseinandergehalten hatte, ein Gegensatz, den auch die geschickteste Diplomatenkunst nicht hinwegzuräumen vermocht hätte: Frankreich, unter der Republik wie unter Napoleons Regiment, suchte Preußens Bündnis zur Durchführung seiner kriegerischen Expansionspolitik, Preußen war zu einer Allianz bereit, soweit dadurch die Herstellung oder die Aufrechterhaltung des Friedens gefördert werden konnte.

In denselben ersten Septembertagen, wo Frankreichs Angriff auf das preußische Neutralitätssystem zum Scheitern kam, erging auch nach Petersburg hin durch König Friedrich Wilhelm selbst eine entschiedene Absage an die russische Aufforderung, sich den Rüstungen gegen Frankreich mitwirkend anzuschließen.

Ich habe vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift (1900, Septemberheft) erörtert, wie seit der Zusammenkunft in Memel (Juni 1802) Kaiser Alexander I. von Rußland unablässig bemüht gewesen ist, den damals mit dem preußischen Königspaar geschlossenen Freundschaftsbund zu einer intimen politischen Allianz im Sinne der russischen Koalitionspläne zu erweitern, wie aber König Friedrich Wilhelm III. allem Bitten, Schmeicheln und Drängen geschickt auszuweichen verstanden hat. Im Sommer 1805 nun führte diese vorsichtige Zurückhaltung Preußens zu einer ernsten Krisis, der ernstesten vielleicht, die im 19. Jahrhundert die preußisch-russischen Beziehungen vor 1878 erschüttert hat. Bei den Staatsmännern und Fürsten, von denen die große antifranzösische Koalition von 1805 ausgegangen ist, hatte die neutrale Haltung Preußens allmählich eine wahre Erbitterung hervorgerufen. Die früheren Unternehmungen gegen Frankreich waren gescheitert; für den Erfolg eines neuen Feldzuges schien die Hilfe der Armee Friedrichs des Großen unentbehrlich. Zu gut aber kannte man die friedfertige Gesinnung König Friedrich Wilhelms, als daß man einen bereitwilligen Anschluß an die

Koalition von ihm erwartet hätte. So tauchte denn der unheilvolle Gedanke auf, den Beitritt Preußens zu dem Weltbunde gegen Frankreich durch eine russische Armee zu erzwingen, — der Gedanke, der der politischen Lage im Spätsommer 1805 ihr besonderes Gepräge gibt. Wie es scheint, ist der eigentliche Urheber dieses Planes der exzentrische Schwedenkönig Gustav IV. gewesen; wenigstens berichtet der Emigrant Antraigues, einer der ärgsten politischen Intriganten jener Tage, von Unterredungen in Dresden am 2. und 3. August 1804, wobei der König jenen Gedanken äußerte, merkwürdigerweise zugleich mit dem Vorschlag einer Zusammenkunft zwischen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm[1]). Der Vorschlag der Vergewaltigung Preußens fand rasch Eingang in den aus diesem oder jenem Grunde damals gegen Preußen aufgebrachten Kreisen; selbst die österreichische Diplomatie billigte ihn, der außerordentliche Abgesandte Österreichs in Petersburg, der General Stutterheim, ebenso wie der Vertreter Österreichs in Berlin, Graf Metternich, der in seinen späteren Memoiren freilich jede Teilnahme an diesen dunklen Machenschaften hat ableugnen wollen. Mit besonderer Freude griffen natürlich Polen und Russen den willkommenen Gedanken auf, vor allem Alexanders vornehmster Ratgeber, Fürst Adam Czartoryski, der, ganz im Gegensatz zu Metternich, in seinen Memoiren sich der Mitwirkung an den gegen Preußen gerichteten Plänen offen gerühmt hat. Er und seine Freunde hätten es am liebsten gesehen, wenn der Krieg gegen Frankreich durch einen Angriff auf Preußen eingeleitet und Preußen dabei seiner polnischen Erwerbungen beraubt würde. Auch Kaiser Alexander, entrüstet über den hartnäckigen Widerstand des Königs gegen jede Beteiligung an der Koalition, aufgestachelt durch die unablässigen Wühlereien seiner preußenfeindlichen Umgebung, ist auf diese Entwürfe eingegangen. Mag er seinerseits einer freundschaftlichen Verständigung mit König Friedrich Wilhelm noch den Vorzug gegeben haben: sollte sie mißlingen, so war doch auch er entschlossen, ohne weitere Rücksicht seine Heere in Preußen einbrechen zu lassen.

Militärisch wie politisch wurde im August 1805 alles zur Überrumpelung Preußens vorbereitet. Zwei russische Armeen sollten sich in Brzesc und Grodno sammeln und von dort den Einmarsch in Preußen antreten. Zugleich wurde unter dem 18. August 1805 der russische Gesandte in Berlin, Alopeus, mit den genauesten Weisungen versehen, die den diplomatischen Feldzug gegen Preußen in allen Einzelheiten regelten. Im ersten Teil der Unterhandlung, in den Tagen vom 28. August bis 12. September, sollte der Gesandte auf den Anschluß Preußens an die russische Politik hinarbeiten, ohne doch über deren Endziele Aufklärung zu geben, und die Erlaubnis zum Durchmarsch russischer Truppen erbitten, alles mit diplomatischer Vorsicht, ohne Preußen zu erschrecken, aber auch ohne sich schroffer Ablehnung auszusetzen. In der zweiten Phase, in den Tagen vom 16. bis zum 22. oder 23. September, sollte Alopeus den Anschluß an Rußland und den Durchzug

[1]) Der Bericht von Antraigues ist erst kürzlich bekannt geworden: vgl. „Nouv. Revue rétrosp.“, März 1903.

„peremptorisch" verlangen und schließlich erklären, daß er den Einmarsch nicht mehr aufhalten könne und die Truppen am 28. September die Grenze überschreiten würden, da man an der Ermächtigung dazu nicht gezweifelt habe.

Man hatte die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, daß Friedrich Wilhelm einer solchen „douce violence" nachgeben und endlich den Russen Heeresfolge leisten werde; wenn nicht, so mochte Preußen, ungerüstet wie es war, die Folgen der Hartnäckigkeit seines Königs tragen. Schon war selbst das Kriegsmanifest gegen Preußen vorbereitet, in dem Kaiser Alexander nach seiner Weise Gott und die Welt zu Zeugen für die Lauterkeit seiner Politik anrief[1]).

Zwei eigenhändige Schreiben Kaiser Alexanders an König Friedrich Wilhelm sollten jede der beiden Unterhandlungsphasen einleiten.

Am 19. August benachrichtigte Kaiser Alexander den König von den Rüstungen Rußlands, ohne ihn doch in das Geheimnis seiner Verbindungen mit Österreich und England einzuweihen; er verlangte die Mitwirkung des Königs zu Maßregeln für Herstellung des allgemeinen Friedens, oder, wenn ein solcher noch unmöglich wäre, zur Befestigung einer Ordnung der Dinge in Europa, bei der die Unabhängigkeit aller Staaten verbürgt wäre. Um aber Mäßigung von Bonaparte zu erwarten, bedürfe es des Zusammenwirkens von 200 000 Preußen, ebenso viel Russen und 300 000 Österreichern mit den Streitkräften des Deutschen Reiches. Wenn er seine Truppen bereits vorrücken lasse, so sei sein Ziel einzig der Friede, und er werde sie sofort zurücknehmen, falls Bonaparte ihm die geforderten Sicherheiten gebe. Der Brief schloß mit der bedenklichen Wendung: es werde dem Kaiser besonders angenehm sein, die Erfüllung seiner Wünsche nur der Freundschaft des Königs zu verdanken. Sehr viel bestimmter lautete das zweite Schreiben vom 4. September. Jetzt wurde die Erlaubnis für den Durchmarsch der russischen Truppen nachdrücklich gefordert; der Kaiser werde sich selbst zur Armee begeben und gern die Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit dem König ergreifen, bei der alle noch nötigen Einzelheiten geregelt werden könnten. Und abermals hieß es: der Kaiser wolle alles nur der Freundschaft und dem Herzen des Königs verdanken. Der Ton des Schreibens war höchst kategorisch und schien die Möglichkeit einer Ablehnung überhaupt auszuschließen.

Bereits das erste Schreiben Alexanders aber, das am 28. August in Berlin eintraf und sogleich wie eine Art „Marschorder" aufgefaßt wurde, reichte hin, um lebhafte Beunruhigung und namentlich bei dem König eine tiefe Verstimmung hervorzurufen. Es kam hinzu, daß von den russischen Truppenansammlungen in der Nähe der preußischen Grenze immer bedenklichere Nachrichten einliefen und daß hochfahrende Prahlereien russischer Offiziere über einen bevorstehenden Einmarsch in Preußen bekannt wurden. Mit dem friedsamen Stillleben war es vorbei: Sorgenvolle Tage kamen und gingen nicht

[1]) In diesem (bisher nicht bekannten) Entwurf hieß es, daß schon die Revolution sich über das verderbliche preußische Neutralitätssystem gefreut habe. Es ist für Alexanders damalige Tendenzen bezeichnend, daß er diese Stelle beseitigt wissen wollte, mit dem Bemerken, daß man die Revolution nicht angreifen dürfe.

sobald wieder. „Überall brennt's, es ist eine abscheuliche Zeit," schreibt die Gräfin Voß in ihrem Tagebuch. Schon das Zusammenströmen heimischer und auswärtiger Staatsmänner und Abgesandter gab dem Hofleben ein ungewohntes Aussehen. Am 1. September, wie bereits erwähnt, war Duroc in Berlin eingetroffen; am 11. September kam aus Wien in außerordentlicher Mission der Generalleutnant Graf Merveldt. Der König hatte das Bedürfnis, seine bewährten Ratgeber um sich zu sammeln. Der Herzog von Braunschweig und die Grafen Haugwitz und Schulenburg wurden herbeigerufen; auch der Kabinettsrat Lombard, der für längere Zeit nach Italien beurlaubt gewesen, traf am 6. September in Berlin ein.

Inmitten aller Unruhe, bestürmt von Rußland, Frankreich und Österreich, war König Friedrich Wilhelm jetzt nur noch um so mehr entschlossen, unerschütterlich an seinem Neutralitätssystem festzuhalten. Wie er Durocs Anträge zurückwies, so beantwortete er Kaiser Alexanders Zumutungen am 6. September mit einer entschiedenen Ablehnung. Er erinnerte an seine so oft ausgesprochenen Grundsätze, die ihm eine Teilnahme an offensiven Maßregeln nicht gestatteten, und betonte, daß die in der Konvention von 1804 vorgesehenen Fälle noch nicht eingetreten seien. Er erwarte, daß auch der Kaiser seinerseits nicht durch irgendwelches feindselige Unternehmen die gegenseitige Garantie für die norddeutsche Neutralität verletzen werde, und kündigte an, daß er ein Truppenkorps zur Aufrechterhaltung der Neutralität und Abwehr etwaiger französischer Übergriffe auf Kriegsfuß setzen werde. Eine vom König in den ministeriellen Briefentwurf eingefügte Warnung vor böswilligen Einflüsterungen bewies, wie gut er über Alexanders Umgebung unterrichtet war[1]).

Wie der König angekündigt, wurden am 7. September die Befehle zur Mobilmachung von etwa 80 000 Mann erlassen, angeblich „zur Abwehr französischer Übergriffe", tatsächlich aber doch eher gegen Rußland. Wenn der König das dem russischen Kaiser verschweigen mochte, so wurde es dem russischen Gesandten um so deutlicher gesagt. Dieser Diplomat, der Finnländer Alopeus, hat in jenen ernsten Tagen, in denen ein unbedacht hingeworfener Funke die Kriegsflamme zwischen Rußland und Preußen entzünden konnte, beiden Ländern, die er gleichmäßig liebte, unschätzbare Dienste geleistet. Er hat seinem Kaiser nicht verhehlt, welchen verhängnisvollen Eindruck die Bedrohung der preußischen Neutralität in Berlin hervorrufe, wie der König, der Hof, die Minister, die Generale, alle einmütig seien in dem Entschluß: lieber untergehen als das dulden.

Der Bericht von Alopeus, der diese Warnungen enthielt und das Schreiben des Königs, beide vom 6. September, brachten in Petersburg einen raschen Umschwung hervor. Während Metternich noch am 16. September eigenhändig nach Wien schrieb: „Die Maßregeln sind ergriffen, um das zu nehmen, was

[1]) Das Schreiben ist veröffentlicht bei Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I., Nr. 70, nach dem Petersburger Original, in dem der König die entscheidenden Stellen unterstrichen hat.

nicht zugestanden wird; Preußen wird in jedem Falle überrumpelt werden wie Napoleon", sandte Kaiser Alexander zur geringen Freude seiner Umgebung am 18. September vorläufige Gegenbefehle an die zum Einmarsch in Preußen bereitgestellten Truppen. Drei Tage später ging er selbst zu seiner Armee ab.

Ehe diese Nachrichten in Berlin eintrafen, hatte man noch einmal bange Stunden zu durchleben. Am 15. September, kurz vor Mitternacht, war jenes Schreiben Alexanders vom 4. September eingetroffen, das die Genehmigung zum Truppendurchmarsch in drohenden Worten forderte und zugleich auf die Möglichkeit einer Zusammenkunft der beiden Souveräne hinwies. Die Aufregung, die hierdurch am Berliner Hofe entstand, wurde noch gesteigert, als Alopeus zugleich vorzeitig die vertrauliche Mitteilung an Hardenberg gelangen ließ, daß die russischen Truppen unter allen Umständen in Preußen einrücken würden. Der König, wie Alopeus am 18. September berichtet, erklärte seinem Minister Hardenberg abermals: er werde eher untergehen, als sich von Rußland Gesetze vorschreiben lassen. „Aber, ist es denn nur möglich," so fuhr er fort, „daß der Kaiser, den ich als meinen ersten Freund betrachtet habe, dem ich, Gott ist mein Zeuge, ein unbegrenztes Vertrauen geschenkt habe, wäre es möglich, daß er das mißbrauchen könnte? Wenn er sich in Gefahr befunden hätte, wenn ihm bei dem bevorstehenden großen Kampfe ein Mißgeschick begegnet wäre, so wäre ich ihm zu Hilfe geflogen. Daß er aber mich zu etwas zwingen will, daß ich die Lage der Dinge unter dem nämlichen Gesichtspunkt wie er selbst betrachten soll, das verletzt doch meine Unabhängigkeit. Wenn diese aber angetastet ist, kann ich dann noch auf meine Vorfahren schauen, kann ich denken, daß ein Friedrich II., ein großer Kurfürst unter ihnen ist? Nein, mag ich untergehen, aber mit Ruhm. Ich werde dann als Opfer meines Vertrauens zu einem Fürsten fallen, der mein Herz zu gewinnen verstanden hat."

Wenn diese Äußerungen des Königs gegen Hardenberg hauptsächlich auf Rußland berechnet waren, so erkennt man die inneren Gründe seines politischen Verhaltens noch deutlicher aus einer Unterredung mit dem österreichischen Abgesandten Graf Merveldt, dem er damals eine Audienz gewährte. Ihm erklärte der König, Napoleon habe ihn nie so zu behandeln versucht, wie das jetzt von russischer Seite geschehe. Er sei nicht gleichgültig gegen das Umsichgreifen Frankreichs, aber wenn sich die Erhaltung des Friedens als unmöglich herausstellen sollte, müsse man sich doch über einen Krieg und dessen Ziele rechtzeitig und gründlich verständigen. Er habe immer den Feldzug von 1792 in Erinnerung, wo man so leichtsinnig darauf losgegangen sei. Fast prophetisch aber, wenn man sich an Alexanders Verhalten nach Austerlitz und Friedland erinnert, erscheint das Mißtrauen, das der König dann über Rußland äußerte. Rußland, meinte er, könne sich zurückziehen, selbst ohne Frieden zu schließen, und die andern ihrem Schicksal überlassen. Die russischen Staatsmänner seien leichtsinnig, heftig und hinterlistig[1]).

[1]) Merveldts Précis d'une conversation avec le Roi de Prusse, 22. September, Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. (Auch von Ulmann benutzt.)

Der König ließ es nicht bei Worten bewenden. Auf seine eigenste Veranlassung wurde am 18. September auch der Rest der preußischen Armee kriegsbereit gemacht, mit besonderer Beschleunigung die Regimenter in Südpreußen und Neuostpreußen. Zur Abwehr russischer Truppen, die etwa an der Ostseeküste landen sollten, wurde ein kleineres Truppenkorps zwischen Wittstock und Fürstenberg gesammelt, über das dem Prinzen Louis Ferdinand der Oberbefehl zugedacht war. Dem Kaiser Alexander schrieb der König am 21. September, daß die Gestattung des Einmarsches russischer Truppen eine Unmöglichkeit sei. Er erinnerte daran und er unterstrich den Satz, daß Alexanders Vater in ähnlicher Lage wohl erkannt habe, wie es den Untergang Europas vollenden heiße, wenn man ihm, dem König, nur die Wahl zwischen Schande und Verzweiflung lasse. Besonders charakteristisch ist die Antwort auf die vom Kaiser angeregte Zusammenkunft. In dem ersten Briefentwurf nahm der König den Vorschlag „avec reconnaissance“ an; in dem wirklich abgegangenen Schreiben verwies er auf die Pflichten, die ihn in einem so kritischen Augenblick in Anspruch nähmen; wenn aber der Kaiser es im Interesse der Geschäfte für nützlich halte oder es aus Freundschaft wünsche, so wolle er über alle Bedenken hinwegsehen, und der Kaiser möge ihm durch den Überbringer des Briefes, Major Hacke, seine weiteren Entschlüsse darüber mitteilen. In der Tat empfand der König, wie Lombard damals an Hardenberg schrieb, einen wahren „Schrecken“ vor der Zusammenkunft und war im voraus entschlossen, ihr unter irgendeinem Vorwand auszuweichen.

Mit diesen Maßnahmen glaubte König Friedrich Wilhelm den Erfordernissen der Lage völlig genügt zu haben: schon am 22. September, nachdem er noch Merveldt empfangen, kehrte er wieder in die ländliche Stille von Paretz zurück. Es war vergeblich, daß — bereits einige Tage vorher — Hardenberg, Haugwitz und selbst Köckritz ihn beschworen hatten, in Berlin zu bleiben — „auf den Knien“, wie Hardenberg seinem Freunde Alopeus versicherte. Dem König war eigentlich die ganze auswärtige Politik lästig. Man bemerkte seine Ungeduld, namentlich bei Verhandlungen, in denen von der Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen die Rede war. Um dem Druck der aufs äußerste gespannten Lage und dem politischen Wirrwarr sich zu entziehen, mied er so viel als möglich Berlin, wo Minister und Gesandte mit unbequemen Anliegen seiner warteten. Wozu langweilte man ihn überhaupt mit diesen unendlichen diplomatischen Verhandlungen, diesen ewigen Konferenzen und Audienzen, da er doch unerschütterlich entschlossen war, nicht einen Fuß breit von seinem Neutralitätssystem abzuweichen? Und doch überkam ihn wohl einmal die Ahnung des Unheils, das für ihn wie für Preußen aus seiner blinden Friedseligkeit erwachsen sollte; hat er doch damals, wie wiederum Alopeus berichtet, zu Köckritz gesagt: „Mehr als ein König ist untergegangen, weil er den Krieg liebte; ich, ich werde untergehen, weil ich den Frieden liebe.“

Während die französischen Truppen den Rhein überschritten (24. bis 26. Sept.) und Napoleon von Straßburg aus den diplomatischen und militärischen Feldzug einleitete, der die süddeutschen Staaten Frankreich unterwarf und das österreichische Heer bei Ulm zertrümmerte, während die preußischen Truppen

zu ihren Sammelplätzen eilten, blieb König Friedrich Wilhelm III. ruhig in Paretz, wo in den letzten Septembertagen das Erntefest in gewohnter Weise gefeiert wurde. Nur einmal verließ er sein geliebtes Landhaus und nur zu einem Familienfeste: am 27. September wurde die goldene Hochzeit des Prinzen Ferdinand, des letzten Bruders Friedrichs des Großen, durch ein Gartenfest in Schloß Bellevue und ein Diner vom goldenen Service in Charlottenburg gefeiert. Schon am nächsten Tage kehrte der König schleunig nach Potsdam und Paretz zurück, wo er vorläufig blieb, trotzdem früh eintretende Herbstfröste seiner Umgebung den Aufenthalt sehr verleideten.

Noch waren auch Hof und Gesellschaft — das Tagebuch der Gräfin Voß spiegelt diese Stimmungen wider — mit der Politik der Neutralität einverstanden. Selbst Königin Luise. Sie war gerade wieder ganz Tochter und Schwester. Sie hatte fast alle ihre Geschwister um sich versammelt, außer den beiden Brüdern Prinz Georg und Prinz Karl auch die Prinzessin Therese von Thurn und Taxis und Prinzessin Friederike Solms. Man plante eine große Familienzusammenkunft, zu der auch die vierte Schwester Prinzessin Charlotte von Hildburghausen erwartet wurde, um am 10. Oktober den Geburtstag des Vaters, des Herzogs Karl, in Neustrelitz zu feiern. Aber die leidige Politik, so sehr man in Paretz die Türen vor ihr zusperrte, drang auch dort ein, durchkreuzte die Pläne der Königin und kostete ihr manche Träne. Der König war entschlossen, krank zu werden, nur um der gefürchteten Zusammenkunft mit Kaiser Alexander zu entgehen: wie konnte da die Königin ihren Gatten verlassen? Und wenn es Ernst wurde, wenn die Zusammenkunft nicht zu umgehen war, und Preußen doch noch in der einen oder andern Weise in den Krieg hineingezogen wurde, dann mußte die Königin natürlich erst recht an der Seite des Königs ausharren.

Und es wurde Ernst. Am 4. Oktober kam Fürst Peter Petrowitsch Dolgorukij mit einem neuen Schreiben Kaiser Alexanders (vom 27. September) an, in dem der Kaiser seine Freude darüber aussprach, daß der König, wie er von seinem Gesandten erfahre, die Zusammenkunft annehme; er erwähnte die Gegenbefehle gegen die übereilten Märsche seiner Truppen, bat aber doch zugleich um Beschleunigung der Erlaubnis zum Durchmarsch. Am 6. Oktober, in Sanssouci, in Gegenwart Hardenbergs, überreichte Dolgorukij dem König das Schreiben. Bei der Unterhaltung mit dem Gesandten berührte Friedrich Wilhelm sogleich die drohenden Ansammlungen russischer Truppen an den preußischen Grenzen, die ihn bekümmert und gezwungen hätten, alles der Verpflichtung zu opfern, seine Ehre und Unabhängigkeit zu wahren; er äußerte sich dann sehr scharf über Napoleon und dessen Regierungsgrundsätze, wiederholte aber immer wieder, daß Frankreich ihm keinen Grund zum Bruche gegeben habe[1]). Er kündigte, wie wenigstens Hardenberg erzählt, zugleich seine bevorstehende Abreise zur Zusammenkunft mit Alexander an, war aber trotz aller Einwendungen Hardenbergs und auch der Königin fest entschlossen,

[1]) Vgl. Großfürst Nicolai Michailowitsch, Die Fürsten Dolgorukij. (Deutsche Ausgabe.) 1902.

nicht zu reisen, sondern den Herzog von Braunschweig mit seiner Vertretung zu beauftragen. Da traf eine Nachricht ein, die den König aus seiner friedseligen Stimmung gewaltsam herausriß und der bisher mehr gegen Rußland gerichteten bewaffneten Neutralität Preußens eine Wendung gegen Frankreich gab.

In dem Augenblick, wo Hardenberg und Dolgorukij den König verlassen hatten, brachte ein Kurier die Meldung, daß am 3. Oktober zahlreiche französische und bayerische Truppen bei ihrem Zuge vom Main zur oberen Donau durch das preußische Gebiet in Ansbach durchmarschiert seien. Was von russischer Seite nur angedroht war, war von französischer Seite rücksichtslos geschehen; der König selbst, der gegen die russischen Zumutungen sich immer auf Napoleons Vertragstreue berufen hatte, war und fühlte sich persönlich aufs empfindlichste verletzt, aufs schwerste beleidigt. In der zornigen Aufwallung des ersten Augenblicks dachte er die Gesandten seines Beleidigers, Laforest und Duroc, aus Berlin hinauszuweisen. Das Verhängnis Preußens wollte es, daß Hardenberg, der sogleich zurückgerufen war, des Königs Entrüstung beschwichtigte und die Ausweisung der Gesandten verhütete. Man begnügte sich zunächst damit, nun auch den Russen den Durchzug zu gestatten, die Unterhandlungen mit Frankreich aber mit der Erklärung abzubrechen, daß Preußen jetzt seine Interessen selbst militärisch sicherstellen werde. Es wurde zugleich beschlossen, zwischen den kriegführenden Mächten eine bewaffnete Vermittlung in der Weise zu versuchen, daß Preußen den Franzosen billige Bedingungen vorschlagen und bei deren Ablehnung am Kriege teilnehmen solle. Das Ziel der preußischen Politik war dabei nach wie vor die Erwerbung Hannovers, das man nun freilich nicht mehr durch eine Verständigung mit Napoleon, sondern mit dessen Feinden zu gewinnen hofft. Am 13. Oktober ergingen die Befehle, nach denen die preußischen Truppen, die eben nach Osten hin zusammengezogen waren, sich nach Westen in Bewegung setzen und mit Schonung vorgehend von Hannover Besitz ergreifen sollten. An Kaiser Alexander, der sich inzwischen nach Pulawy, dem Schloß der Familie Czartoryski, begeben hatte, wurde der Fürst Dolgorukij mit einem Schreiben des Königs abgesandt, in dem der Einmarsch der Russen nunmehr gestattet, aber in Rücksicht auf die Lage um Aufschub der Zusammenkunft gebeten wurde.

Man kann nicht sagen, daß bei allen diesen Beschlüssen der König nun die Teilnahme am Kriege gegen Frankreich bereits mit voller Entschiedenheit ins Auge gefaßt hätte. Er war, wie das Tagebuch der Oberhofmeisterin erzählt, „wütend" über die Franzosen und Bayern, die bei ihren Durchmärschen durch preußisches Gebiet manche Ausschreitungen begingen; sein Aussehen war kummervoll und finster; erst die neue Ausgestaltung der Politik der bewaffneten Neutralität, die ganz seinem immer auf starres Festhalten eines bestimmten Systems gerichteten Sinne entsprach, schien ihm Ruhe und Entschlossenheit wiederzugeben[1]). Von einer Zusammenkunft mit Alexander aber wollte er

[1]) Tagebuch der Gräfin Voß, 6. Oktober, der König „morne, l'air triste", 14. Oktober „le Roi mauvais visage", 17. Oktober nach der Konferenz (Hardenberg, Bd. II, S. 300) „il avait l'air déterminé et bon".

nach wie vor nichts hören trotz alles Zuredens seiner Umgebung; er ist „wie ein Maultier", vertraut die Oberhofmeisterin ihrem verschwiegenen Tagebuche an. Ruhig verblieb er in Paretz.

In Paretz wurde damals auch der Eintritt des Kronprinzen in das preußische Heer gefeiert, am 15. Oktober, seinem 10. Geburtstage, nach Hohenzollernsitte. Der König selbst überreichte ihm Offizierhut und Offizierdegen. Mitten in die festliche Stimmung hinein aber kamen die ersten Nachrichten von den österreichischen Niederlagen bei Ulm. Königin Luise, ohnehin etwas leidend, war tief bewegt; wie erzählt wird, ermahnte sie ihren Sohn, der immer ihr Liebling war, mit den bekannten Worten: „Ich hoffe, daß an dem Tage, da du Gebrauch machst von diesem Rocke, dein einziger Gedanke sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen." Der Gräfin Voß schrieb sie wenige Tage später: „Der König ist sehr zufrieden mit Fritz, mit seinem Aussehen und seinem Betragen. Was mein Herz empfindet, ist unsagbar. Es ist aber auch wahr, daß er sich an seinem Festtage ausgezeichnet benommen hat. Gott segne ihn und seine neue Laufbahn und den König und die Armee und ganz Preußen [1]).

Es ist die Zeit, in der sich bei Königin Luise eine innere Wandlung unverkennbar vollzieht: sie beginnt sich der Politik zuzuwenden, der sie bisher, ich wiederhole es, ganz ferngestanden hatte. In den Wirrnissen und Schwankungen dieser Tage wird sie zugleich inne, daß der König eines guten Gefährten bedarf, der ihm Selbstvertrauen und Festigkeit einflößt; sie wird sich ihrer hohen Aufgabe bewußt, und so sehr ihr Herz nach dem Vater verlangt, so fühlt sie, daß sie auf einem Posten steht, den sie nicht verlassen darf. So schreibt sie damals ihrer Freundin, der Großfürstin Anna von Rußland, Schwägerin Kaiser Alexanders: „Ich habe meinen Pflichten, die mir heiliger sind und teurer als alles auf der Welt, ein recht großes und recht peinliches Opfer gebracht," und dem Bruder Georg: „Ich stehe auf meinem Posten und finde Trost in der Erfüllung meiner Pflicht, aber mein armer Vater, wenn ich daran denke, heule ich. Nein, das Schicksal ist doch manchmal hart."

Wenn infolge der Entrüstung über den französischen Neutralitätsbruch am Berliner Hofe die Stimmung eine etwas kriegerische Färbung annahm, so war vollends in den Offizierkreisen der Hauptstadt, die nach alter friderizianischer Tradition bisher eher Gegner Österreichs waren, die Stimmung völlig gegen Frankreich umgeschlagen. Das zeigte sich besonders am Tage nach dem Geburtstag des Kronprinzen, am 16. Oktober, als man im Nationaltheater „auf Verlangen" Wallensteins Lager gab. Das Theater war gefüllt mit Wachtmeistern, Unteroffizieren, Soldaten, für die das Offizierkorps des berühmten Regiments Gensdarmes die Plätze bestellt hatte. Als das Reiterlied verklungen war, begann der Piccolominidragoner nach einer an die Melodie von „Am Rhein, am Rhein" anklingenden Weise ein von Major v. d. Knesebeck verfaßtes Loblied auf den Krieg zu singen, in das die übrigen Schauspieler einstimmten; von den Logen flatterten die Texte patriotischer Lieder

[1]) Vgl. „Briefe der Königin Luise an die Gräfin Voß", Deutsche Rundschau. März 1896.

herab, und bald durchbrausten, von allen begeistert mitgesungen, die Klänge des „Heil dir im Siegerkranz" durch den Saal.

Diese Bewegung ergriff auch die Bürgerschaft Berlins. Am 16. Oktober war Fürst Peter Dolgorukij mit dem die Zusammenkunft hinausschiebenden Briefe des Königs in Pulawy eingetroffen, wo man bereits einige Tage vorher die Nachricht von dem französischen Durchmarsch in Ansbach und dem dadurch in Berlin hervorgerufenen Stimmungswechsel erhalten hatte. Alexander atmete erleichtert auf, er war nahe daran gewesen, in Pulawy noch einmal den Einflüsterungen seiner preußenfeindlichen Umgebung Gehör zu geben und hatte schon ein Schreiben vorbereitet, in dem er unter Klagen über preußische Rüstungen und das Verhalten des preußischen Ministeriums den Vormarsch seiner Truppen ankündigte[1]). Jetzt besann er sich eines andern. War es der Freundeswunsch, nach den vorhergegangenen Irrungen den König und die Königin zu versöhnen? War die Absicht mehr eine politische, den König in seiner erregten Stimmung zum Anschluß an die Koalition hinzureißen? Er faßte den Entschluß und kündigte ihn dem König in einem neuen Schreiben vom 19. Oktober an, daß er selbst am 25. Oktober in Berlin eintreffen werde.

Schon am 22. Oktober war die Nachricht davon in Berlin, und, wie Fr. Delbrück, der Erzieher der ältesten Söhne des Königs, aufgezeichnet hat, „eine freudige Bewegung" ging durch die Bürgerschaft. Am Hofe war die Stimmung geteilt; die Königin sah dem Besuche froh entgegen; ihre Oberhofmeisterin, die für den ritterlichen und freigebigen Kaiser schwärmte, war „außer sich vor Freude". Der König zeigte sich zurückhaltender; sein vertrautester Generaladjutant, General Köckritz, vollends, der dem Kaiser bis Frankfurt a. O. entgegenreisen sollte, schalt laut auf Alexander.

Am 25. Oktober nachmittags hielt Kaiser Alexander in aller Pracht unter dem Donner der Kanonen seinen Einzug in Berlin[2]). Die Bevölkerung bereitete ihm einen jubelnden Empfang, der sich in den nächsten Tagen bei einer Vorstellung von Glucks „Armida" wiederholte. Der Kaiser, der ursprünglich bei seinem Gesandten hatte absteigen wollen, bezog auf des Königs Zureden die Zimmer König Friedrich Wilhelms II. im Berliner Schloß, hielt sich aber auch vielfach in Potsdam auf. Im übrigen verlief der Besuch, wie fürstliche Besuche damals und heute zu verlaufen pflegen. Es gab Paraden — der König selbst führte in Potsdam dem Kaiser seine Kavallerie vor — Prunkmahle, Bälle und Festaufführungen. Der Kaiser besichtigte, was es im damaligen Berlin zu sehen gab: das Zeughaus, die Militärakademie, das Kadettenhaus, die Porzellanmanufaktur, die Denkmäler des Wilhelmsplatzes.

Der Eindruck, den Kaiser Alexander am Berliner Hof machte, war, wie drei Jahre vorher bei der Zusammenkunft in Memel, gewinnend, hinreißend. Man bewunderte in Alexander eine harmonische Verschmelzung persönlicher Liebenswürdigkeit mit edelstem Idealismus. Nicht bloß die Damen, wie

[1]) Der (nicht ausgefertigte) Entwurf veröffentlicht in dem vorhin (S. 212) angeführten Werke, Nr. 74.

[2]) Vgl. für den äußeren Verlauf des Besuches B. Krieger, Russischer Besuch am preußischen Hof vor hundert Jahren. „Deutsche Revue", August und September 1904.

Prinzessin Wilhelm, des Königs Schwägerin, ihrem Bruder in Homburg schrieb, fanden, daß man sich „nichts lieblicheres vereint mit allem edlen" vorstellen könne; auch ein Mann wie der stolze Reichsfreiherr vom Stein wurde so von Alexander bezaubert, daß er bald darauf in russische Dienste zu treten dachte. Mit dem preußischen Königspaare verkehrte der Kaiser in der einfachen und herzlichen Weise, wie sie grade dem Geschmack Friedrich Wilhelms und Luisens am meisten entsprach. Der König, obschon er auf den Besuch vielleicht nicht ungern verzichtet hätte, vermochte doch dem gewinnenden Zauber der Persönlichkeit seines Gastes nicht zu widerstehen. Für Königin Luise war der Besuch Alexanders ein Ereignis, das die Tiefen ihres Innenlebens bewegte. Seit Memel fühlte sie sich dem Kaiser — wir sind in der Zeit der Romantik — durch eine Art Seelenfreundschaft verbunden. Sie schwärmte für ihn, wie Friedrich Wilhelm für Alexanders schöne Schwester Helena geschwärmt hatte, und umkleidete seine geistige und sittliche Persönlichkeit mit allem Idealen, das in ihrem eigenen Wesen schlummerte. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Ihr weibliches Empfinden fing schon damals an inne zu werden, wie das Wesen des Kaisers hinter glänzender und bestechender Außenseite der Tiefe und des Gehaltes entbehrte. So schloß der Besuch für sie mit einem gewissen Mißklang, wenn sie auch einige Monate später den letzten Tag der Anwesenheit des Kaisers als ihren letzten glücklichen Tag bezeichnet hat. Alexander seinerseits hat doch noch viele Jahre nachher, wenn er eine Prinzessin besonders auszeichnen wollte, nichts besseres zu sagen gewußt, als daß sie ihn an Königin Luise erinnere. Ihm fiel jetzt besonders auf, wie sie der Möglichkeit eines Krieges mutig entgegensah. Er ahnte nicht, wie tief die Königin innerlich davon erschüttert war; ihre zarte Gesundheit besaß wenig Widerstandsfähigkeit gegenüber den Aufregungen jener Tage, und es kam einmal, bei einem Feste in Bellevue, zu einer Nervenkrisis, die sich in einem Tränenstrom löste

Diese Oktober- und Novembertage vor nunmehr hundert Jahren waren vielleicht die Tage größten äußeren Glanzes in der Geschichte des alten Preußen. Welch auserlesene Gesellschaft, die sich damals in den Prunksälen des Berliner Schlosses zusammenfand, — des Schlosses, in dessen Fenstern genau ein Jahr später sich die Wachtfeuer widerspiegelten, um die Napoleons Garde im Lustgarten sich gelagert hatte. Neben Kaiser Alexander, in dessen großem und glänzendem Gefolge man den Fürsten Czartoryski bemerkte, war als Vertreter des deutschen Kaisers Erzherzog Anton aus Wien erschienen, der aber bei aller Biederkeit seines Wesens nach dem Urteil der Damen durch seine geschmacklose Kleidung von der russischen Pracht unvorteilhaft abstach. Mit Napoleons Vertreter Duroc begegnete sich ein außerordentlicher Abgesandter seiner englischen Todfeinde, Lord Harrowby. Sie alle waren gekommen, um die Hilfe des preußischen Schwertes zu werben, um die Unterstützung jenes Heeres, an dessen Fahnen noch der Ruhm Friedrichs des Großen haftete, und von dessen Eingreifen jetzt der Ausgang des großen Kampfes abzuhängen schien.

Denn inmitten der rauschenden Feste hatte die Diplomatie endlich ihr Werk vollendet. Am 3. November wurde in Potsdam der Vertrag unterzeichnet,

der die Bedingungen der bewaffneten Vermittlung Preußens regelte. Ein preußischer Staatsmann — Graf Haugwitz wurde dazu in Aussicht genommen — sollte dem Kaiser Napoleon die Forderungen nach Unabhängigkeit der Schweiz, Neapels, Hollands, Räumung Deutschlands usw. vorlegen, deren Verwerfung die Teilnahme Preußens am Kriege gegen Frankreich ohne weiteres zur Folge haben würde. Für dies Zugeständnis an die Koalition verpflichtete sich Rußland, den König von England zur Abtretung Hannovers an Preußen zu bestimmen. Wie man sieht, bildet der Vertrag ein Kompromiß, in dem sich englisch-russische und preußische Interessen und Ziele verschmelzen.

Gleich am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages, am 4. November, rüstete Kaiser Alexander zur Abreise. Bei dem abendlichen Abschiedsmahl in Potsdam äußerte er noch den Wunsch, die Gruft König Friedrichs zu sehen. Die Garnisonkirche wurde erleuchtet; bald nach Mitternacht begab man sich zur Gruft, Kaiser Alexander und Königin Luise traten Hand in Hand zum Sarge, den der Kaiser küßte, während der König am Eingang stehen blieb. Dann reiste Alexander ab zu seiner Schwester nach Weimar, den König und die Königin in tiefster Bewegung zurücklassend.

Die persönliche Gegenwart Kaiser Alexanders hatte die Zweifel, Bedenken und Schwankungen am Berliner Hofe für kurze Zeit überwinden können; nach seiner Abreise lebten sie in alter Kraft wieder auf. Die Königin zwar, nachdem sie nun einmal die Partei ergriffen, die patriotisches Fühlen und sittliches Empfinden ihr zur Pflicht zu machen schienen, blieb unerschüttert fest: voll heiligen Eifers, mit Bitten und mit Tränen kämpfte sie für die Sache, die Alexander — „unser Kaiser", wie sie ihn mit ihren Damen nannte — zu der seinigen gemacht hatte, für den Gedanken des preußisch-russischen Bündnisses überhaupt[1]); sie ließ selbst den Grafen Haugwitz zu sich rufen, um ihm Festigkeit zu predigen und Energie einzuflößen. Den wechselnden Nachrichten vom Kriegsschauplatz folgte sie in ängstlicher Spannung. Treu zur Seite standen ihr die Hofdamen, alle eifrig russisch gesinnt, besonders die Gräfin Moltke, die mit der üblichen Hofdamenschwärmerei leidenschaftliches politisches Interesse verband, vor allem aber die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, „Hauptmann Voß", wie man sie damals in Berlin nannte, denn in ihrem von Neuigkeitslüsternen viel aufgesuchten Wohnzimmer im Schloß lag die Karte des Kriegsschauplatzes immer aufgeschlagen und wurden Kriegspläne eifrigst erörtert.

Ganz anders war die Stimmung bei dem König und seiner Umgebung. Nach der bestimmten und wiederholten Versicherung der Gräfin Voß wären es aber jetzt nicht die bekannten Kabinettsräte gewesen, denen die Schuld zugeschrieben werden müßte, es war vielmehr General Köckritz, der Generaladjutant, den der König zu seinem Gewissensrat gesetzt hatte, der das Bündnis mit Rußland und die kriegerische Wendung der preußischen Politik unablässig

[1]) Statt vieler andrer Zeugnisse nur die Äußerung des immer wohlunterrichteten Alopeus: „Il m'est revenu par différents canaux que cette princesse met la plus vive ardeur à plaider la cause dont notre maître a si généreusement pris la défense" (14. November).

bekämpfte. „Köckritz ist unser Unglück" schreibt die kriegerische Gräfin am 15. November[1]). Täglich im intimsten Verkehr mit dem König, war er nur zu geeignet, dessen Zweifel und Bedenken zu nähren, sein Mißtrauen, seine Neigung zum Pessimismus zu steigern. Der König hatte den Potsdamer Vertrag vom 3. November unterschrieben, nicht so sehr getrieben von echtester innerster Überzeugung, als vielmehr dem Drängen Kaiser Alexanders freundschaftlich nachgebend. Er hat dem Grafen Haugwitz, den er am 14. November zu Napoleon entließ, beim Abschied den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, daß der Friede erhalten bleiben möge. Seine Stimmung grade in diesen Tagen, wo man sich der Entscheidung zu nähern schien, war abscheulich[2]). Den russischen Siegesbulletins, die die Damen eifrig lasen und verbreiteten, versagte er allen Glauben. Es kann nicht bezweifelt werden: in seinem Inneren lebte noch unauslöschlich der Gedanke des Friedens und der Neutralität, deren Erhaltung seine ganz unkriegerische Natur allem Waffenruhm und allen Eroberungen vorgezogen hätte. Allein ebenso sicher ist doch anderseits: der König erkannte in vollem Maße die Notwendigkeit, Norddeutschland gegen Napoleon zu schützen. Dazu aber war die endgültige Entfernung der Franzosen aus Hannover und, nachdem die Rheinlinie einmal verloren, die Gewinnung der Weserlinie unerläßlich. Vor allem aber: er hatte sein Wort gegeben, er war entschlossen, es zu halten. Durch alles, was geschehen war, fühlte er seine Ehre verpflichtet, und wenn es denn gegen alle seine Vorsätze und gegen alle seine Neigungen doch zum Kriege kommen sollte, so hielt er sich ganz gerechtfertigt durch das Bewußtsein, einen guten Kampf für eine gute Sache zu kämpfen[3]).

Wir würden über die wechselnden Stimmungen und Ansichten des Königs vielleicht sicherer unterrichtet sein, wenn er nicht, wie er politischen Unterredungen gern auswich, auch nur selten für politische Briefe zur Feder gegriffen hätte. Von dem Briefwechsel mit Kaiser Alexander abgesehen, der doch zum Teil auch etwas offizielle Färbung hat, ist mir aus dieser ganzen Zeit nur erst kürzlich ein von dem König unmittelbar ausgegangenes Schreiben intimeren Charakters bekannt geworden, ein an den Hofprediger Sack gerichteter Brief, in dessen Inhalt wir wohl den Ausdruck der Anschauungen des Königs erblicken dürfen. Hofprediger Sack hatte dem König „in diesem höchst wichtigen Zeitpunkt ein Wort herzlicher Teilnahme" sagen wollen. Er wisse, schrieb er ihm schon am 19. Oktober, wie gern der König seinem Volke die Segnungen des Friedens erhalten hätte, und wie nur die schwere Regentenpflicht, die Ehre

[1]) Gräfin Voß: am 23. November: „Le général toujours inepte": am 25: „Le général Köckritz insoutenable et me fait faire bien de la bile."

[2]) Gräfin Voß, 15. November: „Le maitre d'une humeur affreuse."

[3]) Auch die Berichte der österreichischen Vertreter in Berlin zweifeln nicht, daß der König sein Wort einlösen werde. Metternich, 3. Dezember: „Le Roi a pris son parti." Generalmajor Grenneville, 18. November: „Der König ist ausgezeichnet disponiert, er hat sein Wort gegeben. Die Königin zeigt einen Mut, der ihr um so mehr Ehre macht, als sie nun den Krieg fürchtet." Noch am 10. Januar 1806 schreibt Metternich: „Il est hors de doute que la guerre était décidée sans la journée du 2 décembre et ses suites immédiates." (Memoiren, Bd. II, S. 96.

seiner Krone und „die Wohlfahrt seiner Länder", nicht Unwillen oder Zorn, Ruhmsucht oder Machtbegierde den König unwiderstehlich in den Krieg fortrissen. Nur so könne die Unabhängigkeit des Staates erhalten werden; die Vorsehung wolle einmal, daß um die Segnungen des Friedens gekämpft werden müsse. Seinem Volk werde kein Opfer bei diesem gerechtesten aller Kriege zu schwer sein, und der König selbst werde durch das Bewußtsein der gerechtesten Sache über alle menschlichen Besorgnisse hinweggehoben werden.

Der König — auch das ist bezeichnend — hat erst am 20. November den Brief Sack's noch beantwortet. Er hat dessen richtige Beurteilung der Lage mit „Freude und Beifall" aufgenommen: Sacks Folgerungen und Betrachtungen, schrieb er ihm, seien ganz in dem Sinne, wie er selbst die Dinge beurteile, entsprächen völlig seiner eigenen Überzeugung. „Sie haben ein Wort zu seiner Zeit geredet; es dient mir aufs neue zur Stärkung und zur Beruhigung. Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache (ein Ausdruck, der hier gewiß nicht gemißbraucht ist) muß einen jeden braven Landsmann mit Mut und Kraft beseelen."

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß der Mangel an einem frischen und zweifelsfreien Entschluß zum Kriege, wie er bei dem König und einem großen Teile seiner militärischen Ratgeber immer noch vorhanden war, auch auf die Rüstungen in Preußen hemmend einwirkte. Bedächtig und langsam, mit einem schleppenden Troß, der auch bei nichtmilitärischen Beobachtern Anstoß erregte, hatten sich die preußischen Truppen, in mehrere kleinere Korps zersplittert, in Bewegung gesetzt, teils um Hannover einzunehmen, teils um sich in Thüringen zu sammeln und dann nach dem oberen Main hin vorzurücken. Von einem energischen Angriffskrieg war überall nichts zu merken. Die Truppenbewegungen schienen vielmehr, wie Prinz Louis Ferdinand einmal meinte, mehr bestimmt, dem Feinde auszuweichen als ein Zusammentreffen mit ihm zu suchen. Das Merkwürdige hierbei ist nun, daß in den militärischen Beratungen, die in Berlin unter Zuziehung auch österreichischer, russischer und englischer Bevollmächtigter gepflogen wurden, der moderne strategische Gedanke, wonach das feindliche Heer das Operationsziel und Angriffsobjekt für die vereinigten Truppen bildet, mehrfach von österreichischer sowohl wie von preußischer Seite nicht bloß ausgesprochen, sondern nachdrücklich und grundsätzlich betont worden ist. Die Preußen meinten, vielleicht nicht ohne einige Übertreibung, Friedrich der Große habe sich nie mit der Verteidigung dieser oder jener Provinz aufgehalten: man müsse grade auf das Heer Napoleons losgehen; ebenso meinte der Vertreter Österreichs, Generalmajor Crenneville, man dürfe sich um Kleinigkeiten nicht kümmern, man müsse die Hauptmacht des Feindes aufsuchen, wo sie auch sei, sie schlagen und die Armee zerstören.[1]) Von dieser gesunden theoretischen Erkenntnis, wie weit entfernt blieb die Wirklichkeit!

[1]) Bericht Nr. 261 von Alopeus vom 23. November 1805 nebst einer beiliegenden Denkschrift von Phull und Scharnhorst, im Petersburger Archiv. Bericht von Crenneville im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Vgl. auch Binder-Krieglstein, Ein österreichisch-preußischer Kriegsplan aus dem Jahre 1805. (Österreichische militärische Zeitschrift 37, Nr. 3, 3.) Das erste

Immerhin, so langsam es ging, man kam doch vorwärts. Anfang Dezember waren etwa 126000 Mann Infanterie mit 35000 Pferden kriegsbereit, um sich, wie am 3. Dezember bestimmt wurde, je nach den Truppenbewegungen auf dem Kriegsschauplatz und je nach dem Ausgang der diplomatischen Verhandlungen, gegen die französische Flanke nach Böhmen oder nach der oberen Donau hin zu wenden. Am 4. Dezember rückten endlich auch die Truppen der Potsdamer Inspektion aus, voran die Garde-du-Korps, mutig und kampflustig[1], begleitet von unzähligen Menschenmassen. Sie marschierten am König vorüber, der mit gezogenem Degen Befehle erteilte; die Offiziere salutierten, und die Fahnen neigten sich vor der Königin, die mit ihren beiden Schwestern und ihrer Schwägerin, der Prinzessin von Oranien-Fulda, vom Fenster des Potsdamer Schlosses dem Ausmarsch zusah. Am nächsten Tage, — dem Jahrestag von Leuthen — folgten die letzten Truppen der Berliner Inspektion. Schon am 3. Dezember war die Feldequipage des Königs abgegangen, der dabei zu dem alten Feldmarschall Möllendorff bemerkte: er werde selbst als Kurier folgen, sobald es nötig sei. Auch seinem jüngsten Bruder, dem Prinzen Wilhelm, der mit seinem Regiment ausrückte, sagte er beim Abschied: „In vierzehn Tagen komme ich nach!“[2]. Königin Luise, so war schon ausgemacht, sollte ihn ins Feld begleiten.

Allein wenige Tage später, am 7. Dezember, man war gerade zum Tee bei der Königin versammelt und freute sich an der Frische und Munterkeit des greisen Prinzen Ferdinand, kamen zwei Staffetten von dem preußischen Gesandten in Olmütz und brachten die Schreckenskunde von der Niederlage der Russen bei Austerlitz. „Es wirkte wie ein Donnerschlag auf die Gemüter“, schreibt ein Anwesender. Die Königin war aufs tiefste erschüttert. „Gott behüte Dich“, schrieb sie dem Bruder Georg, „ich glaube an kein Glück mehr hienieden“. Täuschende Nachrichten von dem zähen Widerstand der Russen, die viel Leute verloren, aber ihre Stellungen behauptet hätten, beruhigten die Königin wieder einigermaßen, und sie schrieb der Prinzessin Ferdinand von den Wundern der Tapferkeit, die die Russen unter Befehl des Kaisers und des Großfürsten Konstantin verrichtet hätten; „Gott segne die Waffen der guten Sache. Ich bin gewiß, liebe Tante, daß Deine Bitten sich mit den meinigen vereinigen und schmeichele mir, daß sie allem, was uns teuer ist, Glück bringen werden“. (9. Dezember).

Die Hoffnung währte nur kurz. In den nächsten Tagen kamen Schlag auf Schlag die Unglücksbotschaften, die den Zusammenbruch der Koalition bedeuteten: von der Zusammenkunft des Kaisers Franz mit Napoleon, dem Abschluß des Waffenstillstandes zu Znaym, den Friedensverhandlungen, dem

Heft der vom Generalstab herausgegebenen kriegsgeschichtlichen Einzelschriften enthält eine Arbeit über „Die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne von 1805“, in der sich aber über die oben berührten Fragen nichts findet.

[1] Gräfin Voß: „Ils étaient si beaux et si gais, que cela fit plaisir, mais aussi triste. Ebenso Delbrück.

[2] Bericht Metternichs vom 3. Dezember; Schreiben des Prinzen Wilhelm an seine Gemahlin, Großtreuz, 4. Dezember.

Abzug der Russen und der fluchtartigen Rückreise Kaiser Alexanders nach Petersburg. Schlimmer noch als diese Nachrichten wirkte das Verhalten der Russen und Österreicher gegeneinander: Was etwa in Berlin an Kampfesfreude und Kriegslust noch lebte, mußte dadurch erstickt werden. Fast vom Schlachtfelde weg, ängstlich besorgt, einer dem andern zuvorzukommen, eilten österreichische und russische Vertreter nach Berlin, um Hilfe zu erbitten und sich des Verrats, der Treulosigkeit und Unfähigkeit gegenseitig anzuklagen. Der erste, der eintraf, war der österreichische General Stutterheim, der grade für diese Mission schon dem preußischen Gesandten in Wien wenig geeignet erschienen war. Stutterheim hatte jahrelang in Petersburg den Kaiser gegen Preußen aufgehetzt; jetzt kam er, um durch preußische Einwirkung mildere Friedensbedingungen für Österreich zu erlangen. Sein Bericht über den Verlauf dieser Mission ist ungemein merkwürdig; er zeigt, daß König Friedrich Wilhelm auch in diesem Augenblick noch bereit gewesen wäre, sein Wort einzulösen und am Kriege teilzunehmen, wenn er auf die Festigkeit Österreichs hätte rechnen können[1]).

Der König empfing den General mit den bittersten Vorwürfen, daß man ihn seinen Besorgnissen und Zweifeln überlassen habe; alles was er bisher über Austerlitz wisse, habe er nur von den Franzosen. Nachdem er ruhiger geworden, versicherte er dem General, man solle überzeugt sein, daß er Österreichs Sache als die seinige betrachte; er verlange aber offenherzige Mitteilung über die Unterhandlungen für einen Sonderfrieden, deren Anknüpfung Stutterheim dann zugab und mit der Isolierung Österreichs entschuldigte. Der General brachte nun seine Klagen über die Russen vor, die dem König nach seinen eigenen Erfahrungen namentlich mit Fürst Peter Dolgorukij nicht unberechtigt schienen; vor allem aber suchte er den König zu überreden, die preußischen Rüstungen und Truppenbewegungen an der sächsisch-böhmischen Grenze zu beschleunigen, natürlich ohne Überschreitung der Grenze, was der österreichisch-französische Waffenstillstand untersagte. Wie er selbst in seinem Berichte einräumt, sah er darin das einzige Mittel gegen einen entehrenden Frieden, und er glaubte klug zu handeln, indem er den König durch Erweckung von Besorgnissen vor Napoleon zur Fortsetzung der Rüstungen antrieb. Nach vielem Hin- und Herreden kam schließlich der König auf die Hauptsache zurück und gab die bestimmte Erklärung: „Wenn der Kaiser mir versprechen will, keinen Sonderfrieden zu schließen, wenn er mir sagen will, wie er zu den Operationen mitzuwirken denkt, falls Frankreich durch zu harte Bedingungen den Frieden unmöglich macht, so bin ich bereit, seine Sache mit meiner ganzen Macht zu unterstützen."

Der österreichische General war nicht ermächtigt, eine entsprechende Erklärung abzugeben. Er glaubte schon den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, wenn er Preußens Unterstützung für Österreich zur Erlangung gemäßigter Friedensbedingungen gesichert hielt.

[1]) Der bisher ganz unbekannte Bericht Stutterheims vom 16. Dezember 1805 ist erst kürzlich in Wien ermittelt und dem Verfasser auf seine Bitte für obige Studie gütigst zur Verfügung gestellt worden.

Stutterheim hat auch Königin Luise gesprochen, sie konnte bei der Unterredung über die unglückliche Wendung der Dinge ihre Tränen nicht zurückhalten und entschuldigte ihre Erregung mit den Worten: „Man müßte kein Deutscher sein, um alles dies nicht tief zu fühlen“ [1]).

Auf Stutterheim folgte am 17. Dezember Fürst Peter Dolgorukij mit einem Schreiben Kaiser Alexanders vom 6. Dezember, das dem König überließ, sich mit Frankreich zu verständigen, ihn aber zugleich auf alle Fälle und auf immer der Unterstützung des Kaisers versicherte, und zwei Tage später des Kaisers Bruder, Großfürst Konstantin, der sich in den leidenschaftlichsten und gehässigsten Anklagen gegen die Österreicher gar nicht genug tun konnte und der durch sein brutales Wesen überhaupt in Berlin den ungünstigsten Eindruck machte. „Es ist nicht mein Alexander,“ schrieb Gräfin Voß resigniert in ihr Tagebuch.

Wenn nun auch Kaiser Alexander selbst in seinem Schreiben vom 6. Dezember den König von den Verpflichtungen des Potsdamer Vertrages freigesprochen hatte, so war doch die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden damit immer noch nicht getroffen. In Berlin selbst war wenigstens in Königin Luise noch keineswegs alle Kampfeslust erloschen. Man erzählte sich am Hofe von lebhaften Auseinandersetzungen zwischen ihr und dem König; sie selbst spricht einmal von „Wortwechsel“ infolge „ganz verschiedener Meinungen“. Unter den Truppen, die ihre Bewegungen zu größerer Konzentrierung nach der sächsisch-böhmischen Grenze hin ohne Unterbrechung fortgesetzt hatten, war die Stimmung die allerbeste. „Sage der Königin,“ schrieb Prinz Louis Ferdinand seiner Schwester, der Prinzessin Luise Radziwill, „wenn ihre Gefühle und die entschlossene Art, wie sie sich für das Gute und für energische Maßregeln ausgesprochen hat, bekannt wären, so würden alle wohldenkenden Leute und die ganze Armee ihr Altäre errichten“ [2]). Bei dieser Lage der Dinge hing noch alles von dem Ausgang der Unterhandlung des Grafen Haugwitz mit Napoleon ab.

Den Weihnachtsabend, der zugleich Kaiser Alexanders Geburtstag war, hatte der Berliner Hof unter Beteiligung des Großfürsten Konstantin und des Prinzen Eugen von Württemberg noch mit gewohntem Glanze gefeiert. Am ersten Weihnachtstage kam Graf Haugwitz selbst von Napoleon zurück, und mit den Nachrichten, die er brachte, fand man sich in einer gefährlicheren

[1]) Die einzigen deutschen Worte in Stutterheims Bericht.

[2]) Vgl. die in der „Deutschen Rundschau“, November 1885, veröffentlichten Briefe des Prinzen. Ein russischer Diplomat, Paul Stroganow, schreibt damals an Czartoryski. Berlin, 22. Dezember: „Cette pauvre reine est néanmoins bien sincèrement notre amie. Elle et toutes les jolies femmes nous veulent un bien infini, et s'il ne dépendait que d'elles, tout irait bien. La reine même en est bien à plaindre . . . faites-vous dire par Oubril toutes les scènes qu'elle a eues avec lui et toutes les larmes que nous lui coutons . . . Pour le dire en passant, mon cher ami, que'lle est jolie, cette reine.“ (Stroganow Papiere, Bd. II.) Eine merkwürdige Erinnerung an diese Tage ist vor einigen Jahren in Rußland aufgetaucht; eine ziemlich große Lithographie, Königin Luise in der Schloßkapelle darstellend, wie sie mit ihren Kindern und einigen Generalen in Gegenwart des Großfürsten Konstantin für den Sieg betet. (Veröffentlicht in der „Rus-kaja Starina“ 1898.)

Krisis als je. Graf Haugwitz, der schon bei seiner ersten Unterredung mit Napoleon in Brünn noch vor der Schlacht bei Austerlitz die ihm auf Grund des Potsdamer Vertrages aufgetragenen Forderungen nicht vorzulegen gewagt hatte, war nach der Zertrümmerung des russischen Heeres zufrieden gewesen, die Bedingungen anzunehmen, die ihm am 15. Dezember zu Schönbrunn Napoleon für einen preußisch-französischen Vertrag anbot. Preußen sollte gegen Abtretung von Ansbach, Cleve, Neuenburg und Garantie des französischen Besitzstandes das heiß umworbene Hannover erhalten. Ohne langes Bedenken, überzeugt, daß er nur zwischen Krieg und Bündnisvertrag zu wählen habe, unterzeichnete Haugwitz.

In Berlin war man doch nicht wenig betroffen, als Graf Haugwitz mit diesem Vertrage zurückkam. Ihn einfach abzulehnen, hätte niemand auf sich nehmen mögen. Um aber die in den napoleonischen Bedingungen liegende Feindseligkeit gegen England und Rußland zu vermeiden, verfiel man auf den Ausweg, den Vertrag nur mit Einschränkungen anzunehmen, welche die Erfüllung der Abmachungen bis nach dem allgemeinen Frieden hinausschoben. Man ermißt leicht, wie Napoleon diese Änderung, zu deren Rechtfertigung Graf Haugwitz selbst nach Paris ging, aufnehmen mußte: er zwang den preußischen Bevollmächtigten, am 15. Februar 1806 einen neuen Vertrag zu unterzeichnen, der Preußen auch noch zur Schließung der Häfen und damit zur Teilnahme am Kriege gegen England verpflichtete.

Die preußische Regierung hatte inzwischen selbst sich der Möglichkeit beraubt, den neuen Forderungen Napoleons Widerstand entgegenzusetzen. Einen mit Absicht ganz unbestimmt und freundlich gehaltenen Erlaß des französischen Ministeriums an Laforest hatte man im Sinne einer Genehmigung der von Preußen vorgeschlagenen Vertragseinschränkungen, überhaupt als eine „Friedensbotschaft" gedeutet und daraufhin, nicht ohne Bedenken des Königs, den größeren Teil der preußischen Truppen auf den Friedensfuß gesetzt. Um die Mitte Februar sah man die stolzen Garderegimenter wieder in Berlin und Potsdam einrücken, einzelne mit schweren Verlusten durch Desertionen, alle voll tiefster Unzufriedenheit über die zwecklosen Märsche von Westen nach Osten und von Osten nach Westen, vor allem über die friedliche Wendung der Dinge. Überlistet und waffenlos, wie jetzt Preußen der Übermacht der noch in Süddeutschland versammelten napoleonischen Heere gegenüberstand, wie hätte man wagen können, den neuen Vertrag, mit dem der preußische Gesandte aus Paris, Marquis Luccheſini, selbst am Abend des 23. Februar in Berlin eintraf, zu verwerfen? Schon am 25. Februar wurde beschlossen, den Vertrag zu ratifizieren, der nun Preußen zum Verbündeten Frankreichs machte.

Wie es scheint, war es allein Königin Luise, die in diesen ernsten Tagen noch dem Anschluß an Frankreich zu widerstreben gewagt hat. Wenigstens schreibt Luccheſini, der am 24. Februar die Königin sprach, am Tage darauf an seine in Paris zurückgebliebene Frau: „Ich fand die Königin so schön und so liebenswürdig wie je, aber (unter uns gesagt) vollkommen unvernünftig in der Politik." Gewiß ist, niemand am Berliner Hofe hat damals den Wandel der Dinge, den Übergang von der Allianz mit Alexander zu dem Bunde mit

Napoleon, der doch eine gewisse Abhängigkeit von Frankreich in sich schloß, so tief empfunden wie Königin Luise. „Die Königin," so schreibt im April 1806 ein deutscher Diplomat, „soll bei diesem Gang der politischen Angelegenheiten unaussprechlich leiden und besonders den Verlust Ansbachs nicht verschmerzen können. Der Gram soll an ihrer Gesundheit nagen." Die Aufregungen und Gemütsbewegungen dieser Zeit, die Ende März noch durch den Tod eines Kindes gesteigert wurden, haben Königin Luisens ohnehin zarte Gesundheit schwer erschüttert und Krankheitskeime in ihr entwickelt, die auch eine Badereise nach Pyrmont im Sommer 1806 nicht beseitigte. Aber, körperlich leidend, ist sie in jenen Krisen geistig erstarkt und gewachsen. Sie hat es selbst ausgesprochen, daß sie sich damals der Kräfte bewußt geworden sei, die in ihr schlummerten. Und man erkannte wohl, was sie neben dem König bedeutete; auf sie richteten sich die Hoffnungen aller Patrioten, von ihr erwartete man einen Umschwung auch im Innern Preußens.

Für König Friedrich Wilhelm III. ist diese Zeit in andrer Weise folgenreich geworden. Man hat längst bemerkt, wie im Winter von 1805 auf 1806 in den Gesinnungen der gebildeten Kreise Deutschlands eine tiefgreifende Umstimmung eintrat, wie die Gedanken an Weltbürgertum und Universal-Monarchie von den Geistern abfielen und die Erkenntnis von der notwendigen Hingabe des einzelnen an sein Vaterland siegreich aufleuchtete. Eine ähnliche Entwicklung hat sich damals in Friedrich Wilhelm vollzogen. In Zorn und Erbitterung über die plumpe Hinterlist der napoleonischen Politik, die ihm die Waffen aus der Hand wand, über den Druck, der ihm die Verträge von Schönbrunn und Paris aufzwang, haben sich Gesinnung und Politik König Friedrich Wilhelms gewandelt. Er begann sich von dem so zähe verteidigten Neutralitätsgedanken auch innerlich zu befreien und die engste Anlehnung an Rußland zu suchen, die er während seiner ganzen Regierungszeit festgehalten hat. Damit verband sich eine Abwendung von Frankreich, ein persönlicher Widerwille gegen Napoleon. Der König trat aus seiner selbstgenügsamen Isolierung heraus und hat schon im Sommer 1806 den Gedanken einer umfassenden Koalition gegen Frankreich, selbst den Gedanken eines Angriffskrieges im Bunde mit England erwogen.

Die preußische Geschichte „vor hundert Jahren", im Herbst und Winter 1805, ist arm an äußern Ereignissen, ärmer noch an preußischen Taten; für die innere Entwicklung des preußischen Volkes und des preußischen Königspaares ist sie gleichwohl ein Zeitabschnitt von großer Bedeutung.

Die gegenwärtige und die zukünftige Bedeutung Afghanistans.

Von

P. Walther, Fregattenkapitän z. D.

Vor einigen Monaten wurde das englische Volk durch die Rückkehr der Spezialgesandtschaft nach Kabul und deren enttäuschende Ergebnisse wieder einmal an die Achillesferse des Reiches, die Nordwestgrenze Indiens, in unangenehmer Weise erinnert, und sowohl im Parlament wie in der Presse kam die Sorge und das Gefühl der Unsicherheit deutlich zum Ausdruck. Die Gesandtschaft hatte nach Monate langen Verhandlungen weiter nichts erreicht als eine Bestätigung und Verlängerung des bisherigen Vertrages. Die angestrebte Erlaubnis, Afghanistan mit Eisenbahnen und Telegraphen zu versehen oder auch nur das Land zu betreten, hatte der Emir nicht erteilt, und damit war es für England unmöglich, hier an der gefährdetsten Stelle den Ausbau des Glacis zu vollenden, mit dem der Vizekönig Lord Curzon Indien gleichsam wie eine Festung zu umgeben suchte. Von einem Zwange Afghanistan gegenüber konnte bei dem Mangel an Machtmitteln bisher keine Rede sein.

Diese Situation hat sich durch den englisch-japanischen Vertrag bedeutend geändert. In demselben verpflichten sich beide Staaten zu gegenseitiger Hilfe bei einem Angriff auf ihre Grenzen in Ostasien bezw. Indien und, worauf es hier am meisten ankommt, England wird das Recht zugesprochen, in der Nähe der indischen Grenze solche Maßregeln zu treffen, welche nötig sind, um die indischen Besitzungen zu schützen. England wird durch die zugesicherte Hilfe Japans von einer furchtbaren Gefahr befreit, und Afghanistan ist nicht mehr in dem Maße Herr über Krieg und Frieden in Zentralasien, und damit der Welt wie bisher, auch dürfte es sich in Zukunft den englischen Forderungen gegenüber weniger spröde verhalten können, als es bis jetzt der Fall gewesen.

Diese enorme Bedeutung des Vertrages und die Größe der Gefahr, aus der er England befreit, lassen sich aber erst in ihrem ganzen Umfange beurteilen, wenn man die bisherigen politischen und Machtverhältnisse an der Nordwestgrenze und ihre geschichtliche Entwicklung kennt; man wird dann auch in der Lage sein, die Schachzüge, die nunmehr in Zentralasien und speziell in Afghanistan bevorstehen, mit Verständnis zu verfolgen. Dieses Land ist und bleibt nun einmal der Schlüsselpunkt für die Herrschaft in Zentralasien, nachdem es durch den Gegensatz zwischen Rußland und England sowie durch einen genialen rücksichtslosen Herrscher innerhalb der letzten zwanzig Jahre zu einem wohlorganisierten, mächtigen Militärstaat geworden ist, mit dem anzubinden England wie Rußland bisher sorgfältig vermieden haben.

Zu Anfang vorigen Jahrhunderts war Afghanistan eine Art Feudalstaat, dessen verschiedene Stämme von Fürsten, den Chans, regiert wurden, die sich vielfach untereinander befehdeten; an ihrer Spitze standen die Emire von Kabul, jedoch ohne besondere Machtbefugnisse und häufig abhängig von andern Chans. Bei diesen zerfahrenen Verhältnissen erhielt das Land plötzlich an seiner Südostgrenze einen neuen Nachbarn, England, und damit war die Rolle, die es Jahrhunderte hindurch Indien gegenüber eingenommen, ausgespielt. Während es vordem auf Indien wie ein Alp gelastet hatte, und durch das große Einfalltor, den Kaibarpaß, immer von neuem kriegerische Scharen hatte entsenden können, um die fruchtbaren Ebenen Indiens zu brandschatzen, trat es jetzt in die Stelle des Verteidigers. Die unausbleibliche Folge der neuen Nachbarschaft war eine Reihe von Kriegen, die aber nicht etwa durch eine offensive Politik Afghanistans entstanden sind, sondern es war England, das mit Rücksicht auf die große Bedeutung Afghanistans für Indien dort Einfluß gewinnen wollte und hiermit den Anlaß zu den kriegerischen Verwicklungen gab.

Der erste dieser Kriege, im Jahre 1840, entstand durch englische Einmischung in afghanische Thronstreitigkeiten und endete nach vielen Zwischenfällen mit dem Siege der Engländer. Der zweite entstand 1878, als Afghanistan mit Rußland in Verbindung treten wollte, und endete ebenfalls mit dem Siege der Engländer. Kaum beendet, wurde der Krieg wieder erneuert durch die Ermordung des englischen Gesandten in Kabul. Es folgen jetzt mehrere Jahre innerer Wirren und Kämpfe, in deren Verlaufe Lord Roberts zum ersten Male sein Feldherrntalent zu zeigen Gelegenheit hatte. Das Ergebnis dieser Kämpfe war, daß mit Englands Unterstützung in Kabul ein neuer Emir, Abdur Rahman, der große Vorgänger des jetzigen, eingesetzt wurde. Von seinem Reiche wurde jedoch die südliche Provinz Kandahar als zu England gehörig abgetrennt und unter einen besonderen Emir gestellt. Diese Provinz dauernd zu halten, fühlten sich die Engländer aber nicht stark genug, und im April 1881 gaben sie die Provinz wieder auf, eine Maßnahme, wegen der ihr Urheber Gladstone später vielfach getadelt worden ist, denn die Machtstellung der Engländer in diesem Gebiete wäre mit dem Besitz Kandahars eine unendlich viel stärkere geworden, weil sie damit in den Rücken der stets unruhigen Grenzstämme zwischen England und Afghanistan gekommen wären.

Trotz der Rückgabe Kandahars hinterließen die Engländer dem neuen Emir kein geeintes Afghanistan; in Herat hatte sich ein eigener Emir behauptet, Ejub Chan, der erst nach schweren Kämpfen von Abdur Rahman geschlagen wurde. Letzterer wußte sich durch Energie und Rücksichtslosigkeit aller seiner Widersacher zu entledigen, und es gelang ihm, die verschiedenen Stämme sich zu unterwerfen. Die Schaffung eines stehenden Heeres, für das ihm England vertragsmäßig eine jährliche Subsidie von 2,4 Millionen Mark hergab, ermöglichte es ihm auch fernerhin, nicht nur die Stämme im Zaum zu halten, sondern sich auch unabhängig und gefürchtet von England zu machen. Die Subsidiengelder hat er mehrfach nicht abgehoben, sondern als Guthaben stehen lassen, und die Ausgaben für die Armee durch Handelsmonopole und Steuern allein gedeckt.

Das Verhältnis zwischen England und Afghanistan wurde durch Übereinkommen in den Jahren 1880 und 1883 festgestellt und hat in den wesentlichen Punkten seitdem keine Abänderung erfahren.

England verpflichtet sich danach dem Emir gegenüber, sich nicht in die inneren Angelegenheiten zu mischen. Das Betreten des Landes durch Engländer ist verboten. In Kabul wird zwar ein englischer Gesandter geduldet, derselbe muß aber Mohammedaner und indischer Abstammung sein. Irgendwelchen Einfluß hat er niemals zu erlangen vermocht; zum Teil soll das darauf zurückzuführen sein, daß die afghanischen Großen jeden Verkehr mit ihm meiden, um nicht in den Verdacht der Verräterei und Intrige zu kommen.

Für diese Einschränkungen hat England das Zugeständnis erhalten, daß Afghanistan eine äußere Politik mit andern Mächten nicht betreiben darf. In dem grundlegenden Dokument vom Jahre 1880 heißt es in bezug hierauf:

> Da die britische Regierung keiner fremden Macht das Recht zugesteht, sich in afghanische Angelegenheiten zu mischen, so ist es selbstverständlich, daß auch der Emir keine politischen Beziehungen, ausgenommen mit England, unterhält. Wenn aber eine fremde Macht den Versuch machen sollte, sich in afghanische Angelegenheiten zu mischen und dieser Versuch zu einem nicht provozierten Angriff führen sollte, dann wird die britische Regierung bereit sein, ihm zu helfen und den Angriff zurückzuschlagen, vorausgesetzt, daß der Emir dem Rate der britischen Regierung folgt.

Im Jahre 1893 wurde dieses Abkommen durch eine Grenzregulierung ergänzt, auch wurden die Subsidiengelder um die Hälfte erhöht und dem Emir wurde die Durchfuhr von Waffen und Munition durch Indien zugestanden.

Was damals mit dem Vater vereinbart worden ist, hat sein Sohn mit Rücksicht auf Rußlands Unglück sich nunmehr endlich herbeigelassen, zu erneuern, ohne irgendwelche weiteren Zugeständnisse zu machen. Die Zeitungen berichten zwar, daß der Bau einer Eisenbahn innerhalb von fünf Jahren nach Kandahar genehmigt worden sei; es ist dies jedoch unwahrscheinlich, wenigstens hat der Staatssekretär des Äußern, Marquis of Landsdowne, in seiner Rede über das neue Abkommen hierüber nichts gesagt, sondern sich sehr bescheiden ausgedrückt. Die Mission sei keineswegs gescheitert. Das bisherige Abkommen sei in einem viel formelleren Vertrage von neuem bestätigt worden.

Die Hauptpunkte seien, daß England sich nicht in die innern Angelegenheiten Afghanistans einmische, ferner, daß England dem Emir im Falle eines nicht herausgeforderten Angriffs Hilfe leiste und endlich, daß die auswärtigen Angelegenheiten Afghanistans unter englischer Leitung und Kontrolle stehen sollten. Wenn der Emir keine Eisenbahnen und keine Telegraphen wünschte, so habe England ihm doch nicht gut raten können, daß er sie haben müsse. Die Regierung würde es als ein sehr ernstes Mißgeschick ansehen, wenn dieses Abkommen nicht bestände.

Man müßte hiernach eigentlich annehmen, daß das Abkommen, für Afghanistan ausnehmend vorteilhaft, dazu angetan wäre, alle Mißhelligkeiten zwischen den beiden Ländern aus dem Wege zu räumen. Ist doch der Emir auf der einen Seite gegen Rußland der Hilfe Englands sicher, ohne an seiner Selbständigkeit wesentlich einzubüßen, während auf der andern Seite England an Afghanistan einen starken Bundesgenossen hat. Aber so einfach die Verhältnisse in der Theorie erscheinen mögen, in der Praxis erwiesen sie sich von vornherein, also bereits seit fünfundzwanzig Jahren, anders.

Wie dann, wenn England nicht stark genug sein würde, Afghanistan gegen Rußland zu schützen? Die Frage ist während der Dauer des Vertrags mit Japan als entschieden anzusehen, vorher war sie es nicht.

Diese Überlegung führte dahin, daß Abdur Rahman während seiner ganzen Regierung das zweite Eisen, das er im Feuer haben konnte, niemals ganz erkalten ließ. Er hatte hierzu nur zu gewichtige Gründe; denn Rußland wurde ihm allmählich durch das Herannahen und die Fertigstellung der Eisenbahn Merw—Samarkand ein gefährlicherer Gegner als England; dazu kam, daß das nördliche Afghanistan zum großen Teil aus Ebenen besteht und insbesondere die Provinz Herat einem russischen Angriff gegenüber offen daliegt, während der gebirgige südliche Teil des Landes einem englischen Angriff bedeutende Hindernisse in den Weg legt. Gegen England konnte er überdies auf die kriegerischen, fanatischen Grenzstämme mit Sicherheit rechnen.

Am 1. Oktober 1901 starb Abdur Rahman. Er hat im Lauf der zwanzig Jahre seiner Regierung unter ganz andern Kulturverhältnissen und mit andern Mitteln dasselbe Riesenwerk vollbracht, das bei uns und in Italien vollbracht worden ist: die Einigung der verschiedenen Stämme zu einem mächtigen Reiche mit einer starken Armee. Die Befürchtung, daß dieser Staat unter einem schwächeren Nachfolger wieder auseinanderfallen würde, hat sich nicht bestätigt.

Sein Sohn und Nachfolger Habibullah hat sich im Innern vorzüglich zu behaupten gewußt; nach außen hin zeigte er sich von Anfang an noch zurückhaltender und kühler gegen England als es sein Vater getan hatte. Sein Regierungsantritt fiel in die Zeit des südafrikanischen Krieges, der Nimbus der englischen Macht war geschwunden und in demselben Maße der Rußlands gestiegen. Es entsprach also nur der Politik seines Vaters, wenn Habibullah dieser Verschiebung der Machtverhältnisse Rechnung trug. Anknüpfungspunkte mit Rußland fanden sich sofort, und der Emir gab sich auch nicht einmal die Mühe, dieselben zu verheimlichen; so verlas er in einer öffentlichen Versammlung im Jahre 1902 eine Mitteilung der russischen Regierung, gab also

den direkten Vorstoß gegen die von seinem Vater übernommene Verpflichtung, nicht mit Rußland in Verbindung zu treten, öffentlich kund. Seine zweideutige Gesinnung ließ sich jedoch noch aus andern Tatsachen erkennen, die hier erwähnt werden mögen, da sie die Verhältnisse an der englisch-afghanischen Grenze illustrieren.

Seit je hatte die größte Gefahr von Störungen der guten Beziehungen zwischen England und Afghanistan in den Angriffen der halbwilden Völkerstämme bestanden, welche die gebirgigen und schwer zugänglichen Grenzgebiete bewohnen. Die Namen der bedeutenderen dieser Stämme, der Afridis, Mohmands, Swatis, sind aus den mehrfachen, kostspieligen Expeditionen, die die Engländer gegen sie unternehmen mußten, allgemein bekannt geworden. Diese Stämme, sämtlich Mohammedaner, hatten immer als ihren eigentlichen Herrn den Emir von Afghanistan angesehen und waren gewohnt, jenseits der Grenze offen oder versteckt Unterstützung und Schutz zu finden, wodurch bereits unter dem Vater des jetzigen Emirs ernste Konflikte zwischen den beiderseitigen Regierungen entstanden waren. Die vielerfahrenen Engländer waren nun allmählich zu dem Versuch übergegangen, diese Stämme dadurch für sich zu gewinnen, daß sie sie als Soldaten einstellten. Die Erfolge sollen, abgesehen von einzelnen Ausbrüchen der Wildheit, die mehrfach zu Ermordungen ihrer vorgesetzten englischen Offiziere führten, im allgemeinen gute sein; jedenfalls besteht gegenwärtig der größte Teil der Truppen im Kaibarpaß aus Angehörigen dieser Grenzbewohner. Habibullah verlieh nun gleich nach seiner Thronbesteigung den Häuptlingen dieser Stämme Auszeichnungen und schickte afghanische Werbeoffiziere in ihr Gebiet, die den Engländern bei ihrer Rekrutenaushebung Konkurrenz machen sollten. Die Geschichte endete zwar mit einem Fiasko, da die Engländer die Leute besser bezahlen und verpflegen, aber, was übrig blieb, war die Erkenntnis der zweideutigen Absichten des Emirs, der offenbar die Grenzstämme wieder mehr an sich ziehen wollte, um ihrer dermaleinst für den Fall eines Krieges mit England sicher zu sein. Das Benehmen Habibullahs erschien den Engländern schließlich so unheimlich, daß sie ihm eine Zeitlang die Waffendurchfuhr durch Indien untersagten.

Diese Zeit liegt jetzt etwa drei Jahre zurück, es war die Zeit der höchsten Gefahr für England. Rußlands Macht in Zentralasien stand damals auf dem Punkte, durch eine zweite Eisenbahnlinie, nämlich die bevorstehende Vollendung des Baues der Eisenbahn Orenburg—Taschkent, sich zu verdoppeln, so daß Afghanistan noch weit mehr bedroht wurde, als es bis dahin schon der Fall gewesen war. Unter diesen Umständen wäre es für einen orientalischen Herrscher nur natürlich gewesen, wenn der Emir England fallen gelassen und sich ganz an Rußland angeschlossen hätte.

Wäre damals ein solches Bündnis zustande gekommen und an England der Krieg erklärt worden, es stände heute vielleicht um England und um Rußland anders. Indien war nicht gerüstet, und wenn auch die zweite russische Etappenlinie nach Afghanistan noch nicht fertiggestellt war, der eine Schienenstrang dürfte es auch getan haben; im Hinblick auf die enorme Leistungsfähigkeit der sibirischen Eisenbahn ist dies sehr wohl anzunehmen.

Die großen Momente in der Geschichte kommen aber nur einmal, und seitdem haben sich die Verhältnisse gründlich geändert. Anstatt nach Süden drang Rußland nach Osten vor, und während es sich dort gegen Japan fast verblutet hat, ist England mit eiserner Energie dabei gewesen, seine Stellung in Zentralasien zu befestigen. Schon vor dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges, im Dezember 1903, zu einer Zeit aber, als die russischen Streitkräfte in Ostasien festgelegt waren, unternahm es den Feldzug nach Tibet und stellte hierdurch sein Prestige in Zentralasien wieder her; gegenwärtig werden Straßen und Telegraphenlinien nach den Grenzgebieten zwischen Belutschistan und Persien angelegt, eine vorgeblich kaufmännische britische Expedition befindet sich in Südpersien, und vor allem Englands bester General, Lord Kitchener, ist mit der Reorganisation der Armee in Indien betraut. Dies Ganze sollte nun gekrönt werden durch ein enges Bündnis mit Afghanistan, dessen Herrscher sich den Zeitläuften entsprechend wieder etwas zugänglicher erwies. Im vorigen Jahre erschien sein Sohn in Kalkutta zum Besuch des Vizekönigs, und von englischer Seite wurde die Gesandtschaft nach Kabul entsendet, deren geringe Resultate oben erwähnt worden sind.

Würden die englischen Wünsche erfüllt worden sein, der Bau von Eisenbahnen, die Ausbildung der afghanischen Armee durch englische Offiziere, so wäre Indien auch ohne Japans Hilfe nach Nordwesten gesichert gewesen, so ist es dies nicht; dagegen bleibt die eigentümliche Tatsache bestehen, daß England für eine Armee 3,6 Millionen Mark bezahlen muß, über deren Zuverlässigkeit, ja sogar über deren Stärke und Ausbildungsgrad es im unklaren gehalten wird. Ebenso geht es ihm mit der Topographie des zukünftigen Kriegsschauplatzes, überhaupt mit allem, was jenseit der Grenze vor sich geht. Dafür hat es nur die Versprechungen des Emirs, die im Orient nichts bedeuten. Die Lücke in der Panzerung Indiens blieb bestehen; wie gefährlich dieselbe aber trotz aller Niederlagen Rußlands für die Sicherheit des Reiches ist, hat Lord Roberts in einer Rede, die er am 1. August im Mansion-house zugunsten der allgemeinen Wehrpflicht gehalten hat, auseinandergesetzt. Er sagt hierüber:

Es ist im Osten, wo wir eine kontinentale Macht geworden sind und die ganze Verantwortung einer solchen auf uns genommen haben, und dementsprechend muß sich jede Untersuchung unsrer militärischen Vorbereitung auch auf die Voraussetzung eines russischen Angriffes auf Afghanistan aufbauen. Die unwirtliche Natur des Landes macht es sowohl dem von Nordwesten her vordringenden russischen Angreifer wie dem von Südosten kommenden Verteidiger unmöglich, in größerer Anzahl eine weite Strecke von ihrer betreffenden Basis vorzudringen, ohne die Hilfe von Eisenbahnen. Der Bau von Eisenbahnen in einem solchen Lande ist nun ohne Zweifel mit großen Schwierigkeiten verknüpft, aber so groß dieselben auch sein mögen, sie müssen bewältigt werden, wenn ein Erfolg erhofft werden soll. Auf dem Gebiete zwischen den Endpunkten der gegenseitigen Eisenbahnen müssen wir den Russen mindestens eine ebenso starke Armee entgegenstellen können, als sie nach dorthin zu schaffen vermögen. (Es sei hier bemerkt, daß die Entfernung zwischen den beiden Eisenbahnsystemen etwa 360 englische Meilen beträgt.)

Im Hinblick darauf, daß Rußland imstande gewesen ist, mittelst einer einzigen Eisenbahnlinie eine halbe Million Soldaten nach der Mandschurei zu schicken und

dort zu unterhalten, eine Entfernung von 5000—6000 Meilen von St. Petersburg, können wir nicht annehmen, daß es eine geringere Anzahl auf den Kriegsschauplatz südlich vom Oxus bringen würde. Die Entfernung nach dem Oxus von der Hauptstadt ist nicht mehr als die Hälfte der Entfernung nach der Mandschurei, dazu kommt noch der Vorteil von zwei gesonderten Eisenbahnlinien zum Transport der Truppen und Ausrüstungsgegenstände. Die eine dieser Linien, die über das Kaspische Meer, ist bis Kushk fertiggestellt, das weniger als 100 Meilen von Herat liegt; die andre, über Orenburg-Taschkent, wird in kurzem bis Turmez am Oxus eröffnet werden, das nur 400 Meilen von Kabul entfernt ist.

Unsre Truppenmacht müßte unabhängig sein von dem Kontingent, das die Eingeborenenarmee liefern kann; denn diese Armee oder eine ihrer Anzahl gleichwertige ist notwendig, um die Grenzstämme und die Afghanen im Zaum zu halten, deren Verhalten unvermeidlich mehr oder weniger ungewiß sein wird, bis sie sehen, welche Seite die meiste Chance hat, und wo ihr größerer Vorteil liegt.

Aus diesen Worten klingt ein tiefes Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit des Emirs, ganz im Gegensatz zu den rosigen Zeitungsartikeln, die Afghanistan bereits als ganz sicheren Bundesgenossen ansehen.

Lord Roberts setzt dann weiter auseinander, daß es nur mit alleräußerster Kraftanstrengung möglich sein wird, den 500000 Russen 330000 Engländer entgegenzustellen und auch dieses nur unter Einrechnung von 50000 Mann Miliz, 50000 Volunteers und 30000 Mann Kolonialtruppen aus andern Kolonien, dabei unter Entblößung des Mutterlandes von allen gedienten regulären Truppen und nur mit der normalen Friedensbesatzung in Südafrika. Bei dieser Berechnung sei noch nicht einmal der Ersatz für Verluste vor dem Feinde und für die erfahrungsmäßig noch viel größeren Verluste für Krankheiten eingerechnet. Am Schluß seiner Rede sagt er:

Wir können es uns nicht leisten, in der unbefriedigenden Lage, in der wir jetzt sind, zu verharren. Während des südafrikanischen Krieges war das Volk von dem Gefühl durchdrungen, daß etwas geschehen müsse, aber dies Gefühl ist wieder geschwunden, und wir sind wieder dabei, uns mit der Sicherheit unsrer insularen Lage zu trösten. Ich bitte Sie, nicht darauf zu hören, wenn Ihnen erzählt werden sollte, daß es eine Unmöglichkeit wäre, Indien jemals von Afghanistan her anzugreifen. Indien ist nicht weniger als einundzwanzigmal von dort her mit Krieg überzogen worden, und ich zögere nicht, meine Meinung dahin auszusprechen, daß die zweiundzwanzigste Invasion ein viel weniger schwieriges Unternehmen sein wird als irgendeine der früheren, wenn wir uns nicht dazu entschließen, die notwendigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, den glänzendsten Juwel in Englands Krone sicher zu schützen.

In der Rede mag wohl, der Gelegenheit entsprechend, reichlich Schwarz in Schwarz gemalt worden sein, aber in ähnlich pessimistischer Weise wurde sowohl von dem Premierminister Balfour wie von Lord Kitchener auf die gefährliche Situation in Indien hingewiesen. Neben diesen verantwortlichen Personen tat auch die Presse das ihrige, durch alarmierende Nachrichten das Interesse hierfür aufrecht zu erhalten. So wurde vor kurzem darauf hingewiesen, daß die russischen Truppen in Zentralasien trotz des Krieges keine Verringerung erfahren haben, daß 200000 Mann sich dort befinden, daß nach den verschiedenen Punkten der afghanischen Grenze Militärstraßen gebaut werden, daß schließlich nach dem Friedensschluß Rußland zur Wiederherstellung

seines gesunkenen Ansehens eine Bewegung nach Süden beabsichtigen, die sich zwar nicht direkt gegen Indien, aber gegen Nordafghanistan und Persien richten würde. Abgesehen von diesen wahrscheinlich tendenziösen Übertreibungen herrscht überall in England wie in Indien das Gefühl, daß, was bisher getan ist, noch bei weitem nicht genügt, und dabei beträgt bereits jetzt der indische Militäretat 400 Millionen Mark, gegen das Vorjahr ein Mehr von 48 Millionen.

Die Reorganisation der indischen Armee bedeutet übrigens keine gleichzeitige nennenswerte Vermehrung, sondern nur eine vollkommenere Kriegsbereitschaft und bessere Ausbildung der Truppen. Der größte Teil der Armee wird nach dem Nordwesten verlegt, und die Truppen werden, ein völliges Novum in der britischen Armee, gleich in größeren Verbänden und in den Kriegsformationen vereinigt. Von der indischen aktiven Armee, die im ganzen 80000 Mann englische und 150000 Mann indische Truppen umfaßt, sollen 140000 immer zu sofortiger Verwendung bereit sein.

Angesichts solcher im Norden wie im Süden immer drohender werdenden Anhäufung von Truppen und Kriegsmaterial muß die Haltung des Emirs von Afghanistan als geradezu bewunderungswürdig angesehen werden, daß er es bisher vermocht hat, zwischen den beiden Großmächten trotz ihres Auf und Nieder an Macht und Ansehen seine Selbständigkeit zu wahren. Er wird hierin jedoch unterstützt durch den Fremdenhaß und die Kulturfeindschaft seines Volkes, das zusammen mit einer fanatischen Priesterschaft eifersüchtig darüber wacht, daß das Land diese Selbständigkeit nicht verliert, und von Eisenbahnen und Telegraphen nichts wissen will.

Die innere Berechtigung zu seiner Stellungnahme seinen Nachbarn gegenüber verleiht ihm aber erst seine Armee, über deren Stärke und Leistungsfähigkeit die Ansichten weit auseinandergehen. Nach der einen Version soll sie ungefähr 80000 Mann mit 600 Geschützen stark sein, wozu noch etwa 60000 Mann an Polizeitruppen und Truppen der einzelnen Stämme treten; nach der andern wird sie nur auf die Hälfte dieser Stärke geschätzt. Da allgemeine Wehrpflicht besteht, wird im Kriegsfalle mit einer Macht von 300000—400000 Mann gerechnet, eine wohl viel zu hoch gegriffene Zahl, da das Land überhaupt nur 4—5 Millionen Einwohner hat. Der jetzige Emir soll verschiedene Verbesserungen in der Armee eingeführt haben, wie das Avancement der Offiziere nach dem Dienstalter und die Zusammensetzung der Truppen nach den Stämmen. Als großer Nachteil wird es angesehen, daß afghanische Offiziere, weder unter dem früheren noch unter dem jetzigen Emir, zu ihrer Information in europäischen Heeren gedient haben noch fremde Offiziere als Instrukteure in der afghanischen Armee verwendet werden; ferner soll das Transportwesen äußerst mangelhaft sein.

Trotz aller ihrer wahrscheinlich vorhandenen Mängel ist die Armee doch als ein sehr gewichtiger Faktor anzusehen; denn haben die Afghanen den Engländern in den früheren Kriegen ohne jede Organisation und mit schlechten Waffen schon viel zu schaffen gemacht, um wie viel mehr muß dies jetzt unter einheitlicher Leitung und mit modernen Waffen der Fall sein. Der gebirgige

Süden ist übrigens wie gemacht zum Guerillakrieg, und was der in einem wilden Lande bedeuten will, haben die Engländer in Südafrika und auch wir in Südwestafrika zur Genüge erfahren.

Der Vater des jetzigen Emirs hat einmal einem Gesandten gesagt: „Ich habe beobachtet, daß, wenn Europäer Eisenbahnen bauen, ihre Armeen bald nachfolgen. Meine Nachbarn sind auf diese Weise verschlungen worden; ihr Los zu teilen, habe ich keine Lust.“ Dieser Ausspruch ist sicherlich für Afghanistan zutreffend, und bisher konnte sein Sohn auch diese ihm überkommene Politik aufrecht erhalten; ob es ihm aber unter den zukünftigen Verhältnissen gelingen wird, erscheint sehr zweifelhaft. Voraussichtlich dürften bald Nachrichten von einem näheren Anschluß an England zu uns gelangen, und damit ist die bisherige Rolle des Emirs, als Herrscher eines kleinen, halb barbarischen Volkes über Krieg und Frieden der Welt zu gebieten, ausgespielt, wenigstens so lange, als der englisch-japanische Vertrag währen wird. Diese Zeit dürfte aber von England mit allen Mitteln ausgenutzt werden, um seine Nordwestgrenze so stark wie nur irgendmöglich zu machen. Daß man in England bei der Verteidigung Indiens schon lange an die Hilfe Japans gedacht hat, war aus englischen Zeitschriften und Zeitungen deutlich erkennbar, und wie man hierbei die gelbe Gefahr beurteilt, zeigt uns ein Ausspruch des durch die Tibet-Expedition rühmlichst bekannten Oberst Younghusband. In einer Rede, die er am 11. Juni in Cambridge hielt, sagte er folgendes:

Es träumen wohl einige von einer gelben Gefahr, von chinesischen Millionen, die, vom japanischen Genie geführt, uns aus Indien verjagen werden. Die Sicherheit hiergegen ist die undurchdringliche Barriere des Himalaja, unsre Herrschaft zur See und die gesunde Vernunft der Japaner, die sehr wohl wissen, daß sie bei einem Angriff auf Indien wenig zu gewinnen und sehr viel zu verlieren hätten.

Der Vertrag wird das englische Volk wieder einmal von dem Schreckgespenst der allgemeinen Wehrpflicht befreien, aber wegen dieser großen Bedeutung muß er England in ein gewisses Abhängigkeitsgefühl Japan gegenüber bringen. Letzterem dürfte aber in nicht zu ferner Zukunft ein Gegner erstehen, an dessen Freundschaft England alles gelegen ist: die Vereinigten Staaten von Amerika. Interessengegensätze zwischen Japan und den Vereinigten Staaten werden sich bald herausbilden, vorerst vielleicht dürfte es sich um Handelsinteressen, später aber um die Herrschaft des Weltmittelmeers, des Stillen Ozean, handeln. Bis dahin aber mag der Vertrag seine Schuldigkeit getan haben.

Aus der Werkstatt des Übermenschen.

Von
Julius Kaftan.

(Schluß.)

Der Wille zur Macht — so lautet das lösende Wort. Dieser Wille wohnt in allem Menschlichen und ist dessen innerster Kern, wie viel Häute er sich immer überziehen und wie viel Masken er sich vorbinden mag. Man tut also gut, wenn man den Menschen und seine Winkelzüge verstehen will, hiervon auszugehen und alles darauf zu prüfen, wo der Wille zur Macht steckt, wie er sich hier verkleidet und sich offenbart. Ebensowohl aber ist der Wille zur Macht eine Forderung an die Menschen, wenigstens an die Auserlesenen unter ihnen, an die Jünger Zarathustras: sie *sollen* den Willen zur Macht haben und die darin begründete Herrschaft mit stolzer Sicherheit ausüben. Fehlt's ihnen daran, so soll es ihnen eingeimpft werden, soll aus den Worten Zarathustras auf sie niederfahren und sie lecken, wie ein Blitz.

Reimt sich das jedoch miteinander? Muß man den Menschen eben dasselbe zur Pflicht machen, mit allen Mitteln der List und der Liebe ihnen in die Seele schmuggeln, was schon an und für sich die letzte, eigentlich treibende Kraft in all ihrem Wollen und Handeln ist? Hier scheint abermals ein Widerspruch in der Lehre *Nietzsches* zu klaffen.

Indessen ist das nun doch nicht der Fall. Oder wenigstens wird über diesen in der Sache liegenden Widerspruch sorgfältige und hinlängliche Auskunft gegeben. Ja, es ist ein Hauptstück in aller Verkündigung *Nietzsches*, worum es sich hier handelt, als solches auch dadurch legitimiert, daß es ihm die Gelegenheit bietet, weniger seinen Satz vom Willen zur Macht positiv auszuführen als den Gegensatz in jeder Weise zu bekämpfen, zu verlästern, zu verhöhnen. Dadurch wird eine Sache jedoch immer erst interessant für ihn, und es ist zugleich sein Hauptmittel, sie für seine Leser interessant zu machen.

Jeder Leser der Bücher *Nietzsches* kennt aber das Stichwort der Gedanken, um die sich's jetzt handelt. Es lautet: Decadence! Daß *sie* nun die Jahrtausende her die Vorherrschaft unter uns gehabt hat, daß wir alle, wie wir

heute leben, mehr oder weniger dekadente Leute sind, das bietet im Sinn Nietzsches den Schlüssel zum Verständnis der europäischen Gegenwart. Daraus erklärt es sich auch, daß der Wille zur Macht beides ist, der eigentliche Pulsschlag des menschlichen Lebens und doch eine zu fordernde Tat, eine Wahrheit, die den Berufenen erst noch eingeimpft werden muß.

Es liegt im Wesen der Kraft, daß sie, daß ihre Auswirkung eine auf- oder absteigende ist. Qualitative Unterschiede sind ihr fremd. Anschwellende, sich immer mehr zusammenfassende Stärke oder Abnehmen, Versagen, Erschöpfung — das ist es, was jedesmal die bestimmte Kraft charakterisiert. Das gilt auch von den Kräften, die in der Menschheit walten. Der Wille zur Macht in uns steht zur gegebenen Zeit je unter dem Zeichen der auf- oder absteigenden Linie. Die europäische Menschheit aber lebt, seitdem die stolze Römerherrschaft zerbrach und das Christentum aufkam, in der absteigenden Linie. Sie ist in der Decadence begriffen. Sie wird von den Werten der Erschöpfung beherrscht. Darum hat die Lüge alle diese Zeit her einen Triumpf nach dem andern gefeiert, darum ist es die große befreiende Tat, diesen Schleier der Täuschung zu zerreißen, den Willen zur Macht als das wirkliche Prinzip aller Wertmessung zu erweisen und auf Grund solcher Erkenntnis alle Werte umzuwerten.

Die Haupt- und Grundlüge ist, daß die Menschen, vom trügerischen Bewußtsein verführt, des Glaubens leben, es sei der Gegensatz von Lust und Unlust, auf den alles ankomme, nach dem man die Werte zu bemessen habe. Nein, es ist die Erschöpfung, der diese Annahme entspringt; sie verführt dazu, bloße Begleiterscheinungen wie Lust und Unlust so wichtig zu nehmen und für die Hauptsache zu halten. Wir Erkennenden wissen und verstehen, daß Übel und Leiden ein integrierendes Element des Ganzen sind, nichts bedeuten und nichts bedeuten dürfen. Wir begreifen, daß es die Fangarme der Erschöpfung sind, die uns umstrickt halten, wenn wir zunächst anders denken und empfinden, daß es diese unwürdigen Bande abzustreifen gilt, indem wir den Willen zur Macht dagegen aufrufen und uns durch ihn stählen lassen zur klaren Erkenntnis und machtvollen Herrschaft.

Es kommt aber noch etwas andres in Betracht. Das neue Prinzip der Wertschätzung, der Wille zur Macht, ist ein aristokratisches Prinzip. Kräfte unterscheiden sich voneinander nach dem Maß ihrer Stärke. Ein völliges Gleichgewicht der Kräfte wäre der Stillstand, der Tod. Das Spiel der Kräfte, das sich uns als Bewegung, Entwicklung, Leben darstellt, besteht darin, daß sie ihre Stärke aneinander, gegeneinander erproben. Die Differenzierung der Kräfte folgt also dem Gesichtspunkt der Quantität. Wird nun das Maß aller Werte hieraus entnommen, so ist nicht Gleichheit, sondern Ungleichheit die Parole. Der Wille zur Macht ist ein aristokratisches Prinzip der Werte und Wertung. Auch darin liegt aber etwas, was die wahre Erkenntnis zu verschütten droht und die gesunde, im Recht der Sache gegründete, auf aristokratischer Distanzierung beruhende Praxis gefährdet.

Die Macht ist nämlich von Haus aus nur bei wenigen. Es findet eine Abstufung des mehr oder minder statt bis hinab zu der breiten Masse der

Niedrigen und Machtlosen. So ist es in der Natur der Dinge begründet, und so ist es die natürliche Ordnung der Menschenwelt. Aber dagegen empört sich der Instinkt der vielen, in denen doch der Wille zur Macht auch vorhanden ist. Und die vielen sind eben die — vielen, die viel zu vielen, wie Nietzsche sie nennt. Sie rotten sich zusammen und wissen auf Umwegen, durch List, durch die Idealisierung der Werte der Erschöpfung die Macht an sich zu reißen.

Aus diesen beiden Gedanken — kurz gesagt: Decadence und Sklavenaufstand — erklärt Nietzsche die geschichtliche Welt, in deren Ausläufern wir heute seiner Meinung nach stehen. Ich brauche das hier nicht im einzelnen auszuführen. Es sind seine allgemein bekannten, von ihm selbst am häufigsten wiederholten Gedankengänge, um die sich's da handelt: wie die Religion, die aus der Verzweiflung an der wirklichen Welt hervorgeht, nur eine Folgeerscheinung der Werte der Erschöpfung ist; wie dieser greuliche Sklavenaufstand in der Moral, den das Christentum gebracht hat, der heute noch überall als Humanitätsdusel und Demokratismus grassiert, die Aftermoral von Gut und Böse geschaffen hat; wie die Philosophie bislang in ihren meisten und hochgepriesenen Repräsentanten nur eine im Interesse der Religion und dieser Moral geübte Verleumdung der wirklichen Welt war; wie auch die Kunst und unsre ganze Kultur dadurch verdorben ist. Wie gesagt: es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Jeder Leser Nietzsches kennt diese Gedanken. Die Erörterungen darüber bilden ja die breite Masse in seinen Schriften.

Hieran erhellt aber, wie groß die Aufgabe ist, die Nietzsche sich selber zuschreibt. Jahrtausende alten Irrtum zu zerstören ist er berufen, einen Irrtum, der für heilige Wahrheit gilt, und der doch das Leben der Menschen von jeher vergiftet hat, es auch heute noch vergiftet.

Worauf gründet er aber die Zuversicht, daß ihm das gelingen wird? Wer wird ihm glauben, daß es Irrtum ist, was er angreift und bekämpft? Die Motive dieses Irrtums, Decadence und Demokratismus, beherrschen ja heute noch das Bewußtsein der Menschen. Um seinen Gegenbeweisen Glauben zu schenken, müßte einer erst hiervon befreit sein, was wieder nur möglich ist, wenn er sich von Nietzsche überzeugen läßt. Das läuft auf den bekannten Zirkel hinaus. Gesetzt auch, Nietzsche hätte Recht, erscheint es nicht als Wahnsinn, an den Erfolg einer solchen Mission zu glauben?

Freilich wäre es Wahnsinn, wenn nicht die Zeit erfüllt wäre. Unaufhaltsam, unabwendbar zieht der Nihilismus über Europa herauf, der Bankerott alles dessen, was bisher in Religion, Moral und Philosophie gegolten hat. Die positive Wissenschaft wird bald, in absehbarer Frist, diesen Bankerott vollenden. Damit ist aber die Zeit für das neue Evangelium gekommen, das Unzeitgemäße wird zeitgemäß, auf den Trümmern der alten Welt wird sich die neue Welt erheben, die Nietzsche-Zarathustra zu verkündigen, zu begründen erschienen ist.

Indessen, andre Zweifel und Bedenken stellen sich ein. Kann, wird eine solche aristokratische Ordnung, wie sie Nietzsche als Ideal vorschwebt, dauernden Bestand haben? Bisher war es nicht der Fall. Wo sind die

idealen Barbaren, die er uns schildert, geblieben? Die blonden Bestien von strotzender Gesundheit und Körperkraft, die instinktsicher, ohne das von Gedanken zermarterte Gehirn des dekadenten Philosophen, als die geborenen Herren lebten und handelten? Die weitere Entwicklung des Volkes, des Stammes hat sie ausgeschaltet; es ging überall abwärts, die Herren wurden entthront und die Masse der Knechte kam oben auf. Selbst die Römerherrschaft mit ihrer alten aristokratischen Ordnung ist schließlich erlegen. Vollends die Renaissance mit ihren Kraftmenschen war nur eine Episode von kurzer Dauer. Selbst Napoleon, dies letzte prachtvolle Phänomen eines Herrenmenschen, hat die Demokratisierung der Welt, wie sie mit der französischen Revolution einsetzte, nicht ernstlich aufhalten können. Wohin man also blickt — überall ein Abwärts, flache, immer flachere Niederung, darauf läuft es hinaus selbst mit den Erscheinungen, die zunächst eine entgegengesetzte Tendenz zeigen.

Gerade auch wie Nietzsche selbst den Herren denkt, den reichen und kraftvollen Menschen, dient dazu, solche Bedenken zu verstärken. Er schildert ihn immer als den, der sorglos und verschwenderisch lebt, der abgibt, und dessen Stolz es ist, aus dem Seinen geben zu können. Aber wer so lebt, der lebt gefährlich. Ist es nicht ein eingeborenes Schicksal alles Großen, Starken, Reichen, Mächtigen, daß es sich schnell auslebt? Wie ist denn an eine dauernde aristokratische Ordnung zu denken? Es scheint, wie gegen die Geschichte, so gegen die Logik der Sache zu sein, so etwas ins Auge zu fassen.

Meines Erachtens würde Nietzsche allen solchen Bedenken in erster Linie immer wieder das Heraufkommen des europäischen Nihilismus entgegengehalten haben. Welches Gewicht er hierauf gelegt hat, geht daraus hervor, daß das ganze erste Buch seines Hauptwerkes davon handelt. Man hat es so zu denken, daß kein andrer Ausweg bleibt, daß die Menschen von selbst in diese Richtung gedrängt werden.

Außerdem ein Zwiefaches! Einmal ist es das Neue, Große, daß der Gegenwart (eben durch Nietzsche) die rechte Erkenntnis, die wahre Philosophie geschenkt wird. Daran hat es bisher gefehlt. Die Exempel der Geschichte beweisen daher nichts — wenigstens nichts Abschließendes, Ausschlaggebendes. Mit „Zarathustra", durch ihn tritt ein völlig neuer Faktor in den Zusammenhang ein. Er ist der wahre, der echte Philosoph — es sind nicht neue Gedanken bloß, die er bringt, es sind neue Werte, die er schafft. Der wahre Philosoph ist der Schaffende. Dadurch gibt er dem Leben und Denken der Menschheit eine neue Wendung, eine andre Richtung. Gewiß ist es zunächst nur eine kleine Schar, die sich um ihn sammelt. Es sollen ihrer auch niemals viele werden: viele wären hier erst recht zu viele, es ginge gegen den Sinn der aristokratischen Lebensordnung. Immerhin werden die Kreise sich weiten, alle, in denen der edle Same schlummert, werden unter dem schöpferischen Strahl dieser Sonne lebendig werden und sich angliedern. Die übrigen aber, die große Masse — nun freilich, die Lämmer werden's nicht wählen, sich wieder mit den Adlern einzurichten und ihrer Gewalt unterworfen zu sein. Sie werden aber müssen, die guten Lämmer. Entbehrt werden können sie nicht. Ihr Vorhandensein ist die Voraussetzung für die Herrschaft

der geborenen Herren. Und dazu sind sie eben da in der Ordnung der Dinge, daß sie nicht gefragt werden, daß sie dienen, daß sie die Sockel bilden, auf denen die großen, kraftvollen Träger des Willens zur Macht ihre Häupter in den sonnenerfüllten Himmel heben.

Dazu kommt ein Andres, Zweites! Die Gemeinde Zarathustras wird die Dinge nicht laufen lassen, wie sie wollen. Sie ist eine Gemeinde von Erkennenden. Sie weiß, worauf es ankommt. Eben hierdurch wird sich die wahre Philosophie, die sie besitzt, als schöpferische Macht erweisen, daß sie ihr den Weg zur Dauer, zur Festigung, zu einer die Jahrtausende erfüllenden, neuen Ordnung zeigt. Dieser Weg heißt: Zucht und Züchtung! Das vierte und letzte Buch des Nietzscheschen Hauptwerkes ist so überschrieben — Beweis genug wieder, wie wichtig ihm dieser Gesichtspunkt war. Nicht minder ist es ein Gedanke, auf den er im Zarathustra immer wieder zurückkommt. Nicht rückwärts blicken, sondern vorwärts! Nicht unser Vaterland sollen wir lieben, sondern unsrer Kinder Land. Der Bogen ist gespannt, bis zum Brechen ist er gespannt, nun wird der Pfeil fliegen in die Zukunft, bis in die fernste Zukunft. Neue Geschlechter werden aus der Züchtung entstehen. Diesem Zweck soll der Garten der Ehe dienen. Die Mittagshöhe ist erreicht. Aufwärts geht es, aufwärts — über die Grenze des möglich Scheinenden hinaus.

Was dem Menschen möglich scheint, ist — der Mensch, der große starke Mensch zu höchst, den es verlangt, seine Gaben und Kräfte mitzuteilen, auszuteilen, wie der strotzende Euter der Kuh die Milch abgeben will. Zarathustras Gedanken gehen darüber hinaus. Ihm ist der Mensch, auch der größte und reichste, nichts als eine Brücke. Er sieht den kommen, der alles, was Mensch heißt, hinter und unter sich läßt, den Übermenschen, das neue Geschlecht der Übermenschen.

Damit sind dann alle Bedenken niedergeschlagen. Es ist nicht bloß möglich, eine aristokratische Ordnung im alten Stil aufzurichten und dauernd zu befestigen. Der Prophet verkündigt als Tatsache, daß eine Entwicklung bevorsteht, in der die Unterschiede Natur werden sollen, die höhere Art Mensch sich von der niederen definitiv scheiden wird.

Die Gedanken Nietzsches münden so in der Verkündigung des Übermenschen aus. Hier hören sie auf, rational begründete Philosophie zu sein, und werden zur ekstatischen Predigt. Nicht bloß ihr Inhalt macht sie dazu, sondern auch die Stellung, die der Philosoph sich selber im Zusammenhang damit zuschreibt. Hierauf hat Frau Andreas in der Schilderung seines Systems vor allem, ja fast ausschließlich die Aufmerksamkeit gerichtet. In Wahrheit ist es nur ein Zusatz zum System.

Was jetzt zuletzt berührt wurde, ist wie wenig andres charakteristisch für Nietzsches Philosophie. Sie ist in ihrer Eigenart und mit der Wirkung, die sie geübt hat, nicht denkbar ohne den Übermenschen und die damit zusammenhängende Steigerung Nietzsches zu Zarathustra. Insofern scheint nichts überflüssiger als die Frage aufzuwerfen, ob diese Gedanken einen notwendigen Platz im „System" ausfüllen. Wer es annimmt, wird doch nicht aufhören,

die Gedanken für phantastisch zu erklären. Und wer es verneint, wird deshalb nicht leugnen, daß wir Nietzsche ohne sie nicht denken können.

Allein, wenn die hier gegebene Darstellung des Systems und seines Ursprunges irgend richtig ist, dann müssen diese Gedanken für einen Zusatz gelten, ohne den die Philosophie Nietzsches vollständig wäre. Ich wüßte aber auch nicht, was gewisser wäre als dies. Die Lehre steht auch ohne diesen Zusatz fest auf ihren Füßen. Der Übergang, der sich eben ergab, nämlich von dem Anspruch Nietzsches, die Welt zu reformieren, zu diesem Trumpf vom kommenden Übermenschen ist an und für sich nicht notwendig. Es ist gar nichts Unerhörtes, daß ein Philosoph sich berufen glaubt, die nunmehr endlich gefundene Wahrheit zu verkündigen und infolgedessen die Welt von Grund aus zu reformieren. Und an dem Vorurteil, man brauche es ja nur zu sagen, wie es sei und wie es als Gewißheit in der eigenen Seele lebt, um mit der Zeit wenigstens Glauben dafür zu finden, daran kranken alle, anfangs wenigstens, die überzeugt sind, daß sie der Welt etwas zu sagen haben. Vollends erscheint ihnen selbstverständlich, was die Erfahrung zwar täglich widerlegt, daß die Menschen auch Hand anlegen werden, sobald sie erst die Wahrheit erkannt haben. Also deshalb, weil solche Zuversicht in ihm lebte, brauchte Nietzsche seinen Kahn nicht in das Fahrwasser des Übermenschen zu steuern. Seine Lehre, sein System nötigte ihn nicht dazu, er konnte ganz wohl mit dem prophetischen Ruf vom kommenden Untergang der europäischen Geisteswelt und mit dem rettenden Evangelium vom Willen zur Macht, von der neuen Menschheit, die aus Zucht und Züchtung hervorgehen werde, den Abschluß machen. Bis zur Verheißung des Übermenschen brauchte er diese Predigt nicht zu steigern.

Aber es handelt sich nicht nur um keinen notwendigen Gedanken in seinem System, sondern um etwas, was mit diesem in Widerspruch tritt. Nietzsches Lehre will positive Wissenschaft sein. Daran, daß sie das ist, knüpft sie ihren Anspruch, auf dem Plan zu bleiben, nachdem Religion und Moral und alles, was in der Philosophie hiermit zusammengehört, Bankerott gemacht hat. Die Rede vom Übermenschen jedoch ist Phantasterei und hat mit der Wissenschaft nichts zu tun. Richtiger gesagt: kein gesund denkender Mensch kann auf den Einfall kommen, dies für ein Resultat der Wissenschaft oder eine Folgerung aus ihren Resultaten auszugeben.

Wollte man hiergegen einwenden, eine mögliche Hypothese sei es doch, durch keine Wissenschaft widerlegt oder widerlegbar, daß eine Entwicklung der lebendigen Kreatur über den Menschen hinaus stattfinden könne — so wäre zu erwidern: gewiß ist es an dem! So gibt es tausend Hypothesen und mehr, die niemand widerlegen kann. Vor den andern allen hat diese keinen Vorzug als höchstens den, daß sie besonders unwahrscheinlich ist. Mit solchen Hypothesen beschäftigt sich aber niemand, der sich auf dem Boden positiver Forschung bewegt oder Folgerungen aus ihren Resultaten zieht. Ist sie nicht widerlegbar, so hat auch niemand das mindeste Interesse daran, sie zu widerlegen. Das bedeutet aber, daß sie in Widerspruch tritt mit dem Charakter positiver Wissenschaft, den Nietzsche für seine Lehre in Anspruch nimmt.

Immerhin — das wiegt so schwer nicht. Er hat sich hierin getäuscht. Was er vortrug, war eben doch keine positive Wissenschaft, sondern — nun eben Philosophie, ein Versuch, den Sinn der Wirklichkeit ausfindig zu machen und ein letztes Wort über sie zu sagen. Denn das ist es ja doch wohl, was alle echte Philosophie will, die Welt deuten und auf eine Lösung des Welträtsels hinführen. Daß es sich mit Nietzsches Lehre nicht anders verhält, daß auch sie keine positive Wissenschaft ist, das steht, ganz abgesehen vom Übermenschen, fest. So könnte die Rede davon sich, dann eben doch widerspruchslos, in diese seine Philosophie einfügen. Viel schwerer wiegt das andre, daß sie mit dem Gedanken von der ewigen Wiederkehr, d. h. mit dem Grundgedanken der Philosophie Nietzsches in Widerspruch tritt.

An und für sich zwar nicht. Wer kann wissen, was den Menschen alles im Ring des Werdens, solange ihre Zeit denn dauert, vorbehalten ist. Vielleicht auch dies, daß sie in einem auserlesenen Teil sich über sich selbst hinaus entwickeln und Übermenschen werden. Das sprengt den Ring der ewigen Wiederkehr noch nicht. Nur muß vorbehalten bleiben, daß das jedenfalls nichts als eine Episode ist, und daß auf das Aufwärts zum Übermenschen wieder das Abwärts bis unter den Menschen herunter folgt. Denn das steht unabänderlich fest, daß der Weg, der durch diesen Torweg, genannt Augenblick, vorwärts führt, sich dann irgendwo biegt und irgend einmal wieder von rückwärts in diesen Torweg mündet. Das ist schon immer geschehen, und das wird immer wieder geschehen. Wer das leugnet, sprengt den Ring und gibt den Gedanken der ewigen Wiederkehr preis. Ob sich aber damit die glühende Begeisterung reimt, die Nietzsches Verkündigung des Übermenschen erfüllt?

Man kann es zu reimen versuchen. Man müßte dann sagen: ob auch eine Episode, so sei es doch eben die Episode, die uns und die jetzt nach uns kommenden Geschlechter anginge. Gewiß sei es kein Ziel und kein Zweck, nur eine Welle, die sich im wogenden Meer der Kräfte höher hebe, als wie sie bisher in dem Ausschnitt der wirklichen Welt, genannt Menschheit, erschaut worden sei. Aber wir ständen am Fuß dieser Welle, die sich gerade zu heben beginne. Das sei die süße Botschaft Zarathustras, die uns in den Ohren klinge. Ihr gäben wir uns hin, selig im Anschwellen der Woge, jeder Nerv klingend und zitternd im Wonnegefühl, wie es der Schiffer empfindet im kleinen Kahn, wenn ihn die Welle emporträgt. Alles Übrige brauchte uns nicht zu kümmern.

Ja, so kann man sagen. Aber darauf beschränkt sich Nietzsche nicht. Er denkt die Erscheinung des Übermenschen, denkt Zarathustra als Ziel und Zweck, als den ewig wiederkehrenden Höhepunkt im ewigen Ring des Werdens. Es ist nicht Morgengrauen und Hahnenschrei, es ist die Scheitelhöhe des Mittags, welche die Worte Incipit Zarathustra kennzeichnen. Und man kann es nicht hinwegdenken, ohne daß das Ganze stumm wird und stumpf und nichts mehr birgt, was den unendlichen Schrei des Entzückens im Herzen des Menschen auslöst. Bloß Brücke zu sein zwischen dem Übermenschen und einer ihn wieder überwindenden, hinter sich lassenden Lebensform — was wäre das Großes? Nietzsche hat einmal gesagt: gäbe es

einen Gott, wie ertrüge ich es, nicht Gott zu sein? In diesem seinem eigenen Sinn halten wir ihm entgegen: gäbe es etwas, das über Zarathustra wäre, wie ertrüge ich es, nicht dies Über, dies Höher zu sein?

Aber in Wahrheit denkt er gar nicht daran, daß es etwas geben könnte, das über Zarathustra hinausreichte. Denn es ist nun einmal in die Seele des Menschen gepflanzt, daß er das Absolute sucht und es irgendwo finden will, um Inkonsequenzen und Widersprüche unbekümmert. Anders hält es auch Nietzsche-Zarathustra nicht. Und damit tritt in den Zusammenhang seiner Gedanken ein, was den Ring der ewigen Wiederkehr sprengt. Alles immer wiederkehrende Werden wird dadurch zu einem Weg gestempelt, der zu einem Ziele führt, der sein Wozu hat. Und dieses Wozu heißt der Übermensch, heißt Nietzsche-Zarathustra. Der Gedanke der Wiederkehr und des Ringes sinkt damit zu einem bloßen Formgedanken herab. Die ewige Wiederkehr gewinnt dadurch den Sinn, nicht das Wozu aufzuheben, sondern dies ewige Wozu eben um seiner Wiederkehr willen, durch sie, zu unendlicher Bedeutung steigern.

Indessen, — ich sagte es schon — es kommt nicht viel darauf an. Ob widerspruchsvoll oder nicht, jedenfalls hat Nietzsches Lehre so gelautet. Der Gedanke vom Übermenschen ist so wesentlich in ihr, wie der andre von der ewigen Wiederkehr.

Immerhin dient die Aufdeckung des Widerspruchs dazu, einen Blick in die innere Struktur seiner Gedanken zu öffnen. Sie zeigt, daß mit der Verheißung des Übermenschen und der Steigerung Nietzsches zu Zarathustra ein andrer, selbständiger Faktor in den Zusammenhang eintritt, etwas, was aus dem bisher Erwogenen nicht einfach abgeleitet werden kann. Und darauf muß jetzt noch zum Abschluß der Darstellung ein Blick geworfen werden.

Nicht auf den Übermenschen als solchen: dies Gebilde der Phantasie kann niemanden weiter interessieren. Aber die Stellung, die Nietzsche sich selber anweist, indem er als Zarathustra diese Verheißung gibt und dies Ziel erstreben lehrte, darf nicht unerörtert bleiben. Das ist das Geheimnis der letzten Jahre seines Lebens gewesen, daran hat der kranke Mann sich berauscht, bis der überspannte Bogen brach und er in die Nacht des Wahnsinns versank.

Nietzsche hat sich nicht einfach mit der Idealfigur des Zarathustra identifiziert. Er ist sich dessen wohl bewußt, daß er einer unter den dekadenten Menschen der Gegenwart ist. Was er gewöhnlich lebt, ist der Nietzsche, in dem alles das lebendig ist und das Bewußtsein beherrscht, was er als den großen Abfall erkannt hat, wogegen er mit Leidenschaft kämpft. Der Gegensatz, in dem er sich fühlt, aus dem heraus er redet, ist ihm niemals objektiv geworden. Er trägt ihn in sich selbst herum und verwundet in dem Kampf dagegen vor allem sich selbst. Nur so ist, meine ich, zu verstehen, daß er mit seinen Gedanken und Reden nicht davon loskommt, mit immer neuem Pathos und immer neuem Gift die so und so oft vernichteten Feinde immer wieder tötet. Aber dies gewöhnliche Leben und Denken wird von den Zarathustra-Stunden unterbrochen. Dann wird ein andrer in ihm lebendig, Zarathustra der Prophet und Schöpfer einer neuen Zeit und neuen Welt, dann wird eins

zu zwei, Zarathustra ist bei ihm zu Gaste, der Jüngere und Stärkere, wie er ihn nennt. Man dürfte, ohne zu übertreiben, von einem eigentlichen Besessensein reden: der Geist kommt über ihn, eine andre stärkere Macht ergreift ihn. Dann singt er das Lied vom „Willen zur Macht", von der neuen Welt, die er schaffen wird. Und daraus schöpft er Antrieb und Kraft, den Kampf gegen die Decadence und die Werte der Erschöpfung, in denen er selber lebt, immer aufs neue aufzunehmen.

Es sind die großen Stunden, in denen er das erlebt, über sich selbst hinaus, alle wahren Werte der Welt auf seiner Zunge wägend. Aber es sind zugleich furchtbare Stunden, die wie ein Schicksal, wie ein Verhängnis über ihn kommen, ihn in äußerster Erschöpfung zurücklassend. Er hat diese Begleiterscheinungen dahin umgedeutet, daß er (Nietzsche) sich selbst dem Höheren und Stärkeren, der in ihm lebendig wird (Zarathustra), zum Opfer bringt. Und er hat das nicht bloß gesagt — bloße Worte solchen Inhalts wären eine fade und widerwärtige Deklamation —, sondern er hat das wirklich empfunden. Hieraus erkläre ich mir, daß seine wahnsinnige, maßlose Selbstüberhebung — denn das ist es doch, deutlich und deutsch geredet — nicht einfach abstoßend wirkt. Sie raubt uns nicht die Sympathie mit dem unglücklichen Mann, weil dies Leiden unser Mitgefühl wachruft und immer wieder den leidenden Nietzsche vor den ins Göttliche erhobenen Zarathustra stellt.

Sehen wir jedoch ab davon und fassen rein auf, was Nietzsche sich selbst in der Rolle des Zarathustra für eine Stellung zuschreibt, so liegt darin ein Anspruch auf Bedeutung, der kaum überboten werden kann. Er verkündigt und inauguriert die Periode in der Entwicklung der Menschheit, die den absoluten Höhepunkt bezeichnet, über die hinaus es nicht weiter geht. Und es handelt sich nicht bloß um die Menschheit, sondern um das Universum. Denn alles Relativistische, das in den positivistischen Ausgangspunkten seiner Philosophie liegt, ist nun vergessen und liegt weit unter ihm. Sie ist zu einer Philosophie des Absoluten geworden, wie es nur je eine gewesen ist. Der Gedanke der ewigen Wiederkehr hat alles verloren, was den Zweck und das Wozu verneint. Er hat nur noch den Sinn, die Erscheinung Nietzsche-Zarathustras der Zufälligkeit zu entkleiden und sie als den ewig wiederkehrenden absoluten Höhepunkt im Spiel der wogenden Kräfte hinzustellen. Nietzsche hat jenes Luzifer-Wort: gäbe es einen Gott, wie ertrüge ich es, nicht Gott zu sein, nicht bloß gesprochen, er hat schließlich seine ganze Philosophie darauf zugeschnitten. Er ist es, will es sein, in dem die wirkliche Welt je und je ihren Sinn gewinnt, durch den die Existenz der wirklichen Welt gerechtfertigt wird.

Indem er sich aber so hinstellt, empfindet er sich als das Gegenbild des Gekreuzigten und will an dessen Stelle treten. In ihm sieht Nietzsche die zentrale Repräsentation alles Abwärts und der Werte der Erschöpfung. Sein Gegenbild ist Zarathustra, der das Aufwärts und die Werte der Macht repräsentiert. Ja, eigentlich ist ihm das noch nicht genug. Er streckt auch die Hand nach der Krone des Gekreuzigten aus, indem er, wieder in andrer Wendung, sich Nietzsche als das Opfer empfindet, das gebracht werden muß, damit der Tag Zarathustras zu leuchten beginne. Das sind dann freilich Dinge,

die schwer zu ertragen wären, wenn ihn nicht der Wahnsinn aus der Reihe der geistig Lebendigen gestrichen hätte. Dies tragische Schicksal hat ihn davor bewahrt, zu einer grotesken Figur zu werden.

Merkwürdig bleibt es aber, wie bei diesem Antipoden des Christentums doch der Form nach uralte christliche, kirchliche Gedanken wiederkehren. Die „wirkliche Welt" ist ihm alles, ist ihm Gott. Und in dieser Welt, der ewig werdenden, sich wiederholenden taucht der auf, in dem sie je und je wieder ihren Sinn gewinnt, Zarathustra, der Göttliche. Auch die Gemeinde fehlt nicht, die Jünger Zarathustras, die eine letzte höchste Steigerung über den Menschen hinaus darstellen werden. Indem sie die wirkliche Welt bejahen, nicht die einmalige bloß, sondern die ewig wiederkehrende, nehmen sie sie in ihren Willen auf. Indem sie durch Zucht und Züchtung zu Zarathustras Höhe hinanstreben in immer größerer, stärkerer Machtentfaltung, stellen sie die immer wiederkehrende Vollendung und Blüte der wirklichen Welt dar.

Es ist unmöglich, zu verkennen, daß wir darin ein Gegenstück zur kirchlichen Trinitätslehre vor uns haben. So wenig sind das zufällige Gedanken, daß sie sich immer irgendwie geltend machen, wo ein zusammenhängendes, aufs Ganze gerichtetes Weltverständnis versucht wird, das dem Menschen eine überragende Stellung in der Wirklichkeit zuweist. Das gibt zu denken. Wenn wir heute neue Formen christlicher Lehre und christlicher Verkündigung suchen, werden wir gut tun, die Weisung zu beherzigen, die sich daraus ergibt.

IV.

Ist Nietzsche schon reif für die Geschichte der Philosophie? Dafür, nach allen Regeln der Kunst zerlegt, auf die bei ihm wirkenden Einflüsse hin untersucht und irgendwo in einer Kategorie untergebracht zu werden? Einerlei, ob oder nicht — jedenfalls wäre eine solche Betrachtung meines Amtes nicht, wie ich denn überall nicht glaube, daß viel dabei herauskommt. Doch scheint mir diese meine Betrachtung auch nicht ohne jedes Wort der Kritik schließen zu dürfen. Darauf verzichten hieße, Nietzsche überhaupt nicht mehr ernst nehmen. Ihn ernst zu nehmen haben wir jedoch einstweilen noch alle Veranlassung, wie denn die große geistige Kraft, über die er unleugbar verfügte, allein schon dazu nötigt.

Allem vorab ist aber zu sagen, daß das System an dem schon in der Darstellung hervorgehobenen Punkt hoffnungslos auseinanderbricht. Wer von Nietzsche hört und von den Stichworten seiner Philosophie, wer seine Bücher liest, wird immer den Eindruck haben, es handle sich um eine Weltbetrachtung, die vom Menschen und seinem geistigen Bewußtsein aus gedacht sei. Der Wille als geistiges Phänomen, der Wille, der etwas will, setzt, wählt, entscheidet, schafft — das scheint hier das erste und das letzte Wort zu sein. Fragt man aber genauer nach, so erhält man den Bescheid, daß es einen Willen überhaupt nicht gibt. Es gibt überhaupt keinen Willen, sondern nur Willenspunktationen, heißt es S. 323 und deutlicher noch vorher S. 81: es gibt keinen Willen, weder einen starken noch einen schwachen: was wir so nennen,

ist nichts als eine Koordination oder Disgregation der Antriebe. Und nicht sind das zufällige Äußerungen, lapsus linguae, wie sie jedem passieren und in einem bloßen Entwurf ganz natürlich wären. Nein, das ist es, was aus Nietzsches Lehre von der wirklichen Welt als einem Meer von Kräften folgt. Und oberster Grundsatz ist für die Erkennenden und freien Geister, an die sich Nietzsche wendet, daß sie keine Flausen machen und diese Welt, die uns die Wissenschaft zeigt, als die wirkliche Welt erkennen, neben und über der es keine andre gibt.

Oder soll man sagen, daß jeder Mensch eine Koordination von Antrieben darstellt, die nun im Bewußtsein, in seinem Bewußtsein, eine Einheit haben? Läßt sich auf diese Weise eine Grundlage für die geistige Welt gewinnen, auf die Zarathustras Reden als auf die eigentliche Wirklichkeit rechnen? Nichts weniger als das. Das Bewußtsein hat gar nicht mitzureden. Es ist eine Quelle des Irrtums, ein Spiegel, der alles im falschen Lichte zeigt. — Man muß es ausschalten und ihm immer wieder auf den trügerischen Mund schlagen, um den Weg der Wahrheit zu finden, ihn ohne Rückfall und Schwäche zu wandeln.

Nun durchdringe man sich aber einmal mit diesen Gedanken, daß es einen Willen eigentlich gar nicht gibt, und daß das Bewußtsein nichts als ein schiefer Spiegel ist, und trete von diesen Gedanken durchdrungen in die Welt ein, von der Nietzsche gewöhnlich redet, wo der Wille zur Macht als das Höchste erscheint und die Steigerung zum Übermenschen als Ziel vorgehalten wird — wer empfindet da nicht den Widerspruch, den gar nicht auszugleichenden, der zwischen den beiden Teilen des Systems vorhanden ist? Immer möchte man dem Propheten, der sich in leidenschaftlichen Ergüssen gar nicht genug tun kann, immer möchte man ihm zurufen: warum so hitzig und so hochmütig? Das Ganze ist ja nur Blendwerk und Phantasmagorie, gar nicht der Rede wert.

Oder läßt sich auch hier mit dem Zauberwort helfen, das alle Rätsel lösen soll, mit dem Wort von der ewigen Wiederkehr? Gibt etwa dieser Gedanke den zufälligen Koordinationen oder Disgregationen von Antrieben genannt Mensch ein Rückgrat, das ihm auf seinen Füßen zu stehen ermöglicht? Mag das immerhin alles zufällig sein und das Bewußtsein nur die Vorspiegelung einer gar nicht vorhandenen Einheit, hilft nicht, daß diese zufälligen Kombinationen immer waren und immer wiederkehren, über solche Bedenken hinweg? Muß man nicht unter diesem Gesichtspunkt urteilen, es sei sinnlos, überhaupt von Zufälligkeit zu reden? Zufällig? Nein, notwendig ist alles, wie es ist in jedem Augenblick, notwendig so und nicht anders, wie denn alle diese Augenblicke sich wieder im ewigen Ring des Werdens zu einem notwendigen Ganzen zusammenfügen, zur wirklichen Welt, der einen, die es gibt. Nur unbesorgt, es fehlt nicht an der nötigen Grundlage für die Lehre vom Willen zur Macht und das, was sich daran anschließt.

Wohl, das mag gelten als Erklärung der gewöhnlichen Vorurteile. Man kann es danach verstehen, wie die Menschen zu all den Einbildungen kommen, in denen sie leben, und daß sie sich etwas Großes zu sein dünken, obwohl sie nichts sind; aber nur solange man nicht weiß, was wirklich ist. So-

lange der Stand der intellektuellen Unschuld und reinen Torheit dauert, kann die Illusion erhalten bleiben. Sobald das Wort gefallen ist, ist auch der Zauber gebrochen. Für uns also, die Wissenden und Erkennenden, die freien Geister und guten Europäer gibt es da nichts mehr im Trüben zu fischen. Für uns ziemte sich olympische Ruhe und Überlegenheit in der Rede von diesen wie von allen Dingen, eine Kritik der Vorurteile vom Willen und Bewußtsein und ähnlichem Kinderspielzeug, eine Kritik, die in ihrer Schärfe nur durch gelassene Heiterkeit gemildert würde. Statt dessen finden wir bei Nietzsche so viel bösen Blick für die geschichtliche Welt, in der die Wurzeln unsres Daseins liegen, und so viel Echauffement im Anpreisen seiner neuen Welt, daß man nur sagen kann: es ist das gerade Gegenteil von dem, was sich für ihn, den Erkennenden und freien Geist, geziemte. Wir müssen daher urteilen: das Wort von der ewigen Wiederkehr hilft uns nicht über den Widerspruch hinweg, selbst — wenn es an und für sich ein wohlbegründetes wäre.

Ja wenn! Ich fürchte aber, daß es auch damit nicht zum Besten steht. Was dahinter steckt, ist schließlich nur der kleine Kunstgriff, eine Frage zwar aufzuwerfen (hier die nach dem Wozu des Werdens und der Welt), dann aber die Verneinung jeder Antwort für die eigentlich zutreffende Antwort darauf auszugeben. Daß auch große Philosophen diesen kleinen Kunstgriff nicht verschmäht haben, macht die Sache nicht besser. Und die wissenschaftliche Begründung, die Nietzsche dafür gibt (S. 97), wollen wir nur lieber gar nicht erst prüfen, um nicht zu despektierlich zu reden. Mögen wir daher zwar entzückt lauschen, wenn der große Künstler uns das süße Lied singt vom Ring der Ringe, daß es mit heiligen Schauern durch die ergriffene Seele geht — wir bleiben nüchtern dabei, wir lassen uns von dem alten Rattenfänger nicht verführen, in seinen Berg zu wandern, die Kinder, die dazu gehören, sind wir nicht.

Und deshalb sehe ich nicht anders, als daß es bei dem Widerspruch bleibt, daß Nietzsches System gerade an dem Punkt, wo sich die Linien treffen, wo der eigentliche Knotenpunkt wäre, glatt und nett in zwei Hälften auseinanderbricht. Wir schreiben mit großen Buchstaben darüber hin: einen Willen gibt es nicht: und machen es damit für jeden unmöglich, dem es um intellektuelle Sauberkeit und Redlichkeit zu tun ist. Will einer es dagegen verteidigen, so lasse er sich sagen, daß auch wir uns wohl darauf verstünden, in diesem Sinn mit allerlei Sophistereien aufzuwarten und sie nachher wieder aufzulösen vermöchten, daß wir es aber vorziehen, uns hartnäckig auf unsre beiden Füße zu stellen und achselzuckend zu wiederholen: weil es nach Nietzsches Lehre Hälfte eins keinen Willen gibt und geben darf, während eben nach seiner Lehre Hälfte zwei der Wille alles ist, bricht das System rettungslos in zwei Hälften auseinander, die man zusammenleimen kann, die aber nicht organisch zusammengehören.

In zwei Hälften — besehen wir denn einmal diese, jede für sich. Vielleicht können beide je auf eigenen Füßen stehen. Dann ließe sich noch helfen. Nur die Art der Zusammenfügung müßte dann eine andre werden.

Die erste Hälfte ist die Lehre von der wirklichen Welt. Und zwar ist darunter im Sinn Nietzsches die Welt der äußeren Erfahrung zu verstehen.

Von der Welt der sogen. inneren Erfahrung hält er nichts. Gegen sie führt er den Phänomenalismus ins Feld. Was er seinen Rivalen, den früheren Philosophen insgesamt zum Vorwurf macht, daß sie die wirkliche Welt für eine bloß erscheinende, scheinbare erklären, um Raum zu gewinnen für ihre wahre Welt, d. h. für ihre Vorurteile und Utopien — das verübt er skrupellos selber an der inneren Welt des Bewußtseins: sie ist eine Täuschung und nichts weiter. Die wirkliche Welt ist die der äußeren Erfahrung. Von ihr, nur von ihr handelt die erste Hälfte seiner Lehre.

Und wen zöge es nicht an, wenn ihm so gesagt und in Aussicht gestellt wird, die wirkliche Welt kennen zu lernen ohne alle Zusätze und vermeintliche Schönfärberei? Andres wollen wir ja alle nicht, wenn wir zu erkennen suchen; damit wird uns in Aussicht gestellt, was das innigst erstrebte Ziel jedes Erkennenden und jedes Philosophen ist. Allein, die bloße Versicherung, daß es so sei, tut es freilich nicht. Es kommt auf die Begründung an. Genau erwogen ist noch nie jemand als Lehrer der Menschheit aufgetreten, der nicht eben dies erstrebt und verheißen hätte. Nietzsche hat das so zurechtkonstruiert, daß die andern alle uns die „wahre Welt" gezeigt hätten, die Geburt ihrer geheimen Vorurteile, während er uns vor die wirkliche Welt stelle. Aber diese wahre Welt ist im Sinn ihrer Sachwalter auch nichts als die wirklich wirkliche Welt. Mit der Formulierung dieses Gegensatzes ist es nicht geschehen. Das ist eine bloße Finte, geschickt auf Irreführung berechnet. Es kommt darauf und ausschließlich darauf an, wer seine Behauptung begründen kann. Was bringt denn Nietzsche vor, um seine These gut zu machen?

Es läßt sich in ein Wort zusammenfassen: die positive Wissenschaft! Das war die frühere Philosophie nicht, wirkliche Wissenschaft, das will Nietzsches Philosophie sein, und darauf gründet sie ihren Vorzug, daß sie das ist.

Wieder liegt hierin etwas Bestechendes. Wir haben heute verstehen lernen, daß man die Wissenschaft freihalten muß vom philosophischen System. Wir sehen ja in der Geschichte, wie die einzelnen Wissenschaften dadurch entstanden sind, daß sie sich hiervon losmachten. Unsre Aufmerksamkeit ist auf diesen Unterschied von Philosophie und Wissenschaft eingestellt. Weiter aber wissen wir, daß die Resultate der positiven Wissenschaft in ihrer Art sicherer sind und fester stehen, als die Sätze eines philosophischen Systems jemals sein oder werden können. Wir spitzen daher unwillkürlich die Ohren, wenn uns eine Philosophie verheißen wird, die nichts sei als pure, unverfälschte Wissenschaft. Nämlich, wir tun es, solange wir an den Worten hängen bleiben. Sobald wir uns besinnen, kommt uns zum Bewußtsein, daß solche Verheißung eine Täuschung ist und bei dem, der sie gibt, auf Selbsttäuschung beruht. Philosophie und Wissenschaft sind und bleiben zweierlei. Jene will, falls sie nicht negativ ist, d. h. auf ein ignoramus, ignorabimus hinausläuft, in irgendeinem Sinn letzte, absolute Auskunft geben, während die Resultate der Wissenschaft etwas Vorläufiges und Relatives sind. Nicht zufällig sind sie das, man kann nicht etwa von größerem Fleiß und tiefer eindringender Forschung erwarten,

daß es anders wird, sondern eben dasselbe, um dessenwillen sie in ihrer Art wirkliche Resultate sind, prägt ihnen anderseits den Charakter des bloß Vorläufigen und Relativen auf. Die Philosophie beginnt, indem wir nun fragen, was denn diese ganze Erkenntnis (die wissenschaftliche) wert ist, ob und in welchem Sinn sie wirkliche Erkenntnis zu heißen verdient. Wenn einer zu mir kommt und sagt: siehe, ich verkündige dir eine Philosophie, die dir klar und sicher die wirkliche Welt zeigt, und das damit begründet, seine Philosophie sei wissenschaftliche Erkenntnis, so frage ich, muß ich fragen, wenn nur ein Funke philosophischen Geistes in mir lebendig ist: wie begründest du das? wodurch zeigst du, daß die Wissenschaft, deine Wissenschaft, uns wirklich die wirkliche Welt erkennen lehrt?

Und was antwortet Nietzsche hierauf? Antwortet er überhaupt darauf? Es ist der Phänomenalismus, mit dem man sich hier auseinandersetzen muß. Man mag da zu Resultaten kommen wie man will, auseinandersetzen muß man sich damit. Das tut Nietzsche denn auch, freilich nur nebenher und einigermaßen kavaliermäßig. In der Hauptsache nämlich sucht er den Phänomenalismus, was die äußere Welt betrifft, als böswillige Erfindung dekadenter Philosophen, die von den Werten der Erschöpfung beherrscht sind, beiseite zu schieben. Sofern er sich doch darauf einlassen muß, zieht er sich auf das Wort zurück: wir sind hier oberflächlich aus Tiefe. Und das ist dann in dem Sinn, in dem Nietzsche es verwertet, nichts als ein Blender, wie es deren so manche in seiner Lehre gibt.

An und für sich läßt es sich ganz wohl hören, die in die Sache tief eindringende Betrachtung führe dazu, auf eine direkte Austragung der Frage zu verzichten, weil das nur in willkürlichen Konstruktionen ende. Es ist nicht möglich, durch den Schleier zu dringen. Die wirkliche Welt, von der wir wissen, ist und bleibt eine subjektiv-objektive. Wir sollen auch nicht mit Kant versuchen, sehen zu wollen, wie wir sehen. Alles erwogen ist es die große unvermeidliche Alternative, vor die wir hier gestellt werden: entweder es bleibt beim ignoramus, ignorabimus, oder wir haben vernünftige Gründe, durch einen Akt der Freiheit, nicht der Willkür, aber der Freiheit den Käfig zu sprengen. Alles andre ist Selbsttäuschung und Spiegelfechterei. Richten wir uns nun hiernach, dann sind wir in Wahrheit oberflächlich aus Tiefe, so nämlich, daß wir uns unsrer Oberflächlichkeit immer bewußt bleiben und sie dem Ganzen der Betrachtung organisch einordnen.

Was tut Nietzsche statt dessen? Er gibt die Oberflächlichkeit selbst für Tiefe aus, setzt das „oberflächlich aus Tiefe" in die sinnwidrige Behauptung um: „weil oberflächlich, darum und deshalb tief". Und zwar ohne sich dessen bewußt zu sein. Das ist der Blender, von dem ich sagte. An dem entscheidenden Punkt bietet er uns windige Redensarten statt wirklicher Gedanken.

Und wenn es noch die Welt unsres Bewußtseins wäre, bei der er als bei der wirklichen Welt stehen bleiben zu wollen erklärte! Denn das werden wir doch tun, wenn wir „oberflächlich aus Tiefe" sind. Aber wieder daran denkt er nicht. Wir sollen ein Kunstprodukt der modernen Naturwissenschaft, das wogende Meer von Kräften, wie es sich Nietzsche wieder zurecht-

konstruiert, für die wirkliche Welt halten. Es wird uns zugemutet, mit der bornierten Naivetät eines Positivisten, jeder philosophischen Besinnung bar, das Weltbild für die wirkliche Welt zu nehmen, wie es uns die naturwissenschaftliche Forschung gerade jedesmal konstruiert. Womit ich gegen die wissenschaftliche Forschung und ihre Weltbilder als solche gar nichts gesagt haben will. Die tut, was sie kann, auf ihrem Boden, auf dem wir über das Relative nie hinauskommen. Was das horrendum ist, wogegen sich alles in uns auflehnt, ist, daß ein Philosoph uns zumutet, dies Weltbild für die wirkliche Welt zu halten, und darin, daß er das tut, den Vorzug *seiner Philosophie* vor allem, was wir bisher so nannten, erblickt. Einem ganz in die Probleme seines engeren Forschungsgebietes befangenen Fachmann mag man das verzeihen, wenn er als Fachmann Tüchtiges leistet. Ein Philosoph darf sich damit nicht sehen lassen.

Nimmt man nun hinzu, was für ein scharfsinniger Denker *Nietzsche* bei alle dem war, so muß man schließen, daß seine Lehre von der wirklichen Welt ganz andre Gründe gehabt hat als er selber meint und es nach seiner Beweisführung scheint. Es fragt sich, welche?

Zarathustra belehrt uns darüber, wie es bei dem Zustandekommen einer Philosophie zuzugehen pflegt. Wenigstens bisher ging es so zu, ehe in ihm selber der große Mittag der menschlichen Entwicklung erschien. Es war irgendeine kleine Wünschbarkeit, die dem Philosophen am Herzen lag, aus ihr deutete er die Welt und verkündete mit großem Gegacker, daß nun die „Wahrheit" gefunden sei. Er hätte getrost hinzufügen dürfen, daß der Philosoph diese Deutung der Welt für Wissenschaft, für reine objektive Wissenschaft, für Denknotwendigkeit usw. auszugeben liebt. Was ihm eigentlich am Herzen liegt, tritt ganz in den Hintergrund. Rein sachlich entwickelt er, wie alles ist und zusammensitzt, um dann zum Schluß bei der süßen kleinen Wünschbarkeit als dem notwendigen Resultat anzulangen. Ich sage meinesteils nicht, daß es so zugeht. Es ist Zarathustras Weisheit, die ich wiedergebe. Und sie scheint mir das nötige Licht über seine eigne Lehre zu verbreiten. Die kleine — oder sagen wir denn in seinem Sinn: die große Wünschbarkeit ist des Pudels Kern. Und sie heißt: der Wille zur Macht! Freilich, freilich steht es dann wieder sehr haprig um die Ableitung dieses Willens zur Macht als des wahren Prinzips aller menschlichen Dinge. Aus der Lehre von der wirklichen Welt als dem Meer wogender Kräfte folgt nicht der Wille zur Macht als die eigentliche Wahrheit des menschlichen Geistes, sondern daß es überhaupt keinen Willen gibt. Davon war ja die Rede. Aber wo der Affekt im Spiel ist, sieht das Auge nicht klar. Es bleibt doch nichts übrig, als eben hier den Ursprung des Ganzen zu suchen.

Als Positivist bewegte sich *Nietzsche* in den Gedanken der heutigen Naturwissenschaft. Nach der großen Wende in seinem Leben, kraft deren ihm das Jasagen zur wirklichen Welt die Hauptsache wurde, erblickte er in dem Willen zur Macht das Prinzip des menschlichen Lebens und das Fundament einer neuen Welt der Werte. Beides ist ihm zusammengeflossen: dort die Kraft und hier die Macht! Wie ein Blitz hat der Gedanke bei ihm ein-

geschlagen. Er ward zur Grundlage seiner Philosophie. Niemals ist ihm der darin liegende Widerspruch zum Bewußtsein gekommen, obwohl er ihn selbst mit so deutlichen und harten Worten wie dem, daß es keinen Willen gibt, ausgesprochen hat. Dergleichen kommt öfter vor, so erstaunlich es ist.

Um aber dann das Fazit zu ziehen, so kommt in der ersten Hälfte seiner Philosophie, in dem, was er von der wirklichen Welt als Meer von Kräften zu sagen weiß, es kommt darin nichts vor, was, wenn auch mit einer etwas andern Anknüpfung der zweiten Hälfte, das Ganze seiner Philosophie zu tragen vermöchte. Im Gegenteil, wenn ihm nicht der Gedanke vom Willen zur Macht schon festgestanden hätte, würde er schwerlich die Lehre von der wirklichen Welt so wie sie nun lautet gestaltet haben. Es bleibt die Frage nach der zweiten Hälfte. Das wäre eben der Teil, dessen Stichwort der Wille zur Macht ist. Diese Gedanken haben indirekt und unbewußt die erste Hälfte beeinflußt, nun, vielleicht steckt in ihnen, was sich als bewegende Kraft der ganzen Philosophie erweist.

Allein, davon kann erst recht nicht die Rede sein. Nietzsche selbst hat etwas dergleichen auch nie gemeint und nie behauptet. Um seine These vom Willen zur Macht als der eigentlichen Substanz alles menschlichen Wollens und Lebens mit der Wirklichkeit auszugleichen, muß er das Zeugnis des Bewußtseins als irrig und verfälscht zurückweisen. Dazu dient ihm, wie erwähnt, der Phänomenalismus, den er für das innere Leben, die Welt der sogenannten inneren Erfahrung, aufrecht hält. Er selbst erklärt also, daß der Augenschein seiner These widerspricht. Wie sich die Dinge präsentieren, und zwar jedem präsentieren, lassen sie keineswegs den Willen zur Macht als das letzte und eigentliche Motiv alles menschlichen Wollens und Handelns erkennen. Um die Wirklichkeit so zu interpretieren, muß man das Prinzip schon als anderswie feststehende Voraussetzung mitbringen. Und das ist Nietzsches Meinung. Das Prinzip steht fest auf Grund der von der „Wissenschaft" dargebotenen Erkenntnis der wirklichen Welt als eines Meers von Kraft.

Es verhält sich also so, daß Nietzsche die erste Hälfte seiner Philosophie, die Lehre von der wirklichen Welt im Hinblick auf sein Prinzip vom Willen zur Macht so konzipiert hat, wie sie lautet, und daß er den Satz vom Willen zur Macht, der aller Erfahrung widerstreitet, wieder auf diese Lehre gründet, wie wenn sie ein Axiom, eine a priori feststehende Wahrheit wäre. Muß man urteilen, daß seine Philosophie hier in zwei Hälften auseinanderbricht, so zeigt doch die nähere Prüfung, daß sie in allen ihren wesentlichen Sätzen durch diesen ihren so brüchigen Mittelpunkt bestimmt ist. Nietzsche selbst ist nicht durch intellektuelle Erwägungen zu seiner Lehre gekommen und wird durch wissenschaftliche Argumentationen niemanden dafür gewonnen haben oder gegewinnen. Was das an und für sich brüchige System wie mit einer festen Klammer zusammenhält, was ihn selbst seiner Gedanken gewiß gemacht hat und seine Schriften auch auf kluge und nüchterne Leute anziehend wirken läßt — das ist das Werturteil, das dahinter steht, die Verherrlichung des starken, freien, unabhängigen Willens, die durch alle seine Reden hindurchklingt. Dies — und dies ausschließlich gibt seiner Philosophie ihre Bedeutung.

Nun könnte man sagen: wohl, so sei es, Zarathustra habe es ja selber gesagt, die kleine Wünschbarkeit, die dahinter stehe, die mache die Philosophie. Möge er sich denn immerhin getäuscht haben, wenn er eine Ausnahme von dieser Regel zu sein glaubte — sein großer Vorzug bleibe, daß er den wahren Wert erfaßt und zum Schlüssel des Weltverständnisses gemacht habe. Und darauf beruhe es und nicht auf angeblich wissenschaftlichen Beweisen, die der Philosoph ins Gefecht führe.

So könnte, so müßte man meines Erachtens sagen, wenn man Nietzsche verteidigen wollte. Denn es ist so, daß in jeder Philosophie ein Werturteil, ein Akt der Freiheit letztlich entscheidet. Daß Nietzsches Philosophie davon keine Ausnahme bildet, widerlegt sie an und für sich noch nicht. Aber wer ihn nun so verteidigte, hätte etwas ganz andres aus seiner Philosophie gemacht, als wofür er selber sie hielt und angesehen wissen wollte. Dieses Werturteil, das den starken Willen, die freie, unabhängige Persönlichkeit als den höchsten Wert verkündigte, verträge sich viel besser als mit seiner Lehre mit einer Weltanschauung, die er aufs grimmigste gehaßt und unermüdlich verhöhnt hat. Um das einzusehen, braucht man nur in Betracht zu ziehen, daß es sich in diesem Urteil um einen unverlierbaren Erwerb des Christentums und näher des protestantischen Christentums handelt. Diese Verteidigung, die allerdings das allgemein Sympathische aus Nietzsches Lehre heraushöbe, sähe daher einer Widerlegung oder Auflösung sehr ähnlich. Denn sie bedeutete nicht viel mehr, als daß Nietzsche einen Gedanken, den er wahrlich nicht erfunden hat, auf den Schild gehoben und in einen phantastischen, diesem Gedanken selbst keineswegs wirklich entsprechenden Zusammenhang gebracht hätte. Und deshalb würde es trotz solcher Verteidigung dabei bleiben, ja aus ihr erst recht erhellen, daß die Philosophie Nietzsches in ihrer Eigenart der Kritik nicht Stand hält. Es fängt mit Zarathustras Evangelium keine neue Epoche der Weltgeschichte an.

Aber nun genug der Kritik und mehr als genug! Viel läßt sich mit ihr überhaupt nicht ausrichten. Denn wen man erst noch überzeugen müßte, daß Nietzsches Philosophie keine wissenschaftlich bewiesene oder beweisbare Wahrheit ist, auf den würde, fürchte ich, auch eine noch so treffende Kritik keinen Eindruck machen. Steht es doch nicht bloß mit dem Philosophen so, daß seine Lehre im letzten Grunde auf einem Werturteil, einem Akt der Freiheit beruht — auch seine Anhänger werden letztlich nicht durch logische Erwägungen, sondern durch Werturteile bewogen, ihm zuzufallen und unter allen Stürmen der Kritik bei ihm auszuharren. Keine Widerlegung und keine Kritik wird daher Nietzsche überwinden. Wenn die Zeit erfüllt ist, wird er aufhören, als Prophet zu gelten, und wird er allen sein, was er uns andern ist, die wir nie zu seinen Anhängern zählten: ein interessantes Phänomen, ein großer Dichter, ein genialer Lehrer, der vieles in der inneren Welt gesehen hat und andre es sehen lehren kann.

In gewissem Sinn gilt eben auch von ihm, was er selbst von Plato schreibt: „Dies System ist widerlegt und tot — aber die Person dahinter ist

unwiderlegbar, die Person ist gar nicht tot zu machen." In gewissem Sinn — nicht als wenn Nietzsche einer von den großen Propheten wäre wie Plato, der Erfinder einer typischen Form der Philosophie, deren Gedanken immer wieder lebendig werden; das nicht — aber unter die kleinen Propheten möchte er immerhin gerechnet werden; wenigstens uns scheint es so, den Kindern der gleichen Zeit, die wir trotz allem im einzelnen oft mit ihm denken und empfinden, mag dann die Zukunft erst das definitive Urteil über ihn sprechen. Vom System und seiner Kritik kehren wir daher zu seiner Person zurück. Wir machen den Schluß damit, daß wir festzustellen suchen, aus welchen Wurzeln diese bunte Welt gewachsen ist, die er in seinen Schriften vor uns ausbreitet.

Noch einmal muß ich aber da an die Auffassung der Frau Andreas erinnern, von der schon öfter die Rede war. Sie glaubt den entscheidenden Punkt darin sehen zu sollen, daß Nietzsche ein religiöses Genie war: alles andre trete dem gegenüber in die zweite Linie. Das sei sein Verhängnis gewesen, das intensive religiöse Bedürfnis, das er als moderner aufgeklärter Mann doch nicht in wirklicher Religion habe befriedigen können: so sei er in die Bahn der Selbstvergötterung geraten, die im Wahnsinn ihr Ende fand.

Dies mag in der Tat zur Erklärung des mystisch-ekstatischen Elements in Nietzsches Lehre, das sich an den Namen seines Doppelgängers Zarathustra knüpft, genügen, d. h. ich würde es anders ausdrücken und sagen, Nietzsche habe zu den unglücklichen Menschen gehört, die ohne Gott nicht leben konnten und ihn doch nicht zu finden vermochten: daraus erkläre sich dieser innere Zwiespalt in ihm, dem er schließlich erlag. Aber das ist nicht das Ganze seiner Lehre. Ich habe gezeigt, daß sie ohne dies gedacht werden kann, daß es ein Zusatz ist, der nicht notwendig dazu gehört. Daher ist hiermit die Frage nach den Wurzeln seiner Lehre in seinem persönlichen Leben keineswegs erledigt. Man wird die Antwort darauf doch auf breiterer Basis aufbauen müssen. Dreierlei möchte ich in diesem Sinn nennen, das mir in Betracht zu kommen scheint. Nicht als wenn es alles wäre. Indem ich diese Motive zu ermitteln und festzustellen versuchte, ergab sich mir schließlich ein Verzeichnis von vielen Nummern. Aber mit einer solchen Aufzählung wäre nichts geleistet. Das versteht sich schließlich bei einem bedeutenden Menschen, noch dazu bei einer so komplizierten Natur wie Nietzsche, von selbst, daß jede Wurzel seines Lebens und Denkens wieder aus vielen Fasern besteht. Es muß sich darum handeln, die Wurzeln selbst zu fassen, aus denen sein geistiges Sein erwachsen ist. Indem ich das versuche, möchte ich ein dreifaches nennen.

Zuerst und vor allem aber wieder, was schon öfter erwähnt ward, den Übergang vom Pessimismus zum Optimismus, vom Neinsagen zum Jasagen! Das ist die eigentliche Tat seines Lebens gewesen. So hat er selbst es empfunden. Wenn man ihn fragen könnte, woher seine Lehre stamme, würde er hierauf verweisen.

Immer noch sehe ich ihn vor mir stehen, wie er mit mir einmal hiervon sprach. Auch das Bild der Umgebung hat sich mir eingeprägt. Wir gingen im Fextal aufwärts dem Gletscher zu, als die Rede auf seine Krankheit kam, auf alles, was er in ihr erlebt, und was er ihr zu verdanken habe. Bei einer

kleinen Brücke, die über einen Bach führte, blieb er auf der schmalen Straße stehen und sprach mit leiser Stimme über die große Wandlung, die mit ihm vor sich gegangen sei. Es war, wie wenn ein Frommer davon sagt, in welcher Weise er die Nichtigkeit der Welt erkannt und seine Seele in Gott zu bergen gelernt habe. Was er im Sinne hatte, war aber eben jener Übergang vom Nein zum Ja: das ist die Wurzel aller seiner Reden und Lehren in der letzten Periode seines Schaffens. Ich wiederhole, was ich schon einmal sagte, daß seine Lehre hierdurch einen heroischen Zug hat, daß hierin wurzelt, was an ihr sympathisch ist: man spürt etwas von Wille, Entschluß und Tat, das allem zugrunde liegt. Es ist doch an diesem aller Moral feindlichen Mann schließlich ein Zug ethischer Größe, der uns für ihn einnimmt.

Nicht als wenn Nietzsche nun wirklich ein andrer, ein neuer Mensch geworden wäre, kräftig im Besitz, voll vom Ja und von der Zustimmung zur wirklichen Welt, die er predigte. Davon kann keine Rede sein. Er hat das alles gewollt, erstrebt, sich immer wieder abgerungen für Momente, Stunden, vielleicht für Tage — wirklich dauernd erreicht hat er's nicht. Um in den Bildern Zarathustras zu reden: er hat wie ein Kamel mit zäher Geduld die Lasten getragen, die ihm aufgelegt waren, er hat wie ein Löwe im tapferen Ansprung immer wieder darum gekämpft, sie unter die Füße zu bringen, aber das Kind, das sorglos der Wirklichkeit froh im Augenblick lebt — das Kind ist ihm immer fern geblieben, als unerreichtes Ziel seiner Sehnsucht und seiner Wünsche ihm vorschwebend. Denn im Grunde seines Wesens ist er stets Asket, Pessimist, Dekadent gewesen und geblieben.

Aus diesem Zwiespalt hat er sich in unbewußter List dadurch geholfen, daß er im Namen des Optimismus und des Jasagens zur wirklichen Welt wahre Orgien des Pessimismus, des Neinsagens, ja der Verleumdung und Lästerung gefeiert hat. Er fingiert nämlich eine wirkliche Welt, die es gar nicht gibt. D. h. die äußere Welt lasse ich dabei außer Betracht. Es handelt sich hier jetzt um die geistig-geschichtliche Welt, in der wir alle (und Nietzsche mit uns) aufgekommen sind, in der alle Wurzeln unsres Daseins liegen, aus der alle Quellen unsres Lebens fließen. Diese in Wahrheit wirkliche Welt (niemand unter uns weiß von einer andern) hat Nietzsche mit dem bösen Blick des Asketen und Priesters angesehen, die hat er in allen Tonarten heruntergemacht, auf die niedrigsten und widerwärtigsten Motive zurückgeführt, verhöhnt, verleumdet und verlästert. Er hat das aber getan angeblich (und gewiß war er subjektiv überzeugt davon) um die (von ihm fingierte, außer und über dem Bewußtsein liegende) wirkliche Welt gegen ihre Verleumder und Lästerer in Schutz zu nehmen. Das ist der springende Punkt. Von hier aus will Nietzsches Gedankenwelt verstanden und gedeutet sein. Es ist ihm ein wahres Fest gewesen, wenn ihm Plan und Mittel eines neuen Feldzugs der Bosheit einfiel, wenn er eine Wendung, ein sich einprägendes Wort schaffen konnte, das dieser Gesinnung Ausdruck gab. Und dabei hat er des festen Glaubens gelebt, daß er mit dem allen das Gegenteil täte von dem, was er wirklich tat, daß er die wirkliche Welt gegen ihre Feinde und Lästerer in Schutz nehme, daß er als erster unter allen ein

positives Evangelium voller Kraft und Freude, voller Freiheit und Unabhängigkeit verkündige.

Hieraus ist auch das Ideal des Menschen zu verstehen, wie es ihm vorschwebt, und wie er es in der gesteigerten Form des Übermenschen seinen Jüngern vorhält. Es setzt sich vor allem aus Zügen zusammen, die ihm abgingen, die er innigst ersehnte und nie erreichte.

Da steht des Leibes Kraft und Gesundheit allen andern voran. Ach, wie groß und herrlich ist ihm die erschienen! Nie hat er, so sehr er sich seiner Psychologie und psychologischen Feinheit rühmte, auch nur daran gedacht, daß der wirklich Gesunde nie an die Gesundheit denkt, noch sie als Gut erlebt: die Kranken sind es, die sie rühmen und sich ihrer in den gesunden Augenblicken freuen. Noch weniger halten es die Gesunden und Starken für der Mühe wert, sich deren Besitz zu erhalten; es kommt ihnen nicht einmal in den Sinn, daß es etwas wie solche Fürsorge gibt. Für Nietzsche dagegen war solche Sorge eine große Angelegenheit. Immer wieder habe ich an eine Abendstunde denken müssen, in der wir zwischen Sils-Maria und Sils-Barseglia auf- und abgingen: da setzte mir Nietzsche irgend ein Küchenrezept mit großem Eifer auseinander; es handelte sich um eine Speise, die ihm bekam, d. h. bei der er es mit seinem kranken Magen aushalten konnte. Plötzlich fand ich das Ding komisch, blieb stehen, lachte und sagte: „Das wäre etwas für die ‚Fliegenden Blätter', daß wir Professoren hier laufen und uns über Küchenrezepte unterhalten." Aber da wurde er ernstlich böse und hielt mir eine Vorlesung, welch ein Frevel es sei, des Leibes Pflege zu vernachlässigen. Ist nicht dieser kleine Zug bezeichnend? Zeigt er nicht deutlich, woher das alles kommt, was Nietzsche zum Lob der Sinne und ihrer ungestörten Befriedigung zu sagen weiß? Nicht schlimmer kann man ihn mißverstehen, als wenn man ihm daraus zynische Folgerungen zieht, sei es um eigne Lüsternheit mit seiner Autorität zu decken und ihr mit seinen Worten ein vornehmes Mäntelchen umzuhängen, sei es um den Mann daraufhin zu verdammen. Es ist der Kranke, der uns damit sein Ideal zeichnet, das Gegenstück zu dem, was er zu leben gezwungen ist.

Und so in allem andern auch! Die Gedanken sind seine Lust gewesen, „die plötzlichen Funken und Wunder seiner Einsamkeit, seine alten geliebten — schlimmen Gedanken." Aber sie sind auch seine Qual gewesen. Das von Reflexion zermarterte Gehirn — wie oft war es müde und lechzte danach, daß der Tanz ausgetanzt sei. Instinktsicher, ohne Reflexion handelnd und sich durchsetzend — so ziemt es sich für den starken, seiner selbst gewissen Mann. Diese Unmittelbarkeit des Handelns, Lebens, Herrschens hat Nietzsche nur als Rausch gekannt, wenn Zarathustra über ihn kam und ihn im Banne hielt. Aber das war immer ein Kelch, so köstlich er war, der seine bittere Neige hatte! Wie wäre es herrlich und berückend, wenn das die Regel bildete, ein strahlender heiterer Himmel und Mittag ohne Gewitter und Blitze! Wieder scheint mir unverkennbar, daß es das Gegenbild seines eigenen Lebens ist, das er im Leben der Instinktsicherheit preist. Und daß er das tut, ist ein Ton, der durch alle seine Reden klingt, wie seine Leser wissen.

Hier schließt sich etwas andres an, was tiefer greift als das bisher Erwähnte. Nietzsche ist keine aktive Natur gewesen. Im Intellekt lag seine Stärke, die innere Welt der Gefühle und Gedanken, die Kunst des Wortes, das war das Gebiet, auf dem er zu den Großen gehörte. So hat er auch nirgends mit starker, schaffender Hand eingegriffen oder einzugreifen vermocht. Freilich hat ihn dann bald seine Krankheit gelähmt. Es läßt sich daher nicht sicher abgrenzen, wie weit es Anlage und wie weit es Schicksal gewesen ist, daß er auf ein tätiges, aktives Leben verzichten mußte. Tatsache ist aber, daß er es nicht dazu gebracht hat. Ehelos, ohne Amt und Beruf, dem nationalen Leben sich entfremdend, ein Einsiedler und unsteter Pilger — so hat er während der letzten zehn Jahre vor seiner definitiven Erkrankung gelebt. Und wieder ist das Ideal das Gegenbild dazu: ein Mann wie Napoleon voll maßloser Herrschgier und Herrschermacht, der seinen Fuß auf den Nacken der Völker setzt und seine Umgebung jeder seiner Launen dienstbar macht, eine Verkörperung des Willens zur Macht wie niemand sonst in den letzten Jahrhunderten. Eine positive Linie läßt sich da nicht ziehen von Nietzsche zu diesem Ideal. Was beide verbindet, ist wieder nur, daß er sein Ideal mit allem ausstattet, was er selber schmerzlich entbehrt. Denn wenn Nietzsche den Philosophen für den Schaffenden erklärt, weil er neue Maße der Wertschätzung erfindet, so ist's nur eine Notbrücke, die er damit geschlagen hat, nicht wirklicher Wille zur Macht und dessen Betätigung, sondern ein ohnmächtiges Wollen des Willens zur Macht, das doch in Gedanken und in Worten stecken bleibt.

Daneben treten dann Züge, die Nietzsche aus dem Eignen nimmt: der Reichtum des Geistes, die große freie Welt der Gedanken; darin muß der Idealmensch, der Übermensch zu Hause sein. Und vor allem muß er Takt und Rhythmus im Leibe haben. Er muß tanzen können, auf leichten Füßen gehen, voll ästhetischer Feinfühligkeit wie es Nietzsche war, empfindlich gegen jeden Mißton und jedes ungeschickte Wort.

Das paßt nun freilich schlecht zusammen: der Halb-Barbar der Nietzscheschen Fiktion, der alles mit grobem Fuß zertritt und darin schwelgt, seine Macht zerstörend, zerbrechend zu betätigen, wie soll der arme Kerl diesen andern Forderungen des ästhetischen Kodex seines Schöpfers entsprechen? Füße, die zertreten und zerstören, treten nicht leicht auf, niemand ist ungeschickter, im übertragenen Sinn jetzt verstanden, leichte Hände auf die Dinge zu legen, als der Mann der raschen, kräftigen Tat. Indessen — diese Widersprüche sind nicht unsre Sorgen. Ideale, die man sich willkürlich erdenkt, pflegen immer an solchen zu kranken. Sie hindern nicht, wie die Erfahrung beweist, daß alle Welt sich daran begeistert und daß die, die es tun, auf der höchsten Höhe intellektuellen Könnens und geistiger Freiheit zu stehen meinen. In Wahrheit ist dies Ideal nur verständlich als Schöpfung Nietzsches, des kranken, dekadenten Denkers, der in ihm zusammenfaßt, was er schmerzlich vermißt, und worüber er reichlich verfügt. Wie denn das, um es zum Schluß zu wiederholen, die eine erste vornehmste Wurzel seines Denkens, seiner Gedankenwelt ist, daß er vom Nein zum Ja, vom Pessimismus zum Optimismus

übergegangen, eine von ihm willkürlich konstruierte „wirkliche Welt" in allen Tönen feiert, um daraufhin die geschichtliche Wirklichkeit der europäischen Völker in Grund und Boden hinein zu verdammen.

Dazu kommt als ein Zweites das beispiellose Selbstgefühl, das ihn beseelt. Man kann es ja verstehen, daß gerade er dazu verführt ward. Seine eminenten geistigen Gaben, daß er als Sohn einer Witwe aufwuchs, von Mutter und Schwester frühe schon bewundert, daß er spielend lernte und Professor ward, ehe er noch den ersten Schritt ins akademische Lehramt, die Doktorpromotion, hinter sich hatte — wie sollte das einen Menschen nicht zu einer hohen Einschätzung seines Könnens und seines Berufes bewegen? In den widerwärtigen Formen kleinlicher Eitelkeit hat es sich bei ihm nicht gezeigt, vielmehr in dem Stolz, ein andrer zu sein und mehr und Größeres zu leisten als die übrigen alle. Das ist etwas, was sich in allen Perioden seiner Entwicklung gleichbleibt. Er ist der große Unzeitgemäße, der eine neue Zeit heraufführen, schaffen wird. Dadurch erhält sein Denken und Arbeiten einen Zug des Hochmütigen und Exklusiven. Es ist eine starke Beeinträchtigung jenes Zuges ethischer Größe, den ich ihm oben nachrühmte. Man fühlt sich oft gleichzeitig angezogen und abgestoßen, wenn man ihn seine Ideale beschreiben und preisen hört.

Wie ein verzehrendes Feuer hat dies leidenschaftliche Gefühl, zu großen Dingen berufen zu sein, in ihm gebrannt. Daß er keinen Erfolg sah, in der Hauptsache unzeitgemäß blieb, solange er selber die von ihm ausgehende Wirkung verfolgen konnte, das hat die Flamme um so mächtiger angefacht. Schließlich hat sie ihn verzehrt: als Größenwahn ist der Wahnsinn bei ihm ausgebrochen.

Ein Zug der Größe liegt übrigens auch darin. Mir ist nicht bekannt, daß Nietzsche je die geringste Konzession gemacht hätte, um Beifall zu ernten. Der Mangel an Erfolg hat vielmehr dazu geführt, daß er sich in dem steigerte, was seine Philosophie unzeitgemäß machte. Er hat sich nicht den Menschen entgegenzukommen bemüht, sondern von Anfang bis Ende streng verlangt, daß man zu ihm komme und seinen Gedanken huldige.

Daß nun dies etwas für sich ist, in dem andern, zuerst Genannten nicht aufgeht, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Ebenso steht fest, daß es ein durchgehender charakteristischer Zug aller Nietzscheschen Arbeit ist, um den sich's da handelt. Sicherlich hat er je und je dabei mitgewirkt, seinem Denken die Richtung, und seinen Gedanken ihre eigenartige Färbung zu geben. Instinktiv hat Nietzsche das Ungewöhnliche, Außerordentliche gesucht und alles geflohen, was sich als anerkannte Wahrheit gab. Das muß daher in der Tat als eine zweite Wurzel seiner Gedankenwelt bezeichnet werden, Wurzel nämlich in seinem persönlichen Leben.

Dazu kommt ein Letztes, Drittes. Um es mit einem Worte zu nennen: die Musik. Denn darin faßt sich wie in einem Brennpunkt zusammen, was Nietzsche in ästhetischer Beziehung lebte und dachte.

Wieder dies ist ein allgemeines Element seines Empfindens und Denkens. Der tanzende Löwe ist sein Symbol. Oder das andre, daß er erklärt, ein

Gott, der nicht tanze, leuchte ihm nicht ein als Gott. Und wieder darf gesagt werden, daß es etwas ist, was an sich unabhängig neben dem bisher Genannten steht. Im einzelnen darauf einzugehen empfinde ich eine gewisse Scheu, weil die Musik ein mir fremdes Gebiet ist. Andrerseits tut es kaum not, viel darüber zu sagen. Jeder, der Nietzsche kennt, weiß, was ihm dies bedeutet hat. Immerhin mag einiges erwähnt oder daran erinnert werden.

Vor allem ist da der Name Richard Wagners zu nennen. Was hat dieser Mann in der Entwicklung Nietzsches bedeutet! Seine erste größere Schrift ist aus Inspirationen der Dichtung und Musik Wagners entsprungen. Die Trennung von ihm ist mit der großen Wende in Nietzsches Leben aufs engste verwoben. Und bis zuletzt hat der „Fall Wagner" zu den Problemen gehört, die er in sich bewegte, zu denen seine Gedanken immer wieder zurückkehrten — was, nebenbei gesagt, unsereinem seltsam vorkommt, dem jedes Verständnis dafür abgeht, daß dergleichen ein „Problem" sein kann, und der doch auch etwas von den eigentlichen Fragen, die allgemein menschlich sind, zu verstehen meint.

Aber der Einfluß der Musik auf Nietzsches Denken reicht viel tiefer, als daß er nur eine solche Nebenströmung in der Tragödie seines Lebens verursacht hätte. Ich wenigstens kann mich dem Eindruck nicht entziehen, das musikalische Empfinden sei mit Nietzsches geistiger Art so eng verwoben gewesen, daß sein Denken selbst dadurch beeinflußt ward. An einem der wichtigsten Begriffe in Nietzsches Philosophie mag das illustriert werden. Das wird deutlicher als jede allgemeine Betrachtung zeigen, was ich meine.

Wiederholt habe ich mir die Frage vorgelegt, wie es zu verstehen ist, daß er in dem Gedanken der ewigen Wiederkehr eine überzeugende und befriedigende Lösung des Welträtsels gefunden zu haben meinte. An und für sich liegt doch nichts darin, was mehr als ein geistreicher Einfall wäre, so viel, d. h. so wenig wert wie andre dergleichen Einfälle auch. Aber Nietzsche hat sich, zögernd zuerst und dann immer zuversichtlicher, mit seinem Denken an dieser Idee festgesaugt, bis sie ihm die Bedeutung klarer Erkenntnis gewann. Das läßt sich jedoch nur so verstehen, daß hier ein Einfluß wirksam war außer und neben dem Denken. Den nun erblicke ich in seinem musikalischen Empfinden. Aus dem Gedanken der ewigen Wiederkehr gedeutet, erscheint die Weltwirklichkeit als ein immer wieder in sich selbst zurückkehrendes, an das Ende stets den Anfang neu anknüpfendes Musikstück. Dadurch hat dieser Gedanke für Nietzsche die Evidenz gewonnen, die ihm an und für sich wahrlich nicht zukommt. Und so wird seine Richtung auf die Musik auch sonst sein Denken in unmeßbarer Weise beeinflußt haben, wie das — ich verstehe es nicht, ich habe es mir sagen lassen — bei musikalischen Menschen auch sonst wohl vorkommen soll. Allem positiven (nicht negativ-kritischen) Denken ist bei Nietzsche etwas von musikalischem Empfinden immanent gewesen.

Endlich hängt doch wohl hiermit auch die Stellung zusammen, die Nietzsche der dionysischen Begeisterung zuweist. Freilich ist daran vor allem das mystisch-ekstatische, religiöse Element seiner Natur beteiligt. Kaum würde aber seine Vorstellung von diesem Höhe- und Vollendungspunkt alles

menschlichen Lebens so ausgefallen sein, wie es der Fall ist, wenn ihm nicht der Musiker in allen Gliedern gesteckt hätte.

Sucht man daher in seiner Philosophie die Personalakten auf, die dahinter stehen, so wird man auch auf die Musik achten müssen, die ihm so viel bedeutete. Etwas Weiteres, dem gleiches Gewicht zukäme, wüßte ich nicht zu nennen. Das sind die Wurzeln, aus denen Nietzsches Gedankenwelt erwachsen ist. Der Übergang vom Nein zum Ja, das große Ereignis in seinem Leben die unvergleichlich wichtigste dieser Wurzeln, daneben aber diese beiden andern, sein starkes, schließlich krankhaft gesteigertes Selbstgefühl und die Musik.

Man braucht kein Prophet zu sein, um es vorauszusagen, daß Nietzsches Philosophie keinen Bestand haben wird.

Ihre negative These, die zum Verdammungsurteil über die geschichtliche Welt wird, die uns doch alle geboren hat, geht stracks gegen die wirkliche Natur der menschlichen Dinge. Diese Welt ist nicht das zufällige Produkt böser Absicht, sondern aus dem herausgewachsen, was im Menschen ist und bleibend das Wesen des Menschen ausmacht. Das gilt ganz besonders auch von den Elementen unsers geistigen Lebens, gegen die Nietzsches Verdikt sich am schärfsten kehrt, von Religion und Moral. Sie bleiben, gerade auch in ihrer christlichen Form, das Rückgrat der europäischen Völker, in ihrer protestantischen Ausprägung die Bürgschaft wahrer Freiheit des Geistes. Totgesagt zu werden, gehört zu ihren gewöhnlichen Erlebnissen. Wie oft ist verkündet worden, das Christentum sei nun abgetan und die Zeit gekommen, seinen Nachlaß an den Meistbietenden zu versteigern! Täglich lesen wir von der Selbstzersetzung des Protestantismus, die demnächst vollendet sein werde! Und der große Kladderadatsch der gesamten europäischen Kulturwelt steht alle paar Jahre einmal wieder vor der Tür! In Wahrheit jedoch entwickeln sich die Dinge langsam, sehr langsam und unter mancherlei Schwankungen in der Richtung weiter, die in der ganzen bisherigen Entwicklung indiziert ist. Die Gedanken der Humanität, d. h. die Grundgedanken der christlichen Moral, dehnen den Kreis ihrer Herrschaft immer weiter aus. Daß Religion in voller Freiheit des Geistes ein wesentliches und unentbehrliches Stück unsrer Kultur ist, kommt gerade heute vielen wieder zum Bewußtsein. Und eins wie das andre bestärkt uns in der Zuversicht, daß diese unsre christlich-protestantische Kultur auch die Zukunft unsres Volkes sein wird.

Was dagegen an positiven Gedanken in Nietzsches Philosophie geboten wird, ist einer wie der andre die Ausgeburt eines kranken Hirns, auch die guten und großen Gedanken, die sie enthält, so krankhaft gesteigert und verzerrt, daß sie in dieser Form kaum ein besseres Lob verdienen. Wir sind doch noch nicht, vertraue ich, so sehr von allen guten Geistern verlassen, daß wir lange von diesen Irrlichtern uns necken lassen sollten. Die Philosophie Nietzsches als Ganzes genommen wird schwerlich eine Zukunft haben.

Die Fortschritte der internationalen Frauenbewegung.

Der internationale Frauenkongreß in Berlin 1904. Bericht mit ausgewählten Referaten. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes des Bundes deutscher Frauenvereine von Marie Stritt. Berlin SW., Carl Habel.

I.

Die „Deutsche Rundschau" hat vor etwa zehn Jahren über die „Deutsche Frauenbewegung" einen etwas eingehenderen Bericht gebracht neben einigen prinzipiellen Betrachtungen über deren Wesen und Ziele. Der Standpunkt derselben war ein durchaus fortschrittsfreudiger, wenn auch gemäßigter. Nicht bloß gegenüber den Ansichten, die damals in den Kreisen unsrer Universitäten und unsrer höher Gebildeten überhaupt die herrschenden waren, sondern auch an der Gesamthaltung dieser Zeitschrift gemessen, war er weit mehr dem linken Flügel zuzurechnen als dem rechten. Es wird gegenwärtig daran erinnert, um zu zeigen, in welchem Tempo heutzutage die Fortschritte dieser Art sich bewegen, wenn wir den kürzlich erschienenen Bericht über den Berliner Frauen-Kongreß vom Frühjahr 1904 damit vergleichen.

Zum Teil ist daran ja ein äußerer Grund beteiligt, der als Beobachtungsfehler auszuschalten wäre. Wenn nämlich jener ältere Aufsatz allein die „Deutsche Frauenbewegung" im Auge hat und die parallelen Erscheinungen des Auslandes nur gelegentlich heranzieht, wenn selbst innerhalb dieser nationalen Beschränkung das Thema der Frauenbewegung seinerseits eingeschränkt wird — im Sinne gewisser vorherrschender Ziele und Probleme — so hat es sich bei jenem letzten Kongresse um eine internationale Heerschau gehandelt über alles, was in irgendeinem Sinne zur Frauenbewegung gerechnet werden kann, um eine Heerschau, wie sie zuvor auf dem Kongresse von Chicago (1893) und London (1899) gehalten worden ist. Indessen, wenn alles das gebührend gewürdigt und in Abzug gebracht wird, wenn also der Vergleich auf die vergleichbaren Gegenstände zurückgeführt wird, so ist es gerade die „Deutsche Frauenbewegung" und die Frauenbewegung in demjenigen engeren Sinne, den wir meinen, welche mit flatternden Fahnen vorwärts gezogen ist in überraschend schnellen Triumphen, die uns an einem neuen Beispiel lehren, was

in diesem Zeitalter ein einziges kleines Jahrzehnt, und dieses nicht nur in der Welt überhaupt, sondern zumal in unserm lieben Deutschland, bedeutet.

Diese eigenartige Schnelligkeit politischer und sozialer Fortschritte auf deutschem Boden ist keineswegs der Frauenbewegung allein zugute gekommen. Es mag dem langen Winter zuzuschreiben sein, der auf Deutschland gelegen hat, daß hier der Frühling um so plötzlicher und ungeduldiger gekommen ist. Es mag auch an dem besonderen Wesen des deutschen Geistes und seinem Verhältnisse zu den öffentlichen Einrichtungen liegen. Es genüge, an andre Tatsachen zu erinnern — an das allgemeine gleiche Wahlrecht, das wir im Deutschen Reiche seit fast vierzig Jahren in radikalerer Konsequenz besitzen, als es selbst im heutigen England besteht; an die weitgehenden Folgerungen der um die gleiche Zeit gewährten Gewerbefreiheit; an die neuesten offiziellen Experimente der sogenannten Schulreform, und andres Ähnliche mehr. Es darf uns demnach nicht wundernehmen, daß auch auf dem uns hier beschäftigenden Gebiete, und zwar auf dem Gipfel der Frauenbewegung (oder doch mindestens auf einem der Gipfel) die Eroberungen in schnellen großen Schritten vorwärts gegangen sind, die selbst in denjenigen Ländern noch nicht haben erreicht werden können, die anscheinend ganz und gar an der Spitze dieser Errungenschaften marschieren. Auf unsern deutschen Universitäten promoviert man Frauen seit lange und zumal seit einem Dutzend von Jahren; man hat sie zu diesem Behuf und für ihre sonstigen Zwecke in großer Zahl (Oberlehrerinnen, Ärztinnen usw.) zu den Vorlesungen zugelassen; und neuerdings immatrikuliert man sie auch, gleich den männlichen Studierenden, unter dem Vorgange der süddeutschen Staaten (Baden, Bayern, Württemberg), denen Preußen wohl demnächst folgen wird. In England ist bis zur Stunde ähnliches bei den Universitäten im engeren Sinne, bei Oxford und Cambridge, noch nicht möglich. Es sind nur stückweise gewährte Zugeständnisse; zumal die akademischen Grade bleiben ihnen unzugänglich, und der bezeichnende Grund dafür ist der mittelalterliche Charakter, den der akademische Grad bei diesen Universitäten heute noch besitzt, vermöge der öffentlichen Rechte, die sich an ihn in der Körperschaft der Universität knüpfen.

Und gar in den Vereinigten Staaten von Amerika, vermeintlich dem gelobten Lande all dieser Reformen, das obenein für die Gemeinsamkeit des Unterrichts der beiden Geschlechter (co-education) in den minder hohen Schulen als Vorbild genannt zu werden pflegt, — in den Vereinigten Staaten ist, sofern man nach der Gemeinsamkeit des Universitätsunterrichts fragt, und hierbei die eigentlichen, nach deutschen Begriffen so zu nennenden Universitäten, wie Harvard, Yale usw. im Auge hat, vielmehr das Vorbild der gesonderten Frauencolleges zu suchen, die nun je nachdem und in dem weiten Spielraum dieses ungeheuren Landes, im einzelnen zwischen höheren Töchterschulen, Lehrerinnenseminaren und wirklichen Hochschulen sich bewegen, ohne daß aus ihren Namen an sich irgend welche bestimmte Folgerung für ihre Bedeutung gezogen werden darf.

Inzwischen ist für Deutschland allein die Literatur der letzten zehn Jahre so mächtig angeschwollen, daß ein Eingehen auf diese und gar eine Berück-

sichtigung der internationalen Literatur ein viel zu weitschichtiges Unternehmen wäre, dem gegenüber es ein erwünschter Haltepunkt sein mag, zunächst einmal an der Hand des uns vorliegenden Kongreßberichtes einen Überblick über den Stand der Frauenbewegung in der ganzen gesitteten Welt zu gewinnen.

II.

Der Londoner Kongreß, der fünf Jahre vor dem Berliner gehalten wurde, hat sich sein literarisches Denkmal in sieben stattlichen Bänden errichtet, und eine für die Sache begeisterte Dame der englischen Aristokratie, die Gräfin von Aberdeen, hat dieselben herausgegeben (London, T. Fisher Unwin, 1900). Dem Berliner Kongresse gegenüber haben sich die Veranstalterinnen mit einem Extrakte der Verhandlungen — im Interesse der größeren Verbreitung — begnügen wollen. Und eins ist gewiß: auch in dieser Abkürzung genügt der Bericht vollauf, um einen Überblick über das weite Feld der heutigen Frauenbewegung und über deren Ziele zu gewähren.

Der ganze Stoff zerfällt in vier Sektionen: Frauenbildung, Frauenerwerb (und Frauenberufe), Soziale Einrichtungen und Bestrebungen, endlich die rechtliche Stellung der Frau.

Die Frauenbildung gliedert sich einmal von den Kindergärten und der Volksschule aufwärts durch die Fortbildungsschule zur höheren Mädchenschule, dem Gymnasium und dem Universitätsstudium; dann umfaßt sie die Bildung der Frau für den Mutterberuf und den sozialen Beruf sowie die Beteiligung der Frauen am Unterrichtswesen.

Die Frauenberufe und der Frauenerwerb steigen aufwärts von den Schichten der Dienstboten, dann der Fabrikarbeiterinnen, der Handlungsgehilfinnen, der Beamtinnen, der Krankenpflegerinnen zu den Schichten der Künste, des Kunstgewerbes und der Literatur sowie der wissenschaftlichen Berufe.

Die dritte Sektion umfaßt die Armenpflege, die Fürsorge für Kinder und jugendliche Personen, die Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit, die Gefangenenfürsorge und die Bekämpfung des Alkoholgenusses, die Genossenschaftsbewegung einschließlich der Berufsorganisationen, endlich die Rechtsschutzstellen für Frauen, die Frauenklubs und ähnliches mehr.

Die letzte Sektion, die rechtliche Stellung der Frau, enthält das zivilrechtliche Gebiet (eheliches Güterrecht, Vormundschaftsrecht usw.), die sozialpolitische Gesetzgebung für die Arbeiterinnen, die staatsrechtlichen Verhältnisse (die Frauen in kommunalen Ämtern, das kommunale und kirchliche Wahlrecht, das staatliche Wahlrecht der Frauen.)

Das ist ein stattliches Feld für diese große Bewegung und ein reichhaltiger Stoff für Reformen wie für die dazu gehörigen Kontroversen. Wir werden uns hier mit einer rückhaltsvollen Auslese begnügen müssen.

Wie wir wissen, ist die „Eroberung der Universitäten" in deutschen Landen, soweit sie bis jetzt geführt worden, eine Errungenschaft wesentlich des letzten Jahrzehnts. In den — außer den aufstrebenden Kräften der Frauenbewegung — sonst noch in dieser großen Angelegenheit beteiligten Kreisen gilt es als ein bedeutender und ungewöhnlich rascher Fortschritt, daß

die Immatrikulation und Promotion von Frauen teils zugestanden sind, teils auf dem besten Wege sind, zugestanden zu werden. Es bleibt noch einiges Bedeutsame übrig, was einer ferneren Zukunft in der Sphäre der Probleme vorbehalten werden muß, nämlich die Mitwirkung von weiblichen Wesen an der Fortbildung der Wissenschaft und die darauf begründete eigene Lehrtätigkeit derselben an den Universitäten. Bekanntlich ist die Promotion zwar in älteren Zeiten gleichbedeutend mit dem Rechte auf die Lehrtätigkeit in der Fakultät gewesen, dagegen in neueren Zeiten, und zwar seit lange, entweder unter das Niveau der Lehrberechtigung gesunken, oder die Befähigung zur Lehrtätigkeit ist erheblich höher normiert worden. Die Aufgabe jedes Promovierten ist es in der Gegenwart, durch besondere und höhere wissenschaftliche Leistungen als in der Promotion einen Ausweis zu geben, der ihn durch verschiedene Stufen literarischer und mündlicher Prüfungen hindurch zu dem Rechte der Lehrwirksamkeit an einer Fakultät führt.

Es liegt auf der Hand, daß man mit einiger Geduld Erfahrungen zu sammeln haben wird über die so viel höher gehenden Begabungen und Leistungen, die für solche neue Fortschritte nach dem Maße aller großen Reformen die Voraussetzung bilden müssen. Und wenn man das Höchste von einstmals möglichen künftigen Leistungen des weiblichen Geschlechts erwartet, so muß doch Zeit gegeben werden für deren Entfaltung, und gerade die wohlwollenden Betrachter der Frauenbewegung werden ihr diese Fristen gönnen wollen, damit ausreichende Beweise geliefert werden für die Berechtigung zu neuen Eroberungen. Der ewige Streit über die natürliche Begabung des Weibes kann nur dadurch zum Austrage gebracht werden, daß man eine genügende Menge von historischen Erlebnissen vorrätig hat, um ein begründetes Urteil zu gewinnen. Von solchen Dingen gar nicht zu reden, welche — neben den intellektuellen Kräften des weiblichen Geschlechts — den weiblichen Charakter betreffen, die aber doch unmittelbar in Frage kommen, wenn es sich um Verleihung von Lehrämtern an Universitäten handelt. Und wenn auch ein bekanntes, neues Theaterstück, das anscheinend bei einer urteilslosen Zuhörerschaft Beifall gefunden, nur als eine Karikatur der wirklich etwa vorkommenden Mißstände des Universitätslebens betrachtet werden kann, so ist darin doch auf gewisse Gefahren weiblicher Einflüsse, immerhin in toller Übertreibung, zutreffend hingedeutet.

Von all dergleichen Bedenken und Problemen scheint nicht mehr die Rede zu sein, wenn wir eine begabte Rednerin des Berliner Kongresses hören, in der Abteilung, in der über das Universitätsstudium der Frauen geredet wird. Es ist gewiß ein gutes Recht der führenden Geister der Frauenbewegung, in hochgespannten Tönen von ihren Zielen und ihren Erfolgen zu reden. Es ist aber für denjenigen, der den bisher erreichten Stand der Fortschritte erfahren will, ein Unterschied zu machen zwischen den wirklich durchgeführten Reformen und solchen Wünschen, die sich an die Zukunft richten, während sie von gesicherten Erfolgen zu reden scheinen.

So heißt es: Seit sich die Universitäten den Frauen erschlossen haben, mehren alljährlich glänzend absolvierte Examina und Promotionen die Be-

weise, daß Frauen befähigt sind, wissenschaftliche Studien mit Erfolg zu betreiben . . . es mehren sich aber auch die Zeichen, daß Frauen sich in den liberalen Berufsarten bewähren und als Ärztinnen, Beamtinnen, Juristinnen, Theologinnen, akademisch gebildete Lehrerinnen u. dergl. eigenartige Aufgaben erfüllen, durch welche schmerzlich empfundene Lücken unsres Kulturlebens ausgefüllt werden. Aber noch mehr: die zunehmende Angliederung von Frauen an die akademischen Lehrkörper als Assistentinnen an medizinischen, physikalischen, zoologischen, chemischen Instituten und ihre Zulassung zur akademischen Lehrtätigkeit in einigen Ländern zeigt, daß Frauen auch diejenige höhere Stufe intellektueller Schulung erreichen können, von der aus das Wissen sich durch Wort und Schrift lehrend an andre übermitteln läßt. . . . Und abermals höher hinauf, die wissenschaftliche Produktion! Haben hierfür namentlich in den mathematischen Disziplinen neuerdings weibliche Arbeiter vieles Achtbare, aber nichts eigenartig Wertvolles, das mit dem weiblichen Geiste verknüpft wäre, geleistet, so ist zu erwarten, daß die Mitwirkung der Frauen an den historischen Wissenschaften ganz besondere Leistungen produzieren wird, und gerade derjenige, der von der grundsätzlichen Verschiedenheit der Geschlechter durchdrungen ist, wird es als eine Lücke empfinden müssen, daß die wissenschaftliche Betrachtung der menschlichen Kulturentwicklung sich ausschließlich durch die Brille der einen Hälfte der Kulturmenschheit vollzieht. Erst wenn die Frauen, gleich den Männern, zum Mithandeln im Staats- und Gesellschaftsleben berufen sein werden, dann werden sie auch das ihnen bisher fehlende Interesse gewinnen, das den Antrieb zum wissenschaftlichen Mitdenken über diese Dinge bildet. Und an dem Interesse, nicht an der Begabung für derartige Forschungen hat es den Frauen so lange gefehlt. Ja, wir verdanken dem Emportauchen der Frauenfrage bereits eine Vermehrung unsres Erkenntnisschatzes, so namentlich eine Reihe feinsinniger wissenschaftlicher Untersuchungen über die Lage des weiblichen Geschlechts in Vergangenheit und Gegenwart und ihre Bedingtheit durch religiöse, sittliche, soziale und ökonomische Faktoren. Solche Arbeiten machen den Anspruch auf spezifische Bedeutung neben den bisherigen männlichen Arbeiten, weil es dabei auf die Entdeckung eigenartiger Gesichtspunkte ankommt, und „weil es außer allem Zweifel steht, daß hier die Frauen je länger je mehr ihre Arbeit an neuen Kulturwerten orientieren werden." Das weibliche Geschlecht als Objekt der Forschung wird demnach durch die Frauen als die Subjekte der Forschung erst so verständnisvoll erkannt werden, wie es dem Mann als Forscher nicht zugänglich ist.

Und endlich! Auf der größeren Leichtigkeit, Berufsarbeit und persönliches Sein zu trennen, beruht zum Teil die Kraft des Mannes, objektive Kulturwerte von sich loszulösen; daraus erklärt sich aber auch wohl die Tatsache, daß so viele führende männliche Geister, die für die objektive Kultur Höchstes leisten, als Persönlichkeiten so klein und wertlos bleiben. Vielleicht gelingt es nun der Frau besser, sowohl in der sie umgebenden Wirklichkeit wie auch vor allem an sich selbst die Dissonanzen zwischen Erkennen und Handeln, zwischen hoher intellektueller Kultur und geringer sittlicher Kultur zur Einheit zu bringen. Jedenfalls soll es die wissenschaftliche Frau als ihre eigenartige

Aufgabe begreifen, den Strom der Erkenntnis durch ihr ganzes Sein zu leiten, daß er alle kleinlichen und unedlen Bestandteile mit sich fortreißt und nicht nur durch ihre Worte, sondern vor allem durch ihr Sein unmittelbar befruchtend wieder in die Umwelt zurückströmt. Dieses würde zum Höchsten und Besten gehören, was der einzelne Mensch überhaupt schaffen kann, und was geschaffen werden muß, soll nicht die Geisteskultur der Menschheit durch den ungeheuren Mechanismus des von keinem einzelnen mehr zu beherrschenden Wissens schließlich in Erstarrung und in bloßem Fachmenschentum enden.

Ein stolzes Programm — ein Programm aber für die Jahrhunderte, weit abliegend von dem in der Gegenwart Erreichten und vielleicht auch, wie uns scheinen will, aufgebaut auf Tatsachen, Leistungen, Fortschritten, die in dieser kühnen Phantasie weit über die Wirklichkeit emporgehoben werden. Desto mehr wird dadurch bewiesen, was wir hier zeigen wollen: daß solche kühne Ideale bereits als erkennbare Ziele der Frauenbewegung erfaßt werden und daß ihre Verkündigung auf dem letzten Kongresse mächtigen Beifall gefunden hat. Schöne Worte, wohlgeformte Sätze, berauschende Aussichten von einer besseren Welt, die uns durch das wissenschaftliche Weib beschieden sein soll — wie sollte dergleichen nicht in einer sympathisch gestimmten Zuhörerschaft eines großen Frauenkongresses Glück machen! Der Weg der wirklichen Reformen geht freilich durch Hemmnisse hindurch, durch harte Tatsachen, die solche höchste Ziele viel ferner rücken, als die agitatorische Ungeduld glauben will — wenn überhaupt jemals solche Ziele erreichbar sein sollten.

Wer ein ernsthaftes Urteil über die Fortschritte auf diesem großen und schwierigen Gebiete abgeben will, der muß sich dabei bescheiden, daß die Erfahrung von einem ganzen oder einem halben Dutzend Jahre noch kein Untergrund ist, um irgendetwas derartiges zu behaupten oder zu prophezeien. Warten wir ein Menschenalter ab und mehr — und dann wollen wir über das Verhältnis des Weibes zur Wissenschaft, wie es sich in dieser neuen Epoche des zwanzigsten Jahrhunderts offenbart hat, ein ernsthaftes Wort reden. Vollends über die größten Fragen, wie die etwa nach dem Konflikte zwischen der wissenschaftlichen Berufsarbeit und der Harmonie der Persönlichkeit. Die Erfahrungen über dieses Problem scheinen uns nicht Mut zu machen zu dem Glauben an die Lösung des Konfliktes durch die Frau der Zukunft oder gar die Frau einer nahen Zukunft. Die Erfahrungen der männlichen nicht nur, sondern namentlich auch der weiblichen Persönlichkeiten. Dieses näher zu erörtern, wird vielleicht in Zukunft besser möglich sein als heute, wenn der männliche Mund gegenüber dem „neuen Weibe" nicht mehr gebunden ist, wie er es heute ist — durch die Courtoisie, d. h. durch die Schonung des „zarten" Geschlechts.

III.

Im Sinne des oben Bemerkten beschränken wir uns darauf, einen andern Gipfel der heutigen Frauenbewegung ins Auge zu fassen, der dazu geeignet ist, die Kühnheit und Schnelligkeit der Fortschritte zu bezeichnen. Wir meinen das politische Wahlrecht der Frauen.

Auf diesem Gebiete sind ja bei uns im Deutschen Reiche keineswegs ähnliche Zugeständnisse, weder neuerdings noch früher, gemacht worden wie auf dem Gebiete der Hochschulbildung und dessen, was damit zusammenhängt. Ja selbst im Auslande und gerade in denjenigen Staaten und Reichen des Auslandes, die hierfür in erster Reihe zu nennen sind, kann noch nicht von bedeutenden Fortschritten, sondern nur von Anfängen und Versuchen geredet werden. Wir in Deutschland haben an der kühnen Tat des Fürsten Bismarck, das allgemeine gleiche Wahlrecht jedes Deutschen, der das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat, einen Eckstein unsrer Reichsvolksvertretung erhalten, dessen scharfe Kanten immer wieder reaktionäre Velleitäten hervorgerufen, indessen auch für seine gemäßigteren Freunde Anlaß genug zu Bedenken auf lange hinaus gegeben haben. Ein allmähliches Heranreifen der Wählerschaft des Reiches zu einem Rechte von dieser hohen Bedeutung und von dieser breiten Ausdehnung, eine daraus folgende allmähliche Hebung des Gesamtniveaus der Reichsvertretung, über das so oft und von so vielen Seiten mit Grund geklagt wird, stellt Aufgaben von solcher Größe und Unabsehbarkeit, daß dieses Arbeitsprogramm auch den fortschrittsfreudigen Patrioten als ein reichlich großes und reichlich langwieriges erscheint.

Schauen wir uns nach den besonders lehrreichen Staaten des Auslandes um, nach den klassischen Ländern der modernen Demokratie, wie Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika, so ist es — bei manchen Verschiedenheiten im einzelnen — im wesentlichen doch das Gleiche wie bei uns: ein ungeheures Recht auf Millionen von Schultern gelegt, die es tragen sollen, aber zu einem großen Teile nicht tragen können oder nicht tragen wollen, so daß die wohlwollendste Ansicht eines unparteiischen Beobachters auch hier darauf hinauskommt, ein allmähliches Hineinwachsen der Berechtigten in die Fähigkeit zur Handhabung des Rechtes zu erhoffen.

Die große Frage, ob die Zahl der Millionen, die bereits im Besitze dieser Rechte ist, bei solcher Sachlage mit einem Schlage verdoppelt werden soll, muß auch denjenigen in einiges Staunen versetzen, der im einzelnen gern bereit ist, statt großer prinzipieller Konsequenzen gewisse Zugeständnisse zu machen, die auf dem Boden der Erfahrung und der Besonnenheit stehen. In lokalen Armen-, Schul- und Gesundheitsbehörden Frauen mitwirken und mitwählen zu lassen, wie es im Auslande geschieht, mag eine Vorstufe und eine erfolgreiche Vorstufe für weitergehende Rechte der Frauen im Staate sein, mag aber noch eine gute Weile Vorstufe bleiben. Das alte Argument, das auch Stuart Mill gebraucht, daß auf den Thronen Königinnen und Kaiserinnen gesessen haben in England, Rußland usw., beweist sehr wenig. Man könnte mit gleicher Beweiskraft aus dem Herrscherberufe des zur Thronfolge geborenen Mannes die Fähigkeit aller Staatsbeamten zufolge irgendwelcher Qualitäten der Geburt ableiten. Daß angesichts dessen, was an Männern kraft der Geburt auf den Thronen der Welt gesessen hat, Elisabeth und Katharina und Viktoria sich sehen lassen können, ist eine Tatsache, die kaum jemand bestreiten wird. Man kommt mit ihnen auf den Durchschnitt. Das beweist aber nichts für unsre Frage. Nun hören wir die Stimmen von dem Berliner Kongresse.

Die Vorsitzende der Versammlung über „das politische Wahlrecht der Frau", eine deutsche Dame, bezeichnete in ihrem einführenden Referat dieses Recht, d. h. den vollen Anteil an der Gesetzgebung ihres Volkes, als den Kernpunkt der ganzen Frauenbewegung und sprach sich mit allem Nachdruck für das allgemeine Wahlrecht von Mann und Frau aus. Zugleich wurde auf den soeben gegründeten Weltbund für Frauenstimmrecht hingewiesen.

Es folgte das Referat einer Dame aus Philadelphia, der Vorsitzenden der Nationalen Stimmrechtsliga der Vereinigten Staaten. Sie wies, an der Hand einer Geschichte des Stimmrechts in diesen Staaten, auf die Schwierigkeit hin, das Wahlrecht der Frauen dort durchzusetzen, da die 49 verschiedenen Staaten kein gemeinsames Vorgehen ermöglichen. Trotz fünfzigjähriger unermüdlicher Arbeit hat man es erst in vier Staaten erreicht (Wyoming, Utah, Colorado und Idaho). Durch die ausgezeichneten Erfolge in diesen vier Staaten, durch die überall konstatierten günstigen Einflüsse des Frauenwahlrechts auf das Staatsleben und das Familienleben seien die amerikanischen Frauen immer mehr bestärkt worden, auch in den übrigen Staaten unentwegt weiter zu arbeiten.

Für Holland, Schweiz, Dänemark berichten Damen über die Vereine und Bewegungen für das Frauenstimmrecht. Es folgt eine zweite Referentin für die Vereinigten Staaten, eine Dame aus Newyork. Sie gibt das Verhalten ihres Heimatlandes „der Verachtung der ganzen Welt" preis. Dasselbe sei um so überraschender, wenn man erwäge, daß die vom Wahlrecht ausgeschlossene Hälfte der Bevölkerung gerade die Qualitäten besitze, deren die gegenwärtige Wählerschaft in beklagenswerter Weise ermangele und deren Mangel die Gebrechen des Staatswesens verursacht. Keine andre Nation habe den Frauen solche Freiheit und solche Unabhängigkeit gewährt wie die der Vereinigten Staaten. Wie unbegreiflich muß daher andern Völkern diese despotische Ausschließung erscheinen! Eine Erklärung liegt in den äußerst zähen Formen, die einer Änderung der Verfassungen im Wege stehen, eine andre Erklärung in der Korruption des politischen Parteiwesens, die zu bekämpfen das Frauenwahlrecht gerade bestimmt ist. Die jetzigen Wählerschaften seien nach der Überzeugung ernster patriotischer Männer voll von Elementen der Unwissenheit, der Unsittlichkeit, der Unmäßigkeit, ja der Verbrechen jeder Art. Bei jeder Wahl erhalten alle materiellen Interessen ihre Vertretung, aber die große Masse der höheren Einflüsse gelange nicht zur Geltung. Die Folge ist ein materieller Fortschritt, wie er niemals in der Welt größer dagewesen, und ein moralischer Rückschritt im öffentlichen Leben, vor dem das Volk sich entsetzt. Wenn diese Interessenwirtschaft zum Äußersten gediehen ist, dann werden die besten Männer der Nation begierig den Beistand der Frauen zu Hilfe rufen.

Daß auch näherliegende Vorteile durch das Frauenstimmrecht erstrebt werden, zeigt der Vortrag einer deutschen Dame, die im Ausland lebt und als Schriftstellerin auf dem Gebiete der Frauenbewegung mit Eifer und nach vielen Richtungen seit langen Jahren tätig ist. Sie bezeichnet als Frucht des Frauenstimmrechts in den vier amerikanischen Staaten, daß dort eine deutliche Tendenz besteht, die Frauengehälter für öffentliche Ämter den Männergehältern

gleichzustellen. Was dem Manne höher bezahlt werde, sei durchaus nicht immer seine höhere Leistung, es sei vielmehr sein anerkannter Wert als „Vollmensch", als Herrschender, als Wähler. Nur die direkte Ausübung des Wahlrechts durch die Frau könne da Wandel schaffen.

Ferner habe das Frauenstimmrecht in Neuseeland und Südaustralien die Rechtslage der Frauen gehoben: Verbesserung des Erbrechtes zugunsten der Witwe, gleiche Behandlung des Gatten bei Ehebruch usw.

Aus England selbst referiert eine in der Agitation ergraute Dame. Hier hat man über das Frauenstimmrecht Erfahrungen, die dreißig bis vierzig Jahre alt sind, auf dem Felde der lokalen Behörden. Alle gewählten Körperschaften dieser Art ruhen auf dem Wahlrecht der Haushaltungsvorstände beiderlei Geschlechts. Keins der davon vorausgesagten Übel ist eingetreten. Im Gegenteil, die Wahlen sind ruhiger und ordentlicher geworden. Nicht der weibliche Charakter hat gelitten, nicht die häuslichen Pflichten sind vernachlässigt worden, die Frauen sind nicht unweiblich geworden. Aber mehr Sorgfalt ist jetzt verwendet auf das Schulwesen, auf die häusliche Kinderpflege, zumal die der Armen und Kranken. Einen großen Teil der Fortschritte in der Armenpflege verdankt man den weiblichen Mitgliedern der Armenbehörden.

So kam es auch, daß man sich in England allmählich daran gewöhnte, Frauen als Rednerinnen in öffentlichen Versammlungen zu sehen. Und es war die konservative Partei, die zuerst die Frauen als politische Macht in der Primrose-Liga organisierte. Die andern Parteien sind ihr gefolgt. Die eine dieser Organisationen gewährt ihre Unterstützung bei den Wahlen nur solchen Kandidaten, die sich verpflichten, im Parlament für das Frauenstimmrecht einzutreten. Unter den Führern der konservativen Partei waren es seit lange die Häupter der konservativen Ministerien, welche diese Reformen unterstützten (Disraeli, Salisbury, Balfour), ohne freilich bisher ihre Partei mit sich ziehen zu können. Bei der letzten Debatte im Unterhause, die den Gegenstand betraf (März 1904), waren 182 Mitglieder für das Frauenstimmrecht, nur 68 dagegen. Die Liberalen stimmten fast alle dafür, die Konservativen im Verhältnis von 3 zu 2. Der hauptsächliche Widerstand liegt im Oberhause. Die Anträge berufen sich immer wieder auf die günstigen Erfolge des politischen Frauenstimmrechtes in den australischen Kolonien. Auch auf dem Berliner Kongresse haben Damen aus Tasmania und Neuseeland darüber berichtet — neben einer Dame aus Saltlake-City, die aus ihren eigenen Erfahrungen als Volksvertreterin im Senate von Utah sprach.

Eine bekannte Führerin der deutschen Sozialdemokratie dagegen machte geltend, die einzige Partei, die von jeher für das Frauenstimmrecht eingetreten wäre, sei die Sozialdemokratie, und nur von dieser sei ein Erfolg zu erwarten. Wenn die Aussichten für Deutschland bei andern Parteien als der Sozialdemokratie in der Tat wohl noch recht geringe sind, innerhalb des Berliner Frauenkongresses war nirgendwo eine Meinungsverschiedenheit zu bemerken. Der einzige Politiker männlichen Geschlechts in der Versammlung — kein Sozialdemokrat — der das Frauenstimmrecht als das Recht zur Mitarbeit an der Kultur bezeichnete, ist wahrscheinlich nur der Repräsentant eines sehr

kleinen Bruchteils unsrer Politiker aus der Mitte und der Rechten der deutschen Parteien.

IV.

Haben wir hier die beiden Gipfel der internationalen Frauenbewegung ins Auge gefaßt — ohne übrigens leugnen zu wollen, daß es noch andre Gipfel derselben gibt, nur daß über diese weniger Einhelligkeit herrscht, als über jene —, so fällt schließlich unser Blick auf die Niederungen oder vielmehr das stattliche Bergland, das fruchtbar ist an tatsächlichen Fortschritten, wie kaum eine andre Bewegung unsres gegenwärtigen öffentlichen Lebens. Nirgendwo im Deutschen Reiche und in dessen politischen, geistigen, ökonomischen Entfaltungen ist in der kurzen Spanne des letzten Jahrzehnts ein so neuer, so starker, so zukunftssicherer Fortschritt zu erkennen wie auf diesem Gebiete.

Man braucht für die hochtönenden Worte, die wir oben gehört, nichts andres zu haben als eine gelassene Skepsis, und man wird um nichts weniger mit Bewunderung die Tausende von weiblichen Hörern betrachten, die zu unsren Universitäten geströmt sind, gewiß nicht alle miteinander oder auch nur in einer Minderzahl dazu bestimmt, jene hochgespannten Ziele ihrer Mitschwestern alsbald in Fleisch und Blut zu übersetzen, vielmehr durch ganz andre, viel bescheidenere Anlässe dazu getrieben, aber selbst in ihrer Qualität vor so vielen Studierenden männlichen Geschlechts von vornherein ausgezeichnet durch den ernsten Fleiß und die nüchterne Sachlichkeit ihres Studienlebens.

Die Kürze des bisher verflossenen Zeitraums verbietet irgendwelche großen Folgerungen aus den bisherigen Leistungen der wissenschaftlichen Arbeit des weiblichen Geschlechts. Aber eben diese Kürze genügt vollauf, jene unleugbaren Ergebnisse festzustellen.

Nicht ebenso leicht ist es, die Erfolge zu beurteilen, die durch die Eroberung weiter vorgeschobener Stellungen erreicht worden sind. Daß jene Ausbreitung des ernsthaften und berufsmäßigen Lernens eine allmähliche geistige Hebung des weiblichen Geschlechts aus dem Niveau der höheren Töchterschule erhoffen läßt, ist im ganzen einleuchtend; was dagegen die nun durch die Satzungen des ärztlichen Prüfungswesens im Deutschen Reiche zugelassenen weiblichen Kräfte zu leisten imstande sind, wie weit diese Anfänge den Erwartungen entsprechen, die man daran geknüpft hat, das ist nicht ebenso unbestreitbar. Hier wird auf längere Erfahrungen, breitere Massen des Beobachtungsmaterials zu warten sein, ehe man zuverlässige Beweise hat, ehe man die Art der Erfolge sicher beurteilen kann. Ein Trost des wohlwollenden Beurteilers weiblicher Mitwerbung ist unterdessen die Überzeugung, daß ein nennenswerter Teil der männlichen Mitwerbung auf ärztlichem Felde es ihnen nicht übermäßig erschwert, ihren eigenen Platz nützlich auszufüllen.

Mancherlei Stellungen sind kürzlich für Frauen im öffentlichen Leben erobert worden, die vielleicht schon jetzt als Erfolge bezeichnet werden dürfen. Das Gebiet der Arbeiterschutzgesetzgebung hat für den zunächst wichtigsten Teil desselben, für die Frauen- und Kinderarbeit, gleichsam von selber die Beteiligung studierter und geschulter Frauen nahegelegt. Im Auslande hat

man damit angefangen; in England hat man vor etwa anderthalb Jahrzehnten Frauen in dem wichtigen Departement der Gewerbeinspektion angestellt. Andre Staaten sind gefolgt, in Deutschland einige der kleineren voran. Hier scheint bereits in der Wirklichkeit einer der günstigen Fälle vorzuliegen, da die weibliche Berufsarbeit eigenartige Leistungen hervorbringt, die an ihrem Platze nicht nur das Gleiche, sondern ein Höheres bedeuten als die männliche Arbeit an derselben Stelle.

Eine andre, über den Zweifel erhabene, gesicherte Leistung der neuesten Frauenbewegung ist, wie uns scheinen will, die schriftstellerische und rednerische Form ihrer Produktionen. Das zeigt sich in ihren literarischen, wissenschaftlichen, journalistischen Arbeiten; das tritt namentlich in der langen Reihe der Referate und Reden hervor, die in dem uns vorliegenden Kongreßbericht enthalten sind. Zum Teil macht es auch von dieser Seite her den Eindruck, als ob geradezu ein spezifisch weibliches Talent, ein eigentümlicher weiblicher Stil von besondrer Anmut, Feinheit, Klarheit sich entwickelt hat, wie es ja längst bei schöngeistigen Schriftstellerinnen in deutscher Zunge zutage getreten ist. Im allgemeinen aber ist eine bedeutende Gewandtheit in der öffentlichen Beredsamkeit und zumal in der Form derselben zu bemerken. Vielleicht ein Überfluß an gewählter Pracht der Ausdrucksweise, eine Höhe des Tones, die immer auf dem Kothurn sich hält. Zuviel, am Maßstabe männlicher Gewohnheiten gemessen; vielleicht auch nur eine Übergangsstufe, die daher entspringt, daß man nach weiblicher Art sich sonderlich schön darstellen will für diese neuen Gelegenheiten der Öffentlichkeit. Jedoch, wenn manches von diesem verschwenderischen Schmuck einstmals abgefallen ist, wird noch vieles übrig bleiben von erfreulicher Form, nachdem man sich überzeugt haben wird, daß man nicht immer Festkleider tragen kann und daß ein sauberes Alltagsgewand am Ende den andern und der Trägerin selber besser gefällt. Die Sauberkeit ist aber gerade das, was uns eine eigentümliche Qualität dieses neuen weiblichen Stils zu sein scheint.

Noch im Zustande des Werdens und der Unfertigkeit ist das Mädchengymnasium, d. h. die Vorbildungsanstalt für das Universitätsstudium. Das Bedürfnis daran ist in den letzten Jahren ein desto dringenderes geworden, seit die Immatrikulation bei einer großen Anzahl von Universitäten den weiblichen Studierenden zugestanden ist unter der Bedingung des Maturitätszeugnisses. Im letzten Sommerhalbjahr (1905) sind allein an den beiden badischen Universitäten (Freiburg und Heidelberg), den ersten, welche die Immatrikulation von Frauen eingeräumt haben, nicht weniger als 83 Damen immatrikuliert (neben 86 nichtimmatrikulierten Hörerinnen), davon reichlich die Hälfte (47) Studierende der Medizin. So ist es denn auch im Großherzogtum Baden zuerst erreicht, daß man ein Mädchengymnasium (1893) errichtete, zunächst aus Kräften der Gemeinnützigkeit, die dann durch die städtische Verwaltung abgelöst wurden (1898). Dem Beispiele folgte Stuttgart (1899). Seit 1900 sind die badischen Gymnasien und andre Knaben-Mittelschulen dem weiblichen Geschlecht mit Erfolg geöffnet. Um so entschiedener ist die Zurückhaltung der preußischen Unterrichtsverwaltung.

Naturgemäß sind diejenigen Staaten, welche die Immatrikulation eingeführt haben oder demnächst einführen werden, aus der Folgerichtigkeit der Sache auch dazu veranlaßt, für das Vorhandensein von Mädchengymnasien zu sorgen. Diese Notwendigkeit hindert nicht, daß die Schwierigkeiten dieser neuen Art von Schulen, insbesondere die Schwierigkeit des Verhältnisses derselben zu den bestehenden höhern Töchterschulen, sich komplizieren mit den allgemeinen Problemen der sogenannten Schulreform, d. h. den Experimenten, die neuerdings in deutschen Landen gemacht werden mit neuen, gleichberechtigten Methoden der Vorbildung für die verschiedenen studierten Berufsarten. Soviel ist aber gewiß: der Schwebezustand, in dem die ganze Frage, sofern es sich um weibliche Vorbildung handelt, zurzeit sich noch befindet, muß einer Reform weichen, die dann allerdings die Aufgabe hat — in ihrer Weise eine weit größere, umfassendere Aufgabe —, das ganze höhere Schulwesen des weiblichen Geschlechts, das so sehr reformbedürftig ist, neu zu gestalten. Oder es würde eine tiefe Kluft entstehen zwischen ernster weiblicher Geistesbildung einer bescheidenen Minderzahl und demjenigen, was die Welt sattsam kennt an der höheren Töchterschule als der Bildungsanstalt der großen Mehrzahl „gebildeter" Frauen.

Und doch wird man niemals die Verschiedenheit natürlicher Begabung aufheben und damit die Verschiedenheit der für die verschiedenen Begabungen angemessenen Schulbildung. Auch wird im Interesse der Sache wie der Personen selber eine rückhaltvolle Auswahl der Begabten für das weibliche Studium zu wünschen sein, statt eines übereilten, ohne Selbstkritik geübten Zudrangs von mäßig begabten Wesen zu den Universitäten. Daß leider bei den männlichen Studierenden unsrer Universitäten eine solche Kritik keineswegs allgemein geübt wird, sollte nicht ein ermutigendes, sondern ein abschreckendes Beispiel sein für das weibliche Geschlecht.

Ein gutes Hilfsmittel jener Selbstkritik ist die objektive Kritik, die durch strenge Prüfungen der Vorbildung geübt wird und durch entsprechende Beschaffenheit der durch solche Kritik geforderten Schulen. Es war die Vorstellung, die im Zeitalter der Aufklärung so mächtig war, daß mit Erziehungsmethoden allein jede beliebige Naturbegabung zu der gewünschten Höhe der Bildung emporgehoben werden könne. Es ist eine Vorstellung, die heute vielfach noch beliebt ist und in pädagogischen Kreisen aus naheliegenden Gründen. In der Tat haben die Erfahrungen unsres Zeitalters und die Ansichten der Wissenschaft immer mehr dahingeführt, der natürlichen Begabung die überwiegende Bedeutung zuzuerkennen, die sie nun einmal hat. Die Schulen können sie nicht ändern, sie können nur das Beste daraus machen, wenn sie das Höchste leisten. Sie können für die Zwecke des Hochschulunterrichts nicht jede beliebige Anlage umbilden. Im Gegenteil, sie haben zu einem großen Teile die Aufgabe, wie ein Sieb zu wirken, das die gröberen Anlagen zurückhält und geeigneteren Berufsarten zuweist. Die Erlebnisse an unsern Universitäten samt den neuesten Experimenten der „Schulreform" zeigen uns, daß die Durchsiebung durchaus keine allzu feine gewesen. Es wäre in jedem Sinne für die Frauenbewegung und für das Frauenstudium wünschenswert,

wenn sie sich darauf beschränkte, eine wahre Auslese an jungen Kräften zu den Universitäten zu senden. Sie könnte durch nichts besser ihre Sache verteidigen als durch ein solches Beispiel, das sie der großen männlichen Mehrzahl gäbe.

Und nun noch ein Wort. Von jeher ist ein wesentliches Ferment der Frauenfrage der Überschuß der unverehelichten Frauen gewesen. Ein früher populärer Philosoph hat die Frauenfrage geradezu die Jungfernfrage genannt, um seltsame Folgerungen daraus zu ziehen. Dieses ist ja, auch ohne seltsame Folgerungen, eine arge Übertreibung, und das Programm des letzten internationalen Kongresses hat uns zur Genüge bewiesen, wieweit diese Übertreibung geht. Aber ein Rest von tatsächlicher Wahrheit bleibt unerschüttert. Es ist daher von Bedeutung, wenn wir aus der Entwicklung unsrer Bevölkerungsverhältnisse (und nicht bloß der deutschen, sondern ebenso der englischen usw.) entnehmen können, daß die Häufigkeit der Eheschließungen in der Abnahme ist, jedenfalls in denjenigen Schichten und Teilen der heutigen Gesellschaft, die vorzugsweise für die Frauenfrage in jener speziellen Richtung entscheidend sind. Wir meinen die großen Städte und die mittleren oder gebildeteren Schichten der Bevölkerung. Von der Hauptstadt Berlin ist die Tatsache einer abnehmenden Zahl der Eheschließungen im allgemeinen amtlich festgestellt. Wie sehr hieran die gebildeteren (studierten und dergl.) Schichten in erster Reihe beteiligt sind, zeigt jeder Blick ins Leben, und niemand bezweifelt es, weil die Gelegenheit zur Beobachtung dieser Tatsache eine gar zu handgreifliche ist für jedermann, der in den entsprechenden Kreisen lebt. Dadurch aber sammelt sich desto mehr Stoff an, aus dem jene Richtung der Frauenfrage immer neue Nahrung empfängt, desto mehr Stoff, an dem sie sich zu betätigen hat.

Wir haben daher auch unter diesem Gesichtspunkte, dem grundlegenden Gesichtspunkte für die Betrachtung öffentlicher Angelegenheiten, ein ferneres Wachsen der Bedeutung der Frauenbewegung zu erwarten[1]). B.

[1]) Für die Frauenbewegung von Deutschland allein hat neuerdings Elsbeth Krukenberg einen vortrefflichen Überblick gegeben in einem ebenso maßvoll wie gesinnungsvoll gehaltenen Büchlein, das zu den kürzlich an das Licht getretenen „Lebensfragen" gehört. (Schriften und Reden. Herausgegeben von Heinrich Weinel. „Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung".) Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck. 1905.

In vierzehn Kapiteln wird hier das ganze Gebiet der Frauenfrage oder der Frauenfragen behandelt: Die Brot- und Notfrage, Die Mädchen höherer Stände, Lehrerinnenbildung und Mädchenschule, Frauenstudium und Mädchen-Gymnasium, Frauenberufe, Soziale Hilfsarbeit, Die Sittlichkeitsfrage, Alkoholmißbrauch und Wohnungsnot, Mann und Weib, Hausfrauen- und Mutterpflichten, Stählung der Frau für die Berufsarbeit, Die organisierte Frauenbewegung, Frauenbewegung und Arbeiterinnenbewegung, endlich Frauenstimmrecht. Jedes dieser Kapitel wird gerade so weit an die tatsächlichen Erscheinungen und Fortschritte angelehnt, wie es sachlich erwünscht und doch wiederum durch die Genießbarkeit geboten ist.

Dogmen und Tendenzen in der Biologie.

Von
J. Reinke.

Es gibt Parteidogmen nicht nur in Religion und Politik, sondern leider auch in der Wissenschaft. Sogar in der Wissenschaft von der Natur wuchern sie üppig genug. Ihren bedingungslosen Anhängern fehlen selbst die Fanatiker nicht, die den Gegner verketzern, wie das einst Puritaner und Kavaliere von Altengland in kaum geringerem Grade getan haben.

Die Dogmen treten auf solchen Gebieten der Wissenschaft am schärfsten hervor, auf dem das wirkliche Wissen am weitesten zurück ist, wie z. B. in der Biologie, der Lehre vom Leben. Hier laufen noch heute im sogenannten Vitalismus und Mechanismus zwei Strömungen unversöhnt nebeneinander her, die ihren Ursprung bis auf Aristoteles und auf Demokrit zurückzuverfolgen gestatten, und die in unsern Tagen nach Beibringung eines schier unermeßlichen Tatsachenmaterials an Gegensätzlichkeit nicht abgenommen haben.

Der Mechanismus sucht die Lebenserscheinungen mit Einschluß der menschlichen Geistestätigkeit auf Druck und Zug und alle die Kräfte zurückzuführen, die auch in der anorganischen Natur wirksam sind, so daß nach dieser Lehre das Leben nur als ein Sonderfall anorganischen Geschehens erscheint. Der Vitalismus dagegen glaubt, daß in den Lebenserscheinungen der Pflanzen- und Tierwelt sich eine besondere Art von Naturgesetzlichkeit offenbare, die in der leblosen Natur ihresgleichen nicht findet.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß auch die Vitalisten das Walten der anorganischen Kräfte im lebendigen Organismus vollauf anerkennen; nur sollen zu jenen Kräften in lebendigen Wesen noch eigenartige Kräfte hinzukommen. Sicher ist das Geschehen im lebendigen Organismus immer an ein anorganisches Substrat geknüpft, wie wir geistiges Geschehen nur mit lebendigem verbunden kennen; zur Frage steht nur, ob die jenem anorganischen Substrat eigenen Kräfte ausreichen, um das Leben zu erklären. Erklären ist aber nichts andres als Beschreiben.

Es gibt schlechte und gute Erklärungen, je nachdem die gelieferte Beschreibung eine gründliche oder eine ungründliche ist. Die rein mechanische Erklärung des Lebens glaubt darum die gründlichere zu sein, weil sie die verwickelten Lebensprozesse aufzulösen sucht in die einfacheren Bewegungsvorgänge des anorganischen Geschehens. Ich fürchte nur, daß sie dabei auf die gestellte Frage antwortet, ohne die Antwort hinlänglich begründen zu können, und daß diese Antwort mit allen voreiligen Antworten den Fehler teilt, der Überzeugungskraft zu entbehren.

Bei der Zuversicht, mit der er auftritt, bei der Schärfe, mit der er über den Vitalismus abspricht, kann der biologische Mechanismus als eins der vorzüglichsten Beispiele wissenschaftlicher Dogmen gelten.

Meine eigene Meinung geht kurz dahin, daß Mechanismus und Vitalismus einander keineswegs ausschließen, und daß beide Anschauungsweisen nur so lange berechtigt sind, als sie *nicht* dogmatisch werden. Sonst führen sie zu *Illusionen*, vor denen doch jede aufrichtige Wissenschaft sich zu hüten sucht.

Jede Kritik einer gegnerischen Lehre muß damit beginnen, daß wir versuchen, sie zu verstehen und den Grund des verführerischen Reizes festzustellen, den sie auf ihre Anhänger ausübt.

Für den biologischen Mechanismus scheint mir die Sachlage folgende zu sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Leben getragen wird durch zahllose mechanische Vorgänge, die harmonisch ineinander greifen. Die Physiologie ist bemüht, die verwickelten Lebenserscheinungen in solche einfachen mechanischen Prozesse aufzulösen, wie sie auch außerhalb der Tiere und Pflanzen in der anorganischen Natur ablaufen. Die bestrickende Anziehungskraft des Mechanismus beruht darin, daß jeder Physiologe einräumen muß: es wäre wunderschön, wenn es der Wissenschaft möglich wäre, nicht nur viele, sondern alle Vorgänge des Lebens restlos auf Mechanismus zurückzuführen; wunderschön, weil wir dann mit den anorganischen Naturgesetzen auch für die Erklärung des Lebens ausreichten. Die mechanistische Orthodoxie tut nun kühn den salto mortale und erklärt: weil wir in vielen Beziehungen mechanische Grundlagen des Lebens finden, so schließen wir daraus, daß *alle* Lebensvorgänge mechanisch erklärbar sind, obgleich die restlose mechanische Erklärung eines Organs heute noch nicht in einem einzigen Falle gelungen ist. Allein der Zukunft kann, ja muß die mechanistische Erklärung gelingen, so lautet *das Dogma*, durch das die Pflanze, der Regenwurm, der Mensch einem Schokolade verkaufenden Automaten wesensgleich gesetzt wird.

Man sieht, daß die mechanistische Lehre wesentlich auf einem *Glaubenssatze* beruht. Sobald aber ein solches Dogma einmal verkündet ist und seine Gemeinde der Gläubigen gefunden hat, verfällt letztere leicht der Versuchung, ihre Lehre bedingungslos als maßgebend anzusehen.

Wenn Gegner darauf hinweisen, daß die Erfahrung dem mechanistischen Dogma nicht allzu günstig sei, so erklären die Anhänger, der Organismus sei so ungeheuer kompliziert, daß die Analyse *zurzeit* noch auf unüberwindliche Hindernisse stoße, ohne zu bedenken, daß, je größer die Komplikation, um so weniger wahrscheinlich das Ausreichen der mechanischen Vorgänge ist.

Um so mehr wird ein höheres ordnendes Band erforderlich, das die im Organismus waltende Harmonie der mechanischen Vorgänge sichert. Der Vitalismus besteht gerade darin, daß er diese Ordnung einer Unzahl verwickelter mechanischer Vorgänge durch den Mechanismus selbst nicht zu begreifen vermag und darum das Eingreifen andrer Kräfte, die den mechanischen nicht gleichwertig sind, für wahrscheinlich hält. In der Tatkraft menschlicher Intelligenz ist ihm der Beweis erbracht, daß derartige Kräfte in der Welt wirklich existieren. Die menschliche Intelligenz aber ist an Gehirnzellen, d. h. an Protoplasma gebunden. Warum sollen daher nicht ganz allgemein am Protoplasma intelligent wirkende Kräfte haften können?

Das Geschehen im Organismus zeigt also ein System überaus zahlreicher, verwickelt ineinander greifender anorganischer Vorgänge, deren harmonischer und geordneter Ablauf nicht ernstlich gestört werden darf, ohne das Leben in Frage zu stellen. Das Problem ist somit dieses: kann jene Ordnung, in der stets ein Einzelnes auf ein andres Einzelnes harmonisch bezogen ist, dem Mechanismus auf Rechnung gesetzt werden, mit andern Worten: ist jene Harmonie chemisch oder physikalisch erklärbar?

Der Mechanismus, um sein Dogma zu retten, hat zwei Hypothesen aufgestellt: nach der einen soll dem Eiweiß als einem Hauptbestandteil des Protoplasma die Fähigkeit innewohnen, lebende Zellen zu bilden; nach der andern soll dies eine Funktion des kolloidalen, d h. quellbaren Aggregatzustandes derjenigen Stoffe sein, die eine Zelle zusammensetzen; die eine Hypothese ist chemisch, die andre physikalisch. — Mich erinnert ein solcher Versuch, den Mechanismus zu stützen, an die Behauptung: wenn irgendwo ein Haus erstand, so war dies eine Wirkung der Beschaffenheit von Ziegeln, Balken und Mörtel. Gewiß ist es zweifellos, daß Eiweißstoffe und kolloidaler Aggregatzustand ein geeignetes, nach unserm Wissen das allein geeignete Material sind, um lebendige Zellen zu bilden; doch durch das Dasein jenes Materials ist die Entstehung der Organismen noch lange nicht erklärt. Erst wenn wir durch künstliche Synthesen kolloidaler Stoffe lebendige Zellen erzeugen können, nicht etwa Gebilde, die im einen oder andern Punkt sich wie Zellen verhalten, würde jene Hypothese des Mechanismus bestätigt sein.

Will er sich nicht selbst aufgeben, so muß der Mechanismus auch die geistigen Vorgänge im Menschen seinem System unterordnen, oder er muß den Menschen so fundamental von der übrigen belebten Natur sondern, wie diese von der anorganischen Natur geschieden ist. Das letztere wollen die Mechanisten, die gewöhnlich Anhänger der Abstammungslehre sind, keineswegs. Dann aber berührt es eigentümlich, wenn sie sich der angedeuteten Konsequenz dadurch zu entziehen suchen, daß sie sagen, die geistigen Vorgänge seien mit mechanischen gar nicht vergleichbar. Dies ist auch meine Ansicht; aber sie bezieht sich nur auf die eine Seite der Sache. Hier wie in vielen andern Lebensfragen zeigt uns die Natur einen Januskopf; und wir handeln zum mindesten nicht korrekt, wenn wir nicht beide Seiten jenes Kopfes betrachten. Die eine Seite sagt uns: es fehlt zwischen geistigen und mechanischen Vorgängen an jeder Vergleichsbasis. Die andre Seite erzählt uns die Tat-

sache: auch die geistigen Eigenschaften wurden wie die körperlichen erblich übertragen und entwickelten sich aus der Eizelle mit den Körperzellen des Embryo. Sie müssen daher entweder mechanistisch erklärt werden, oder der Mechanismus versagt für die Erklärung der Gesamtheit der erblich übertragbaren und durch Entwicklung entstandenen Eigenschaften des vornehmsten Organismus. Ist doch der Menschengeist mitten aus der Natur heraus entsprungen und gehört darum fraglos zur Natur.

In diesem Sinne kann ich den Mechanismus, wenn er nicht auf erfahrungsmäßiger Grundlage einen Teil der Lebensvorgänge, sondern dogmatisch die Gesamtheit der Lebenserscheinungen physikalisch-chemisch erklären will, nur für eine sich in Illusionen bewegende Legende halten, die wie so viele Legenden geeignet ist, eine Schar von Gläubigen um sich zu sammeln; der es aber allen Andersdenkenden gegenüber an der nötigen Überzeugungskraft gebricht.

Es gibt noch einen Versuch, den Mechanismus zu halten, d. h. seine Alleinzuständigkeit über den Wert eines Dogmas, einer Art von biologischer Konfession hinauszuheben; es soll dies auf erkenntnistheoretischem Wege geschehen. Ein solcher Versuch will mir kaum anders denn als Quacksalberei (im Sinne Carlyles) erscheinen. Abgesehen davon, daß wohl selten genug zwei selbständig denkende Philosophen erkenntnistheoretisch auf demselben Boden stehen, und daß bald diese, bald jene Erkenntnistheorie, z. B. bald Kant, bald Fichte in Mode ist, handelt es sich zugunsten des Mechanismus um eine Hintertreppe, die wenig einladend ist. Es wird davon ausgegangen, daß nur der Mechanismus begreiflich sei; dann wird die Gesamtnatur als für unsern Verstand begreiflich vorausgesetzt und der Schluß gezogen, daß die Natur mit Einschluß des Menschen lediglich vom Mechanismus regiert werde; denn sie könne gar nicht anders gedacht werden. Wem solcher Zirkelschluß behagt, dem ist nicht zu helfen; wohl aber kann ihm Goethes Gedanke entgegengehalten werden, daß der Naturforscher handeln müsse, als ob auch das Unbegreifliche begreiflich sei, um nicht vorzeitig an die Grenzen des für ihn Erforschbaren zu gelangen. Als heuristisches Prinzip erscheinen die Begreiflichkeit der Natur wie der Mechanismus zulässig; wird beides als Dogma hingestellt, so verliert es seinen Wert für die Wissenschaft und wird zum Losungsruf einer Partei.

Meinen eigenen Standpunkt gegenüber den im Mechanismus und Vitalismus zutage tretenden Problemen präzisiere ich noch einmal dahin: Heute sieht es so aus, als ob in der lebenden Natur neben den mechanischen noch andre Kräfte walten, die der leblosen Natur fehlen; mit dem Mechanismus kommen wir heutzutage für die Erklärung der biologischen Phänomene nicht aus. Ob einer in unabsehbarer Ferne liegenden Zukunft dieser Sachverhalt anders erscheinen wird, weiß ich nicht, weil ich kein Prophet bin; darum geht mich dies gar nichts an.

Aber als wissenschaftliche Tendenz ist der Mechanismus insofern zweifellos zulässig, als er sich fruchtbar erweist in der Zergliederung des biologischen Geschehens, und weil in dieser Hinsicht ihm viele Fortschritte zu danken sind.

Eine solche Tendenz, die nicht ihr Ziel in sich selbst trägt, ist ein Antrieb zum wissenschaftlichen Fortschritt und besitzt in diesem Sinne ihren Wert.

Es gibt indes auch Tendenzen, von denen ein gleiches nicht gesagt werden kann, die an sich schon in Dogmen umschlagen.

Repräsentant einer derartigen Tendenz scheint mir der sogenannte Monismus zu sein.

Ich bin der Meinung, daß im Monismus ein berechtigtes und ein unberechtigtes Moment nebeneinander herlaufen. Wir wollen beide prüfen und uns dabei so viel wie möglich an die bisher betrachtete Alternative sowie an andre Beispiele aus der theoretischen Biologie anlehnen.

Es ist eine zweifellos richtige und tausendfältig durch die Praxis bewährte Regel, daß wir zur Erklärung einer verwickelten Naturerscheinung nicht mehr einfache, bekannte Elemente anwenden sollen als notwendig sind. Dies berechtigte Prinzip der Vereinfachung kann dahin führen, daß in einzelnen Wissensgebieten alles auf einheitlicher Basis, in gewissem Sinne monistisch, aufgebaut wird; so sucht z. B. Heinrich Hertz den ganzen Bau der Mechanik auf das Trägheitsgesetz zu stellen. Hierbei ist indessen zu beachten, daß es sich zunächst um logische Vereinfachung handelt durch die Methode der Abstraktion, und daß solcher logischen Vereinfachung in unsern Erklärungsversuchen noch keine reale Einheit zu entsprechen braucht. Logisch können wir auf dem Wege der Abstraktion fast jede beliebige Vereinfachung erzielen; es fragt sich nur, ob sie wissenschaftlichen Wert und Nutzen hat, ob sie wirklich einen Fortschritt in der Erklärung der Erscheinungen bringt. Denn je abstrakter die Begriffe werden, um so mehr schwindet ihr Inhalt, um so weniger können wir uns dabei etwas vorstellen. Man kann schließlich alles in uns und außer uns durch Abstraktion in einen einzigen obersten Begriff auslaufen lassen; allein für diesen fehlt dann sogar die Bezeichnung, wie ihm alle Merkmale abgehen. Ein Vorurteil aber ist es, zu meinen, daß solcher logischen Vereinfachung, solchem abstrakten Monismus in der Natur eine reale, konkrete Einheit entsprechen müsse oder könne. Hier läßt sich die Vereinfachung nicht auf die Spitze treiben wie im logischen Prozeß.

Zunächst ein paar Beispiele aus der anorganischen Natur. Die analytische Tätigkeit der Chemie führt auf eine große Zahl von Elementen. Es ist eine zweifellos zu lobende Tendenz, wenn die Chemiker immer und immer wieder versuchen, die Zahl jener Elemente zu vereinfachen, um womöglich bei einem Urelement anzulangen. Allein so lange dies empirisch nicht gelungen ist, wird jeder Chemiker sich vor dem Dogma hüten, daß die Mannigfaltigkeit der Elemente nur durch verschiedene Kombinationen eines Urelements zustande kommt. Er darf hierin nur eine Möglichkeit erblicken, eine Frage, die er immer von neuem an die Natur zu richten nicht müde wird, bis diese ihm einst entscheidend mit ja oder mit nein geantwortet hat.

Im Nordpol und Südpol eines Magneten tritt uns ein realer Dualismus entgegen. Dieser Dualismus kann logisch leicht aufgehoben werden durch Abstraktion in dem allgemeineren Begriffe des Magnetismus überhaupt. Absurd aber würde es sein, wenn ein Philosoph sich einbilden wollte, durch seine

logische Abstraktion sei es ihm gelungen, real den Gegensatz zwischen Südmagnetismus und Nordmagnetismus zu verwischen.

Und hier erhebt sich die Frage: warum *soll* durchaus, wie eine viel nachgesprochene Vorschrift lautet, jede Mannigfaltigkeit, d. h. jeder Pluralismus bezw. Dualismus, *überwunden* werden? Warum soll das Endergebnis der Naturanalyse durchaus Monismus sein? Ich meinerseits vermag einen zwingenden Grund hierfür nicht aufzufinden, sondern erblicke in jenem Bestreben nur den zweifellos berechtigten Wunsch, im Interesse wissenschaftlicher Bequemlichkeit und geistiger Ökonomie mit nicht mehr Elementen zu arbeiten, als die Natur sie tatsächlich in ihrem Schoße birgt.

Ich gehe über zu Beispielen aus der lebendigen Welt.

Monistische Abstraktion möchte das Leben auf Chemismus zurückführen, doch das gelingt nicht. Als chemisches Problem läßt sich die Bildung und Entwicklung der Pflanzen und Tiere nicht fassen. Wasser, Essigsäure, Zucker, Eiweiß usw. können bei niederer Temperatur Kristalle bilden; sie verdampfen oder zersetzen sich bei höherer Temperatur. Aber sie bilden nicht Blumen, Blätter und Wurzeln, nicht Knochen und Muskeln, nicht Herz oder Hirn: das ist Organisation, ein zum Chemismus hinzukommendes transchemisches, wenn auch mit chemischen Bausteinen und mit chemischer Energie arbeitendes Prinzip. Warum sollen auf Kosten der Wahrheit Chemismus und Organisation gleich gesetzt werden; warum Monismus, wo der Dualismus allein den angemessenen Ausdruck für die Tatsachen liefert?

Die Tendenz zum Monismus tritt besonders evident hervor in der Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele, sie läuft schließlich aus in das Dogma der Identität beider. Geist und Materie sind ein Dualismus; und Dualismen müssen überwunden werden, lautet das Rezept mancher Philosophen. *Warum* sie überwunden werden müssen? Nun, zur Abrundung des Systems, aus Konnivenz gegen das monistische Vorurteil. Man vergißt dabei, daß die an Stelle der Zweiheit von Leib und Seele gesetzte Einheit ein wesenloser Schatten der Abstraktion, ein rein logisches Erzeugnis ist ohne Realität. Das Reale aber kümmert sich nicht um menschliche Abstraktionen. Auch die Lehre, Leib und Seele seien nur zwei Seiten einer Substanz, ist lediglich Behauptung; der Monismus findet dabei kaum seine Rechnung, da in den *zwei* Seiten selbstverständlich ein unüberwundener Dualismus stecken bleibt. Ich meinerseits vermag im alten Dualismus des Denkenden und des Ausgedehnten nur einen den Tatsachen der Natur angemesseneren Ausdruck zu sehen. Wenn ich aber nicht nur den Leib, sondern auch die Seele zur Natur rechne, so befinde ich mich auch darin in Übereinstimmung mit *Kant*, der die Naturwissenschaft in Körperlehre und in Seelenlehre eingeteilt hat.

Der nach meinem Dafürhalten noch niemals mit überzeugendem Erfolge überbrückte Dualismus von Leib und Seele führt bereits in das Gebiet der Erkenntnistheorie hinüber. Hier haben wir den Gegensatz zwischen unserm Ich und dem Nichtich, zwischen unserm Bewußtsein und dem Unbewußten, zwischen unserm Innern mit seinen Gefühlen und der Außenwelt.

Auch diesen Gegensatz wünschen monistische Tendenzen zu verwischen. Während Kants Erkenntnistheorie dualistisch ist in ihrem Gegensatz von Erscheinungswelt unsers Innern und der diese veranlassenden Außenwelt, den Dingen an sich, streicht Fichte die letzteren, so daß alle Wahrnehmungen in der Innenwelt beschlossen bleiben; ein Monismus, in dem ihm Berkeley vorangegangen war. So bleibt der Monismus des Gefühls oder der Empfindungen allein übrig, wie er von Neueren zur Grundlage der Erkenntnistheorie mehrfach gemacht worden ist.

Gegen solche Einseitigkeit der Auffassung bäumt sich das Gewissen des Naturforschers. Unerbittlich stellt sich vor ihn die Frage: Woher stammt die Welt der Erscheinungen mit ihrem geordneten Ablauf? Sind die Erscheinungen ursachlose Vibrationen des Bewußtseins? Nur dann wären sie monistisch begreiflich. Doch das wird niemals zugegeben werden können; mit Kant müssen wir Ursachen fordern, die in uns die Erscheinungen auslösen. Mit dem Prinzipe der Kausalität aber hält der Dualismus seinen Einzug in die Erkenntnistheorie, die ohne dies Prinzip in der Luft schweben würde.

Immer wieder treffen wir in der Geschichte der Philosophie auf den Versuch, die Natur monistisch zu begreifen. Ein einziges Prinzip, das Kausalprinzip, soll den ganzen Naturlauf regeln, auch in den lebendigen Geschöpfen. Gewiß ist das Kausalprinzip von allgemeinster Geltung im Bereiche der gesamten Natur; daß es selbst schon dualistisch ist, ward soeben hervorgehoben. Warum aber für die Natur ausschließlich Kausalerklärungen gelten sollen, wie z. B. Spinoza es wollte, ist nicht einzusehen. Die Organismen zeigen uns zweifellos neben Kausalbeziehungen auch Finalbeziehungen. Es wird niemandem gelingen, hinwegzudisputieren, daß z. B. die beiderlei Geschlechtswerkzeuge der Pflanzen und Tiere final aufeinander bezogen sind.

Verlegen wir diese Beziehungen der Naturerscheinungen aufeinander in die subjektive Sphäre des betrachtenden Verstandes, so ändert sich im Grunde damit nichts. Dann sind Kausalerklärung wie Finalerklärung beide nichts andres als Mittel zur Beschreibung des Naturzusammenhanges.

Wie unser Verstand den Naturlauf in kausale und finale Beziehungen zergliedert, so schaut er ihn auch in einem Raume von drei Dimensionen. Müßte nicht ein konsequenter Monismus danach trachten, auch diese drei Dimensionen auf eine einzige zurückzuführen? Mir ist von solchem Versuche nichts bekannt; er würde auch an seiner eigenen Absurdität scheitern.

Wenn man laut verkünden hört, der Monismus sei ein „Prinzip endgültiger Wahrheit", bei näherem Zusehen indes findet, daß jene Wahrheit lediglich darin besteht, daß man durch Abstraktion logisch zwei oder mehr Begriffe einem einzigen unterordnen kann, so wird damit für die Erkenntnis der tatsächlich die Welt zusammensetzenden Vielheiten und Mannigfaltigkeiten nicht das geringste gewonnen. In dieser Hinsicht behält es fraglos bei dem philosophisch von Herbart vertretenen, in der Gegenwart von seinem Anhänger Flügel so tapfer verfochtenen Pluralismus sein Bewenden. Der rein formale beziehungsweise methodologische Vorteil monistischer Abstraktion bleibt den realen Werten gegenüber bedeutungslos. Und wenn wir von dem

methodischen Werte der Tendenz zur Vereinfachung für die Ökonomie der Wissenschaft absehen, so fragen wir, warum soll für unser tatsächliches Wissen der Monismus einen Vorzug vor dem Pluralismus haben; warum überhaupt Monismus und cui bono?

Sobald wir in der Wissenschaft dem Monismus eine transzendentale, d. h. vor jeder Erfahrung gewisse Bedeutung einräumen wollen, machen wir ihn zum Vorurteil und damit zu einer Gefahr für die Wissenschaft. Erklären wir ihn seinem Wesen nach für transzendent, d. h. jenseits der Erfahrung gelegen und für diese unerreichbar, so stempeln wir ihn zum Objekt des Glaubens, zum Dogma. Er wird dann zur Fahne eines Parteigeistes, der immer geneigt ist, den Menschen gegen die einfachsten Tatsachen blind zu machen, sobald diese seinem „System" sich nicht fügen. Dogmen sollten aber in der Wissenschaft so wenig Boden finden wie in der Politik; auf beiden Gebieten handelt es sich um Fragen und Antworten, um Stellung von Problemen und Versuchen zu deren Lösung.

Als Dogmen erscheinen mir somit Mechanismus in der Biologie und Monismus im allgemeinen als Abwege der Wissenschaft, während ich als Tendenzen zur Vereinfachung unsrer Anschauung beide gerechtfertigt finde; doch bleibt ihr Wert dann ein heuristischer. Empirisch kann insofern weder von einem Mechanismus noch von einem Monismus die Rede sein, als beide unbeweisbar sind.

In der Physik ist ein sicheres Zeichen, daß wir uns auf einem Irrwege befinden, die Unvermeidbarkeit eines Perpetuum mobile in einem Gedankengange. In der Biologie sollten wir stutzig werden, sobald wir uns einem unbeweisbaren Dogma gegenüber sehen, an das wir höchstens zu glauben vermögen.

Absolutes Erkennen freilich bleibt dem Menschen versagt; nur Beziehungen und Abhängigkeiten innerhalb der uns umgebenden Welt der Mannigfaltigkeit festzustellen, ist Aufgabe der Wissenschaft. Schon wegen dieser Beschränkung bleibt der Mensch das Maß alles Wissens und damit aller Dinge.

Wissenschaftliche Gegner sind schwer, gewöhnlich gar nicht zu überzeugen. Wie es aber für die Wissenschaft unstatthaft ist, irgendeinen Gedankenflug an die Kette zu legen, so sollten wir uns auch nie dazu erniedrigen, einen Gegner seiner Ansichten wegen zu mißachten. Denn wer wäre bei prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten vermessen genug, den Zensor zu spielen? Wohl haben im Kampfe die Meinungen um ihr Dasein zu ringen. Doch kein einzelner Kämpfer darf sich ein Richteramt anmaßen; er darf nicht weiter gehen, als seine Überzeugung der des Gegners entgegenzustellen und dies zu begründen.

Stephan, der Schmied.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

Sechstes Kapitel.

Vor der Türe der Schmiede hielt das Gefährt Moritz Hallheimers, des Händlers. Noch immer ließ er es sich nicht nehmen, zu halten, wenn er des Weges fuhr, und noch immer hielt er große Stücke auf Stephan Fausch, weil er ein tüchtiger Arbeiter und ein wunderlicher Mensch war. Das Gefährt und das Pferd davor wie Hallheimer selber trugen die Spuren einer weiten Reise. Der Händler hatte Fausch gegrüßt, der mit Kain arbeitend in der Werkstatt stand, lehnte am rußigen Türpfosten und folgte mit den Augen den Bewegungen der beiden Schmiede. Fauschs Arbeiten war wie das schwere Niederschlagen eines Gewichts, das Kains wie das Schnellen einer Feder. Zwischen das Hämmern hinein ging ihre Unterhaltung, und manchmal mußten sie fast schreien, damit die Stimme das Klingen des Metalls übertönte.

„Ein Geschäft wüßte ich für Euch, Fausch," sagte Hallheimer jetzt.

„So?" entgegnete dieser trocken und schien kaum hinzuhören.

Der Händler lachte. „Freilich, Ihr seid hier angewachsen, und es ist Euch wohl. Ihr denkt nicht ans Weggehen. Ihr schlagt Eure Sparbatzen redlich heraus."

Fausch gab keinen Bescheid. Er hämmerte auf den Radreif, den er in Arbeit hatte. Nur als der Händler vom Weggehen gesprochen, hatte er einen Augenblick wie horchend und sich besinnend den Hammer ruhen lassen.

„Aber ein gutes Geschäft ist es doch," fuhr der redselige Hallheimer fort und strich sich über den dünnen Spitzbart. „Wohl ein besserer Platz noch als Eurer hier."

Da hörte Fausch auf zu arbeiten. „Wo ist denn das?" fragte er langsam.

„Der Schmied auf dem Welschberg-Hospiz ist gestorben," berichtete der Händler. „Dem Hospizwirt dient der Gesell nicht, den der Schmied zurückgelassen hat. Er will die Werkstatt neu verpachten. Sein Geld macht einer da oben."

Fausch hörte die Rede nicht zu Ende. Er glühte den Reif und schlug ihn, daß die Funken spritzten. Aber seine Gedanken arbeiteten härter als sein Hammer. Dabei sah er wohl, wie der Händler sich von ihm ab- und dem Buben zuwendete und mit diesem ein Gespräch anknüpfte. Er sah auch den Ausdruck in Hallheimers Gesicht, während er mit Kain sprach. Es war immer derselbe Ausdruck in den Zügen der Leute, wenn sie den jungen Menschen sahen: Staunen über seine äußere Erscheinung und eine mehr oder weniger gut versteckte Neugierde. Manchmal mischte sich Schadenfreude mit dieser. Fauschs Blick hatte sich für das Wesen der Leute geschärft und er wußte, daß auch Kain es durchschaute. Während der Händler zu ihm sprach, stieg in des letzteren Gesicht, das noch so glatt und rein war wie das des Knaben gewesen, jetzt und jetzt plötzlich heiß das Blut. Er schämte sich. Und so war es immer; unter dem Gaffen der Leute faßte ihn immer dieselbe peinvolle Scham.

Hallheimer endete jetzt die Unterhaltung. „Ja -- behüt Euch Gott, Fausch," sagte er, „wieder weiter will ich."

„Ade," grüßte der Schmied. Aber als der andre sich seinem Gefährt zugewendet hatte, trat Fausch schwerfällig und gemächlich aus der Werkstatt und winkte ihm. Des Händlers Pferd hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Hallheimer zog die Zügel straff. Da kam Fausch zu ihm herüber und warf die schwarzen Arme über die Wagenleiter.

„Ich hätte Lust zu der Schmiede da oben," sagte er.

In Hallheimer erwachte der Geschäftsmann. Ein Leben fuhr in ihn, daß er mit Mund und Armen und Beinen zugleich redete. „Ihr seid nicht aufs Hierbleiben versessen? Ein Geschäft macht Ihr, wahrhaftig ein Glück macht Ihr, Fausch."

Wort gab Wort. Eine lange Weile blieben sie im Gespräch beisammen. Als Hallheimer sich verabschiedete, sagte er: „Ich schreibe dem Hospizwirt, schreibe ihm gleich, verlaßt Euch darauf. Die Antwort bringe ich Euch dieser Tage."

„Gut," sagte Stephan Fausch. Sein Gesicht verriet nicht, was er dachte. Als er nachher in die Werkstatt zurückging, blieb er auch Kain gegenüber wortkarg. Es war leicht zu sehen, wie Gedanken ihn ganz gefangen hielten.

Von seinen Plänen erfuhren Kain und Katharina erst, als Hallheimer wieder und wieder dagewesen war, erfuhren davon an dem Abend, an dem Fausch dem Händler den Pachtvertrag für die Schmiede auf dem Welschberg unterschrieb. Da kam er nach Dunkelwerden von Waltheim zurück, wohin er mit Hallheimer zusammen gefahren war, um das Geschäft abzuschließen. Er traf Kain bei der Katharina in der Küche. Frisch gewaschen in sauberen Kleidern, mit nackten Füßen und aufgekrempelten Ärmeln saß er auf dem Block, auf dem die Magd das Holz klein zu hacken pflegte, und sah zu, wie diese Kartoffeln schälte. Er war dem alten, ausgemergelten Weibe anhänglich, das ihn gehätschelt und gehütet hatte, als niemand sich um ihn kümmerte. Eine kleine Lampe hing an der Diele, das Herdfeuer brannte hell und warf seinen wechselnden Schein über seine Gestalt und seinen blonden Kopf. Die

Unterhaltung zwischen beiden stockte, Kain sang mit seiner tiefen, schönen Stimme leise vor sich hin. Als er inne hielt, sagte die Katharina: „Sing doch." Über dem Brodeln einer Wasserpfanne überhörten sie Fauschs Schritt. Da trat er zu ihnen. Er hatte Rock und Schmiedkappe an, grüßte und kam an den Tisch, an dem die Magd saß. „So," sagte er, „nächsten Monat ziehen wir fort."

Die beiden schauten ihn an und wußten nichts zu sagen. Schon, daß er zu ihnen kam und ihnen ein Wort gönnte, war ihnen fast neu.

„Wieso fort?" fragte Kain. Er stand sich eigen zu Fausch. Seit er den Makel kannte, der an ihm selber haftete, war eine Art Unsicherheit und Verlorenheit an ihm, die ihn dem Vater gegenüber zu blindem Gehorsam und schweigender Geduld führte. Ohne ein Wort hatte er sich gefügt, als Fausch ihn in seinen eigenen Beruf einführte. Wortlos sah er auch den Wandel mit an, der in Stephans Wesen vorging, und daß dieser allmählich mehr und mehr ihn gegen die Mißachtung, die ihm überall wurde, in Schutz zu nehmen begann; aber er empfand die Freundschaft des Vaters als etwas Unverdientes schmerzhafter, als früher dessen Schroffheit. In dem Gesicht, das er jetzt zu Fausch erhob, stand deshalb ein gequälter Ausdruck; er ahnte, was diesen zum Wegzug veranlaßte.

„Es ist mir verleidet hier," sagte Fausch.

Kain stieg von seinem Klotz. An denselben gelehnt stand er aufrecht und sah den Vater an. „Tut Ihr — Ihr tut das — wegen mir?" sagte er.

Fausch wandte sich der Türe zu, als ob ihm nicht daran liege, müßiges Gerede anzuhören; dann drehte er den Kopf und sah über die Achsel zurück nach seinem Buben. „Wegen dir?" sagte er. „Warum wegen dir? Ich habe immer im Sinn gehabt, einmal südwärts zu gehen später."

Damit ging er.

Die Katharina staunte ihm mit über ihre Schüssel gefalteten Händen nach. Sie hatte immer eine Art Furcht vor ihm gehabt, zu andren Zeiten ob seines Starrsinnes ihn beinahe gehaßt. Als er sich des Buben mehr anzunehmen begann, wußte sie nicht, was sie daraus machen sollte, fühlte sich aber zufriedener in seinem Hause als vorher. Heute klopfte ihr das Herz ob dem, was er gesagt hatte. Es war etwas an ihm, als unterdrückte er gewalttätig seine eigene starrsinnige Natur, einem andern zuliebe, und wie an diesem Starrsinn etwas furchtmachendes gewesen, so war jetzt an der Kraft, mit der er ihn zum erstenmal brach, etwas fast Großes. Die Katharina fühlte ihren Atem rascher gehen; eine andächtige Scheu überkam sie. Stephan Fausch war schuld daran.

Indessen saß Kain wieder auf seinem Block und staunte ins Herdfeuer, die Hände um ein Knie gelegt. „Er geht doch wegen mir," sagte er vor sich hinsinnend.

„Ja," gab sie zurück.

Nachher blieb es eine ganze Weile still. Sie hatten jedes mit seinen Gedanken zu tun. In Kain aber begann es zu wallen. Er überlegte jetzt, daß er weit fortgehen werde von dem Ort, an dem ihn alles kannte und mit

Fingern auf ihn wies. Ein Gefühl der Befreiung drängte sich ihm mächtig auf. Er bog den Oberkörper zurück, daß die Arme sich spannten. Die junge, gesunde Kraft, die in ihm war, gärte in diesem Augenblick, daß er sich ihrer wie nie vorher bewußt wurde. Diese Empfindung verdrängte das Mißbehagen darüber, daß der Vater ihm ein Opfer bringe. Eine doppelte Freude an Leben und Arbeit kam ihn an. Dankbarkeit gegen den Vater regte sich freier in ihm und wuchs sich zu einem Entschluß aus: „Arbeiten wirst du für ihn, Herrgott, fest wirst arbeiten."

Einmal überkam ihn noch ein Grübeln. „Ich hätte auch allein fort können von hier," sagte er aus seinen Gedanken heraus. Daraufhin antwortete die Katharina nach einigem Sinnen: „Es ist mir, er ließe dich jetzt nicht allein fort."

Nach abermals einer Weile kam sie mit dem Satze nach: „Er will dich um sich haben."

So tauschten sie in sparsamen Worten ihre Gedanken aus, bis Fausch von der Wohnstube her nach dem Abendbrot rief.

Kain ging an diesem Abend singend zu Bett. Fausch hörte lange noch seine schöne Stimme, nicht laut, fast wie eine weit über Land läutende Glocke herabklingen, und es tönte sonderbar in dem Hause, das sonst abends still war, weil die Freude nicht viel Raum darin hatte.

Fünf Wochen später an einem frühen und hellen Morgen stand vor der Schmiede ein mit vier Pferden bespannter Wagen, mit dem Hausrat und dem Werkzeug Stephan Fauschs bepackt, zur Abfahrt bereit. Hallheimer, der die Nacht in der Schmiede geblieben, war da, um die Schlüssel zu empfangen. Er wollte die Waldschmiede für Fausch verkaufen. Nun stand seit vielen Jahren zum erstenmal die schwarze Werkstatt-Tür geschlossen, die Läden lagen vor den trüben Fenstern, das Haus sah schon tot und dunkel aus. Hallheimer stand in der Straße und sprach mit den zwei Fuhrknechten, die beim Umzug halfen. Dann kamen Fausch, Katharina und Kain oben an der Treppe in die Türe. Die frühe Sonne traf auf die breite Steinplatte, in die die Treppe oben ausmündete und auf die Kain und die Magd herausgetreten waren. Die Helle drang auch in den dunklen, unfreundlichen Flur, dessen Tür Fausch noch offen hielt. Der plumpe Mensch mit dem zerfurchten und brandfarbenen Gesicht stand im vollen Lichtschein, und es war, als ob die störrische und dunkle Gestalt sich schwer von dem schwarzen und unfreundlichen Hause, zu dem sie so lange gehört hatte, löse.

Von einem Worte des Schmiedes zurückgehalten, waren auch Kain und Katharina, den Rücken der Straße zugewendet, stehen geblieben. Hallheimer, der nach ihnen hinaufblickte, sah, daß etwas Wichtiges sie warten ließ; denn sie standen einen Augenblick vorgeneigt, als ob ihnen von dem Schmied etwas gesagt werde, was sie schwer begriffen.

„Du," hatte Stephan Fausch Kain angerufen, als er die Schwelle überschritten hatte. Er mochte sich die Worte bis zu allerletzt aufgespart haben, weil sie nicht leicht waren, und nach dem „du" wollten die andern lange nicht kommen. Er schien jedes mit Mühe in sich abzubrechen und aus sich heraus-

zuholen. Endlich sagte er: „Wenn wir jetzt anderswo hingehen — deinen Namen kannst da lassen. Ich — Franz kannst du dich rufen lassen — künftig — so hat mein Vater geheißen — der ist ein rechter Mann gewesen."

Als er das so geizig und mühsam sich abgequält hatte, wartete er keine Antwort ab, drehte sich auf der Schwelle und schloß die Haustür. Das lange nicht gebrauchte Schloß kreischte unter dem Druck seiner harten Finger. Weil er sich unwillkürlich dabei anstrengte, wußten die beiden andern nicht, daß das Blut, das ihm dunkel in die Stirn stieg, nicht nur ein Zeichen äußerlichen Kraftaufwandes war, daß er vielmehr zugleich mit dem widerspenstigen Schloß auch in sich etwas zwang, das schwer wich wie eine eingerostete Falle. Dem Bub den Namen abzunehmen und damit durchzustreichen, was er, Fausch selbst, einst für alle Zeit fest hinzusetzen gemeint hatte, war — war nicht leicht! Mit vorgeneigter Stirn stieg er jetzt über die Treppe hinab.

Einer der Fuhrknechte raunte dem andern zu: „Jetzt kommt er, der Hartschädel." Sie hatten ihn während des Aufladens erfahren; alle Arbeit mußte nach seinem Willen gehen.

Die Katharina wackelte im Niedersteigen lustig mit dem Kopf. Das Erstaunen über das, was Fausch gesagt hatte, überwältigte sie so, daß ihr ganz dumm zumute war, und das Kopfwiegen war der mechanische Ausdruck ihrer großen Zufriedenheit. Kain schaute geradeaus in den hellen Tag, und seine Augen leuchteten. Es war ihm, als ginge er in ein neues Leben hinein.

Unten ließen sie die alte Magd auf dem Wagen auf einer Kiste Platz nehmen. Da saß das brüchige Weibsbild gebückt und mager auf ihrem Sitz. Sie trug ein sauberes, dunkles Gewand und ein schwarzes Kopftuch, das weißrote, vielfaltige Gesicht und das über der Stirn glattgescheitelte, rötlichgraue dünne Haar schauten daraus hervor. Das Gesicht war fast kindhaft schmal. Die farblosen Augen, die weder Wimpern noch Brauen hatten, blickten auf den Schmied und seinen Buben nieder, und als Fausch zu ihr aufsah, lachte sie ihn an. Die alte Katharina hatte aber lange nicht mehr gelacht.

Fausch sprach noch ein paar Worte mit dem Händler, dem er die Schlüssel der Schmiede übergab, dann murrte er ein „vorwärts", und der Wagen fuhr ab. Kain und der Schmied schritten hinter demselben. Hallheimer blickte ihnen nach und besann sich. Hatte er nicht recht gehört oder hatte der Schmied nicht eben seinen Bub „Franz" genannt? Hatte der Alte sich bekehrt? Wollte er dem armen Menschen das Schandzeichen abnehmen?

Der Wagen rollte auf knarrenden Rädern gemächlich über die Straße hin, in den Waldstreifen hinein und aus demselben wieder hinaus, Waltheim zu. Die Sonne schwamm höher an den blauen Himmel hinauf. Die Fuhrknechte, der Schmied und Kain, der Bub, warfen ihre Kittel auf den Wagen. Ihre Schatten und der des Gefährts liefen, scharf begrenzt mit drolligen Bewegungen ihnen zur Seite. Der Tag war sehr still, die Sonne allein herrschte und warf ein so volles Licht auf die weiße, ruhige und lange Landstraße und die weiten ebenen Matten zu ihren beiden Seiten, daß die Menschen

in dem großen, hellen Lichte wie Spielzeug sich ausnahmen. Jetzt gelangte der kleine Zug ins Dorf, das durch die Straße in zwei Hälften geteilt war, so daß sie am Eingang schon die Stelle zu sehen vermochten, wo sie es jenseits wieder verlassen würden. Auch hier war die Straße, da es noch frühe am Tage war, wenig begangen. Aber an den Fenstern und Haustüren zur Rechten und Linken regte es sich. Das Rollen des Wagens weckte die Waltheimer Gaffer. Einer winkte oder rief den andern heran. Der Zug Fauschs konnte Spießruten laufen. Er und Kain gingen mit gesenkten Köpfen, der Schmied, weil es seine mürrische Art war, der Bub scheu, weil er wußte, daß jetzt noch einmal alle Augen und Zungen seinetwegen Arbeit hatten. Wenn von da und dort her den beiden, die kaum zur Seite schauten, ein Gruß kam: „Ade, Schmied!“ „Gute Reise, Fausch!“ murrte dieser ein: „Ja — ja“ oder ein Wort, das keiner verstand; nur selten trat er zu einem seiner Kunden oder sonstigen Bekannten, gab ihm die Hand und sagte wohl ein „Jetzt gehen wir“ oder etwas Ähnliches, wandte sich gleich und ließ die stehen, die gern noch nach dem und jenem gefragt hatten. So kamen sie ans Ende des Dorfes und daraus hinaus wieder auf die freie, gerade Straße. Kain atmete auf. Wie das Geräusch des Ortes hinter ihnen still wurde, so mußte auch das Gerede zu Waltheim sich geben, wenn sie ihn nicht mehr sahen.

Dann ging ihre Reise weiter. Zwei Tage lang zogen sie durch ebenes Land, rasteten da und dort in bescheidenen Wirtshäusern für die Mahlzeiten und für die Nacht, und die Ketten hoher Berge, die ihnen den Ausblick nach Süden wehrten, rückten näher und näher. Stephan Fausch und Kain schritten immer an der gleichen Stelle hinter dem Wagen her. Sie sprachen nicht viel. Aber wo sie Leuten begegneten oder durch Dörfer kamen, folgten ihnen neugierige und erstaunte Blicke; denn es war, als gingen Nacht und Tag in leibhaftiger Gestalt nebeneinander durchs Land. Fauschs Kleider waren dunkel und grob, er trug nie andre. Schwer und weit hingen sie um seine plumpe Gestalt, die Hände, die aus den Ärmeln sahen, waren geschwärzt, und zu ihnen paßte der große Kopf, der auf den breiten Schultern wie zum Stoß vorgeneigt saß; das dichte krause Haar war tiefschwarz, die Haut des Gesichts wie von fremder, heißer Sonne verbrannt. Neben ihm schien Kain fast klein von Wuchs, obwohl er über Mittelgröße ragte. Das Ebenmaß seiner Glieder trat seltsam zutage. Er hatte einen freien, kräftigen Schritt. Sein bartloses Gesicht aber erschien fast wie das einer zarten, schönen Frau neben dem braunen des Vaters. Er trug sauberes Gewand von hellem Stoff, und sein blondes Haar, das wie dasjenige Fauschs kein Hut deckte, schimmerte in der Sonne.

„Den Kerl sieh an,“ sagten, wo sie durchzogen, die Leute von Fausch; dann stießen sie einander an: „Den hübschen Burschen sieh, den neben ihm.“

Am dritten Tage schlossen sich dunkle tannenbewachsene Berge im Halbkreis um ihre Straße. Tiefer und tiefer führte diese zwischen die hohen Wände hinein. Bald wurden die letzteren schroffer, wuchsen zu turmhaft aufsteigendem wildem Felswerk, von dessen höchster Höhe der Schnee leuchtete. Dann hob die Straße zu steigen an, wand sich an diesem, dann an jenem

Berge hinauf, immer höher hinauf in ein wildes Tal, dessen Dörfer wie angeklebt an steilen Lehnen hingen und nicht mehr freundliche weiße oder gelbe blumengeschmückte Häuser hatten wie die Talorte, sondern sturmbraune Hütten und arme, schindelbedachte Kirchtürme. Die Fuhrknechte bekamen Arbeit; denn die Pferde hatten schwer zu ziehen. Sie fluchten viel, aber da und dort, wo die Straße zu steil wurde, legten Fausch und der Bub die festen Schultern an den Wagen und schoben von hinten den Pferden zur Hilfe. Die Katharina saß immer auf ihrer Kiste, nickte dann und wann, oft und oft ließ sie den Blick auf Kains Gesicht haften; der war immer ihre Augenweide gewesen.

Die Sonne wollte ihnen wohl. Sie ging immer und immer mit ihnen. Aber der Himmel ob ihnen wurde enger, so schwer und hoch daran hinaufgebaut standen die Berge. Endlich blieben sogar die dunklen Tannen hinter ihnen zurück, dann die letzten Dörfer. Zu beiden Seiten ihrer Straße lagen jetzt grüne, baumlose Alpweiden, mächtig sich wölbende Lehnen, und aus diesen stieg eine Welt weißen, strahlenden Gebirgs: Gletscher, Zinnen und Warten. Manchmal kam der Schnee schon dicht an ihren Weg heran. Kain, der während der Talreise, wenn die Straße leuteleer war, oft vor sich hingesungen hatte, war verstummt. Er machte nur große, verstaunte Augen und manchmal blieb er stehen und atmete tief auf; denn die Luft war da oben von seltsamer Reinheit und Kraft. Und zu seinem Staunen verhielt auch der Vater den Schritt, sah die Welt aus Steinen und Alpgrund und Schnee an, und einmal sagte er mit tiefer, dumpfer Stimme zu ihm: „Ist es nicht schön, du?“

Nun wurde ihr Weg immer öder, steile Geröllhalden löften die Alpen ab; manchmal schien es, als höre die Straße, von einem Steintor verschlossen, plötzlich auf. Aber wie seit einem Tage schon ihnen Wagen, Fußgänger und Säumer in großer Zahl begegnet waren, trafen sie auch hier ihnen entgegenkommende Leute, Gefährte und Tiere. Auf einmal taten sich die grauen Felsen voneinander, und sie gelangten auf eine ausgedehnte Hochebene. Die Straße führte zwischen zwei kleinen, stillen und düsteren Seen hindurch, drei starken und unfreundlichen Gebäuden zu. Das war das Hospiz auf dem Welschberge.

Siebentes Kapitel.

Stephan Fausch stand wieder am Amboß wie in seiner Schmiede zu Waltheim, und seine Werkstätte war schwärzer und düsterer noch als die in der Waldschmiede. Sie hatte ein einziges blindes Fenster, aber eine mächtige Tür. Der Oberbau des aus großen Granitblöcken gemauerten Hauses, in dem sie sich befand, ragte weit über diese Tür hinaus und ruhte auf hölzernen Säulen, so daß eine Art gedeckter Vorhalle entstanden war. Die Sonne fand nie Einlaß in den finsteren Raum, aber Stephan Fausch zürnte das nicht. Er selbst hätte kaum in eine freundlichere Werkstätte gepaßt.

Das große Gebäude war das älteste der Hospizbauten. Hier hatten einst die Mönche gehaust, die viele Jahre hindurch die Paßherberge gehalten. Jetzt

wuchs der Verkehr auf der Welschbergstraße von Jahr zu Jahr. Im zehnten Jahre schon betrieb der Hospizwirt Simmen das neue Gasthaus, das der alten Herberge gegenüberstand, und war in dieser Zeit ein hablicher Mann geworden.

Stephan Fausch, dessen Hammerschläge in die große Stille eines wolkenlosen Morgens, des zweiten, seit sie das Hospiz erreicht hatten, klangen, war derselbe, der er immer gewesen war. Er trug das steife, zerfetzte Schurzfell, das rußige Hemd, und neuer Kohlenstaub saß ihm schon im wirrlockigen Haar.

„Herrgott!" lachte der dicke Simmen, der, an einer der Holzsäulen lehnend, in die Werkstatt schaute, „auf die Schönheit hat er nicht gesehen, der Hallheimer, als er uns Euch herumschickte."

„Ihr habt vergessen, es in den Vertrag zu setzen, daß einer schön sein muß, wenn er Eure Schmiede will," sagte Fausch; aber er lachte hinterher auch — ein seltenes, heiteres Lachen — und trat zu Simmen heraus. Irgendwie hatten sie Gefallen aneinander, vielleicht erkannte jeder am andern, daß er schwere Arbeit gewohnt war und zum Leben brauchte.

Simmen war in Wort, Gebärde und Gestalt ein Bauer wie Fausch, weniger knorrig, behäbiger, aber stark und breitschultrig. Er hatte ein feistes, rotes Gesicht, das ein grauweißer Bart umrahmte, war nicht so groß wie der Schmied, aber ein stattlich gewachsener Mensch, schleppte ein Bäuchlein, hatte schwere Arme, aber bei der Arbeit war er schnell wie ein Schlanker und Junger. Sein Gesicht hatte einen klugen Ausdruck, und seine Rede war herrisch und laut; es war ihm anzumerken, daß er auf diesem Berge wie ein kleiner König saß, dessen Stimme allein in seinem Reiche gilt.

Auf dem mit zerfahrenen und zertretenen Steinplatten belegten Hofe zwischen den beiden Gebäuden wurde es lebendig. Säumer und Reisende, die über Nacht im Hospiz geherbergt hatten, schickten sich zum Aufbruch an. Ein Knecht führte zwei Pferde dem Schmied an die Werkstatt; der ergriff in seiner kurzen, eigenmächtigen Art des einen Halfter und band es fest, fragte nicht, was für Arbeit zu tun sei, warf nur einen Blick auf das eine Tier und das andre und ging ans Beschlagen des ersten. Der Knecht war gewohnt, mit Hand anlegen zu müssen, allein Fausch schien seine Hilfsbereitwilligkeit nicht zu sehen, meisterte das Pferd allein und jeder seiner Griffe war rasch und von eigentümlicher Sicherheit. Simmen sah den Knecht und dieser den Wirt an; dann lachten beide. „Der kann, was er kann," sagte der letztere. Dann wollte er sich entfernen. Aber Kain kam mit einem Eimer Milch von einem der kleinen Ställe, die verstreut in den Hospizmatten standen, gegen die Werkstatt geschritten, und als er ihn erblickte, blieb Simmen, ihn betrachtend, stehen.

Der Morgen war warm, denn es war Sommer, und das Licht der Sonne quoll dort schon in die Matten hinab, von woher der Bursche kam. Er ging barfuß, tat es den Alpknechten nach, war es auch als Kind gewohnt gewesen. Seine zertragene Hose war bis über die Knöchel aufgekrempelt, ebenso waren die Hemdärmel bis fast zum Ellbogen zurückgelegt. So kam er mit leichten, wiegenden Schritten daher, nur mit Hemd und Hose angetan. Alles an ihm war von einer morgendlichen Frische und Freie.

„Sapperment, Sapperment," sagte Simmen.

Fausch ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Nur einmal sah er flüchtig, fast heimlich nach dem sich nähernden Burschen hin.

„Einen stattlichen Buben habt Ihr, Fausch," fuhr Simmen fort.

Der Schmied murrte etwas. Während er Nagel an Nagel in das Eisen des Pferdes trieb, ahnte keiner, daß sein Atem rascher ging und daß Simmens Worte eine unbändige und wie zum erstenmal befreite Freude in ihm geweckt hatten. So — mit einem stürmischen Klopfen in sich — war er in den Tagen zur Maria gegangen, da er sich mit ihr versprochen hatte.

Jetzt kam Kain und grüßte im Vorübergehen: „Tag!"

„Tag," gab Simmen den Gruß zurück und wandte sich an Fausch: „Wie heißt er, der Bub?"

Da sah der andre mit störrischem Gesicht auf und gab so langsam Antwort, als müßte er sich erst besinnen, und dann noch, als würge er an den Worten: „Franz heißt er, der Bub." In diesem Augenblick hatte der Starrsinn wieder Gewalt über ihn, und als Kain, der die Milch ins Haus gestellt, eben jetzt zurückkam, zuckte ihm die Faust, daß er ihn packe, ihn dem Wirt vor die Augen stelle und sage: „Kain heißt er. Ich habe es wollen und will's, daß er den Namen haben soll." Der innere Streit war noch nicht zu Ende in Stephan Fausch.

Jetzt rief eine Stimme vom Gasthause her nach dem Wirt, eben als Fausch seine Arbeit beendete. Simmen machte Miene hinüberzugehen, aber das Mädchen, das ihn gerufen, trat vor das Gasthaus, sah sich nach ihm um und kam neugierig herüber; dann winkte er sie völlig heran.

„Da könnt Ihr meine sehen, Schmied," sagte er, „die einzige und ein später Wurf. Es war schon, als sollte das Haus ganz leer bleiben." Er legte den Arm um die Schulter des fünfzehnjährigen Mädchens, das sich genähert hatte, und schob es zu Fausch hin.

Der Knecht führte jetzt die beiden Pferde hinweg. Dann näherte sich Kain und hieß Fausch zum Morgenbrot kommen.

Das Mädchen legte die feste braune Hand in die des Schmiedes. „Tag," grüßte es.

„Da ist noch einer, Vincenze," sagte der Wirt und wies auf Kain, und das Kind, das nicht scheu war, lachte und gab auch dem Buben die Hand.

„Franz heißt er," sagte der Vater.

„Tag, Franz," sagte die Vincenze.

„Wie eine Negerin bist eine neben dem Buben," lachte Simmen dann und stellte das Mädchen dicht neben Kain. Ihr Kopf, der krauses, in Zöpfen um die Stirn gelegtes tiefschwarzes Haar hatte, reichte ihm bis an die Achsel. Sie war braun im Gesicht, hatte schwarze, glänzende Augen und schöne Züge von welschem Typ. Als sie über des Vaters Worte lachte, blitzten ihre weißen Zähne und das Weiß in ihren Augen, das scharf und eigen zwischen dem Hautbraun und dem Schwarz der Pupillen hervorleuchtete.

„Eine Welsche ist sie," sagte Simmen, „der Frau schlägt sie nach."

Es war aber seltsam, wie Kains fast frauenhafte und doch wieder starke und helle Schönheit sich zwischen den drei Menschen nur noch mehr hervorhob.

Als Vincenze, das Mädchen, gleich darauf mit Simmen hinwegschritt, sah sie sich mehrmals nach dem Burschen um; sie hatte noch keinen gesehen wie den.

Stephan Fausch hantierte noch in und bei der Werkstatt, und Kain stand dabei. Seine Augen waren von Sorglosigkeit und Freude groß, die Brust dehnte sich ihm. Einmal begann er zu singen. Dann mahnte er den Vater wieder: „Kommt jetzt, die Milch wartet."

Als sie sich anschickten, durch die offene Tür, die neben der Werkstatt sich befand, ins Haus zu treten, sah er sich noch einmal mit einem weiten Blick um. „Schön ist es hier," sagte er. Und Stephan Fausch tat wie er, nur sprach er nicht; seine Worte waren zu kostbar. Dann traten sie zusammen ins Haus.

Von diesem Morgen an lebten sie sich ein und hatten keine Mühe, es zu tun. Fausch fand reichlich Arbeit. Auf dem Hospiz war ein fast unaufhörliches Kommen und Gehen von Reisenden zu Fuß und zu Wagen, von Säumerkarawanen und von Händlern. Ihrer viele bedurften für Tier oder Wagen die Hilfe des Schmieds. Befremdlicherweise zog lange kein Bekannter die Straße. Selbst Hallheimer blieb aus, und als sowohl Simmen wie Fausch sich zu wundern begannen, warum er nicht kam, meldete ein Brief dem Schmied, daß eine schwere Krankheit den Händler zu Hause halte, so daß nicht nur seine Welschlandreisen hatten unterbleiben müssen, sondern auch die Waltheimer Schmiede noch unverkauft geblieben war, da er sich der Sache nicht hatte annehmen können. Weil aber kein bekanntes Gesicht sie an die Waltheimer Zeit erinnerte, verwischte sich bei Fausch wie bei seinem Buben unmerklich die Erinnerung an das, was sie von dort fortgetrieben hatte. Kain hörte kein Spottwort und kein heimliches Zischeln. Daher fiel die Scheu, die ihm angehaftet hatte, völlig von ihm ab; er ging frei, mit erhobenem Kopfe herum, und auf seinen Lippen war immer irgendein Lied. Aber auch Fausch hatte so friedliche Tage, wie sie vielleicht nie in seinem Leben gewesen waren. Er war froh darüber, daß hier niemand war, der um seines Buben eigentlichen Namen und Herkommen wußte, gestand sich das freilich nicht, sondern sprach noch immer den neuen Namen Kains nur stockend aus und mußte ihn jedesmal sich gleichsam abringen. Es war aber die wundervolle Schönheit des Hochgebirges, die außerdem beide den Wechsel, dem sie sich unterworfen, als einen glücklichen empfinden ließ. „Ich habe das immer einmal sehen wollen," sagte der wortkarge Schmied. Er und Kain konnten am frühen Morgen, ehe noch im Osten das graue Tagen anhob, am strahlenden Mittag, am Abend, wenn Berge und Himmel in Feuer standen, und in der Nacht, deren Schweigen kein Laut brach und die voller Sterne war, vors Haus treten, in die Matten hinabschlendern oder auf irgendeinen Block sich niederlassen und die Schönheit, in der sie wohnten, bestaunen. Dabei sprachen sie nicht, aber ihr Atem ging in großen Wogen, und sie hatten eine Freudigkeit in sich, die diese beiden unverwöhnten Menschen fast wunschlos machte.

Kain half tagsüber in des Vaters Werkstatt; als dieser aber, weil Simmen, der Wirt, ihn dazu verpflichtete, einen Gesellen einstellte, wurde

Kain freier und bekam nicht nur mehr Muße, der nicht mehr starken Katharina an die Hand zu gehen, sondern wurde auch von Simmen für allerlei Dienste herangezogen. Er war anstellig, flink und im Verkehr mit den Leuten von sicherem, fast feinem Wesen, um das wiederum die Katharina Verdienst hatte, die, so schwach und zitterig ihre Hand allmählich wurde, diese doch noch über ihm behielt. Im Hospizgasthaus war zu dieser Sommerzeit ein erstaunliches Leben. Die Gäste strömten ihm so zahlreich zu, daß die vier großen, zu ebener Erde liegenden Wirtsstuben sie manchmal nicht mehr zu fassen vermochten. Da ereignete es sich oft und, als sie im Gasthaus seine Verwendbarkeit kannten, täglich, daß die junge Vincenze in die Schmiedewerkstatt gelaufen kam: „Du sollst helfen, komm, Franz."

In kurzer Zeit stand dann der Bursche, vom Werkstattstaub rein und im sauberen Gewand, drüben in der Herberge, und es brauchte ihn hier keiner lang zu weisen. Bald ging er, wie die Mägde, der Wirt, seine Frau und die schlanke Vincenze, zwischen den Gasttischen bedienend hin und her. Es war eine Freude, ihn und die Wirtsleute hantieren zu sehen; es lief ihnen alles eigen von der Hand. Die Wirtin war eine hochgewachsene, selbst ihren Mann noch um einen Kopf überragende Frau, bleich, mit scharf ausgeprägten Zügen, schwarzen Brauen und schwarzem Haar. Sie hatte ein herbes, entschlossenes Wesen, und wenn sie in der Stube der Knechte und gewöhnlichen Leute, der Händler und Handwerksburschen, wo es oft laut und nicht immer friedlich zuging, waltete, bedurfte sie keiner männlichen Unterstützung, um Ordnung unter dem lauten Volk zu halten. Simmen selbst war trotz seiner fast unbeholfenen Gestalt gelenkig und rasch und langte überall selbst zu, wenn die Mägde nicht Arme genug hatten, die Speisen und Getränke aufzutragen. Vincenze und Kain aber wanden sich zwischen den dicht die Stuben füllenden Gästen mit besonders flinken Bewegungen hindurch, waren bald da, bald dort und hatten vor Arbeit und Lust an der Arbeit heiße Wangen und fröhlich blitzende Augen. Es zeigte sich bald, daß in der eigentlichen Speisestube, wo das Herrenvolk saß und dahin Simmen, der für den Rang seiner Gäste ein scharfes Auge hatte, die vornehmsten Reisenden geleitete, diese eine besondere Freude an den zwei jungen Menschen empfanden, und Simmen hieß sie allmählich dieser Stube ganz ihre Dienste zuwenden. Viele Augen hingen an ihnen. Sie bekamen viel freundliches Zunicken zu sehen und gute Worte zu hören, und weil beides ihnen gemeinsam zufiel, entstand, ihnen unbewußt, zwischen ihnen eine Zusammengehörigkeit, die sich nicht nur auf ihre Arbeit in der Gästestube beschränkte. Sie begannen nach getanem Tagwerk plaudernd beisammenzustehen, dann lief die Vincenze einmal mit zur Katharina hinüber, an die sie sich anfreundete. Ein paar Tage später brachte ihr Kain ein Buch, das ihm aus seiner eigenen Schulzeit geblieben. Als er aber sah, daß sie im Lesen wenig Übung und darum an dem, was sie las, nicht die rechte Freude hatte, hieß er sie am Abend desselben Tages, der ein Sonntag war, in die Matte hinter der ehemaligen Mönchsherberge kommen, setzte sich dort mit ihr unter einen der vielen Felsblöcke und las ihr vor. Das gefiel ihr so ausnehmend, daß sie ihm nicht Ruhe ließ, bis er ihr Geschichte um

Geschichte gelesen und die Dunkelheit ihm verwehrte, die Buchstaben länger zu erkennen. Da sah sie, die sonst ungestüme und wenig ernsthafte, sinnend vor sich hin und sagte aufatmend: „Du liesest schön."

Und das war wahr: Kains Stimme hatte einen tiefen und vollen Klang, der wie beim Singen so auch beim Lesen zur Geltung kam. So aber wuchs ihre Freundschaft täglich, und es war auch kaum erstaunlich, da sie auf dem hohen Berge die beiden Jüngsten und einzig Jungen waren.

Als der Sommer dem Herbst wich, wurde der Verkehr auf der Bergstraße stiller, obwohl er nie, auch im tiefen Winter nicht, aufhörte, und Kain und das Mädchen hatten ihre Stunden, in denen sie den andern entbehrlich waren oder sich entbehrlich dünkten. Sie begannen miteinander die Berge zu durchstreifen. Vincenze, die als Kind mit den Ziegenknechten überall herumgeklettert war und Bescheid wußte, machte die Führerin. Hand in Hand, singend und sorglos stiegen sie am herrgottsfrühen Morgen eine grüne Lehne hinan oder durch Schutt und Geröll bis an den nahen Schnee oder wanderten in ein dunkles Nebental hinüber, wo ein dritter See ganz von schroffen Wänden umschlossen lag, kaum ein paar Menschen in der Welt bekannt. Auf diesem See hatte Simmen ein Boot liegen, ein altes, schmuckloses Fahrzeug mit einem einzigen Ruder. Als Kain einmal von Vincenze hingeführt worden war, ließ es ihm nicht Ruhe, meinte er nie in seinem Leben etwas so Schönes wie dieses Wasser und die grenzenlose Ruhe, die über ihm war, gefunden zu haben und er streifte immer wieder hinüber, wenn seine Mußezeit ausreichte. Das Mädchen begleitete ihn.

Eines Sonntagabends fanden beide wieder den Weg dahin. Vincenze feierte an diesem Sonntag ihren sechzehnten Geburtstag.

Am Nordeingang zur Paßhöhe bogen sie von der Hauptstraße ab auf ein holperiges, steinübersätes Sträßlein, das zur einen Seite einen Wildbach, zur andern eine hochaufragende Felswand hatte und sich in das dunkle Schwarzseetal verlor wie eine in den Steinen sich verkriechende Schlange. Bald standen sie an dem plumpen, unbemalten Boot, dessen rostige Kette um einen am Ufer liegenden Block gelegt war. Kain stieg ein, nahm das Ruder und drängte die Spitze des Fahrzeugs ans Land, damit Vincenze es leichter zu besteigen vermöge. Mit einem flinken Sprung schwang sie sich hinein und ließ sich auf dem losen Sitzbrett nieder, das von Bord zu Bord gelegt war. Kain stand im Hinterteil und tauchte sein altes, verwettertes Ruder langsam und leise ein. Unmerklich entfernten sie sich vom Ufer. Das Wasser war schwarz und so glatt und still, als dringe kein Atem eines Windes in das verschlossene Tal. Des Ufers dunkle Wände fielen schroff in den See ab, nur da und dort lag eine sanftere Lehne am Berg, aber auch sie war öde und von Trümmern besät, und nirgends war ein Ausgang, ausgenommen an der Stelle, von wo Kain und Vincenze gekommen waren. Nun lag aber hoch über dem nachtfarbenen und nachtstillen See ein Stück Himmel, gleich groß und gleich still wie er, und gab ihm seine Schönheit. Es ruhte auf den zackigen dunkeln Bergen, die ihren Fuß in den See tauchten, und alle Wechsel von Licht und Schatten und Farbe, die am Himmel waren, waren auch im See.

Der Abend war klar, um seiner tiefen Ruhe willen herrlich, wie er schlimmem Wetter manchmal vorangeht, wenn der Sturm noch tief und lang Atem holt und nur die Wolken Leben haben. Die Wolken kamen lautlos und feierlich im Westen hinter den schwarzen Felsen heraufgestiegen, jetzt eine braune, schwere, die sich dehnte und wand, lang sich streckte, bis sie wie eine Brücke von einem Himmelssaum zum andern reichte und dann sich wieder ballte und im Osten hinabzog, wie sie jenseits gekommen, — jetzt eine dünne, weiße, die wie Rauch vorüberhuschte, und jetzt eine noch zartere, die wie Spinnweb im Blau stand und mitten im Himmel plötzlich in nichts zerrann, als ob die Himmelstiefe sich für sie aufgetan hätte.

Kains Boot trieb über das Wasser, und das Spiel der Wolken, das am Himmel war, war rings um ihr Fahrzeug auch im See.

„Sieh, die Wolken," sagte Vincenze und wies in die Flut.

Als sie vom Ufer abgestoßen waren, hatte noch ein Schein von Sonne über dem See gelegen. Nun war er erloschen, und der Schatten brachte in das Schwarzseetal immer etwas Nächtiges und Düsteres. Aber auf einmal begannen die am Himmel segelnden Wolken zu glimmen. Die weißen wurden zu Fetzen fliegenden Feuers und die dunkeln durchleuchtete ein geheimnisvolles Licht und sie trugen purpurne Säume. Von dem Rot der Wolken leuchteten aber auch die steilen und öden Ufer und der See. Es war fast, als ziehe ein unsichtbarer Zug von Fackelträgern irgendwo über einen der Berge oder eine der Trümmerwüsten hinan und wärfe, wie sie Schritt um Schritt fürbaß wallten, jede schwankende Fackel ihren Schein in das einsame Tal.

„So schön ist es noch nie gewesen," sagte die Vincenze, sagte es leise vor Staunen und andächtiger Freude. „Du brennst, Franz," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das, wie ihre Stimme, fast andächtig war.

Das Glühen ergoß sich über ihr Boot und ihre beiden Gestalten. Kain hatte den Kittel abgelegt und stand in dunkler Hose und weißem Hemde. Seine Gestalt bog sich vor und zurück in einer großen Anmut der Bewegungen, während er das Ruder führte, und die Vincenze kam, als sie ihn länger und länger anschaute, etwas wie Bangen an, so daß sie mit stockender Stimme sagte: „Du — bist ein schöner Mensch, — Franz Fausch."

„Wollen wir nicht singen?" fragte Kain.

Vincenze antwortete nicht, aber als er selbstvergessen zu singen anhob, stimmte sie mit ein.

Sie sangen oft zusammen, wenn sie irgendwo herumkletterten, immer aber war ihnen bisher ihr Gesang wie die ermunternde Musik zu ihren Schritten gewesen und sie hatten kaum groß auf das geachtet, was sie sangen. Jetzt stimmte Kain Lied um Lied an, und die grenzenlose Stille, die sie umgab, trug ihnen ihre Stimmen gleichsam wieder zu, daß sie sich daran freuten. Vom Vaterland sangen sie jetzt, dann eines der weichen welschen Lieder, wie die Vincenze sie konnte und dem Kain gelehrt hatte, und jetzt das heimatliche, sehnsüchtige: „Herz, mis Herz, warum so trurig!"

Kain ruderte ganz sacht. Seine Stimme war wie eine Glocke, die aus dem See heraufdönte und die der Vincenze wie ein Glöcklein, das auf dem

Berge läutete, und die beiden fanden sich, und es war, als zögen sie nebeneinander her über den schweigsamen See hin, fern und immer ferner, sich verlierend in die Trümmerhalden.

So waren Kain und das Mädchen beinahe an das jenseitige, völlig wüste und verlorene Ufer gekommen. Jener schwang das Ruder ins Boot und ließ sich nieder. „Da bleiben wir ein wenig," sagte er, und sie saßen zufrieden und sprachen von dem und jenem, sahen zwischenhinein in den See, tauchten auch die Hände in das eiskalte Wasser und blickten dann wieder nach den Wolken. Weil deren Ziehen vom Platz der Vincenze sich besser verfolgte, stand Kain auf und setzte sich ohne Wesens neben sie. Dann begannen sie die vielgestalteten Wolken zu deuten, lachten einander aus, neckten einander, wenn das eine in einem Wolkengebilde nicht zu erkennen vermochte, was das andre zu sehen meinte, und ereiferten sich, wenn beide deutlich dasselbe sahen. Da kam ein eigentümliches Gebilde geschwommen, das aus zwei Wolken bestand, einer schlanken hellen und einer kleinen dunkleren, die aber wie durch einen Arm zusammenhingen. Sie schwammen herauf, jetzt näher beisammen, jetzt sich fast trennend, so daß es schien, als müßte der Arm, der sie einte, zerreißen, aber immer hielt er fest, und zogen sie, einander verbunden, über den Himmel hin. Zuerst wußten sie nicht, was sie daraus machen sollten. Dann sagte die Vincenze: „Du, das sind wir beide."

Sie lachten, und zum erstenmal konnten sie irgendwie einander nicht ansehen, sondern blickten fast verlegen in die Weite. Dabei empfanden sie aber eines des andern Nähe als etwas unendlich Gutes und Wohltuendes. Kain fuhr mit seiner Hand spielend über die Linke des Mädchens, die auf dem Sitzbrett lag, und sie duldete es und sah still vor sich nieder. Sie würden wohl noch lange so gesessen haben, wenn nicht Vincenzens Blick nach dem Taleingang gestreift wäre, wo etwas ihn plötzlich fesselte. Sie sah schärfer hinüber. „Ist das nicht —? Dein Vater steht da drüben, du," sagte sie zu ihrem Gefährten. Der stand auf und erkannte Fausch, wie er dicht am See stand und nach ihnen herüberschaute. Er winkte ihnen nicht, aber es sah doch aus, als wartete er auf sie.

„Wir wollen heim," sagte Kain und griff zum Ruder. Sie fuhren auch jetzt nicht rasch. So wuchs die schnell über den Schwarzsee hereinbrechende Dunkelheit um sie. Der rote Schein war erloschen. Der See lag glänzend wie schwarzes Glas, und die Uferfelsen schienen zu wachsen.

Stephan Fausch stand noch immer und wartete. Seine Gestalt erschien in dem unsicheren Licht gleich den Felsen größer geworden. Als die Jungen sich dem Ufer näherten, grüßte er nicht, wandte sich, die Hände in den Taschen, ab und murrte, als sie ihm den „Guten Abend" boten: „Wo seid ihr denn immer, ihr?"

Er ging in schwarzem, sonntäglichem Gewand; aber sein Gesicht hatte nichts vom Sonntag. Auf seiner Stirn stand der Zorn.

Sie stiegen kleinlaut ans Ufer, sahen ihn an, ob er mitkomme, dann machten sich alle drei auf den Heimweg. Die Nacht kam fast völlig über sie, ehe sie das Hospiz erreichten. Dabei sprachen sie keine zehn Worte; nur

Fauschs murrte einmal nach der Seite hin, wo Kain ging: „Man sieht dich bald den ganzen Tag nicht mehr, dich."

Die Vincenze zürnte heimlich. Was das ein Stieriger war, der Schmied, ein Unfreundlicher!

Kain wußte nicht, was er aus dem Vater machen sollte. Paßte dem etwas nicht? Was kam ihn auf einmal an? Er wußte nicht, daß Stephan Fauschs Blicke ihn immer suchten, wenn er nicht da war. Er konnte nicht wissen, daß jener nach ihm hungerte, vielleicht ohne es selbst zu wissen, und daß die Unruhe und derselbe seltsame und wilde Hunger, den der verschlossene Mann unter einem rauhen und übellaunigen Wesen verbarg, ihn heute hinter ihnen her und an den See getrieben.

Achtes Kapitel.

Fauschs Übellaunigkeit an jenem Abend hinderte nicht, daß Kain und Vincenze nach wie vor einander Gesellschaft leisteten. Sie waren zu jung und zu leichtsinnig, um nach andern groß zu fragen, und Kain ahnte nicht, was der Vater in sich verbarg. Ihre Tage wurden nur schöner und friedlicher, als die Jahreszeit sich abermals wendete und der Herbst in den Winter verging. Dieser drängte die Bewohner des Hospizes auf ein paar enge Stuben zusammen. Die Scharen der Reisenden wurden kleiner. Es zog alltäglich nur noch eine regelmäßige Post nach jeder Richtung über den Berg. Die Säumerzüge blieben nicht aus; aber der Arbeit in der Schmiede wurde doch weniger. Der Geselle war entlassen, Fausch stand wieder allein in der Werkstatt. Alles lag tief verschneit, die Hochebene war eine einzige, glatte weiße Fläche. Die Blöcke waren versunken, und die Seen lagen begraben. Die Berge in der Runde hatten ihre Düsterkeit verloren, sie waren jetzt für das Tal wie Wände aus Alabaster, und wenn die Sonne leuchtete, strahlte die weiße Welt. Wo die Straße, die wie eine einzige Furche in einem bleichen Acker war, sich, nach Norden und Süden laufend, teilte, stand das Hospiz. Die grauen Mauern waren mit Schnee beworfen, und die Gebäude sahen sich an wie eine Insel, die in einer großen Flut zu versinken droht. Äußerlich lag eine Art Hilflosigkeit über den paar Häusern auf dem einsamen Berge. Inwendig aber waren sie fest und warm, und das tat not; denn die Winterstürme kamen und rasten über das Schneefeld, und die kalten dichten Nebel kamen und brachten mitten am Tag die Nacht. Dann stockte der Verkehr auf der Welschbergstraße, tage-, wochenlang, und kam doch ein waghalsiger Mensch oder eine mutige Schar aus dem Tal heraufgestiegen, so bekreuzten sie sich, wenn sie das Hospiz noch erreichten, und keuchten: „Das war Gott versucht: Ein Weg auf Leben und Tod war das."

Den von Waltheim Ausgezogenen verging der erste Winter in derselben Zufriedenheit wie die Herbsttage und dieselbe Zufriedenheit nahmen sie in den Frühling hinüber, der die Lawinen von den Lehnen warf. Als die Gefahr der Schneestürze geringer war, begann es auf der Straße wieder lebendig

zu werden, und einer der ersten, der kam: war Hallheimer, der Händler. Es war ihm zweierlei anzusehen, als er kam, einmal, daß die Krankheit arg mit ihm umgesprungen war, denn er war noch dürrer und sein dünner Bart schien noch spitzer geworden; zum zweiten, daß er auf diese Reise auf den Welschberg neugierig gewesen. Den Schmied grüßte er zuerst, da er mit seinem Wagen gleich vor die Stallungen hingefahren war, wollte wissen, wie es ihm gefiele, und brachte Nachricht von der Waltheimer Schmiede, für die er einen Käufer in Aussicht hatte. Fausch stand an seiner Werkbank und ließ die Worte über sich ergehen, murrte auch dann und wann einen Bescheid und ließ durchblicken, daß der Tausch ihn nicht reue. Dann trieb es den Händler ins Gasthaus hinüber. Simmen, dem er ein guter und, weil er immer Neues brachte wohlgelittener Gast war, begrüßte ihn mit Hallo, und Hallheimer hatte bald das Gespräch, wo er es haben wollte. „Wie geht es mit dem Schmied?" fragte er.

„Ein eigener Kauz ist er," sagte Simmen. „Aber arbeiten kann er!"

Hallheimer ereiferte sich, daß seine kleinen Augen funkelten. „Es steckt etwas in dem Menschen", meinte er. „So knorrig und knurrig er nach außen ist, wie der ewige Werktag, er hat einen andern Menschen in sich, einen Sonntagsfeinen, ihr müßt es glauben oder nicht. Für alles Schöne hat er Verstand. Ruppig kann er wohl sein, stachlig und zum Dreinhauen störrisch. Beispielsweise wie er dem Buben fürs Leben einen Denkzettel angehängt hat!"

„Wieso?" sagte Simmen arglos. „Seinem Buben, dem Franz?"

Der Händler horchte auf. „Franz? — Franz nennt er ihn jetzt, — den Buben?" fragte er.

Der Wirt hieß ihn erklären, was dabei sei.

Da erzählte Hallheimer Kains Geschichte, die seines Lebens und die seines Namens.

„So — so," sagte Simmen, „ein unehrlicher ist er, der Bub?" und die Sache schien ihn zu beschäftigen.

Hallheimer blieb die Nacht im Gasthaus, und, wie aufgezogen, konnte er von dem Schmied nicht stille werden, horchte bei dem und jenem im Haus, was sie sagten zu Stephan Fausch, und erzählte der Simmenin und der Magd, die ihm das Abendessen brachten, und den Knechten, bei denen er nachher in der unteren Stube saß, die Geschichte, daß und warum Fauschs Bub Kain hieß. Er dachte sich nichts Böses dabei, wußte doch dort, von woher er kam, jeder, was er hier erzählte. Er berichtete es auch nur immer wieder im Eifer des Gesprächs und um denen, die zuhörten, zu beweisen, was für ein trotz seiner Ungeschlachtheit merkwürdiger Mensch Stephan Fausch sei.

Es war ein Zufall, daß weder Kain noch Fausch an diesem Abend nach dem Gasthaus kamen; aber die Vincenze hörte die Geschichte und saß nachher in einer Ecke der Stube, versonnenen Blicks und mit heißem Gesicht.

Am andern Morgen war Hallheimer schon südwärts gefahren, als Kain aus der Milchhütte heraufkam und drei am Hause beschäftigten Knechten aus dem Hospiz in die Hände lief. Es fiel ihm auf, daß sie mit den Blicken nicht von ihm loskamen, dabei dies und jenes Wort einander hinwarfen und

nachher lachten, als lachten sie über ihn. Er grüßte sie, hielt an und sagte ein: „Schon fleißig, so früh?“

Sie sahen einander mit dummen Gesichtern an. Einer aber, ein frecher, der hinter sich am Boden schon in dieser Frühstunde die Branntweinflasche stehen hatte, sagte: „Du — einen schönen Namen hast eigentlich du!“

Dann lachten sie wieder und lauter.

„Namen? —“ stotterte Kain. Er wußte im Augenblicke nicht, was sie meinten; aber plötzlich schoß ihm das Blut zu Gesicht. Den langen Weg von Waltheim bis hier herauf hatte die Nachricht von seiner Schande getan! Er wußte kein Wort mehr zu sagen, nicht einmal ansehen konnte er die drei. Mit gesenktem Kopf schlich er fort.

Eine Weile darauf stand er in der Werkstatt, wo Fausch neuen Hufeisenvorrat für den Sommer schmiedete. Dieser hatte ihn nicht kommen hören, entdeckte ihn, sich umwendend, zufällig, wie er, den Kopf auf der Brust und die Arme schlaff herabhängend, in einer Ecke stand. „Was ist denn?“ fragte er.

Da blickte Kain auf. Sein Gesicht zuckte. „Jetzt wissen sie hier — alles wissen sie,“ sagte er langsam.

Fausch ließ den Hammer los. „Was wissen sie?“ fragte er.

„Den — meinen Namen.“

Der Jähzorn sprang den Schmied an. „Ich will gerne sehen, wer dich anders heißt als Franz hier.“

„Ich will gehen, Vater“, sagte Kain, „in die Welt — da ins Welsche hinab oder — will ich gehen.“

„Narrheit,“ fuhr Fausch auf. „Mach dich an die Arbeit. Tritt mir den Balg da!“

Der Bub gehorchte ohne Widerrede. „Am Abend können wir es besprechen,“ sagte er nur noch. Dann tat er, was der Vater ihn geheißen. Sein Entschluß, fortzugehen, stand fest. Aber es schien ihm ein schweres Ding. Er würgte ein Schluchzen hinunter, das ihn ankommen wollte. Der Schmied arbeitete, als warteten hundert Pferde vor der Tür auf die Eisen, die er schmiedete. Plötzlich richtete er sich auf, legte das Werkzeug weg und wies Kain weitere Arbeit an. Er selbst ging hinaus, ohne zu sagen, wohin. Draußen wendete er sich dem Gasthaus zu und trank, was er hie und da tat, in der Knechtstube ein Glas. Dabei gewahrte er, was er erwartet hatte: sie schauten ihn mit andern Blicken an als gestern. Simmen, auf den er traf, fragte, warum der Bub nicht herüberkomme. Dann fügte er mit halb spöttischem, halb zornigem Blick hinzu: „Allerlei erfahren habe ich von Euch und dem — dem Franz. Gerade glimpflich seid Ihr nicht umgegangen mit dem seinerzeit.“

Fausch wollte fragen, woher er das wisse, dann fiel ihm Hallheimer von selber ein und wie es ein Wunder war, daß die auf dem Welschberg nicht schon früher Kains Namen und Geschichte erfahren. Er gab dem Wirt nicht Bescheid, sah verstockt in sein Glas, trank es in einem Zuge leer, murrte etwas, was Simmen nicht verstand, und trollte sich. Eine Weile später trat er wieder in die Werkstatt, wo Kain noch immer beschäftigt war. Er grüßte

nicht, ging planlos einmal auf und nieder, den Blick auf die Werkbänke gerichtet, wie wenn er etwas suchte. Dann sagte er ungeduldig, als ob er ihn schon einmal fortgeschickt hätte, zu Kain: „Geh jetzt du!"

„Wohin?"

„Kannst nicht das Holz aufschichten, das sie gestern abgeladen haben," murrte er. Da wandte sich Kain und ging hinaus.

Stephan Fausch stand einen Augenblick und sah auf die Hintertüre, durch die der Bub hinausgetreten war; dann setzte er sich auf den Ambos, legte die Ellbogen auf die Knie und starrte mit vorgebeugtem Kopf auf den Boden. Eine dürftige, durch den breiten Werkstatteingang quellende Helle traf ihn und hob ihn und seinen Sitz sonderbar aus der Düsterkeit des übrigen Raumes heraus. Er saß so ohne Bewegung da und war von den ungefügen Schuhen bis zum schwarzen wolligen Scheitel eine so düstere Gestalt, daß nicht leicht zu sehen war, wo das Eisen seines Sitzes aufhörte und der lebendige Mensch anfing und ob nicht das Ganze eine eiserne Statue war. Auch hätte ihm keiner angesehen, daß es in ihm wühlte und arbeitete und stritt.

Aber Stephan Fausch sann. Da war es gekommen, die lange Straße von Waltheim herauf in den Berg, das Lästern, dem sie hatten ausweichen wollen. Gerade so gut wie hierher konnte dieses Maulen und Klatschen ihm durch die ganze Welt nachreisen, dem Kain. Da war kein Ausweichen! Daß er das sein ganzes Leben lang hinter sich her hat, daran bist du schuld, Stephan Fausch! Aber haha, recht ist es, ganz recht! Dich haben sie auch nicht gefragt, ob du es gern hast, als dir die Maria — haha! So soll er es auch haben, der Sündenbub, den Sündernamen! Muß ihn haben!"

Es war der alte Kampf zwischen Trotz, Starrsinn und dem andern, dem Mitleid mit dem Buben, der in Fausch wieder anhob. Nur war der Kampf noch nie so schlimm gewesen. Das rang miteinander und riß den starken Menschen hin und her wie ein Rohr, ob er auch außen noch so still saß. Es kamen auch andre Gedanken. Fort wollte er, der Bub! Allein! Auseinander mußten sie! Ja, ja, freilich, allein kam er eher unbemerkt durch die Welt. Ja, freilich! Aber auseinander!

Fausch zuckte zusammen. Den Buben nicht mehr um sich haben, nicht mehr sehen den, — in dem — die Maria noch immer Leben hatte! — Es litt ihn nicht mehr auf seinem Sitz. Er stand auf und schritt hin und her. Hergeben — den — den Bub! — Der Gedanke weckte wieder den seltsamen Hunger nach Kain in ihm. Es trieb ihn an die Tür, damit er ihn sehe.

Der Bub schichtete drüben neben der Stalltür schwere Holzscheite aufeinander, von denen ein wirrer Haufen am Boden lag. Emsig und ohne Umsehen tat er seine Arbeit.

In diesem Augenblick kam vom Gasthaus her die Vincenze gegangen. Der Schmied trat unwillkürlich hinter die Türwand, daß sie ihn nicht bemerke. Von dorther spähte er noch immer nach Kain hinüber.

Die Vincenze näherte sich zögernd, sah sich um, ob niemand in der Nähe sei, dann trat sie hinter den in seine Arbeit vertieften Burschen, ehe er ihr Kommen bemerkt hatte.

„Den ganzen Morgen bist nicht gekommen," sagte die Vincenze zu Kain. Den Gruß hatte sie vergessen. Sie war sonst keine zum Kopfhängen und keine, die sich viel Gedanken machte. Jetzt sah sie still und ernst darein.

„Du?" sagte Kain, nach ihr sich umwendend. Dann wußte er nicht fortzufahren, nahm Scheit um Scheit und legte sie auf die Schicht.

„Ich weiß schon, warum," sagte die Vincenze. An die Holzschicht gelehnt, sah Kain sie an. Nach einer kleinen Pause sprach sie weiter. „Sie haben es erzählt, was du für einen Namen hast. Jetzt — darum kommst nicht mehr, gelt?"

„Ich gehe fort — weit fort gehe ich jetzt dann," sagte Kain, und als er es sagte, schien es ihm ganz unmöglich, daß es wahr sein könnte.

Die Vincenze sann nach. Dann trat sie näher zu ihm. „Wenn du gehst, gehe ich mit," sagte sie.

Er konnte nicht lachen über das, was sie sagte, obwohl es so unglaubhaft war. Weil er kein Wort fand, legte er die Hand auf die sich auf die Holzschicht stützende ihre und streichelte sie.

Da kam Simmen aus der Gasthaustür, hatte einen roten Kopf und rief die Vincenze scheltend an: „Steckst schon wieder bei dem Schmiedbuben, du?" Es war das erstemal, daß er etwas dagegen einwendete, daß die beiden Freundschaft hielten.

Das Mädchen wendete sich. Ihr schmales, braunes Gesicht hatte einen zornigen Ausdruck. „Ich werde es ihm sagen, dem Vater," sprach sie zu Kain im Hinweggehen. Der wußte kaum, was sie meinte. Aber sie ging langsam auf Simmen zu.

„Er will fort, der Franz," sagte sie, als sie nahe bei ihm war.

„So soll er," gab der andre übellaunig zurück.

„Dann gehe ich mit ihm," sagte die Vincenze.

Da schoß Simmen das Blut von neuem zu Kopf. Kain hörte, wie er laut schmähend hinter der Vincenze her ins Haus ging. Seine polternde Stimme drang noch lange herüber. Kain hielt ein Scheit in der Hand und lauschte.

Drüben in der Werkstatt ging Fausch von der Tür hinweg und durch die Hinterpforte hinaus. Er hatte zur Arbeit nicht mehr Ruhe.

Neuntes Kapitel.

Simmen, der Wirt, bestellte Fausch in seine kleine Schreibstube, die neben einem der Gastsäle lag. Es war ein enger Raum, ein mit Büchern und Papieren besäter Tisch stand darin, ein Stuhl vor diesem; an dem Tisch schrieb Fausch die Rechnungen für die Gäste. Jetzt brannte eine kleine Petroleumlampe an der Diele, die Helle genug an alle vier Wände und über die beiden Männer warf.

Es war am Abend des Tages, an dem der Wirt sein Mädchen Kains halber gescholten hatte.

Simmen machte ein schwer verdrossenes Gesicht.

Fausch war gekommen, wie er ging und stand, im Schurzfell, rußig, vornübergebeugt, als müßte die Stirn durch eine Wand. In seinem Kopfe schien es noch immer zu arbeiten, und manchmal war es, als sei er so mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, daß er kaum auf das acht hatte, was der Wirt von ihm wollte.

„Ihr müßt mir den Buben forttun," begann Simmen in erregtem Ton. „Das — mein Mädchen, hat sich die Augen an ihm überschaut, jawohl, so früh, die! Eingesperrt ist sie oben jetzt, bis sie zahmer wird — aber — Ihr müßt ihn forttun, den Bub, und bald."

Aus Simmens sich überstürzender Rede war der Zorn zu hören. Es mochte hart hergegangen sein zwischen der Vincenze und ihm.

Fausch blickte vor sich nieder. Eine Antwort gab er nicht. Seine Gedanken ließen ihn nicht los.

Simmen meinte, daß er seine Worte überdenke. „Es wird eineweg gut sein, wenn er in die Welt hinauskommt, Eurer," redete er Fausch weiter zu. „Es ist immer nützlich für junges Volk."

„Richtig," murrte der Schmied; er schien zu erwachen. „Ich will sehen," setzte er bei und als Simmen ihm Ratschläge gab, wohin er seinen Buben senden könnte, und sich anerbot, etwas für diesen zu tun, gab er noch ein „Ja, ja" hinzu. Der Wirt konnte das für Zustimmung nehmen, wenn er wollte. Nachdem er so die wenigen Worte vor Simmen hingebröckelt hatte, trat Fausch ein paarmal, als ob ihm der Boden heiß sei, von einem Fuß auf den andern und plötzlich ging er in derselben Haltung hinaus, in der er gekommen, mit plumpen, fast tappenden Schritten, als liefe er blindlings hinter seinen Gedanken her.

Einsilbiger als je saß er nachher mit Kain und der Katharina drüben beim Abendbrot. Nur als der Bub wieder und ernstlich vom Fortgehen zu reden anhob, fuhr er ihn barsch an: „Kannst nicht schweigen, bis gefragt wirst, du?"

Kain fürchtete sich nicht. Er heftete die hellen Augen auf ihn. „So gut als möglich will ich mir selber durchhelfen," fuhr er, von seinen Plänen sprechend, fort.

Fausch antwortete nicht mehr.

„So — muß ich gehen, ohne daß Ihr zusagt," schloß Kain in festem Ton. „Am Morgen — früh — will ich — —."

Die Katharina, die kaum recht wußte, was geschehen war, kam herüber und hielt ihn mit ihren zitternden Fingern am Ärmel fest: „Bub — Bub," mahnte sie.

Aber Fausch bot ein merkwürdiges Bild. Er zitterte am ganzen schweren Leibe, als ob ihn die Wut schüttle: „Kannst nicht warten," stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Kannst nicht warten, bis sich einer ausbesonnen hat für dich."

Kain erschrak bei seinem Anblick und lenkte ein. „Wann wollt Ihr mich dann gehen lassen?" fragte er.

„Wirst schon sehen," sagte Fausch in demselben mühsamen Ton.

Kain und Katharina blickten einander unwillkürlich an; sie hatten ihn noch nie so gesehen. Er saß ganz mit dem Oberkörper über den Tisch geworfen; zuweilen taten sich seine schwarzbraunen, hornharten Fäuste auf und schlossen sich krampfhaft wieder, als zerdrücke er etwas in der Faust.

„Seid Ihr krank?" stammelte Kain. Da nahm der andre sich zusammen. „Narrheit," knurrte er, und dann: „Du gehst nicht fort, bis ich es überdacht habe für dich."

Es war etwas an den Worten, was Kain nicht widersprechen ließ. „So will ich warten," sagte er. Im Flur wandte er sich nachher zur Katharina, die mit ihm hinausging. „Was ist mit ihm, mit dem Vater?" fragte er.

Die alte Katharina war still und nachdenklich. „Den kann einer nicht leicht erraten, deinen, den Meister," sagte sie.

Stephan Fausch aber hatte darauf eine Nacht ohne Schlaf und eine lange drangvolle Nacht. Seine Schlafstube lag über der Schmiede, war öde wie das ganze Mönchshaus; ein hartes Bett, ein Stuhl und ein Tisch standen darin. Auf dem Bett saß Fausch und hatte das Fenster offen, von dem aus er die Seen und das ganze Hochtal übersah.

Unten am Tisch, als Kain wieder vom Fortgehen gesprochen hatte, war dem Schmied ein Gedanke gekommen. „Wenn der Bub aus deinem Leben hinausgehen will, kannst du, Stephan Fausch, nicht gerade so gut aus dem seinen hinausgehen?"

Diesen Gedanken hatte Fausch mit sich in seine Stube hinaufgenommen, und er ließ ihn nicht los. Während er auf seinem Bett saß, stritt er mit diesem Gedanken.

Fausch war bisher seines Wegs gegangen und hatte sich um keinen Menschen gekümmert. Und wenn eine Wand gewesen war, so war er mit der Stirn durch die Wand gefahren, und wenn etwas im Weg gelegen hatte, so hatte er mit dem schweren Schuh danach geschlagen, daß es zur Seite flog. Jetzt sollte er einmal nachgeben, eingestehen, daß — daß er in seinem Eigensinn unrecht gehabt hatte. Wenn er dem Buben zulieb fortging, bat er diesen gleichsam um Verzeihung für das, was er ihm angetan hatte, er, Stephan Fausch, der nichts abzubitten hatte!

Der Gedanke schien ihm so widersinnig, daß er laut auflachte und nicht sitzen bleiben konnte vor Zorn. Er packte den Stuhl an der Lehne und setzte ihn zum Fenster hin, ließ sich dort nieder und sah in die Nacht hinaus.

Diese Nacht war sehr still und sehr klar. Der Himmel hatte nicht viele Sterne, aber er war wie von einem inwendigen Licht geheimnisvoll hell, und die Sterne, die er trug, waren groß und ruhig, einer besonders, der dicht über einem dunkeln Berge stand und in gerader Linie über sich einen kleineren Trabanten hatte. Der Stern hatte ein blaues, mondscheinartiges Licht, das weit über den Berg hinab zündete. Der große, feierlich stille Wall des Gebirges, der rings um die Paßhöhe gebaut war, erschien nach oben und wo er vom Himmel abstand, so scharf umrissen, daß jede Spitze sich zählen ließ; auf dem Passe selbst war noch ein leises Licht, so daß ein Stück Straße in der Dunkelheit bloßlag und eine Seefläche aus der Nacht heraufglänzte.

Zu Anfang sah Fausch die nächtige Landschaft nicht, der Zorn hielt ihm gleichsam die Hand vor die Augen. Aber allmählich fesselte ihn der machtvolle Glanz der zwei Sterne, des großen und des kleinen, und dann die dunkle Klarheit der Berge und dann die grauschimmernde Straße und der seltsame Glanz auf dem See. Je mehr aber das große, stille Bild der Nacht Macht über seine Seele gewann, um so mehr drängte es den Zorn zurück und schuf in des sonderbaren Menschen Innern eine Stille und Klarheit ähnlich derjenigen, die über dem Lande lag. Dabei rief irgend etwas in ihm die Erinnerung wach, wie in dieser gleichen Landschaft letztlich Kain, der Bub, und die Vincenze viel herumgestreift waren. Das Bild der zwei jungen, schmucken Menschen hatte sich wohl in den Rahmen dieses schönen Landes gefügt. Er sah sie noch, sah sie so deutlich, daß ihm war, als erblickte er die beiden leibhaftig, Hand in Hand, jetzt drüben am See, jetzt auf jener fernen Lehne. Vielleicht aus der Erinnerung an jenen Abend heraus, an dem er sie am Schwarzsee gesucht und gesehen hatte, wuchs in ihm ihr Bild, wie sie, schlank und jedes in seiner äußeren Erscheinung eine eigene Schönheit tragend, nebeneinander hinschritten, sich scharf und deutlich aus. Er sah sie und freute sich an ihnen, wie an der schönen Nacht und — — —

Allmählich kam das ihm zurück, um dessentwillen er noch wach saß: Kain wollte fort! Er war da oben froh und zufrieden gewesen! Jetzt sollte er hinaus!

Fausch reckte sich. „Der geht nicht fort, der Bub, das sage ich!" Als ihm das durch den Kopf fuhr, hätte er es beinahe laut hingesprochen.

Jetzt drängte sich ein andrer Gedanke hinzu: „Wenn er dableiben soll, mußt du dich arg ducken, Stephan Fausch, mußt dein halbes Leben zurücknehmen und sagen, es tut mir leid, daß es falsch war!" Er atmete schwer, als hebe er ein ganz großes, Menschenkräfte fast erdrückendes Gewicht. Dann sah er wieder Vincenze und Kain nebeneinander wandern.

„Und — und — fort mußt von dem Bub," stieg es jetzt in ihm auf. „Und — brauchst dir nichts vorzulügen — er fehlt dir überall, wenn er einmal nicht da ist. Seit — seit die Maria dir wegen des andern — hast keine Freude in deinem Leben gehabt wie ihn — so leicht ist es nicht, von ihm fortzugehen für — ganz, du brauchst dir nichts weiszumachen, Stephan Fausch!"

Der Schmied stand auf und legte die Hände auf das Gesimse seines Fensters. Er lehnte sich eine ganze Weile weit hinaus. Der Nachtwind fuhr ihm kalt über den Kopf. Aber es war, als habe er mit dem Aufstehen die letzte große Anstrengung gemacht. Er strich sich mit der unförmigen Hand über Stirne und Haar, rieb sich mit einem Finger ins Auge, als ob er eben erwacht sei, und war über das Letzte Herr geworden. Mit der seltsamen, sonntägigen Freude an den beiden, die er wandern sah in der schönen Nacht, mit der seltsamen Freude an allem Schönen, die er in sich trug, überwand er das andre Übermächtige, das der Grundzug seines Charakters war. Es war lange gegangen, Jahre hindurch, und war ein Streit gewesen wie auf Leben und Tod, aber Stephan Fausch hatte — vielleicht nur auf Tage, auf Stunden vielleicht nur, aber er hatte den Starrsinn in sich erwürgt.

Was Fausch während des Restes der Nacht besann und sich zurechtlegte, während er in der Kammer hin und her schritt, das erfuhr am Morgen Simmen, der Wirt, und konnten die andern später erraten, wenn sie wollten.

Am Morgen, nicht früh, denn es lag keine Hast in Fauschs Art, suchte er den Wirt auf. „Kann ich noch ein Wort mit Euch reden?" fragte er.

Schon der Umstand, daß der Wortkarge ungerufen kam, setzte den andern in Erstaunen. Er tat ihm willig die Tür zur kleinen Schreibstube auf, setzte sich wieder an seinen Tisch, und Fausch stand am gleichen Fleck wie am Abend vorher. Es war alles ganz wie gestern in der engen Stube, nur die Lampe brannte nicht. Ein graues Licht, von einer öden Trümmerhalle zurück- und in das eine Fenster geworfen, erhellte das Zimmer.

„Habt Ihr etwas gegen den Bub, wie er sonst ist?" begann Fausch ohne Einleitung.

Nun hatte Simmen eine gute und lange Nacht über seinen gestrigen Ärger geschlafen, und am Morgen hatte schon seine stillere und trotz ihrer Herbheit versöhnliche Frau zwischen ihm und der trotzigen Vincenze zu vermitteln gewußt, so daß sein Zorn sich gelegt hatte. Er hörte Fauschs Frage ruhig an, setzte sich in seinem Stuhle bequem zurecht und erwiderte: „Was soll ich haben gegen ihn? Im Gegenteil, er ist anstellig, ganz wohl zu brauchen und ein verdammt hübscher Mensch, nur fort müßt Ihr ihn tun, Fausch — das kann mir nicht passen, was hat gehen wollen zwischen meinem Mädchen und ihm, das — — —."

Er sagte das alles ruhig hin, zuweilen mit einer Handbewegung ein Wort noch mehr erklärend. Als er stockte, setzte Fausch zum Sprechen an. Simmen verstand das erste Wort nicht, das er sagte, denn jener stieß es nur so mühsam aus sich heraus, und erst allmählich wurde seine Rede deutlicher und zusammenhängender.

„Ich — ich — möchte Euch bitten," begann er — „behaltet ihn da, den Bub. Gezeichnet habe ich ihn mit — mit dem Namen, daß alles mit Fingern auf ihn zeigt. Un — unrecht habe ich ihm getan! Darum schickt ihn nicht weg. Ich — —."

Fausch mußte einen Augenblick innehalten. Auf seiner braunen Stirn stand der Schweiß. Er wischte sich mit der Hand unbeholfen darüber.

„Ja, ja," sprach Simmen dazwischen, „das ist schon recht, was Ihr sagt, aber — — hier kann er doch nicht bleiben, wo er jeden Tag mit der Vincenze — —."

Fausch kam näher und unterbrach den andern. Immer in der schwerfälligen und abgebrochenen Weise fuhr er fort: „Ihr habt selbst gesagt, daß er recht ist, der Bub. Er darf sich sehen lassen — meine ich."

Nun lachte Simmen: „Nur nicht für meine — für die Vincenze! Die kann Auswahl haben später einmal — Schmied — sage ich Euch, im Welschen unten sowohl wie auf unsrer Seite." Sein Lachen ging in ein Lächeln über. Es hatte ihm wohlgetan, den eigenen Geldsack zu rühmen, indem er von den Aussichten seines Mädchens sprach.

Der Schmied blickte fast ängstlich um sich. Es war seltsam, den störrischen Menschen unbeholfen und verlegen dastehen zu sehen. Er legte eine Hand

auf den Arm des Wirtes, und sie zitterte. „Ich will Euch den Bub abtreten," sagt er. „Wenn ich ganz weggehe aus seiner Nähe, wird es bald ausgestrichen sein, was er gewesen ist, wie wir gestanden haben zusammen. Glaubt es mir, Simmen. Und Ihr könnt ihn ziehen, wie Ihr wollt, nachher. Und kein Mensch wird nachher mehr fragen, wie er geheißen hat, oder woher er gekommen ist — und fällt er nicht aus, wie Ihr meint — könnt Ihr ihn immer wegschicken — könnt — —."

Er stockte. Dann streckte er die Hand aus, weil er die Worte nicht fand, und sein Gesicht war flammend rot. Es fiel ihm ein, daß er wie ein Bettler sei. Simmen sah schweigend zu Boden. Er war ein vernünftiger Mann, und er sah, was dem andern die Worte kosteten, erkannte ihn kaum wieder. Und der Bub war ein Rechter, einer, an dem sich Gefallen haben ließ — und — Simmen konnte es nicht hindern, daß das Gesicht der Vincenze ihm vor die Augen trat. Des Mädchens Wesen war nicht danach, als ob der Schmiedbub ihm nur für ein zeitweilig Spielzeug recht wäre.

„Es wird Euch nicht reuen," stieß Fausch heraus.

Da entgegnete der andre nachdenklich: „So mag es denn sein. Anstellen will ich ihn, den Franz, und — allein bleibt er hier — wie ich es gesagt habe! Was werden soll, wird die Zeit zeigen — nicht daß er meint — daß er das Mädchen bekommt — der! — Aber e r soll mir recht sein so weit!"

Das letztere sagte Simmen sich selber zur Genugtuung und hängte damit seiner Nachgiebigkeit ein Mäntelein um.

„Gut," sagte Fausch, kein Wort weiter, keines mehr, als sein mußte. Wie er sie jetzt sparte, zeigte, wie schwer er die andern ausgegeben hatte. Seine Unbeholfenheit verwandelte sich langsam wieder in Mürrischkeit. Einmal, als er schon auf der Schwelle stand, war es, als fiele ihm noch etwas ein. Er drehte sich halb nach Simmen um, aber es reute ihn. Die Stirn voran, schwerfällig stampfte er hinaus. „Ade," sagte er.

Simmen sah lange nach der Tür, durch die er hinausgegangen war. Erst jetzt drang das Bewußtsein voll auf ihn ein, eine wie bittere Stunde der Schmied gehabt haben mochte. Er sah ihn noch drüben stehen, Satz für Satz aus sich heraufholen, als täte er eine fürchterlich harte Arbeit, dann wieder stocken und gleichsam nach Worten tasten, die er nicht fand.

Mit Gewalt riß er seine Gedanken endlich von Fauschs Erscheinung los und sann über die Angelegenheit nach, die diesen hergeführt hatte. Es war ihm keineswegs lieb, daß Fausch die Schmiede wieder verließ, es hatte noch kein Arbeiter wie er darin gesessen, aber er stimmte jenem bei: „Solange er und sein Bub beisammen waren, kam ihre gemeinsame Geschichte nicht zur Ruhe. So mußte der Schmied gehen, ganz recht, mußte er. Wenn der Bub — der Franz allein da war — Simmen klopfte mit der Hand auf seinen Tisch halb ärgerlich, halb in sich hinein lachend — — — So ganz unmöglich war das eigentlich nicht, daß sie zusammenkämen, der Bursche und die Vincenze! Der Wirt dachte an die Art, wie der Franz sich in der Fremdenstube umgetan, wie die Gäste ein Wesen aus ihm machten, und er, Simmen, hatte keinen engen Sinn: ein ernsthafter und arbeitsamer Mann war ihm lieber als ein reicher

oder vornehmer, von dem man nicht wußte, ob er das erstere auch war. — So schien es ihm nicht unmöglich, das mit der Vincenze und dem Bub. Aber — Simmen pochte wieder wie ungeduldig auf den Tisch, — — mundgerecht war ihm die Sache noch nicht.

Zehntes Kapitel.

Als Hallheimer, der Händler, aus dem Welschen zurückkehrte, bekam er auf dem Welschberg etwas zu hören, was ihn erstaunte: Die Schmiede zu Waltheim sollte er nicht verkaufen, Stephan Fausch würde nächster Tage schon wieder auf sein altes Eigentum hinabziehen.

„Was es gegeben habe," fragte der Händler.

Eine Antwort bekam er nicht. Der Schmied sagte nur das grobe Wort: „Das geht Euch am Ende nichts an, Euch, was ich tue." So hatte Hallheimer eine neue Nuß an ihm zu knacken, dessen Art und Leben ihn schon oft beschäftigt hatten. Simmen, der Wirt, aber, den er nachher um den Grund von Fauschs Fortgehen fragte, machte ebenfalls Ausflüchte.

Stephan Fausch lebte indes die Tage dahin, wie er sie immer gelebt hatte; hier und da nagelte er eine Kiste Habseligkeiten zu und machte so seine Habe allmählich wieder reisebereit. Kain und die Katharina gingen mit einer Art Scheu, fast auf den Zehen, um ihn herum. Es war etwas an Fausch, was sie nicht recht begriffen, und was sie beide unwillkürlich klein und demütig machte. Sein Wesen hatte sich doch in nichts geändert; er sparte die Worte, wie immer, und was er sagte, klang mürrisch. Selbst an dem Morgen war das nicht anders gewesen, als er Kain in die Werkstatt gerufen und ihm mitgeteilt hatte, daß er wieder nach Waltheim ziehe. Kain hatte hoch aufgehorcht, dann widersprochen und, vom Vater rauh angelassen, endlich geschwiegen, um sich alles zu überlegen. Jetzt, nach Tagen, sann er noch daran herum. Bald überwog in ihm die Freude, bald der Zweifel, Freude, weil er, Kain, auf dem Hospiz bleiben sollte, Zweifel, weil er den plötzlichen Entschluß des Vaters fortzugehen, nicht verstand. Eines war ihm klar: Wenn er selbst vom Vater losgelöst war, so mußte die Schande eher still werden, schlief es wohl allmählich ein, daß jener ihn einst mit dem Sündennamen gerufen. Allein hatte er, Kain, wohl den Mut, da oben zu bleiben, sich noch eine Weile von ein paar Knechten oder Mägden ausspotten zu lassen, bis — bis die Spötter müde waren. Aber der Vater? Was ging mit dem sonderbaren Mann vor? War es nicht fast gewiß, daß er ihm, Kain, ein Opfer brachte, indem er ging? Reute ihn das, was er ihm einmal angetan? Und hatte er gar — manchmal aus kleinen Dingen schien das so — hatte er für ihn, Kain, etwas wie Anhänglichkeit?

Der junge Mensch konnte das alles ruhig überdenken. Er hatte bisher für Fausch weder Liebe noch Abneigung empfunden. Der Vater hatte in seinem Leben wenig getan, um jene zu wecken, und doch zuviel, um diese aufkommen zu lassen. Aber je mehr er jetzt an Fausch herumriet und sann, desto klarer wurde ihm, daß in dessen innerstem Wesen etwas war, was er bis jetzt weder erkannt noch begriffen hatte, etwas, das ihm zu denken gab, ihn scheu machte, als stünde jener auf einmal ganz hoch über ihm.

Indessen ging die Zeit herum. Fauschs Habseligkeiten waren eines Tages alle gepackt. Derselbe Wagen stand jetzt wieder vor der Tür, der diese Habseligkeiten vor Monaten heraufgebracht hatte. Er wurde beladen, und auf eine Kiste setzte sich Katharina, das zerfallene alte Weib. Ihre Augen wurden heute nicht trocken, denn es blieb einer hier oben zurück, auf dem sie viele Jahre als einer Art Trost geruht hatten, Kain.

Kain wohnte schon seit Tagen im Gasthaus, teilte mit einem jungen Knechte die Kammer und hatte auf der Welt nicht zu klagen. Die Zahl der Gäste hatte wieder zugenommen, es gab viel Arbeit, und Kain und Vincenze tummelten sich, wie ehemals, in der Herrenstube. Beiden lief die Arbeit noch mehr als früher von der Hand, denn eine innerliche Freude machte ihnen die Gesichter hell und die Hände leicht. Die wohlgefälligen Blicke der Gäste folgten ihnen. Sah die Wirtin herein, so blieb ihr Gesicht zwar herb und ernst, wie je, aber sie fand an Kain nichts auszusetzen, und schaute Simmen selbst in der Stube zum Rechten, so nickte er eins vor sich hin und ging wieder: es ließ sich nicht schlecht an mit dem Schmiedbuben, eine rechte Hilfe war der im Haus! —

Die Pferde am Wagen Stephan Fauschs zogen an, die Fuhrleute liefen nebenher. Da kam Kain mit dem Vater vom Gasthaus her, wo der noch Abschied genommen hatte. Simmen und ein paar andre Leute traten vor die Tür, um sie abfahren zu sehen.

„Bis an den Schwarzseeweg komme ich mit," sagte Kain zu Fausch, eilte hinter dem Wagen her, schwang sich hinauf und setzte sich zur Katharina. Er wie ein junger Baum, schlank und biegsam, sie morsch wie ein alter, ganz alter Ast; es gab kein verschiedeneres Paar. Stephan Fausch achtete auf niemanden. In seinem schweren, dunkeln Gewand, die Schmiedemütze auf dem Kopf, ging er hinter dem Wagen her, senkte die Stirn und verfiel in die großen regelmäßigen Schritte, die zu dem knarrenden Drehen der Räder paßten. Selbst um Kain schien er sich kaum zu kümmern.

Das Wetter wollte umschlagen. Die Wolken jagten sich am Himmel und spannen sich langsam zu einer silbergrauen toten Decke zusammen. Aber die Sonne hatte hinter ihr noch Kraft genug, daß ein blendender Schein in die Landschaft fiel. Scharf hingezeichnet lag die graue Straße mit den Seen zu Seiten und den düsteren Felsen im Norden, in die sie sich verbarg. Über die helle Straße, durch den blendenden Schein fuhr der schwere Wagen und trottete schwerfällig der Schmied.

Jetzt blieb er einige Schritte zurück.

Da legte die Katharina die zittrige Hand auf die Kains. „Ich muß es dir sagen," hob sie heimlicherweise an, dabei nach Fausch hinüberspähend, als könnte der sie hören.

„Ja?" fragte Kain.

„Glaubst mir, daß es ihm halb ans Leben geht, ihm," sagte sie, auf Fausch weisend, „daß er dich nicht mehr haben wird, nachher."

„Ja — ich —" sagte Kain, dann stockte er. Sein Blick ging nach dem Vater hinüber; die Empfindung, daß der etwas Großes für ihn tat, drängte sich ihm mächtiger auf.

„Magst mir's glauben," raunte die Katharina. Dann verstummten beide und ließen nur unwillkürlich die Blicke scheu auf dem nachstapfenden Schmied haften.

Die Seen kamen hinter sie zu liegen, und die Felsen rückten näher. Weit hinten vom Hospiz her kam jemand eiligen Ganges gelaufen. Es war Kain, als erkenne er die Vincenze; aber sie bog von der Straße ab in hügeliges Mattland hinein und verschwand. So war er nicht sicher, ob er recht gesehen hatte. Er und die Katharina verfielen jetzt in ein Gespräch, das sich auf das nahe Auseinandergehen bezog. Der Kummer überkam dabei die Alte, und die Tränen liefen ihr reichlich die Rinnen ihres Faltengesichts hinab. Kain gab sich Mühe, sie zu trösten, und Mitleid und Anhänglichkeit machten ihn so eifrig, daß er übersah, wie sie am Schwarzsee vorüberfuhren und die Straße sich talwärts zu winden begann. Als er wieder auf die Gegend achtete, waren sie schon ein Stück abwärts gefahren, und er hieß hastig die Fuhrknechte halten, damit er absteige. Dabei sah er sich nach Fausch um, der nirgends zu sehen war.

„Er ist nicht nachgekommen, der Vater," sagte er zur Katharina. „Auf ihn warten könntet Ihr hier," fügte er hinzu und schloß: „Ich muß jetzt. Ich treffe ihn auf der Straße, den Vater." Dann gab er der Alten die Hand.

„Wir werden einander schon nicht mehr sehen," klagte sie.

„Leb gesund," sprach er zu ihr. „Du wirst froh sein, wenn du da unten wieder im Alten bist!"

Dann sprang er ab. Rasch stieg er bergan und sah sich nicht mehr nach dem Wagen um, der in der Straße hielt. Eine Unruhe trieb ihn unwillkürlich vorwärts. Es war sonderbar, daß der Vater nicht nachkam.

Als er sich dem Eingang zur Paßhöhe näherte, sah er den Schmied am Rand der Straße stehen. Er lehnte sich an einen Felsblock, über den hinweg Ausblick über die Hochebene war. Der stechende Schein, den der weiße Himmel auf die Erde warf, war noch greller geworden. Die ganze Talfläche schien nah vor das Auge gerückt. Die dunkeln Seen glänzten; ein blendender Streif, lag die Straße dazwischen. Die Berge standen zum Wall gereiht düster unter dem gleißenden Himmel und zeigten jeden Riß und jede Schrunde im Felswerk, und diese waren wie Narben an ihren verwetterten Leibern.

Als Kain herantrat, wendete sich Fausch um. „Warten sie schon unten?" fragte er.

Eben da kam etwas zwischen den Felsen hervor, an denen er gestanden hatte. Es war die Vincenze. Sie tat, als ob ihr Kommen selbstverständlich sei, aber das Blut stieg ihr ins Gesicht. „Ich habe Euch nicht ade gesagt, Schmied," sagte sie.

Er nahm ihre Hand in die seine, und als Kain in diesem Augenblick herantrat, faßte er auch dessen Rechte und legte sie zu der der Vincenze. Die beiden Hände hatten leicht Raum in seiner einen. Dabei lachte er. Dieses Lachen war aber etwas so Seltenes und Fremdes, daß es sein ganzes Gesicht veränderte. Es war weder lustig noch spöttisch. Es lag darin vielleicht alles, was Stephan Fausch an Freundlichkeit zu geben hatte. Der Blick seines einen

Auges war dabei größer und stiller als sonst. Er glitt über Kain und Vincenze hin. Und da er sie so mit einem Blick gleichzeitig ansah, empfanden sie, als ob er sagen wollte: „So — ihr — zusammen gehört ihr also, ihr zwei!“ Dabei fuhr er mit seiner freien Hand einmal über ihre beiden, und das war vielleicht, wie das Lachen, die erste Liebe, die, seit die Maria tot war, Stephan Fausch einem andern zu fühlen gab. Es war eine sparsame, dürftige und trockene Liebe und nichts Weiches daran; nur als seine Hand die Kains berührte, geschah, was keines bemerkte, zitterten in dem schwarzen wolligen Bart die schwulstigen Lippen einmal nur ganz kurz. Es war eine unwahrscheinliche Sache und doch — vielleicht hatte Fausch einen Seufzer in sich erstickt. Dann nahm er den Blick von ihnen und während er sich umdrehte, flog sein Auge noch einmal groß und langsam und als löste es sich schwer, über die Hochebene, bis hin ans Hospiz und über die dunklen, zerrissenen Berge und über den weißen Himmel darüber.

„So, ade,“ sagte dann Fausch zu Kain und dem Mädchen, ließ ihre Hände fallen und ging, ganz wie sonst mit gesenkter Stirn, schwerfällig, im Äußern die Mürrischkeit verratend, die er im Wesen hatte. Er sah sich nicht mehr um.

Kain und Vincenze schauten lange hinter ihm her. Sie konnten ihn wohl beobachten. Wenn er auch auf Augenblicke in einer Windung der Straße verschwand, tiefer unten sahen sie ihn wieder auftauchen und konnten ihn bald hinter dem Wagen herschreiten sehen, dunkel und plump und groß.

Kain war ganz still. Er hatte den Hut abgenommen und hielt ihn in beiden Händen. Er wußte selber nicht, warum er das tat. Er staunte dem Vater nach, und seinethalben hatte er unwillkürlich den Hut abgenommen.

Vincenze wandte sich jetzt zu ihm. Sie atmete rasch, als ob sie erst jetzt sich von dem vorigen schnellen Laufen erhole. „Weißt, warum ich euch nachgelaufen bin, Franz?“ fragte sie. Ihre Augen glänzten.

Kain schüttelte den Kopf.

„Es fiel mir auf einmal ein, daß er dich mit fortnehmen könnte, dein Vater.“

Die Angst, die sie hergetrieben hatte, war noch in ihren Worten und in ihrem Blick zu erkennen. Kain legte seine Hand dankbar auf die ihre; dabei schauten sie immer noch auf den Zug, der sich talzu bewegte.

„Er ist ein sonderbarer, dein — der Schmied“, flüsterte die Vincenze wieder. „Ich habe mich immer halb gefürchtet vor ihm.“

Da schien Kain aus tiefen Gedanken zu erwachen. Er wandte sich, nahm das Mädchen bei der Hand und hob an, mit ihr dem Hospiz wieder zuzugehen. Dabei schaute er mit großen Augen ins Weite. Den Hut trug er noch immer in der Hand. Plötzlich blieb er stehen. „Es ist mir,“ sagte er, immer mit sinnendem Blick, „daß wir ihn alle mißverstanden haben, den Vater.“

Die Vincenze wagte nicht zu erwidern, so seltsam war sein Wesen. Er schritt schweigend neben ihr hin, und an diesem Abend und noch oft nachher war er mit den Gedanken mehr bei dem Vater, der gegangen war und nicht wiederkam, als bei Vincenze, an die er sein Herz gehängt hatte, und von der er bald wußte, daß Simmen sie ihm nicht verweigern werde.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Oktober.

Der Friedensschluß zwischen Japan und Rußland hat in der gewitterschwülen Spannung der Weltpolitik eine wohltätige Depression herbeigeführt. Wenigstens für die Neutralen. Bei den Kriegführenden selbst wogt die Erregung noch hin und her. Weder die russische Armee in der Mandschurei noch das japanische Volk sind mit dem Abschluß des Friedens einverstanden, die einen nicht, weil sie um die Revanche auf dem Schlachtfelde gekommen sind, die andern nicht, weil sie ihre Erfolge überschätzt hatten. Das sonst so ruhige Volk der Japaner, das während des Krieges eine so ausgezeichnete Haltung voll Ernst und Würde bewahrt hatte, ließ sich, als die Friedensbedingungen bekannt wurden, in den Hauptstädten aus Ärger und Unwillen zu Tumulten und Ausschreitungen gegen die Behörden und die Fremden hinreißen. Eine wirkliche Beruhigung ist erst eingetreten, als das neue Bündnis mit England am 27. September in seinen Einzelheiten veröffentlicht wurde. Fortan werden sich England und Japan bei jedem Angriffe einer fremden Macht zu Lande und zu Wasser Hilfe leisten. Nicht nur in Ostasien, sondern auch bei der Bedrohung der indischen Grenzen werden sie zusammenstehen. Die englische Presse leugnet natürlich, daß der neue Vertrag eine feindselige Spitze gegen Rußland richte, aber die Freude der Japaner, welche die Verkündigung des Bündnisses in Tokio mit einer festlichen Illumination begrüßten, beweist deutlich, daß sie darin eine starke Schutzwehr gegen neue russische Eroberungsgelüste sehen. Unter diesem starken Schutz hoffen sie ihre Hegemonie über Korea politisch und wirtschaftlich dauernd begründen und die Mandschurei ihrem Handel im weitesten Sinne untertänig machen zu können.

Während Witte, der Held des Dramas in Portsmouth, in Paris und Berlin eine überaus sympathische Aufnahme gefunden hatte, und von dem Kaiser Wilhelm im Jagdschloß Rominten, bei der Reise nach Petersburg, als eine historische Persönlichkeit mit fürstlichen Ehren willkommen geheißen wurde, hat sich in Rußland kaum die gebildete Gesellschaft zu seinem Empfange geregt. Man sollte meinen, das russische Volk müßte in seiner gegenwärtigen Lage, bei der drohenden Hungersnot und den unmittelbar bevorstehenden Wahlen zur Duma, das Aufhören des unglücklichen Krieges wie die Befreiung von einem Alpdruck empfinden und dem Bringer des Friedens entgegenjauchzen. Aber man darf das russische Volk nicht nach westeuropäischen Anschauungen beurteilen. Es ist noch ohne jedes Gefühl und Verständnis für den politischen Zusammenhang der Dinge und ahnt nicht, wie eng der Krieg und die Wandlungen, die sich jetzt in seinem Dasein vollziehen, miteinander verknüpft sind. Ein Engländer, W. Stead, der seinerzeit für die Einladung des Zaren Nikolaus II. zu der ersten Haager Friedenskonferenz eifrig in Wort und Schrift eintrat und sich seitdem am russischen Hofe eines gewissen Ansehens und einer gewissen Gunst erfreut, sieht in dem Manifest des Zaren vom 19. August

über die Berufung der Duma die Morgenröte einer besseren und glücklicheren Zeit für Rußland und gedenkt die Russen durch die Aufklärung über die englische Verfassung für ihre eigene vorzubereiten. Demselben Zwecke diente auch die Vereinigung der Vertreter der Semstwos, die in der letzten Septemberwoche in Moskau in einem Privathause unter der Aufsicht eines höheren Regierungsbeamten tagte und sich mit der Erörterung des zarischen Manifestes und der Wahlen zur Duma eingehend beschäftigte. Die Verhandlung hatte den Charakter eines Vorparlaments: manche unter den Teilnehmern fühlten sich schon als künftige Volksvertreter. Sie stellte eine Reihe weitgehender Forderungen auf, aber gegenüber der Überschwenglichkeit und Phantastik des russischen Durchschnittsliberalismus bewahrte sie während der Verhandlungen eine verständige und angemessene Haltung und bewies, daß ihr der Sinn für die Wirklichkeit und die Erkenntnis des Erreichbaren trotz aller leidenschaftlichen Wünsche nicht verloren gegangen war. So unzureichend, an dem Maßstab einer konstitutionellen Verfassung gemessen, ihr die Einrichtung der Duma erscheint, erklärte sie sich doch für die Vornahme der Wahlen zu derselben und den Versuch, Verfassung und Verwaltung Rußlands durch die Duma zu reformieren. Ihr wie dem Engländer setzt die Reichsduma die Freiheit der Person und der Presse, der Vereine und der Versammlungen voraus, und in Wirklichkeit begreift man nicht, wie sich die Wahlen ohne dieselben vollziehen könnten. Durch die Verbreitung seiner Verhandlungen und Beschlüsse sucht der Semstwo-Kongreß in den Massen aufklärend zu wirken und Einfluß auf die Wahlen zur Duma zu gewinnen. Eine neue Berufung des Kongresses ist für den November vorgesehen; zu ihm sollen auch die Vertreter der Bauerngemeinden eingeladen werden. Dies sind verheißungsvolle Anzeichen eines erwachenden politischen Lebens in Rußland, Hoffnungsstrahlen in dem trüben Bild, das die blutigen Straßenkämpfe zwischen Tataren und Armeniern in Batu am Kaspischen Meere, die schwere Heimsuchung der Naphthaindustrie infolge dieser Unruhen und der große Arbeiterstreik in Moskau von den inneren Zuständen des Reiches enthüllten. Sie würden eine mächtige Förderung, praktisch und moralisch, erhalten, wenn die Ehrung, die der Zar Witte durch die Verleihung des Grafentitels verliehen hat, der Vorbote wäre, daß dieser hervorragende Mann, der das Vertrauen der russischen Liberalen wie des Auslandes genießt, auserlesen sei, in der weiteren Entwicklung des Reiches eine entscheidende Rolle zu spielen.

Seit dem 25. September zählt Europa einen unabhängigen Staat mehr. In Karlstad haben sich die schwedischen und norwegischen Bevollmächtigten über die Trennung der Union geeinigt. Eine Weile schien es freilich, als ob die Verhandlungen statt zum Frieden zum Bruche führen würden. Nicht aus unüberwindlichen Gegensätzen der Interessen, sondern aus gegenseitiger Leidenschaft und unüberwindlichem Mißtrauen. Die Norweger hatten seit einer Reihe von Jahren, im Hinblick auf ihre Trennung von Schweden, die südliche Grenze ihres Landes mit einer Kette von Befestigungen vor einem etwaigen Angriff geschützt; die Schweden sahen darin nicht mit Unrecht eine Bedrohung ihrer unbefestigten Grenze. Sie forderten darum die Auflassung dieser Befestigung und die Herstellung einer neutralen Zone zwischen den beiden Reichen. Erst nach langen Verhandlungen haben die Norweger, die unter dem Bann ihres Mißtrauens einen plötzlichen Überfall ihrer Hauptstadt seitens der Schweden befürchten, unter der Bedingung darin eingewilligt, daß ein Schiedsvertrag auf die Dauer von zehn Jahren zwischen Schweden und Norwegen geschlossen würde. Nach diesem Vertrage sollen alle Streitigkeiten, die nicht die Lebensinteressen, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit einer der beiden Nationen berühren, vor den Haager Schiedsgerichtshof verwiesen werden. Der Gedanke des Schiedsgerichts hat damit einen Triumph über die nationale Verbitterung und Eifersucht gefeiert. Über die andern schwedischen Forderungen: die Weidegerechtsame der Lappen im hohen Norden, den Transitverkehr zwischen beiden Ländern, die Verschiffung der schwedischen Eisenerze von den norwegischen Häfen am Atlantischen Ozean und die Benutzung

der gemeinschaftlichen Wasserwerke einigte man sich leichter. Nach der Billigung dieses Entwurfes in beiden Reichstagen soll der schwedische Reichstag von Norwegen ersucht werden, schwedischerseits die Reichsakte aufzuheben und den König aufzufordern, die Unabhängigkeit Norwegens anzuerkennen. Im Laufe der letzten Monate dieses Jahres wird sich also schiedlich und friedlich die Auflösung der nordischen Union nach neunzig Jahren ihres Bestehens vollziehen. Denn wenn auch in Norwegen der äußerste Radikalismus gegen den Vertrag eifert und seine Bestätigung oder seine Verwerfung nicht von dem Storthing, sondern von einer Abstimmung des Volkes fordert, so ist an seiner Anerkennung durch die überwiegende Mehrheit der Nation nicht zu zweifeln. Um so mehr, da die Handelswelt des Landes, voran alle großen Banken, in einer Adresse an den Storthing, in der sie die Notwendigkeit betonen, das Geschäftsleben und die Finanzen des Landes wieder in geordnete Verhältnisse zu bringen, für den Frieden mit Schweden eintreten. Der Vertrag mit Schweden ist denn auch von dem Storthing am 9. Oktober mit großer Mehrheit, 101 Stimme gegen 16, gebilligt worden. Schon aber bereiten sich, noch ehe die Auflösung der Union aus der bloßen Tatsache zum Recht geworden ist, die erbittertsten Kämpfe über die künftige Regierungsform vor. Eine rücksichtslose Propaganda setzt für die Proklamierung der Republik ein und bekämpft die Kandidatur eines dänischen Prinzen. Wie recht hatten diejenigen, die bei den Vorgängen im Juni dieses Jahres voraussagten, daß die vielgerühmte und bewunderte Einheit und Einstimmigkeit des norwegischen Volkes in dem Augenblick der Auflösung der Union in die Brüche gehen und die politische Leidenschaft, die sich bisher gegen die Schweden entladen hatte, sich gegen die eigenen Volksgenossen kehren würde.

Ungeduldig, wie die Norweger, erheben die Ungarn den Ruf nach einer Trennung von Österreich. Der Ausgleich von 1867, der mit der Versöhnung zwischen dem ungarischen Volke und dem Hause Habsburg auch die Zweiteilung der österreichischen Monarchie herbeiführte, hat längst an Wirkung und Bedeutung verloren; Deak, sein Schöpfer, der einst als Nationalheiliger Ungarns verehrt wurde, ist aus einer lebendigen zu einer historischen Größe geworden. Dabei verdanken die Ungarn die Steigerung ihres materiellen Wohlstandes und ihres politischen Ansehens allein dem Ausgleich. Die Voraussetzung der Gleichberechtigung beider Reichshälften verschob sich schon in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu ihren Gunsten. In Zisleithanien vermochten die Deutschen in dem beständigen Hader der Nationalitäten und bei dem Mißtrauen der Hofpartei gegen sie ihre Hegemonie nicht zu behaupten, und je mehr sie aus der früheren Stellung zurücktraten, desto größeren Einfluß gewann die ungarische Aristokratie. Der politische Schwerpunkt Österreich-Ungarns rückte immer mehr von Wien nach Budapest. Diese Entwicklung hat den angeborenen Stolz und Ehrgeiz der Magyaren noch höher anschwellen lassen, der „ungarische Globus" wurde für sie zu einem besonderen Stück Welt. Die Absicht, den Ausgleich und mit ihm die staatsrechtliche Verbindung mit Österreich aufzulösen, ist allmählich bewußt und unbewußt zum Wunsch der Nation geworden. Sie findet ihren Ausdruck in der Forderung der ungarischen Kommandosprache für die ungarischen Regimenter des gemeinsamen Heeres und in der Schaffung eines selbständigen ungarischen Zollgebietes. Mit dem Ausgleich zugleich war die liberale Partei als seine Stütze im Reichstage emporgekommen und hatte trotz aller Wandlungen der Anschauungen und der Personen jeden Angriff auf die Grundlagen des Ausgleichs siegreich zurückgewiesen. Aber ihre Herrschaft im Parlament wurde seit zwei Jahren von der radikalen Minderheit, die sich zur Vertreterin der nationalen Freiheit und Unabhängigkeit aufgeworfen hatte, durch eine ebenso hartnäckige wie skrupellose Obstruktion bekämpft, gehindert und schließlich aufgehoben. Bei den letzten Wahlen im vergangenen Jahre hat diese Opposition die Mehrheit erhalten, die liberale Partei ist auf die Verteidigung zurückgedrängt worden. Nach ungarischem Staatsrechte müßte die Mehrheit, die unter drei Führern: Franz Kossuth, dem Grafen Apponyi und dem Baron Banffy steht, das neue Ministerium stellen, aber eine Einigung zwischen

ihr und dem Könige Franz Josef über das Regierungsprogramm ist bisher nicht gelungen. Denn der König sieht in jeder Lockerung des staatsrechtlichen Verhältnisses der beiden Reichshälften zueinander, in jeder Schwächung der Einheitlichkeit der gemeinsamen Armee eine Erschütterung der europäischen Stellung des Reiches und fürchtet in den nationalen Ansprüchen der Ungarn die Folgen, die zur Personalunion führen müssen. In einer kurzen Audienz, die er den Vertretern der parlamentarischen Mehrheit am 23. September in der Hofburg zu Wien bewilligte, teilte er ihnen sein Ultimatum mit. Aus dem Regierungsprogramm müßten alle auf die Kommandosprache bezüglichen militärischen Fragen ausgeschlossen werden und die Grundlagen der pragmatischen Gemeinsamkeit sowohl in bezug auf das Heer wie auf die auswärtigen Vertretungen unberührt bleiben; eine Änderung der wirtschaftlichen Grundlagen des Ausgleichs vom Jahre 1867 könne nur durch gegenseitige Verhandlungen zwischen den beiden Reichshälften beschlossen werden; das Budget, die Rekrutierung und die Handelsverträge müßten votiert, die Wahlen zu den Delegationen vollzogen und eine Vorlage auf Grund der zweijährigen militärischen Dienstpflicht angenommen werden. Diese Forderungen stehen im direkten Widerspruch nicht nur zu dem Programm der Opposition, sondern zu den Anschauungen und Gesinnungen aller ungarischen Parteien, und niemand vermag die Mittel anzugeben, durch welche die Krone sie bei der Wiedereröffnung des Parlaments nach der Vertagung, die auf den 10. Oktober bestimmt war, zu verwirklichen hofft. Der Vorsitzende des ungarischen Ministeriums, Baron Fejervary, hat dem Könige ein neues Wahlgesetz für Ungarn vorgeschlagen: durch die allgemeine, direkte und geheime Volkswahl gedenkt er die ungarische politische Opposition zu brechen. Das allgemeine Wahlrecht soll die Ungarn, die in dem Völkergewirr des „ungarischen Globus" unter Slawen und Deutschen, Rumänen und Zigeunern numerisch nur eine Minderheit bilden, gerade wie die Deutschen in Zisleithanien, aus ihrer Vormachtsstellung verdrängen und die wirtschaftlichen und sozialen Fragen und Interessen an die Stelle der politischen und staatsrechtlichen setzen. Vergeblich haben in Rücksicht auf die Gesamtmonarchie der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Goluchowski und in Sorge für die Erhaltung der Ruhe in Zisleithanien der österreichische Ministerpräsident Gautsch gegen den verhängnisvollen Vorschlag Protest eingelegt. Dem Könige und seinen Beratern erscheint das allgemeine ungarische Wahlrecht gegenüber der ungarischen Kommandosprache als das kleinere Übel. Zunächst ist die Entscheidung noch verschoben und das Unterhaus abermals bis zum 19. Dezember durch königliches Handschreiben vertagt worden. Auf die Dauer indessen dürfte auch das allgemeine Wahlrecht die ungarische Krisis nicht beschwören. Eine Änderung des Ausgleichs zwischen den beiden Reichshälften, eine größere Unabhängigkeit Ungarns in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht ist unvermeidlich. Je heftiger man sie bekämpft, desto empfindlicher schädigt man gerade das, was man erhalten will: das Ansehen und die europäische Bedeutung der Monarchie. In einer Zeit, wo sich die Lage auf der Balkanhalbinsel immer gefährlicher zuspitzt, der Gegensatz zwischen Rumänien und Griechenland sich verschärft, der Kampf aller gegen alle in Mazedonien trotz aller sogenannten Reformen sich ausdehnt und Rußland, sobald es sich mit Anstand aus dem ostasiatischen Abgrund gerettet hat, in dem näheren Orient eine Ablenkung aus seiner inneren Verwirrung suchen wird, um dadurch den Beweis für seine durch den Krieg nicht erschütterte Machtstellung zu führen.

Inzwischen ist auch die marokkanische Angelegenheit, welche die deutsche und die französische Diplomatie so lange in Atem gehalten und dem Publikum wiederholt Sorge und Unbehagen bereitet hatte, zum friedlichen Abschluß gekommen. Am 28. September unterzeichneten der französische Ministerpräsident Rouvier und der deutsche Botschafter Radolin in Paris das Abkommen über Marokko. In den letzten Stadien der Verhandlungen hatten sich besonders die Herren Rosen und Revoil um das Werk verdient gemacht. Es handelte sich vor allem um die Beseitigung etwaiger Differenzen zwischen Frankreich und Deutschland, die auf der

bevorstehenden Konferenz einen schärferen Gegensatz hätten veranlassen können. Dem Sultan von Marokko wird nun ein Konferenzprogramm übermittelt werden, das auf die Zustimmung aller Teilnehmer der Konferenz rechnen darf. Als Ort der Konferenz ist Algeziras, eine kleine spanische Stadt an der Bucht von Gibraltar, gegenüber von Tanger, gewählt worden. Die Marokko-Frage ist schließlich Zukunftsmusik und würde es auch sein, wenn die Intervention Deutschlands die beabsichtigte „friedliche Durchdringungspolitik" Frankreichs in bezug Marokkos nicht gehindert hätte. Wegen seiner Bodenschätze und seiner Fruchtbarkeit wird die wirtschaftliche Bedeutung des Landes sehr hoch angeschlagen; manchem gilt es als die künftige Kornkammer Europas. Zunächst aber ist es noch ein von der Land- wie von der Seeseite gleich schwer zugängliches Land, das von einem zahlreichen, kriegerischen und gut bewaffneten Volke bewohnt wird, dem der mohammedanische Fanatismus und der Fremdenhaß seit Jahrhunderten vererbt sind. Dies Land wie vor einigen zwanzig Jahren die Regentschaft Tunis durch einen militärischen Spaziergang der französischen Herrschaft unterwerfen und den Sultan auf das Altenteil setzen zu wollen, war eine Chimäre. Als die Engländer im vergangenen Jahre ihren Vertrag mit Frankreich schlossen, in dem sie gegen den französischen Verzicht auf Ägypten großmütig die Ordnung der marokkanischen Angelegenheiten den Franzosen überließen, hatten sie den französischen Ehrgeiz in ein ebenso kostspieliges wie gefährliches Unternehmen verstrickt. Damals warnte Jaurès seine Landsleute vor einem „zwanzigjährigen" Kriege gegen Marokko. Ihm schwebte das Beispiel Algeriens vor, zu dessen Eroberung, Festhaltung und Beruhigung Frankreich vierzig Jahre gebraucht hatte, um zuletzt doch die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes den eingeborenen Juden und den zugewanderten Spaniern und Italienern überlassen zu müssen. Vor dieser Gefahr ist Frankreich durch die Forderung Deutschlands, daß die Regelung der marokkanischen Verhältnisse nicht einseitig von Frankreich, sondern von Europa übernommen werden müsse, bewahrt worden. Der Grundsatz der „offenen Tür" soll, wie in China, auch in Marokko Anwendung finden. Nicht nur französisches, sondern auch deutsches und andres Kapital soll dem Sultan in seinen finanziellen Nöten zu Hilfe kommen dürfen, die Polizei auf internationalem Wege geregelt und die öffentlichen Arbeiten nur auf dem Wege der Submission vergeben werden. Die Hauptsache ist, daß man der Konferenz, die so viele Steine des Anstoßes in sich zu bergen schien, nach der Einigung zwischen Frankreich und Deutschland mit Ruhe entgegensehen kann. Wie weit es ihr gelingen wird, durch die Verbesserung der Polizei und die Ordnung der finanziellen Angelegenheiten eine wirkliche Entwicklung der marokkanischen Verhältnisse und eine Erschließung des Landes herbeizuführen, steht dahin. Die Marokko-Angelegenheit hat durch die Enthüllungen des früheren französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Delcassé, in der Zeitung „Le Matin" ein peinliches Nachspiel erhalten. Delcassé behauptet, von England die schriftliche Zusage erhalten zu haben, in einem etwaigen Kriege Frankreichs gegen Deutschland Frankreich durch eine Landung von hunderttausend Engländern in Schleswig-Holstein zu unterstützen. Hat die englische Regierung tatsächlich der französischen ein solches perfides und verlockendes Angebot gemacht, um die zögernde zum Kriege zu treiben? Die nächste Zeit muß die Aufklärung darüber bringen.

Nicht nur die Einigung mit Frankreich hat die Aufrichtigkeit und Redlichkeit der deutschen Politik aufs neue erwiesen. Von allen Seiten wird ihr die Anerkennung ihrer loyalen Haltung zu teil. Während des Krieges herrschte in Japan mehr als einmal durch die falschen oder übertriebenen Berichte der englischen Zeitungen eine unfreundliche Stimmung gegen Deutschland; jetzt, nach dem Friedensschluß, erklärt die japanische Presse einstimmig, daß Deutschland seine Neutralität in tadelloser Weise ausgeübt habe und den Dank des japanischen Volkes verdiene. In fast enthusiastischem Tone hat Witte das Freundschaftsverhältnis Rußlands zu Deutschland in Paris hervorgehoben und der Besuch des italienischen Ministers Tittoni in Baden-Baden bei dem Reichskanzler die herzlichen und vertraulichen Beziehungen zwischen Deutsch-

land und Italien gegenüber den Behauptungen von der Erkaltung oder der Schwindsucht des Dreibundes bekräftigt. Unerschüttert ist Deutschland seit dem Frankfurter Friedensschluß und dem Berliner Kongreß seinen Bestrebungen, Europa den Frieden zu erhalten, treu geblieben. In allen Wandlungen der Weltpolitik hat es dies Ziel als seinen obersten Grundsatz proklamiert. Je mehr sich diese Erkenntnis und Überzeugung in Frankreich verbreitet, desto sicherer wird der Frieden der Welt verbürgt sein. Im übrigen rüsten sich die Regierungen und die Parteien in Deutschland zu der bevorstehenden parlamentarischen Sitzung, deren Hauptgegenstände die Reform der Reichsfinanzen und eine neue Flottenvorlage bilden werden. Immer stärker nehmen die Kolonien und die Erhöhung unsrer Schlachtflotte, zum Schutze unsres Handels und unsrer Küsten, die Aufmerksamkeit und den Opfermut des deutschen Volkes in Anspruch. Die Hissung der deutschen Flagge in Afrika vor zwanzig Jahren war ein verhängnisvoller Schritt für unsre politische und kulturhistorische Entwicklung. Niemand ist sich damals der Bedeutung des Vorgangs voll bewußt geworden. Es war der entscheidende Bruch mit unserm bisherigen einseitig agrarischen Staatswesen, wir wurden auf das Meer hingewiesen und unsre kontinentale Stellung und Tradition erweiterte sich zu einer universalen. Ohne einen ausgebreiteten überseeischen Handel und kolonialen Besitz, ohne eine Schlachtflotte und eine Weltindustrie vermag ein Volk in der jetzigen Gestaltung aller politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse keine große Rolle zu spielen. Wenn wir nicht in den Chor der kleinen und der mittleren Staaten zurücktreten wollen, müssen wir die Lasten entschlossen tragen, die uns unsre Seerüstung und unsre Kolonien auferlegen. Kolonien und Schiffe sind immer die Schmerzenskinder der Nationen gewesen; Spanier und Holländer, Franzosen und Engländer wissen ein Lied davon zu singen. Wir machen jetzt dieselben Erfahrungen wie sie vor Jahrhunderten. Aber die Empfindung, daß Flotte und Kolonien für unsre Zukunft notwendig seien, hat Eingang in die Seele unsres Volkes gefunden; das „größere Deutschland“ findet in stets weiteren Kreisen ein Echo. Auch die Arbeiter vermögen sich der Erkenntnis, wie eng ihr wirtschaftliches Wohl mit der Ausdehnung unsrer Industrie und unsres Handels, im Schutz unsrer Flagge, verknüpft ist, nicht mehr zu entziehen. Der deutsche Kolonialkongreß, der in der ersten Oktoberwoche in Berlin tagte, gab durch die Stattlichkeit seiner Versammlung und die Teilnahme des Publikums an seinen Sitzungen ein erfreuliches Bild sowohl von den materiellen Erfolgen unsrer Kolonialpolitik wie von den Fortschritten, welche die Bewegung und das Verständnis für den Wert unsrer Kolonien im Volke gemacht hat. Zu deutlich haben die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit den Beweis geführt, daß die Schätzung und das Ansehen einer Nation in dem modernen Weltgetriebe auf ihrer Rüstung und Geltung zur See beruht.

Literarische Rundschau.

Kinderzeichnungen.

Kinderzeichnungen bis zum vierzehnten Lebensjahre. Mit Parallelen aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde. Von B. Levinstein. Dazu 169 Figuren auf 85 Tafeln und 15 Tabellen im Text. Mit einem Anhang von K. Lamprecht. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.

„Das Mischen, Sudlen und Manschen ist dem Menschen angeboren," sagt Goethe in der Einleitung seiner „Geschichte der Farbenlehre". Früh ist man auf die natürliche Zeichen- und Malkunst des Wilden und des Kindes aufmerksam geworden; und beider Ähnlichkeit wurde unheimlich klar, als der unglückliche französische Autographensammler Domenech jenes vermeintlich tiefe Mystik der Indianer enthaltende „Livre des Sauvages" veröffentlichte, das dann Julius Petzoldt in Dresden als Zeichenbuch eines ungezogenen deutschen Jungen bei den Hinterwäldlern erkannte.

Systematisch hat aber der geistreiche Corrado Ricci — jetzt als Direktor der Florentinischen Kunstsammlungen der Höchstgebietende aller Galerien der Welt — in seinem reizenden Büchlein „L'arte dei bambini" (Bologna 1887) zuerst die Kinderkunst analysiert und mit der der Primitiven und niedriger Kunststufen verglichen. Über seine Erkenntnisse führt das vorliegende, schön ausgestattete Werk auch kaum heraus. Der wichtigste Gesichtspunkt war gegeben: „Psychologisch gesprochen, zeichnet das Kind nach Vorstellungen und nicht nach seinen Sinneswahrnehmungen" (S. 54). Bekanntlich hat die neueste Ästhetik — Verzeihung! eine der neuesten Ästhetiken gerade den Naturalismus auf die Zeichenkunst des Kindes begründen wollen und von dem „Suldaten", den ein künftiger Rafael auf seine Schiefertafel zauberte, das Dogma der absoluten Naturtreue abgelesen. Indes zeichnete das Kind eben einen abstrakten, typischen Soldaten, nicht einmal solch ein Soldatenporträt, wie „Wallensteins Lager" oder gar G. Büchners „Wozzek" — immer selbst noch typisierend! — es entwerfen. Und so ist es immer: das Kind operiert mit der Vorstellung der Dinge, wie sie sein sollen. Daher jene merkwürdigen Naturwidrigkeiten: zu einem Kopf en face Nase oder Beine in Profil; denn es ist charakteristisch für die Nase, daß sie vorspringt, und also muß sie vorspringen. „Fünf Finger hab ich an meiner Hand" — sie müssen also in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit selbst aus dem dünnsten Armstummel hervorwachsen. Daher auch die von Levinstein (S. 45) hervorgehobene Durchsichtigkeit: das vom Hut verdeckte Kopfhaar bleibt sichtbar, denn es ist doch eben da! Es ist derselbe naive Idealismus, der unsre alte Poesie beherrscht, in der ein König unter allen Umständen „edel" ist und deshalb edel auch genannt wird, während man das Unedelste von ihm berichtet; in der die Bäume grün sind, weil sie grün sein sollen, und wäre es Herbst oder Winter.

Mit den „Wilden" berühren sich die Kinder auch in einem andern wichtigen Punkt: sie stehen noch ganz unschuldig vor dem Sündenfall den Geheimnissen der Natur gegenüber, und schämen sich nicht einmal — worüber der sittliche Normalmensch der Gegenwart sich immer zuerst schämt — fremder Nacktheit. Sie lieben die Tiere und zeichnen gern dieselben, die wir schon auf Renntiergeweihen der Urzeit eingeritzt finden: den Hirsch mit seinem ornamentalen Geweih; ihre Hausfreunde, die Hunde; und die durch ihre Gleichmäßigkeit wieder zu dekorativen Ketten sich ordnenden Zugvögel und Fische. Sie stehen noch im Stand der Unschuld auch vor der Perspektive: für sie sind wirklich alle Menschen gleich, ob sie hoch stehen oder niedrig. Höchstens wird der König gereckt — wieder wie in der alten Heldendichtung; ebenso sah ich auf Capri noch ein Bild der letzten Bourbonen von Neapel, auf dem von dem riesenhaften König über die Prinzen zu den Hofleuten eine regelrechte Pyramide herabsank.

Das ist der Anfang vom Stilisieren; und über den Stil der Kinderkunst haben auch Ricci und Levinstein erst das Allgemeinste gesagt. Englische Kinder zeichnen Kuhköpfe, die Schliemann in Mykene ausgraben könnte; althellenische Kunst formt Eulen, deren Doppelgesicht jedem Kinderstuben-Dürer Ehre machen würde. Für das Wesentliche ein überraschend reifer Blick: Kopf und Beine tun's (S. 5) und allenfalls noch — bei den Mädchen merkwürdigerweise häufiger als bei den Jungen — die Arme. Und wenn Theodor Storm seinen Blick in die Erinnerungsbilder früher Erlebnisse senkt, so ist es das Gesicht, die Hand, allenfalls noch der Fuß, was er auffaßt.

Diese Kunst der Auswahl zeigt sich nun auch besonders in einem Punkt, in dem Levinsteins Buch allerdings wesentlich über Ricci hinausführt: bei dem Erzählen von „Geschichten". Der Lehrer läßt die Kinder eine Geschichte in Bildern wiedergeben: den Hans-guck-in-die-Luft aus Hoffmanns mit so künstlich atavistischer Manier gezeichnetem „Struwwelpeter" oder gar Freiligraths „Auswanderer". (Die neue Weisheit eines für Gobineau und Großdeutschland uferlos schwärmenden Autors, der dies Gedicht seiner Gesinnung wegen „albern" hieß, scheint die Lehrerbibliothek glücklicherweise noch nicht erreicht zu haben!) Damit wird dem Kind eine ähnliche Aufgabe gestellt wie beim Zeichnen nach der Natur: es gilt, die Dimensionen zu reduzieren, einen in Zeit und Raum sich ausbreitenden Vorgang in den Raum allein zu pressen. Zwar ist die Gliederung durch das Gedicht einigermaßen vorgezeichnet; aber die abgebildeten Freskenreihen beweisen doch, wie verschieden immer noch die Einteilung und Auswahl getroffen werden kann. Hier ist nun unmittelbar für die Urgeschichte der Kunst zu lernen: für geheimnisvolle Bilderreihen auf Felsen, für die noch immer so viel umstrittenen Zeichnungen, die mit angelsächsischen Versen das berühmte „Runenkästchen" von Clermont-Ferrand schmücken.

Auch Statistik und Bibliographie hat der fleißige Verfasser neu gegeben, und man erstaunt, welchen Umfang diese neueste Sonderwissenschaft, die Kinderkunstpsychologie — Vater: Kunstpsychologie; Mutter: Kinderpsychologie — bereits gewonnen hat. Aus den Tabellen ist auch noch manches zu gewinnen, z. B. (S. 22) über das langsame Zunehmen von Pflanzenzeichnungen. Der bildende oder zeichnende Mensch treibt eben rückwärtsgewandte Entwicklungsgeschichte: mit dem Menschen fängt er an und kommt über das Tier zur Pflanze, gerade so wie er Häuser und Stühle eher zeichnet als Landschaften (Berge und Flüsse machen eine Ausnahme: da man sie mit Sand und Steinen oder durch Ausgießen der Waschschüssel herstellen kann, gehören sie eben zu den „Artefakten").

Immerhin — Entwicklungsgeschichte liefern die Kinderzeichnungen. Man studiert an ihrer Entwicklung die der Urgeschichte aller Kunst: man erstaunt über die embryonischen Gebilde der Tiergestalten (S. 15); man sieht sogar die Erzählungskunst, den deutenden Text, die illustrierende Farbe hinzuwachsen. K. Lamprecht hat sich deshalb dieses Studiums mit jenem Eifer, der den Pionier kulturhistorischer Methoden überall kennzeichnet, angenommen und in deutscher und englischer Sprache

Fragebogen beigefügt, die eine vollständigere Übersicht der „Kunst im Leben des Kindes“ ermöglichen sollen. So wird denn wieder ein Stein, den mancher Baumeister verwarf, zum Eckstein, und die Tisch und Wände beschmierenden „Narrenhände“, denen wir so reizvolle Anschauungsbilder aus dem alten Pompeji verdanken, werden uns der Entstehungsgeschichte unsrer stolzen Kunst näher führen; wie schon Friedrich Hebbel verkündete: daß in der Kunst das eigene Kind den Vater belehrt . . .

Richard M. Meyer.

Conrad Ferdinand Meyer.

Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. Von August Langmesser. Dritte Auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1905.

Zwei Frauen haben Conrad Ferdinand Meyer auf seinem Wege durch das Leben begleitet: Betsy Meyer, des Bruders schweren Anstieg zu der Höhe liebe- und hoffnungsvoll befördernd, und Luise Ziegler, die der bereits fünfzigjährige Mann, von Dichterruhm umgeben, 1875 zu seiner Gattin machte. Niemand hat in die Seele des ringenden, des schaffenden Dichters tieferen Einblick nehmen dürfen als seine Schwester, und sie war daher vor allen berufen, das Bild ihres Bruders aus ihrer treuen Erinnerung aufzubauen. Von beider Frauen Seite sind auch bald nach seinem Tode biographische Arbeiten über ihn angeregt oder begünstigt worden. Das Werk von Adolf Frey, der als jüngerer die Freundschaft Conrad Ferdinands genoß, hielt sich in enger Fühlung mit Betsy Meyer, während Frau Luise und ihre Tochter dem Verfasser des vorgemerkten Buches den gesamten literarischen Nachlaß des Dichters vertrauensvoll zur Verfügung stellten. Eine vergleichende Betrachtung würde leicht die äußeren und inneren Verschiedenheiten beider Werke herausstellen können, aber wir widerstehen dieser Versuchung, in der Überzeugung, daß jedes ehrliche Werk das Recht des eigenen, unverkümmerten Daseins habe, und als solches den Anspruch erheben dürfe, für sich allein betrachtet zu werden. Langmesser geht im allgemeinen von dem urkundlichen Material aus, das er im ersten Teile zu einem geschickten Aufbau des äußeren Lebensganges Meyers verwendet. Regestenartig breitet er vor uns die Unbestimmtheit langer Jugendjahre, die Schaffenslust der reifen Manneszeit, das rasche Absinken zum Tode hin. Dies Leben ist der edle Boden, aus dem die Früchte goldener Dichtung wuchsen, die nun im zweiten Teile des Buches zu besonderer Betrachtung stehen. Einzeln werden die Werke nacheinander auf Quelle, Gestaltung, Wandelung und Wert durchgenommen, die Lyrik wie die Novellen und die wenigen Essays, die Conrad Ferdinand geschrieben hat. Ein dritter Teil bringt aus dem unveröffentlichten Nachlaß unvollendet gebliebene oder zurückgelegte Stücke. Von den größeren Werken sind regelmäßig Inhaltsangaben beigefügt und reichliche Proben von Meyers Kunst eingestreut. So ist ein umfängliches Werk entstanden, das dem, der sich zu Conrad Ferdinand wendet, auf viele erste Fragen leicht und sicher Auskunft gibt, durchaus nützlich wirkt und daher wertvoll ist. Es führt den Leser auf Conrad Ferdinand selber hin. Mehr kann und darf von keinem Buche dieser Art geleistet werden. Denn die höchste Biographie eines Dichters sind eben seine Werke selbst; in ihnen lebt fort, was von seinem Wesen unvergänglich ist.

Reinhold Steig.

m. **Beethoven im eigenen Wort.** Von Friedrich Kerst. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1904.

Aus Beethovens Briefen und Konversationsheften, unter Einbeziehung des Heiligenstädter Testaments und seiner Lieblingsbücher, hat Friedrich Kerst eine Fülle von Bekenntnissen, Maximen und Urteilen des Meisters in einem handlichen Bändchen vereinigt, das seiner Bedeutung nach den Durchschnitt der jetzt wieder in Mode kommenden „Breviere" weit überragt. Beethovens Bild wird durch eigenste Züge in seiner Wesenheit lebendig; über fast alles, was seine Seele und seinen nie rastenden Geist bewegte, finden sich aufschlußreiche Worte. Der Herausgeber hat den von ihm mit emsigem Bemühen gesammelten Stoff geschickt gegliedert und die einzelnen Abschnitte mit gut orientierenden, phrasenfreien, kurzen Einleitungen versehen. Er gibt zunächst zwei Gruppen: „über Kunst" und „über Natur", und führt dann zu Beethovens künstlerischer Betätigung: „über Texte", „vom Komponieren", „vom musikalischen Vortrag", „über eigene Werke"; allgemein handelt eine weitere Zitatenfolge „vom Künstlertum", an die sich „Urteile über andre" anreihen. Den zweiten Teil des Ganzen bilden Beethovens Äußerungen über Erziehung, über sein eigenes Wesen und seinen Charakter, über seine Leiden, über seine Lebenserfahrungen, die ihn zu einem „Weltweisen" machten, und über sein Verhältnis zu Gott. Des Meisters Gestalt wächst in vielen der hier mitgeteilten Aussprüche ins ungemessene und wird anderseits durch seine Liebe zur Natur und seine tiefe Religiosität, die nicht nach Dogmen fragte, rein menschlich verklärt. Die furchtbaren Qualen, die ihm durch das „Alltägliche" und durch seine Taubheit erwuchsen, empfindet man mit, aber auch seines unerschütterlichen Glaubens an die Größe und Ewigkeit idealer Kunst wird man sich bewußt und fühlt sich dadurch, gleich ihm, dem irdischen Leben entrückt. Man mag das Büchlein aufschlagen, an welcher Stelle man will: man wird keinem gleichgültigen Worte begegnen, sondern sich immer in der Nähe eines Unsterblichen wissen, der eine unendliche Welt in sich trug und die endliche Welt durch seine Kunst bezwang.

m. **Hermine Spies.** Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Dritte, verbesserte und durch eine Reihe ungedruckter Briefe von Johannes Brahms und Klaus Groth vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen 1905.

Daß für dieses Buch die Herausgabe einer dritten Auflage notwendig geworden ist, beweist, welch starke Anteilnahme die Nachwelt dem Leben und der Kunst von Hermine Spies fort und fort schenkt. Die Laufbahn dieser unvergeßlichen Sängerin nach ihren Briefen, ihren Tagebuchblättern und den sie umrankenden, zuweilen etwas überschwenglichen Berichten der treuen Schwester Minna zu verfolgen, gewährt in der Tat einen großen Reiz, und ihr jähes Ende ergreift den Leser um so tiefer, als er das Emporstreben einer liebenswürdigen Persönlichkeit miterlebt hat, die allen Glanz eines erfolg- und ruhmgekrönten Künstlertums in vollstem Bewußtsein genossen und trotz aller ihr erwiesenen, fast verhätschelnden Gunst das Beste ihrer Natur: Bescheidenheit und Dankbarkeit, sich immer treu bewahrt hat. Die Träger vieler bekannter Namen begegnen uns wenn wir Hermine Spies auf ihren Konzertfahrten durch Deutschland, Österreich-Ungarn, nach England, Rußland und Dänemark begleiten, denn ihre Beziehungen zu den Kunstgenossen und zu Freunden und Verehrern in den besten gesellschaftlichen Kreisen reichten weit. Vor allen — auch vor Klaus Groth, von dem einige gemütvolle Verse und intim-freundschaftliche Briefe mitgeteilt sind — tritt der Johannes Brahms in diesem Lebensbild beherrschend hervor, der für die Sängerin weit mehr als ein väterlicher Freund gewesen ist. Hermine Spies blickte zu ihm mit Andacht und Ehrfurcht auf, seine Lieder bedeuteten für sie einen Höhepunkt der Kunst, und für seine „Rhapsodie" (mit Männerchor) ist sie eine unermüdliche Interpretin gewesen, wie sie ja überhaupt allzeit eine unübertroffene Brahms-Sängerin war: im persönlichen Verkehr ließ sie dagegen dem Meister gegenüber, der ihr einst bei einem rheinischen Musikfest als ein Retter in der Not erstanden war, ihrer Schelmerei und ihrem Übermute die Zügel schießen. So fanden diese beiden einander in ernsthafter gemeinsamer Arbeit am Klavier oder im Konzertsaal und in heiterster Geselligkeit. Dem alternden Brahms erblühte in ihr eine neue Jugend, und in der Ferne winkte ihm, wenn er mit „der Spies" sich neckte oder mit ihr musizierte, wohl zuweilen ein stilles Glück, das ihm doch nie beschieden sein sollte. Seine Briefe an die Sängerin sind ganz in dem scherzenden Ton gehalten, den er seinen nächsten Freunden gegenüber anzuschlagen liebte. Wie nahe sie ihm stand, zeigen dann sein Glückwunsch zu ihrer Verlobung und seine tief empfundenen Worte bei ihrem frühzeitigen Tode. Man wird die Mitteilung dieser Briefe besonders dankbar begrüßen müssen, da Brahms bekanntlich kein sehr fleißiger Briefschreiber war und er sich gerade in diesen all in seiner Vollnatur zeigt.

oq. **Jugendzeit.** Ausgewählte Erzählungen. Von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Es sind meist ganz harmlose, einfache Geschichtchen, die Ilse Frapan aus dem Hamburger Leben erzählt von alten Lehrern und Lehrerinnen, von Kindern und Großen, Geschichten, in denen sich nichts Weltbewegendes zuträgt, in denen keine verborgenen Seelentiefen aufgewühlt werden. Und doch — Geschichten, die man nicht so leicht vergißt, weil jede eine Eins bedeutet, eine individuelle Note erklingen läßt, einen besonderen Duft ausströmt. Von zartester Stimmung ist die Stizze „Weißer Bienensaug", ein heimliches Stückchen Poesie wie Storms Gedicht „In Bulemanns Haus". Lustig „Der süße Nasenbär", und voll komischer Tragik „Onkel Johney", wohl die bedeutendste Erzählung der Sammlung. Eine feine Frauenhand hat dies Buch geschrieben und zusammengestellt, ein feingeschnittenes, geistvolles weibliches Profil taucht dahinter auf.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anadoli. — L'empire du travail. La vie aux Etats-Unis. Par Anadoli. Paris, Plon. 1905.

Balzac's ausgewählte Werke. — Übersetzt von Alfred Brieger. Siebenter Band: Die Elendshaut. Berlin, Dr. Franz Ledermann. 1905.

Batilliat. — La Joie. Roman par Marcel Batilliat. Paris, Société du Mercure de France 1905.

Berlepsch. In Sonnengeländen. Schweizer Novellen von Goswina von Berlepsch. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Bernhardt. — Evoë! Novelletten und Skizzen von Claire Bernhardt. Kreuzburg O.-S., C. Thielmann. O. J.

Bilse. — Fallobst. Drama aus dem militärischen Leben. In vier Aufzügen. Von Fritz Osw. Bilse. Dresden. E. Pierson. 1905.

Briefe Richard Wagners an Otto Wesendonck 1852—1870. — Neue vollständige Ausgabe. Berlin, Alexander Duncker. 1905.

Conz. — Zeichenschule. Zweite bis siebente Lieferung. Ravensburg, Otto Maier.

Correspondance du Comte de Jaucourt avec le prince de Talleyrand pendant le congrès de Vienne. — Publiée par son petit-fils sur les manuscrits conservés au dépôt des affaires étrangères. Paris, Plon. 1905.

Coubertin. — La chronique de France. Publiée sous la direction de Pierre de Coubertin. Auxerre-Paris, Imprimerie A. Lanier.

Décout. — L'histoire de l'art apprise par des promenades dans Paris. Par L. Décout. Paris, Imprimeries réunies du centre. 1906.

Dietzel. — Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag und das Phantom der amerikanischen Industriekonkurrenz. Von Heinrich Dietzel. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1905.

Düring. — Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Von E. von Düring. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1905.

Etges. — Vom Frühling zum Herbst. Gedichte von Rudolf Etges. Stuttgart, Streder & Schröder. 1905.

Fabichler. — Das nervöse Kloster. Erzählung von Franz Xaver Fabichler. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson. 1905.

Fichte-Ruge. — Über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit von J. G. Fichte. Als ein Beitrag zu den Zeitfragen mit einer Einleitung herausgegeben von Arnold Ruge. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Fischer. — Goethes Lebens- und Charakterbild. Mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Von Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer. Mit acht Abbildungen. Leipzig, Schmidt & Günther. 1905.

Frank. — Aus der goldnen Schale. Gedichte von Bruno Frank. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Fremantle. — Fünfzig Jahre zur See. Die Marine, wie ich sie gekannt habe. 1849—1899. Von F. R. Fremantle. In das Deutsche übersetzt von M. Plüddemann. Berlin, Karl Siegismund. 1905.

G. — Städtische Lusthäuser. Von M. K. G. Mit einem Vorwort von C. Fraenkel. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1905.

Herbert. — Ohne Steuer. Roman von M. Herbert. Köln a. R., Bachem. O. J.

Heyck. — Maria Stuart, Königin von Schottland. Von Eduard Heyck. Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1905.

Kremnitz. — Ausgewanderte. Roman von Mite Kremnitz. Zweite Auflage. Stuttgart, Alfred Kröner. O. J.

Lenk. — Die Bettelsänger. Eine Erzählung für die Jugend von Margarete Lenk. Mit Federzeichnungen von E. Nitzschke. Zweite Auflage. Zwickau i. S., Johannes Herrmann. O. J.

Lenk. — Lenas Wanderjahre. Erzählung für die Jugend von Margarete Lenk. Zwickau i. S., Johannes Herrmann. O. J.

Lilienfein. — Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters. Von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Lilienthal. — Peter Schiller. — Eine Tragi-Groteske. Von Erich Lilienthal. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1905.

Marschall. — Irings Vermächtnis. Konservatives Gedicht von Otto Marschall. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Meininghaus. Die Grafen von Dortmund. Ein Beitrag zur Geschichte Dortmunds. Von August Meininghaus. Dortmund, im Verlage des „Historischen Vereins" Dortmund. 1905.

Monod. — Jules Michelet. Etudes sur sa vie et ses œuvres avec des fragments inédits. Par Gabriel Monod. Paris, Hachette & Co. 1905.

Münzer. — Die Kunst des Künstlers. Prolegomena zu einer praktischen Asthetik von Kurt Münzer. Mit 10 Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1905.

Nies. — Aus westlichen Weiten. Neue Gedichte von Konrad Nies. Großenhain u. Leipzig, Baumert & Ronge. 1905.

Nordau. Von Kunst und Künstlern. Beiträge zur Kunstgeschichte. Von Max Nordau. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Paulhiac. — Promenades lointaines par H. Paulhiac. Préface par Hugues le Roux. Paris, Plon. S. a.

Reinsch. — Colonial administration. By Paul S. Reinsch. New-York, The Macmillan Company. 1905.

Ridgeway. — The origin and influence of the thoroughbred horse. By William Ridgeway. Cambridge, at the University Press. 1905.

Robertson. — Schiller after a century. By John G. Robertson. Edinburgh and London, William Blackwood and sons. 1905.

Sahr. — Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Schroeder. — Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Aphorismen. Zusammengestellt von E. Schroeder. Hannover, Otto Tobias. 1905.

Schur. — Die steinerne Stadt. Von Ernst Schur. Berlin, im eigenen Verlag. 1905.

Schliepmann. — Humorige Leutchen. Vier Geschichten ohne Liebe. Von Hans Schliepmann. Berlin, Richard Eckstein Nachf. O. J.

Sieveking. — Die Hamburger Universität. Ein Wort der Anregung von F. Sieveking. Hamburg, Otto Meissner. 1905.

Soden. — Haidekraut. Von Eugenie von Soden. Stuttgart, Max Kielmann. 1905.

Speyer. — Schiller. Festspiel in vier Bildern. Von Friedrich Speyer. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson. 1905.

Spielberg. — Unser Leben muss Religion sein. Von Otto Spielberg. Dresden, E Pierson. 1904.

Storch. — Stille Wege. Allerlei Unmodernes. Von Karl Storch. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Sudermann. — Stein unter Steinen. Schauspiel in vier Akten von Hermann Sudermann. Sechste Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Vierordt. — Ausgewählte Dichtungen. Von Heinrich Vierordt. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg, Carl Winter. 1906

Walther. — Zwei Tage aus dem Leben Friedrich Schillers. Gezeichnet von Theodor Walther. Zerbst, Friedrich Gast. 1905.

Wünsche. — Die Pflanzenfabel in der Weltliteratur. Von Aug. Wünsche. Leipzig und Wien, Akademischer Verlag. 1905.

Zenker. — Soziale Ethik. Von Victor Zenker. Leipzig, Georg H. Wigand. 1905.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Eine empfindsame Geschichte.

Von

Grazia Deledda.

Zaubrische Nacht, von Sternen
Erfüllt und süßem Frieden,
Warum aus deinen Fernen
Ist mir kein Traum beschieden,
So licht und klar wie du?
Beglückt und frei von Kummer
Liegt nun die Welt in Schlummer,
Mir aber rufst du zu:
Laß ab, um Lieb' zu werben,
Du wirst noch heute sterben!

Ein kleiner, brauner Soldat näherte sich dem Torweg, diese Verse nach einer Melodie der „Nachtwandlerin" trällernd. Unwillkürlich wendete sich Serafino betroffen um, denn in dem Augenblick, wie ihm übrigens oft geschah, dachte er an Selbstmord. Diese Idee, die nur denen schrecklich scheint, die niemals Selbstmord begehen werden, war für Serafino eine Art von Trost.

„Wozu leben?" dachte er. „Ich bin zwanzig Jahre alt, arm, krank, unglücklich. Ich habe keine Begabung, keinen Willen, kein Vermögen. Einst schrieb ich eine Erzählung, aber das Blatt, dem ich sie einsandte, wies sie ohne weiteres zurück. Ich habe nicht einmal die Befriedigung gehabt, je einen schönen schwarzen Anzug zu besitzen. Meine Familie ist so mittellos, daß sie die größten Opfer gebracht hat, um mich die Normalschule durchmachen zu lassen. Jetzt bin ich Lehrer, und wenn die Militärdienstjahre vorüber sind, erwartet mich eine ‚glänzende Zukunft'. — Also sterben wir!"

Er sagte zu sich selber: „Sterben wir!" wie irgendein andrer Mensch sagen würde: „Gehen wir!" wenn er einen Ort verlassen will, an dem er sich langweilt.

Serafino, nicht ehrgeizig, nicht hochmütig, im Grunde gut und sanft wie eines jener Kätzchen, die von Kindern mißhandelt werden, hatte jedoch einen stolzen Traum; vor dem Sterben hätte er gerne eine mutige Tat vollbracht

oder wenigstens seinem freiwilligen Tod den Anschein eines Opfers mit poetischem Anfluge gegeben.

Zum Beispiel träumte er, sich in eine schöne, sehr reiche junge Dame zu verlieben oder in eine verheiratete, ehrbare, große Künstlerin. Die junge Dame usw. und die große Künstlerin usw. liebten ihn wieder, aber alle möglichen Hindernisse erhoben sich zwischen ihnen, und dann tötete er sich. Er hätte sich sogar in jene Damen verlieben mögen, auch ohne wieder geliebt zu werden, nur um seinem Selbstmord den Schein eines Todes aus Liebe zu verleihen.

Er fühlte, daß sein bescheidenes Leben wenigstens einen gewissen Wert habe und wollte es nur um etwas wegwerfen, was einigermaßen der Mühe lohnte. Was ihn namentlich melancholisch stimmte, war die Gewißheit, daß seine poetischen Träume sich nie verwirklichen würden. Das Los der Armen würde ihm nur gestattet haben, an moralischer Unbefriedigung oder höchstens aus Verzweiflung zu sterben.

An jenem Abend war wieder eine empfindsame Traurigkeit über ihn gekommen, wie sie ihn von Zeit zu Zeit befiel und während deren Dauer er an den Tod wie an den Traum eines Genesenden dachte, an einen langen, langen Traum, den eine grenzenlose Nacht ohne Morgenrot verhüllte.

Seit einer Woche befand er sich dort oben, in der Kaserne der Insel, auf deren Spitze das weiße Haus der Sträflinge die schimmernde Unermeßlichkeit des schönsten aller Meere beherrscht, wie der Gedanke des Todes die Jugend Serafinos beherrschte.

Der klare, sanfte Herbstabend erfüllte alles mit Melancholie. Das einsame Meer, ganz blau und golden, das während des Nachmittags ziemlich bewegt gewesen war, beruhigte sich allmählich unter dem Glanze der bläulichen Dämmerung. Bis zum Hofe der Kaserne drang das Rauschen des Schilfs und der Akazien, die längs der Inselböschung vom Winde bewegt wurden — nichts trauriger als dies frostige Geflüster. Die Soldaten in dem weiten Hof und vor weißen, niedrigen Kasernen, die wie Dorfhäuser aussahen, mußten alle mehr oder weniger die Schwermut und die Sehnsucht des Herbstwindes empfinden, denn sie sangen schwermütige Lieder:

Leb wohl für immer, glückliches Haus,
Holde Zuflucht der Lieb' und der Freude . . .

Vom Tore aus übersah Serafino die abschüssige, gepflasterte, von zwei Mauern umschlossene Straße, an deren Ende man durch eine weitgeöffnete Tür in das gelbliche Innere einer verlassenen Osteria blickte. Ein alter Priester mit feistem, blassem Gesichte und gesenkten Hauptes stieg keuchend und mit hochgehaltener Sutane die Straße hinauf.

Er kam dicht an Serafino heran in dem Augenblick, als dieser sich betroffen umwendete bei dem Verse seines Kameraden:

Zaubrische Nacht . . .

„Guten Abend," grüßte der Priester, das Haupt erhebend, „ist der Direktor oben?"

„Ja, mein Herr," erwiderte der kleine, braune Soldat, die Hand an die Stirn führend.

„Ein Sträfling ist sehr krank, hör ich. Wie kommt das, da heute morgen alle gesund waren?"

„Ja, mein Herr, ein Schlaganfall."

„Guten Abend," sagte hierauf der alte Priester, indem er eilig weiterstieg und die Sutane noch höher über die verschossenen blauen Strümpfe hob.

Serafino und sein Kamerad, ein angehender Musiker (die Melodie der „Zaubrischen Nacht" war von ihm, trotz der ziemlich naiven Reminiszenz an die „Nachwandlerin"), begannen sofort eines ihrer üblichen Gespräche.

„Warum sehen die zu langen Strafen Verurteilten und die unheilbar Kranken nicht ein, daß sie Selbstmord begehen müßten?" fragte Serafino.

Der Musiker antwortete naturgemäß, daß sowohl die einen wie die andern hofften, das Ende der Strafe und das Ende der Krankheit zu erleben. „Das Leben ist schön!" schloß er, die großen, schwarzen Augen von Freude funkelnd. „Leben heißt singen, und sicherlich, je kränker man ist, je schlimmer die Strafe, zu der man verurteilt, desto mehr liebt man das Leben."

„Leere Worte! Das Leben ohne Gesundheit, ohne Freiheit, ohne Reichtum ist eine Siegesgöttin mit gebrochenen Flügeln," rief Serafino poetisch aus.

„Ich erfreue mich keiner besondern Gesundheit," entgegnete der andre, „bin ein armer Schlucker, bin augenblicklich zum Militärdienst gezwungen; und dennoch bin ich zufrieden. Um so schlimmer für diejenigen, die es nicht sind."

Serafino hätte ihm sagen mögen, daß er einfältig sei, aber er wollte ihn nicht beleidigen. Anderseits ahnte er bei andern das Glück, das ihm unbekannt war, wie er den Schmerz der andern achtete. Er wollte niemanden verletzen und bemerkte bloß:

„Du Glücklicher denn! Darum hast du wohl auch den Mut, die Lieder der Selbstmörder in Musik zu setzen!"

„Ich?"

„Ja, jenes, das du vorhin sangst?"

„Verzeih, das ist nicht das Lied eines Selbstmörders."

„Doch; es wurde vor zwei Jahren in der Tasche eines Selbstmörders in Genua gefunden . . ."

„Ich glaubte eines Kranken."

„Und ist ein Selbstmörder nicht ein Kranker?"

Die beiden Kommilitonen stritten und stritten, bis eine heisere Stimme, dem Schrei eines Hahnes gleich, in das plötzliche Schweigen der Soldaten schallte.

„Achtung!"

„Hier!"

Es war der Sergeant, der zum Appell rief.

Der Abend sank zusehends: im Westen nahm der Himmel den düsteren Glanz bläulichen Stahls an; durch das zitternde Laub der Akazien erblickte man einen Streifen des Meeres, das in eigenem Lichte zu leuchten schien, das goldene Gekräusel von violettem Schimmer überhaucht.

Am Ende der Straße blitzte jetzt ein Licht aus dem Inneren der Osteria. Von Zeit zu Zeit schwieg der Wind, und dann hörte man die verschiedenen Stimmen der Soldaten, die auf den Appell antworteten, einige frisch, beherzt, andre rauh und abgebrochen. Der Musiker sprach sein „Hier!" mit einem rhythmischen Tonfall, und Serafinos Stimme schien aus der Ferne zu kommen, mit dem Winde, der die Seufzer des Schilfs und der Ölbäume herantrug.

Nach dem Appell fingen die Soldaten wieder zu singen an, und ein Zug von Trotz ging durch ihren rohen, fast wilden Chor. Es schien, als ob sie bei dem Gebrüll die Trauer und den Unwillen vergessen wollten, daß sie auf diesen Ort der Strafe verbannt waren. Am lautesten brüllten diejenigen Soldaten, die während der Nacht auf den gefährlichsten Stellen der Insel Wache stehen mußten.

Nur einer schwieg: Serafino.

Gegen elf befand er sich an einem der gefährlichsten Punkte, wo der Weg sich plötzlich an einem ungeheuren, jäh zum Meere abfallenden Felsstück brach.

Der Wind hatte aufgehört; aber in der sternhellen Nacht weckte die fast kalte, von dem Geruche des Meeres erfüllte Luft die Erinnerung an die schönen Winternächte. Das grüne Licht des Leuchtturms, das wie ein böses Auge vor der Insel der Verurteilten wachte, warf einen wechselnden Widerschein auf das dunkle Meer. Unter dem vorspringenden Felsen erblickte Serafino ein phantastisches Bild: einen Austernfischer, einen derjenigen, die die besondere Erlaubnis haben, sich der Insel zu nähern. In einer roten Decke zeichneten sich die Umrisse des mageren Körpers ab; die schwarze Barke war mit Acetylen erleuchtet, dessen weißer, ins Violette spielender Glanz einen magischen Halbkreis um das längs der Insel gleitende Boot beschrieb. Nichts mehr. Nichts mehr als ferne Lichter auf der dunklen See und entfernte Sterne am dunklen Himmel.

Wie immer, wenn er auf Wache stand, fragte sich Serafino bitter, wer ihn denn zwinge, das zu tun. Warum gehorchte er einer unlogischen, ungeheuerlichen Macht, durch Männer vertreten, die unter ihm standen — einem Korporal, der ein Bauer, einem Sergeanten, der ein Barbier war — Männer, die ihn nötigten, einfältig und böse, wie das Auge des Leuchtturms, über dem Abgrund zu wachen, an dem sich der vergebliche Lauf der Wellen brach? Warum mußte er sich der einzigen Wohltat, die ihm das Glück leicht gewährte, des Schlafes, entäußern, um das Grab jener lebendigen Menschen zu bewachen, die ihm nie Übles zugefügt hatten? Und wer wußte es — war es dieselbe unlogische, ungeheuerliche Macht, die ihn zu einem Leben zwang ohne Liebe und ohne Schmerzen, dessen Tage, den Wellen gleich, in ihrem vergeblichen Lauf gegen Felsen des Schicksals schlugen?

Hier muß gesagt werden, daß Serafinos Geist wie der so vieler moderner, halbgebildeter Jünglinge getränkt war durch die Ideen Tolstois, die er freilich auf seine Art begriff, nämlich bruchstückweise. Es fehlte ihm der Glaube und

auch die nötige Bildung, um sie ganz zu verstehen. Er hatte die Einsicht des Guten und Bösen und die Selbsterkenntnis, aber alles in Grau gehüllt. Seine Seele war wie die eines Kindes, voll von Widersprüchen. Wie oft zum Beispiel wünschte er, von einem großen Schmerz getroffen zu werden, der sein sterbendes Leben aufrütteln würde, während er sich doch selbst gestand, daß es eben die Furcht vor dem Schmerz war, die ihm die Hoffnung für die Zukunft verdunkelte.

Der Fischer führte sein Boot auf die andre Seite des Felsens, der halbkreisförmige Glanz zog unter den Augen Serafinos vorbei, einem funkelnden Gewande gleich über den Wellen schleifend; dann ward alles wieder dunkel, bläulich dunkel, kaum unterbrochen durch das Licht des Leuchtturms und den Widerschein in der Ferne.

Serafino war schläfrig: die traurigen Gedanken wiegten ihn seltsam ein, gleichmäßig, immer gleichmäßig, einförmig und einschläfernd, wie der Schlag der Wellen. Er dachte wieder an die Verse des genuesischen Selbstmörders, indem er sie für sich mit der Melodie des jungen Musikers wiederholte. Und eben diese leichte, süße Melodie war es, die ihn quälte.

Als ob diese Verse mit der leichten, süßen Melodie gerade für ihn gemacht worden wären. Sie erinnerten ihn an jene Weisen, die seine ersten Studententräume begleitet hatten; nun war die Nacht wohl auch sternenhell und still, aber nicht mehr von heiteren Träumen erfüllt. Ein einziger Traum durchzog den unendlichen Frieden, der die Feierlichkeit des Meeres von der Feierlichkeit des Sternenhimmels trennte. Und in der Tat, plötzlich hatte er eine rätselhafte Empfindung: er meinte den wohltuenden Eindruck zu haben, der ihm einst, als er krank war, eine Morphiumeinspritzung bereitet hatte. Wie damals, fühlte er, daß der Eindruck künstlich und gefährlich war, aber er gab sich ihm ganz hin, von einer Gewalt fortgerissen, die stärker war als sein Wille.

Etwas Mildes durchwehte die Luft, kein Wind, kein Duft, keine Melodie — etwas, was noch milder, noch süßer, noch einlullender war. Er meinte zu fühlen, was es sei: es war der Tod, der erwartete Freund, der an ihn herankam, im schwarzen Samtgewand, mit den leichten Gespensterhänden. Serafino maß mit dem Blicke die Tiefe des Felsens, aber er vermochte nicht, sich hinunterzustürzen. Und um seine Feigheit zu entschuldigen, sagte er sich, daß er den einmal gefaßten Vorsatz ausführen, ein Ereignis abwarten müsse, das seinem Tode den Schein eines Opfers geben würde.

„Und doch," meinte er dann, „ich habe wirklich etwas Seltsames in der Luft, eine Berührung meines Gesichts gespürt. Kann er es gewesen sein, der mich im Vorbeigehen gemahnt? Ich erinnere mich, daß, als vor einem Jahre meine Mutter starb, ich während ihres Todeskampfes zwei Hände, so leicht wie Vogelfedern, auf meinem Gesichte zu fühlen wähnte ... Der kranke Sträfling muß gestorben sein," schloß er.

Er ging langsam vom Ende des Abgrundes zur Straße hin und her, der Schlaf drohte ihn zu überwältigen. Plötzlich konnte er nicht mehr gehen und

setzte sich ermüdet auf den Vorsprung des Felsblocks, der die ganze Tiefe des Abgrundes beherrschte. Er legte das Gewehr auf die Knie, und es schien ihm, daß eine unsichtbare Hand ihn zwinge, die Augen zu schließen.

So, für einen Moment, mit geschlossenen Augen, sah er gleichwohl, aber wie durch den Schleier eines Zaubers, das Meer ohne Farbe, die gelben Lichter in der schwarzen Linie der nahen Küsten, die Sterne, die Helligkeit des Leuchtturms; und unter sich hörte er den klagenden Seufzer der Wellen und über sich fühlte er die Wucht der schwarzen Felsen, dieser ganzen schwarzen Insel, die, das Untere zu oberst gekehrt, über den Wellen schwebte wie eine ungeheure Mandoline, deren Saiten über dem Abgrund des Meeres in der Klage eines unendlichen Schmerzes erzitterten. Schlafen! Schlafen! Niemals zuvor hatte er so nach Schlaf geschmachtet. Er meinte flüchtige Schritte durch das Schweigen schleichen zu hören. Immer dachte er an den sterbenden, vielleicht schon toten Sträfling: der wenigstens war endlich eingeschlafen. Er kannte ihn, da er ihn mehrmals überwacht hatte, wenn er das Straßenpflaster ausbesserte; er war ein römischer Maurer, einer der Sanftesten in der Strafanstalt, eine hohe, magere Gestalt, gebückt, mit mildem Greisengesicht, blondhaarig und mit zwei kleinen, lächelnden Augen.

Und doch . . . und doch meinte er ein Geräusch geheimnisvoller Schritte zu hören. Er öffnete die Augen wieder und bewegte sich. Tiefes Schweigen. Geschichten entsprungener Sträflinge fielen ihm ein. Neulich waren fünf Verurteilte, unter ihnen ein siebzigjähriger Greis, mit erstaunlicher Verschlagenheit entflohen und hatten dazu eben das Boot eines Austernfischers benutzt; aber an das andre Ufer gelangt, hatten sie sich nicht in Sicherheit bringen können und waren acht Tage lang auf den Hügeln umhergeirrt, gejagt wie wilde Tiere, bis sie eingefangen und wieder angekettet wurden auf dem Gipfel der Verbrecherinsel.

Einbildung oder Wirklichkeit? Traum oder Wachen? Ein flüchtiger Schritt ertönte in der nächtlichen Stille. Ohne Zweifel stieg ein Mann hinunter längs der Mauer, hinter der Straße schleichend. Serafino hob mit einer instinktiven Bewegung das Gewehr. Ein Körnchen rollte von der Mauer die Straße hinab: kein Zweifel mehr.

„Werda?" — Serafinos Stimme klang merkwürdig klar und metallisch. Dann blieb alles lange wieder still. Serafino glaubte schon, sich getäuscht zu haben, als ein Mann von der Höhe der Brüstung sprang und eilig die Straße hinunterlief.

Obgleich auf alles vorbereitet, fühlte Serafino dennoch einen kalten Schauer vom Wirbel bis zur Sohle.

„Werda?"

„Ach," keuchte der Mann, dreist herantretend. Im Halbdunkel der Nacht unterschied man seinen Arm wie zur Abwehr und zum Flehen vorgestreckt; er blieb erst stehen, als die Waffe des Soldaten seine Hand berührte. Und

vom Schrecken zur Verwunderung übergehend, erkannte Serafino den kranken Sträfling.

„Halt, oder ich schieße!" rief er.

Der Sträfling bückte sich, kniete nieder, immer mit vorgestreckten Armen, als ob er sich instinktiv zu gleicher Zeit verteidigen und ergeben wolle.

„Wohin wollt Ihr?" schrie Serafino.

„Nicht so laut," bat der Sträfling mit matter, aber noch fester Stimme. „Da, bindet mir die Hände, aber schreit nicht. Ihr seid ein Christ und müßt die Gebote kennen: Du sollst nicht töten! Ich bin alt, Ihr könnt mich binden."

„Schweigt!" donnerte Serafino ihn noch einmal an, indem er sich ein furchtbares Aussehen gab. „Sagt, wohin Ihr wollt?"

„Ich wollte fliehen," antwortete der Alte, indem er die Arme senkte, und wohl wahrnehmend, daß der Soldat trotz seiner fürchterlichen Miene ein „Christ" war, wagte er hinzuzufügen: „Laßt mich gehen, niemand wird merken, daß ich hier durchgekommen bin."

Serafino stellte sich, als ob er in furchtbare Wut gerate.

„Schweigt, oder ich gebe Feuer," rief er abermals und wollte Alarm schlagen.

Und nun ereignete sich eine rührende Szene. Der Mann beugte die Schultern noch tiefer, rutschte auf den Knien weiter und flüchtete unter das Gewehr Serafinos, als wolle er bei ihm Schutz suchen vor den andern, die jeden Augenblick kommen konnten.

„Nein, nein, mein Sohn, seid ein Christ, ruft nicht; bindet mich, bindet mich," flehte er, „aber ruft nicht. Ich gab vor, krank zu sein, um zu fliehen. Eine Frau, eine Greisin, erwartet mich seit zwanzig Jahren; es ist meine Frau. Jetzt schrieb sie mir, sie sei krank, sehr krank, daß sie aber ruhig sterben würde, wenn sie mich noch einmal sähe. Ich schrieb ihr, daß ich mein Möglichstes tun würde, um ihren Wunsch zu erfüllen, ihr diese Freude zu gewähren, nachdem ich ihr das ganze Leben hindurch nur Schmerzen bereitet habe. Nun erwartet sie mich, ich muß Wort halten, sonst stirbt sie in Verzweiflung. Was werde ich anfangen, wenn Ihr kein Mitleid mit mir habt? Seid ein Christ, habt Mitleid mit mir; nein, mit jener sterbenden Greisin, die im Leben immer gelitten hat. Wenn Euer Vater in meiner Lage wäre, vor meinem Sohne stünde, der Soldat wäre? Was würdet Ihr sagen? Laßt mich gehen; wir sind alle Brüder auf dieser Welt; wer weiß, ob ich Euch nicht eines Tages nützlich sein kann. Seht," fügte er hinzu, dem beredten Schweigen Serafinos vertrauend und mit den Knien sich nach dem Felsen wendend, „von dieser Seite stürze ich mich hinunter, der Stein bewahrt keine Spuren. Ihr habt nichts gesehen und . . . Gott wird es Euch lohnen . . ."

Serafino meinte zu träumen. Er hätte Alarm schlagen sollen, den Mann fesseln, alles tun, was seine Vorgesetzten „Pflicht" nannten, und er konnte es nicht. Eine geheimnisvolle Gewalt, wie einer sie zuweilen in den Träumen empfindet, hinderte ihn fast an jeder Bewegung. Das Flehen des Sträflings weckte in ihm ein tiefes Mitleid mit diesem alten Wesen, das im

Abgrunde seines Elends noch mit solchem Glauben und solcher Leidenschaft am Leben hing.

Alsdann, ohne sich nur zu fragen, ob denn sein Leben nicht mehr wert sei als das dieses unglücklichen Greises, und ohne sich seiner letzten Träume mehr zu entsinnen, beschloß er, zu sterben. Sein Tod konnte als Tribut der Pflicht, aber auch als Feigheit gedeutet werden. Gleichviel, es genügte, daß er nicht nutzlos wäre.

„Geht!" sagte Serafino und nahm das Gewehr wieder auf und warf es zu Boden neben den knienden Mann.

Dieser erhob sich und stand nun hochaufgerichtet; schwarz, im Dunkel der Nacht, murmelte er einen banalen Segen, der den armen Serafino zum Weinen brachte.

„Mein Sohn, Ihr werdet reich und glücklich werden, Euer Glück wird so groß sein wie Eure Barmherzigkeit . . ."

Mit von Tränen verschleierten Augen sah Serafino, wie die lange, schwarze Gestalt über den Rand des Felsens stieg; man hörte hinter ihr her kleine Steine tief, tief hinabrollen; dann begann wieder, allein vernehmbar, der klagende Gesang der Wellen in der Stille der Nacht.

„Reich und glücklich!" dachte Serafino; „keiner vielmehr wird ärmer und unglücklicher gewesen sein als ich es bin."

Er wußte nicht, warum — aber in diesem Augenblick, anstatt an etwas Feierliches zu denken, fiel ihm mit einer gewissen Bitterkeit ein, daß er niemals etwas Feines gegessen habe außer ein paar Austern, seit er hier oben weilte. Dann erinnerte er sich andrer Kleinigkeiten, wie schwer es ihm geworden, seine Schuhe nur einigermaßen anständig zu erhalten, wie lange und vergeblich er sich nach einem schwarzen Anzug gesehnt und welche verhältnismäßig schweren Opfer er gebracht, um so viel zurückzulegen, daß er sich wollene Unterjacken für den Winter kaufen konnte. Elend über Elend! Alles war bei ihm von jeher alt, dürftig, verbraucht gewesen, und vielleicht hatte sich auch seine Seele ebenso abgenutzt und zerdrückt wie ein Stück alten Zeuges. Nun aber sollte alles zu Ende sein. Zu Ende der Kampf gegen das Schicksal, dem er froh war, gleichzeitig zwei Opfer zu entreißen: sich und den alten Sträfling.

Es kümmerte ihn nicht, daß dieser wieder eingefangen werden könnte. Anderseits waren seine Gedanken und Empfindungen sehr verworren und noch mehr als sonst voll jener Widersprüche, die das Wesen seiner schwachen Seele bildeten.

Das einzige, was er in jenem Augenblick klar sah, war die Gestalt eines segnenden Mannes, und im Grunde der Seele, hinter allem Groll und aller Schwäche, fühlte er ein unendliches Mitleid mit sich und allen, die gleich ihm unglücklich waren. Es schien ihm, als ob sie alle Verurteilte seien, auf eine Insel verbannt, von der aus man vergeblich die leuchtende Linie, den blauen Schattenriß eines unerreichbaren Zauberlandes erblickte — Verurteilte, von

Soldaten bewacht, die sich ihres sinnlosen, grausamen Schicksals nicht bewußt waren. Warum nicht entfliehen von dieser Stätte der Strafe? Entfliehen aus Mitleid gegen sich und gegen die andern. Jetzt war der Augenblick.

Serafino setzte das Gewehr mit dem Kolben auf die Erde und lehnte den Hals an die kalte Mündung der Waffe. — Es ist der letzte Augenblick. Leb wohl! Er stirbt ohne Liebe, ohne Hoffnung, ohne Glaube, aber mit einem geheimnisvollen Erbarmen im Herzen; keiner wird um ihn weinen, aber er stirbt, weinend um alle diejenigen, die nie beweint sein werden.

Alles ringsum ist stumm und regungslos. Serafino sieht nicht einmal mehr das Licht der Sterne und hört nicht mehr die Stimme des Mannes. Der große, schwarze Sammetmantel des Todes bedeckt und verdunkelt alle Dinge. Leb wohl!

Aber während Serafino losdrücken will, gleitet er aus und fällt zu Boden, einen lauten Lärm verursachend.

Bei diesem Lärm schreckte er zusammen und wachte auf, sah wieder die Sterne, hörte das Rauschen der leichtbewegten Wellen. Das Gewehr war ihm in der Tat vom Schoße geglitten, und für einige Augenblicke konnte er sich nicht bewegen, nicht einmal soweit, die Waffe wieder aufzunehmen. Es war alles nur ein Traum gewesen, aus dem er jetzt erwachte.

Am folgenden Tage erfuhr er, daß ungefähr zur selben Stunde, in der er den seltsamen Traum gehabt, der alte Sträfling wirklich entkommen war, entflohen auf einem Wege, wo keine Wache seinen Schritt hindern konnte, nach einem Orte, wo die Macht der menschlichen Gerechtigkeit aufhört. Er war gestorben. Der Abend dämmerte. Die Akazien und das Schilf rauschten wie seidene Gewänder, immer dunkler sich abhebend gegen den Hintergrund der purpurnen Wolken am durchsichtigen Himmel.

Der Wind schien mit den rot- und violettschimmernden Wellen zu ringen und trieb sie vom Ufer zurück, und die Wellen, wie ermüdet und gleichgültig, kräuselten sich kaum unter seinem schon kalten Hauch.

Die Soldaten sangen im Hofe, und Serafino, anstatt, wie er sonst zu tun pflegte, am Torweg zu stehen, benutzte die Stunden der Freiheit, um eine Novelle zu schreiben.

Zum Fenster herein ergoß sich über den Tisch, an dem er schrieb, das rosa-violette Licht des Sonnenuntergangs. Der Gesang der Soldaten, mit dem Brausen des Windes vermischt, schien aus der Ferne zu kommen und erzeugte in Serafinos Seele dasselbe Gefühl von Müdigkeit und Sehnsucht, das er empfand, wenn die Frauen an Sommerabenden sich am Ufer von Bagnoli nach Pozzuoli versammeln, um vereint eine Art klagenden Gebets anzustimmen. Er schrieb unter einer schmerzlichen Eingebung; er hatte den kindischen Wunsch, zu beten, zu fluchen, zu weinen und die Feder in seine Tränen zu tauchen.

Es schien ihm, daß die Dinge um ihn her eine geheimnisvolle Bedeutung hätten: selbst die kleinsten, wie der Wassertropfen, der auf der weißen Platte des Tisches im Lichte des Sonnenuntergangs gleich einem Tautropfen glänzte; wie die schwarze Katze mit den gelben Augen, die auf der Kante des Tisches saß, unruhig und neugierig auf Serafinos Feder sah, von Zeit zu Zeit ein Pfötchen ausstreckte und nach der Schreibfeder zu greifen suchte.

Serafino, auch seinerseits etwas unruhig und neugierig, sah dem Spiele des Kätzchens zu, das er sehr liebte, und mit der Hand, welche die Feder hielt, stieß er geduldig das dreiste Pfötchen zurück.

Zuweilen saß sein Freund, der Musiker, an demselben Tisch und komponierte eine Romanze mit mehr oder minder volkstümlichen Reminiszenzen. Die Katze betrachtete dann aufmerksam die kräftige Bewegung seiner kleinen Hand und streckte das Pfötchen vor, aber ein leichtes „weg, weg!“ ließ sie es würdevoll wieder zurückziehen.

Serafino schrieb immerfort, und eines Abends endlich bemerkte der Musikfreund, daß ans Ende einer Seite der Kamerad seinen Namen und Zunamen gesetzt hatte.

„Nun, wirst du es mich lesen lassen?“ fragte er ruhig.

„Was denn?“

„Das da.“

„Ich kann nicht,“ sagte Serafino; nachdem er sich aber ein wenig hatte bitten lassen, gab er ihm das Manuskript.

Die Novelle war in der Form eines Tagebuchs. Ein Soldat, für einige Zeit nach Nisida versetzt zur Bewachung der Sträflinge, kämpft Tag für Tag einen innern Kampf zwischen der Pflicht und dem Mitleid mit einem Verurteilten, der ihn bittet, ihm zur Flucht zu verhelfen. Der Verurteilte, ein Maurer, ist den Arbeiten der Straße zugeteilt, die von der See nach der Strafanstalt führt. Daher die öftere Gelegenheit, mit dem Soldaten zu sprechen und ihm eine lange Geschichte von Ungerechtigkeiten und Schmerzen zu erzählen. Der Soldat läßt sich endlich überreden, in einer Nacht sieht er den Sträfling vorbeigehen und wagt nicht, Alarm zu schlagen. Aus Furcht, entdeckt zu werden, nimmt er sich das Leben.

Der Musikfreund fand die Geschichte so rührend und menschlich, daß er ihr ein Lob zu erteilen meinte, indem er sagte: „Sie ist wie eine russische Novelle!“

Serafino ward zornig.

„Und warum nicht gar eine amerikanische? Wie eine russische Novelle! Das ist die gewohnte dumme Redensart, deren man sich in Italien bedient, wenn man eine rührende Geschichte liest. Als ob die Welt nicht ein Land wäre! Und nicht überall der Schmerz, das Elend, das Erbarmen herrschten. Denke dir, daß das, was hier steht, mir widerfahren ist,“ rief er, indem er das Manuskript gegen seine Brust schlug.

„Du bist ja noch lebendig,“ versetzte der andre.

„Und doch ist es mir widerfahren . . . im Traume!“

„Im Traume?“

„Jawohl, im Traume oder in der Periode unsres Daseins, die wir Traum nennen und die ebenso gut Wirklichkeit sein könnte. Denn was wissen wir davon, wo die Wirklichkeit beginnt und wo sie aufhört? Und ob das, was wir Traum nennen, nicht Wirklichkeit sei, und umgekehrt?"

„In der Tat, wenn ich dir zuhöre, meine ich zu träumen," sagte der andre ironisch.

Und nun begannen sie eine ihrer gewohnten Erörterungen, nach der sie sich nur in einem freundschaftlichen Gedanken einigten: nämlich, um Porto zu sparen, Novelle und Romanze in einem und demselben eingeschriebenen Paket an eine Zeitschrift in Mailand zu senden.

Lange warteten sie vergeblich auf eine Antwort.

Zwei Jahre waren vergangen.

Serafino, Schullehrer in einem südlichen Städtchen geworden, schleppte sein Leben schwermütig dahin. Er hatte jeden literarischen Ehrgeiz aufgegeben, und an seinem freudlosen Aufenthalt meinte er täglich tiefer zu sinken. Da, wo er wohnte, lebte man nur von Klatsch und Ärger. Er selbst, bei all seiner Sanftmut, wurde mit Nadelstichen gequält und gefoltert. Sein ärgster Feind war ein Literat, Korrespondent eines Wochenblattes, der von allen Intellektuellen des Ortes für den größten unter den modernen Schriftstellern gehalten wurde. Diese Größe hinderte ihn nicht, einen Nebenbuhler zu fürchten in dem bescheidenen Lehrer, der so einfältig gewesen war, ihm von seinen Novellen zu sprechen, die in den Papierkorb gewandert waren. Umsonst versicherte er, daß er nie mehr schreiben werde: der Literat dachte nur daran, ihn zu vernichten.

Serafino litt nicht so sehr durch die Angriffe, die auf ihn selbst gerichtet waren, als durch die täglich zunehmende Überzeugung, daß es bei den Menschen keine Liebe und Barmherzigkeit mehr gebe.

Übrigens liebte auch er niemanden: nicht einmal seine dreißig hämischen und verzogenen Schüler.

Einst hatte er sich vorgenommen, sich in das schönste und eleganteste Fräulein des Städtchens, die Tochter eines reichen Grundbesitzers, zu verlieben, eine dunkle Schönheit, die einem Biskuitfigürchen glich.

„Wie würde ich sie lieben!" dachte er. „Ich wäre nicht so töricht, zu glauben, daß ich sie heiraten könnte; wenn ich sie aber nur einmal küssen und von ihr wieder geküßt werden, ihr Herz auf dem meinigen schlagen hören dürfte: Um die Liebe zu leiden, wie schön muß das sein!"

Aber wenn er am Hause des reichen Grundbesitzers vorüberging, schlug das Biskuitfigürchen, das mindestens einen Staatssekretär zu heiraten gedachte, ihm das Fenster vor der Nase zu.

Serafino wohnte in einem alten Hause oder vielmehr in einem Hause, dessen Mauern nicht fertig gebaut, dann verlassen worden und in Verfall geraten waren. Nur zwei Zimmer zu ebener Erde, durch ein Schieferdach schlecht geschützt, dienten dem Lehrer als Wohnung. Eine steinerne Treppe, das Stell-

dichein der Eidechsen und Spinnen, führte zu den obern Stockwerken; manchmal kletterte Serafino hinauf, und an dem Gemäuer umherirrend wie die Eidechsen, blieb er vor der leeren Fensterhöhlung stehen und dachte, daß das Leben für ihn so sei wie dies Haus ohne Dach und ohne Scheiben, eine nutzlos alternde Ruine.

Überragt ward das alte Haus von dem Berge, der so nahe war, daß Serafino in den Frühlingsnächten den aus dem Gehölz herabwehenden Duft der Zyklamen spürte. Ein kleiner, wüster Garten trennte die Schule von der Wohnung des Lehrers: Nichts trauriger und trostloser, namentlich an den wolkenschweren Herbsttagen, als dies Stück Erde, das mit Nachtschatten, wilden Heliotropsträuchern und herbriechendem Rautengebüsch bedeckt war.

An einem Herbsttage, eben solch einem feuchten und grauen, wenn jeder Gegenstand sich von dem düstern, einförmigen Hintergrunde schärfer abhebt, und gerade deshalb, wie durch eine geheime Sympathie mit uns verbunden, uns auch näher erscheint, so daß der Geruch der Raute, der grauen Absinthpflanze, des rotgelben Wacholders und des wilden Rosenstrauchs genügt, um in unserm Herzen eine ferne Vergangenheit wieder wachzurufen — an einem solchen Herbsttage stand Serafino im Garten und erhielt einen Brief mit holländischem Poststempel. Verwundert betrachtete er lange den bläulichen, durchsichtigen Umschlag, auf dem sein in runden Zügen geschriebener Name einen unerklärlichen Eindruck auf ihn machte. Wo und wann hatte er seinen Namen so geschrieben gesehen? Später, an die Eindrücke seiner ersten Versuche zurückdenkend, erinnerte er sich, in seiner Jugend, als er seine erste Novelle geschrieben, geträumt zu haben, daß er ein berühmter Schriftsteller werden und jeden Tag Briefe von Unbekannten aus nahen und fernen Ländern bekommen würde.

Der Brief aus Holland war der erste solche Brief, den er erhielt. Warum kam er? Was wollte er? Wer konnte in einem fremden Lande an ihn gedacht haben?

Und er öffnete den Brief fast zitternd und von einer bangen Unruhe erfaßt.

„Oktober 1903.

„Mein Herr!

„Ich habe in der ‚Rivista di Milano' Ihre wunderschöne Novelle ‚Erbarmen' gelesen und wünschte sehr, wofern Sie noch nicht darüber verfügt haben, sie ins Deutsche und Holländische zu übersetzen. Die deutsche Übersetzung würde ich fast sicher in der Ihnen wohl bekannten Berliner Zeitschrift ‚Deutsche Rundschau' anbringen. Ich bin eine Deutsche, aber die Eltern meiner Mutter waren Holländer, und da ich fast das ganze Jahr in diesem Lande lebe, kann ich vollkommen holländisch. Ich bin mehrmals in Italien gewesen, und in Florenz habe ich das Glück gehabt, im Hause des Herrn Professors Rigutini zu verkehren. Ich kenne daher genügend die italienische Sprache, und Sie könnten folglich einer treuen Übersetzung sicher sein. Während eines Aufent-

halts in Neapel, wohin ich auch diesen Winter zu gehen gedenke, besuchte ich die Insel Nisida, wo Ihr ‚Erbarmen' spielt, und auch aus diesem Grunde hat mich Ihre Novelle interessiert. Andre Gründe noch haben mich veranlaßt, Ihre Novelle noch einmal zu lesen, und den Wunsch in mir erweckt, sie zu übersetzen, da sie mir in der Tat wie ein Ausfluß tiefsten Erbarmens vorgekommen ist und mich wieder an die Güte der menschlichen Seele glauben ließ.

„In betreff der Bedingungen würden wir uns leicht verständigen, da ich Ihnen von der ‚Rundschau' das ganze Honorar direkt zuschicken lassen würde.

„Ich möchte Sie außerdem bitten, mich wissen zu lassen, ob Sie auch andre Novellen geschrieben haben, und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir einige biographische Notizen von sich geben wollten für eine Anmerkung, die ich der Übersetzung beizufügen wünschte.

„In der Hoffnung, bald eine freundliche Antwort von Ihnen zu erhalten, bitte ich Sie, an meine aufrichtige Bewunderung zu glauben.

Elisabeth Kerker."

Serafino hatte immer geglaubt, daß der Ruhm und das Glück eine vollkommene Freude bereiten würden. Warum erzeugte nun dieser Brief Elisabeths, der für ihn in diesem Augenblick der Gipfel des Ruhms und des Glücks war, bei ihm eine ängstliche Freude, fast eine Art Furcht?

Für eine Weile hatte er nicht einmal den Mut, ihn wiederzulesen. War es wieder ein Traum? Er wollte sich des Gegenteils überzeugen, indem er um sich her blickte und kleine Einzelheiten beachtete, die ihm im Traum entgangen wären. Dann las er zaghaft den Brief abermals, versteckte ihn, zog sich selbst zurück und schloß sich in sein triftes Häuschen ein, ängstlich, daß ein Mißgünstiger ihm seinen Schatz entreißen könnte.

Sein erster Gedanke, da er sich schon berühmt glaubte, war leider der Zweifel, daß neidische Menschen alles tun würden, um ihm seine Freude zu vergällen. Aber mit der Furcht vor den neidischen Menschen empfand er auch Mitleid mit ihnen, da sie meistens neidisch sind, weil sie unglücklich sind. Und er fühlte sich glücklich: so glücklich!

Er öffnete das Fenster und setzte sich vor sein Tischchen; alles war düster, grau und lautlos. Aber für ihn hatte sich ein endloser, flammender Horizont aufgetan.

Nie vergaß er diese Stunde süßen und ängstlichen Rausches.

„Verehrtes Fräulein!

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit ungestümer Dankbarkeit für das Gute, das Sie mir erweisen, an.

„Ich bin kein Schriftsteller, aber da Sie etwas über mich zu erfahren wünschen, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich ein bescheidener Elementarlehrer bin, ein *Lehrender*, sagen sie hier mit einem gewissen Schamgefühl — ein armer junger Mann, in ein trauriges, unzivilisiertes Städtchen verbannt. Ich bin allein, so allein, so verlassen in dieser düstern Einsamkeit, daß eine

aus der Ferne kommende freundliche Stimme genügt, um mich Mut und Hoffnung fassen zu lassen. Ihr Brief, verehrtes Fräulein, traf mich in einem trüben Augenblick, als Todesgedanken mir das Herz umfingen, mit der Süßigkeit einer mütterlichen Liebkosung. Ich wußte nicht einmal, daß meine Novelle gedruckt worden war. Ich schrieb sie während einer der gewohnten düstern Epochen meines Lebens, als ich mein Jahr in der Abgeschiedenheit einer Insel diente, auf der sich eine Strafanstalt erhebt. Sie ist interessant, weil sie empfunden ist: an der Stelle meines Helden hätte ich dasselbe getan. Ich werde Ihnen sogar noch mehr sagen: ich habe meine Novelle geträumt. Der Eindruck dieses Traumes war so tief bei mir, daß ich mich noch lange fragte, ob ich nicht wirklich die Gestalt des Verurteilten gesehen hätte, der um mein Erbarmen flehte. Noch sehe ich sie, schwarz in der Nacht des Traumes, mich segnend und mir Glück prophezeiend. Immer bin ich unglücklich gewesen, stets vergeblich habe ich mich nach etwas Liebe und Teilnahme der Menschen gesehnt, und die Prophezeiung des Verurteilten, der ich immer wieder gedachte, erschien mir als eine Ironie des Schicksals: heute aber fange ich an zu glauben, daß mein Gefühl des Mitleids gegen den Nächsten nicht vergeblich gewesen sei. Alle Stunden kommen, und auch für mich ist die der Freude gekommen. Heute fange ich an zu leben: es ist mir, als wäre ich aus einem langen Schlaf erwacht, und ich fühle eine geheimnisvolle Kraft in mir anwachsen. Ich glaubte, allein, verbannt im Leben zu sein, und meinte, daß die so sehr gepriesene Freude am Leben nur in den empfindsamen Romanen existiere. Statt dessen erfahre ich nun, daß die Stimme meines Geistes in die Ferne dringen kann, daß sie sogar dahin gedrungen ist und den Widerhall verwandter Geister hervorgerufen hat. Dieser Gedanke, mehr als der Stolz, zu wissen, daß meine bescheidene Arbeit in fernen Ländern bekannt ist, genügt mir, um mich das Leben lieben zu lassen.

„Dank also, verehrtes Fräulein, für die Wohltat, die Sie mir erwiesen haben, und glauben Sie mich Ihren sehr erkenntlichen

Serafino Rossi."

„Mein Herr!

„Ich habe Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für Ihr Vertrauen zu mir. Sie sind wirklich eine edle Seele, und ich bin glücklich, Sie kennen gelernt zu haben. Ich hoffe, von Ihnen noch mehr Briefe zu erhalten, ebenso köstlich aufrichtig, wie dieser erste war. Ich sehe, daß Sie noch sehr jung sind; ich bin um einige Jahre älter als Sie; erlauben Sie mir daher, nicht nur Ihre Übersetzerin, sondern auch ein wenig Ihre ferne Freundin zu sein, sozusagen ferne, denn heutzutage gibt es keine Entfernungen mehr; habe ich doch vor einigen Jahren im ‚Figaro' gelesen, daß es Damen gibt, die sich von Europa nach Amerika gegenseitig Besuche abstatten.

„Ihr Brief, geehrter Herr, hat mich ebenso sehr, vielleicht noch mehr als Ihre Novelle, interessiert; sie hat auf mich den Eindruck der auserlesenen Seite eines Romans gemacht; aber in wessen Leben gibt es nicht die Seite eines Romans, die mehr oder weniger schön, schrecklich oder lustig ist? In

Ihrem ‚Erbarmen' hatte sie etwas unmittelbar Wahres, Empfundenes, das mich aus einem besondern Grunde betroffen machte. Ein alter Freund meiner Familie, den ich wie einen Vater liebte, wurde vor einigen Jahren verurteilt, weil er seine zweite Frau, die ihn betrog, getötet hatte. Er versuchte zu entkommen und wurde von einem Wächter der Strafanstalt erschossen. Ihre Novelle hat mich deswegen, wie Sie sich vorstellen können, tief ergriffen; aber auch wegen ihrer literarischen Vollkommenheit, ihrer einfachen, ansprechenden Form und der Tiefe der Gedanken, so daß ich Ihnen rate, mit dem Schreiben fortzufahren.

„Auch ich habe mehrere Novellen geschrieben und italienische Romane und Gedichte übersetzt; auch ich, wenn ich in diesem Flecken des südlichen Hollands lebe, halte Schule für etwa dreißig arme Mädchen. Wie Sie sehen, ist unser Wirkungskreis ein ziemlich gleicher: ich jedoch habe mehr Vertrauen als Sie zum Leben, so daß ich zu sagen wage: Sie haben unrecht, zu klagen. Armut ist zuweilen ein Glück (verzeihen Sie den Widerspruch). Der Arme hat weniger Gelegenheit als der Reiche, das Leben nutzlos zu vergeuden, und besitzt mehr als der Reiche die Mittel, ein wahrhaft moralisches Leben zu führen; und überdies ist das Leben des Armen vollständiger, weil er es auch materiell ganz sich selbst verdankt. Ein Mann von Geist wie Sie nun, mit einigem guten Willen, erreicht jedes Ziel. Nein, glauben Sie mir nur, Armut ist das geringste menschliche Unglück. Übrigens ist das Glück so launisch, daß es oft freiwillig und in einem Augenblick das gewährt, was es jahrelang verweigert hat.

„Verzeihen Sie, geehrter Herr, daß ich so schlecht schreibe. Ich möchte das harmonische und ausdrucksvolle Geheimnis Ihrer schönen italienischen Sprache besitzen, um Ihnen alle meine philosophischen Gedanken über das Leben darzulegen — Gedanken, die in meinem Hirn nur allzusehr erzeugt worden sind durch die Heftigkeit (a furia, sagt man so?) schmerzlicher Erfahrungen.

„Ich will aber hoffen, daß unser Verkehr andauern und uns daher die Gelegenheit nicht fehlen wird, uns besser kennen zu lernen und auszusprechen usw. usw."

Das „usw. usw." war von Serafino hinzugesetzt, dem der letzte Teil von Elisabeth Kerkers Brief zu absichtlich, zu berechnet vorkam und deshalb leer, wie alles Absichtliche und Berechnete.

„Sie muß eine jener reichen Ausländerinnen mit Brillen sein," dachte er, „eine reiche Person, die der Armen spottet, indem sie sie unter ihren Schutz nimmt und ihnen gar: ‚Ihr Glücklichen!' zuruft."

Indessen schrieb er wieder, und der Neigung einsamer Menschen folgend, schilderte er das eigne Haus, den Garten, den Berg mit den dazugehörigen Wohlgerüchen, die Schule, die Kinder und endlich den ganzen Rahmen, der so gut zu dem schwermütigen Bilde seiner Seele paßte.

Jene Briefe bildeten natürlich das erste Kapitel eines Romans in Briefen, weder fader noch interessanter als tausend andre Romane der Art, die regelmäßig fast alle jungen Schriftsteller und Schriftstellerinen erleben.

Unmöglich, hier den ganzen Briefwechsel der beiden wiederzugeben, der ein Jahr und sechs Monate dauerte.

Es waren also ein Jahr und sechs Monate vergangen. Zwei feuchte, gelbe Herbste, ein warmer Frühling, ein glühender Sommer und zwei Winter, so lau und hell wie Frühlinge, gingen im Leben Serafinos vorüber. Er erinnerte sich nicht mehr der Wärme oder Kälte früherer Jahreszeiten, die er einem blinden Wanderer gleich durchschritten hatte; aber nie wieder vergaß er die Hitze des Frühlings, die Glut des Sommers, die Milde der zwei letzten Winter, die er in dem Ort verbrachte, wo der ihm feindlich gesinnte Literat lebte. Und nie hat ein Feind größeres Leid erduldet als dieser. Denn das ganze Städtchen verehrte nunmehr den Lehrer, seitdem die Redaktion der „Rundschau" Serafino zehn Separatabdrücke seiner Novelle und zweihundert Mark in einem eingeschriebenen Briefe gesandt hatte. Freilich hatte Serafino die Berühmtheit nicht in dieser kleinen Stadt gesucht; aber das Geheimnis seines Ruhms und seines Glücks war durch das Postamt verraten worden. Selbst das Biskuitfigürchen blickte eines Tages den Lehrer mit wohlwollenden Augen an; aber dieser bemerkte sie jetzt gar nicht mehr.

Selbst wenn der Winter streng und trübe gewesen wäre, würde Serafino nicht die Kälte, das Elend — namentlich das moralische Elend — der vorigen Winter empfunden haben. Alles um ihn war jetzt schön und licht. Er liebte und fühlte sich geliebt. Eigentlich hatte Elisabeth ihm niemals geschrieben, daß sie ihn liebe, noch er an sie; aber gewisse Dinge bedürfen nicht der Erklärung, um verstanden zu werden.

Übrigens liebte Serafino so, wie er gewünscht hatte, zu lieben: ohne Ziel, ohne Hoffnung — nur, um zu lieben. Elisabeth war sehr reich, viel reicher als das Biskuitfigürchen, und auch stolz war sie, jedoch in andrer Weise als das Fräulein vom Dorfe. Einmal schrieb sie ihrem Freunde diese Worte:

„Ich bin froh, daß zwischen mir und dem Manne, der sagen wird, daß er mich liebe (oder besser: den Männern, die mich zu lieben vorgeben, da meine ‚Marke' mir gestatten, mehrere Verehrer zu haben), ein großes, sittliches Hindernis besteht, das nicht alle den Mut haben werden, zu überwinden . . ."

Serafino fragte nicht einmal, worin dies Hindernis bestände. War es ein Fleck in Elisabeths Vergangenheit? Selbst wenn das gewesen wäre, würde es ihn wenig gekümmert haben, sicher, wie er war, niemals so weit an seine Übersetzerin heranzukommen, um Liebe von ihr zu fordern. Seltsam jedoch — trotzdem sein alter, romantischer Traum sich verwirklicht hatte, dachte er nicht mehr daran, zu sterben.

Nur ein Kummer drückte ihn oft. Es war ihm nicht mehr gelungen, eine interessante Novelle zu schreiben. Er fand keinen Stoff, oder wenn er einen fand, vermochte er nicht, ihn lebendig, leidenschaftlich zu gestalten. Ein demütigender Schmerz! Häufig saß er Stunden und Stunden vor einem Streifen weißen Papiers, die klopfenden Schläfen zwischen Daumen und Mittelfinger gepreßt, bedrückt durch den Gedanken seiner künstlerischen Ohnmacht.

Und es fiel ihm nicht ein, seine Novelle zu schreiben, diejenige, die in seinem Herzen vorging; und er stellte sich nicht vor, daß andre sie eines Tages schreiben würden, schlecht, unvollkommen, wenn auch mit gutem Willen, während er ein Meisterwerk daraus hätte machen können.

So kam der zweite Frühling heran: die feuchten Wände des unfertigen Hauses bedeckten sich mit Moos, mit gelben Blümchen, und vom Berge wehte der Duft der Cyclamen.

In den Osterferien reiste Serafino nach Neapel. In Neapel kaufte er eine weiß mit lila geblümte Atlaskrawatte, und während er sie vor dem Spiegel im Laden umband, fiel ihm ein, daß er wenige Tage zuvor im „Mattino" gelesen hatte, eine reiche Amerikanerin habe einen Schaffner der Drahtseilbahn des Vesuvs geheiratet, einfach, weil er ein hübscher Mensch gewesen.

Dann begab sich Serafino nach dem Hôtel Cavour, wo Elisabeth am Abend zuvor eingetroffen war.

Er fühlte sich auffallend ruhig, fest entschlossen, vor der reichen Freundin würdevoll zu erscheinen; aber auf dem Bahnhofsplatz angelangt, bemerkte er, daß, gegen seinen Willen, das Herz ihm heftig schlug. Das bunte Bild einer neapolitanischen Menge belebte den Platz; die Luft war milde, der Himmel bestreut mit leuchtenden, perlweißen Wolken, die eilig dahinzogen, als hätten sie ein Ziel. Während er einen Rosenstrauß erstand, fühlte er sich von einer stillen, rotbraunen Ziege berührt und bemerkte den Ziegenhirten, einen wunderschönen Jüngling, gekleidet wie ein Dandy auf dem Theater, mit hohem Kragen und gelben Schuhen. Da, ohne zu wissen warum, schämte sich Serafino, an die reiche Amerikanerin und den Drahtseilbahnschaffner gedacht zu haben, als er sich die geblümte Krawatte umgebunden hatte.

Er schüttelte sich wie einer, der aus dem Schlaf erwacht, und den Rosenstrauß kühn in der Hand haltend, schritt er erhobenen Hauptes zum Hôtel.

Zwei Stunden später befand er sich mit der schönen Elisabeth am Seestrand auf dem kleinen Molo von Bagnoli, Nisida gegenüber. Elisabeth war schön, fast so schön wie eine schöne Italienerin. Keine Brille — schwarze Augen, schwarzes Haar und ein lebendiges, frisches Gesicht, das den Ausdruck bei jedem Satze wechselte, den die feinen Lippen sprachen. Das Einzige, was Serafino nicht gefiel, war das spöttische Kräuseln der Lippen, wenn Elisabeth schwierige italienische Worte aussprach.

Aber plötzlich redete sie deutsch. „Sehen Sie," hatte sie auf italienisch gesagt, den Blick auf das leuchtende Ufer gerichtet, gegen welches das Meer sanft seinen bläulichen Schaum warf, — „es ist mir, als läse ich jene wunderbare Seite der ‚Briefe, die ihn nicht erreichten', in der die Verfasserin ihren Traum erzählt, ich meine . . ." Und auf deutsch wiederholte sie einige Sätze der „wunderbaren Seite":

„Ich sah ein spiegelglattes Meer, über dem der wolkenlose Himmel in endlosen Höhen blaute . . . Am Ufer saßen zwei Menschen . . . Über

beiden lag ein unendlicher Zauber von Jugend, von Frühmorgen, von Weltenbeginn . . ."

Serafino konnte kein Deutsch und verstand den tiefen Sinn von Elisabeths literarischer Reminiszenz nicht; aber beim Sprechen der eignen Sprache hatten die Lippen des jungen Mädchens eine so natürlich weiche, sanfte Linie angenommen, daß er sie anblickte, wie ein Dürstender eine reife Frucht anblickt.

Elisabeth überraschte dieser Blick, und ihr Antlitz erglühte. Serafino bemerkte ihr Erröten und sah in die Ferne, entschlossen, sich nicht mehr zu verraten, ganz die Würde des armen Mannes zu bewahren. Aber voller Unschuld verlangte er: „Übersetzen Sie mir doch diese Worte ins Italienische." Elisabeth übersetzte sie, und er begriff.

Von dem Augenblick an begann er seine famose „Würde des armen Mannes" zu verlieren und mit ihr seine erzwungene Ruhe. Elisabeth also liebte ihn nicht nur, sondern ermutigte ihn. Er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte; er war nicht einfältig genug, um die Gelegenheit nicht benutzen zu wollen; aber er wußte nicht, wie beginnen. Er hätte den glühendsten seiner Träume erreichen mögen: Elisabeth in seine Arme pressen, ihr Herz gegen das seinige schlagen fühlen. Weiter nichts. Wer war Elisabeth? Woher kam sie? War sie frei? War sie rein? Was war das Hindernis, das sie einmal angedeutet hatte? Serafino fragte sich nicht mehr. Er sah ein junges, schönes, vornehmes Weib, das vielleicht von weither für ihn, nur für ihn gekommen war und ihn aufforderte, sie zu lieben. Was würde dann gegeschehen? Er wußte es nicht und dachte nicht einmal daran. Sie blieben den ganzen Tag in Bagnoli: zusammen aßen sie unter der blühenden Laube des kleinen Wirtshauses des Bon Salvatore, vor dem der alte Zinngießer mit dem ehernen Gesicht, der an seinem primitiven Ofen arbeitete, sie mit einer Art Zärtlichkeit grüßte, da er sie für zwei Neuvermählte hielt; dann fuhren sie nach Nisida. Man fühlte den Frühling auch auf der See: es war, als ob die Wellen riesige Kränze von blauen, goldigen Blumen trügen; der Widerschein der grünen Hügel und der blauen Inseln färbte die Ferne des Ufers mit schillerndem Glanze, und die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt.

Aber Elisabeth, deren schlanke Büste und feiner Kopf sich wunderbar über dem blendenden Blau des Meeres abzeichneten, war traurig geworden, fast düster, zerstreut: sie schien Serafino gar nicht mehr zu bemerken, und er wagte nicht mehr, sie anzusehen.

Nisida näherte sich und verlor allmählich die Gestalt der riesigen Mandoline, die umgekehrt über dem Meere schwebt; immer näher rückten ihre bunten Häuser, die blauen Klippen, die zum Meere jäh abstürzenden Felsen, das weiße Haus der lebendig Begrabenen.

Elisabeth blickte da hinauf und achtete nicht mehr auf Serafino. Als sie aber an der Insel ausstiegen, nahm sie den Arm des Begleiters, um über das schwärzliche Pflaster des Molo zu schreiten, und sagte lächelnd: „In fast allen Romanen findet sich, gleichsam gesetzmäßig, ein Kapitel, in dem zwei Verliebte . . . oder die es eben werden, einen Ausflug unternehmen, oder ein altes Schloß besuchen, oder ein Kloster, oder eine Kirche. Der Verfasser

benutzt die Gelegenheit, um mit seinem künstlerischen Können zu prunken, und die zwei Verliebten, um . . . sich zu erklären. Kein Paar aber, glaub ich, hat, wie wir, jemals ein Zuchthaus besucht!"

„In der Tat," versetzte Serafino zaghaft. Die Stimme zitterte ihm ein wenig, das Herz schlug ihm heftig. Was wollte Elisabeth damit sagen? War die Stunde der Erklärung gekommen? Still, verlassen, heiß unter dem leuchtenden Himmel lag die Straße, von zwei Mauern eingeschlossen, in Zwischenräumen durch eiserne Gitter unterbrochen, durch die man einen unvergleichlichen Fernblick auf das Blau und Grün des Himmels und des Meeres hatte. Man hörte das Geschrei der Vögel, einige ferne Stimmen, das Aufschlagen von Elisabeths Absätzen, das Rauschen ihres seidenen Unterrocks.

Serafino brauchte nur den Arm zu bewegen, um das Mädchen an sich zu drücken, und er hatte keinen andern Wunsch, keinen andern Gedanken; aber er wagte nicht. Es schien ihm, daß Elisabeth nur scherze: nein, es war nicht möglich, daß es ihr Ernst sei. Schon das Rauschen ihres seidenen Unterrocks schüchterte den armen Lehrer ein.

Und doch fürchtete er, durch seine alberne Blödigkeit lächerlich zu erscheinen.

Mit einem Male wendete sich die Straße und öffnete sich auf einen Felsabgrund, in dessen Tiefe das Meer ein leises Klagelied hauchte.

Elisabeth blieb zuerst stehen, zog ihren Arm zurück und sah mit gedankenvollen Augen auf das wundervolle Bild, das sich vor ihr entfaltete.

„War es solch eine Stelle?" fragte sie.

„Ja," antwortete Serafino, sich seines Traumes erinnernd. Und er wußte nicht, aus welch rätselhaftem Gesetz des Gedächtnisses ihm seine trübe Vergangenheit wieder einfiel, wie sie ihm im Traume vorgeschwebt hatte. Und jetzt? Jetzt war er hier, liebend, vielleicht wiedergeliebt; hier mit seiner schönen, geistvollen Begleiterin, die von weither gekommen, aus den verborgenen Tiefen des Schicksals; die da kam wie die Wellen, wie die Luft, wie die Wolken, wie die Vögel, und die vielleicht nur auf ein Wort wartete, um ihm all ihre Schönheit, all ihren Reichtum anzubieten. Und er wußte selbst nicht, wie: mit einer Kühnheit, die an Verzweiflung, an Wahnsinn grenzte, fand er sich dicht an Elisabeth und schloß sie ganz in seine Arme.

Sie warf stolz den Kopf zurück, und Serafino bemerkte etwas Seltsames: Elisabeth weinte.

„Warum?" fragte er flehend. „Verzeihen Sie mir, ich bin toll. Aber sagen Sie mir ein einziges Wort, daß Sie mich liebhaben . . . dann, wenn Sie wollen, werden Sie mich nicht mehr sehen; nie mehr, nie mehr . . ." wiederholte er wie ein Kind, das in seinem Schmerz verzweifelt.

„Es ist nicht darum," sagte Elisabeth, den Kopf schüttelnd, den sie sachte, sachte dem Serafinos wieder genähert hatte. „Ich liebe Sie, weinte aber aus einem andern Grunde . . . Nun wohl, ja," fuhr sie fort, als sie sah, daß Serafino vor Rührung nicht reden konnte, „ich will es Ihnen jetzt sagen, sonst könnte ich es nicht mehr. Wissen Sie noch, der alte Freund, der zu entfliehen versuchte . . . aus der Strafanstalt . . . und von einer Wache, die

ihn verfolgte, getötet wurde? Es war . . . mein Vater . . . der meine Stiefmutter erschlagen hatte . . ."

„Elisabeth . . . Elisabeth . . .," murmelte Serafino.

Er war bleich wie ein Kranker, und seine Unterlippe zuckte krampfhaft. Er brachte keinen Laut hervor. In der traurigen Enthüllung Elisabeths begriff er nur eins: Elisabeth, die namenlos gelitten hatte, mehr als er, liebte ihn. Andres begriff er nicht.

„. . . Darum hat mich die Stimme deiner fernen Seele bewegt: du hättest Erbarmen mit meinem Vater gehabt . . . du . . . hast Erbarmen auch mit mir . . ."

Nein, eigentlich war sie es, die mit ihm Erbarmen hatte. Als sie ihn zittern sah wie ein Kind, an sie geschmiegt, ängstlich, daß sie ihm entfliehen könnte, hatte Elisabeth ein leises Lächeln, ein Aufleuchten bewußter Glückseligkeit in den noch feuchten Augen und näherte ihr etwas vorgebeugtes Antlitz dem Serafinos, der sie mit bebenden Lippen küßte.

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen.

Herausgegeben und erläutert
von
Erich Brandenburg.

I.

Es sind jetzt über dreißig Jahre verflossen, seit Leopold Ranke uns durch seine Mitteilungen aus dem Briefwechsel König Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen den ersten wirklichen Einblick in die Gedankenwelt des geistreichsten Hohenzollern eröffnet hat. Seit dieser Zeit sind zahlreiche andre intime Äußerungen des Königs bekannt geworden, und namentlich das letzte Jahrzehnt hat uns mit derartigen Veröffentlichungen förmlich überschüttet. Die Denkwürdigkeiten der beiden Gerlach, Leopolds und Ernst Ludwigs, die Papiere Otto v. Manteuffels, die Mitteilungen aus dem Nachlasse des Generals v. Below enthalten Schreiben von der Hand und Äußerungen aus dem Munde des Königs in reicher Fülle, ganz abgesehen von solchen Schriftstücken, die noch vereinzelt aus Privatbesitz veröffentlicht worden sind. Und soeben werden uns auch noch die Schätze des Radowitzischen Nachlasses erschlossen. Immer klarer tritt uns aus allen diesen Dokumenten das Gesamtbild seiner eigenartigen Persönlichkeit entgegen; die allbekannten Züge gewinnen an Leben und Schärfe, neue, bisher weniger beachtete treten hinzu und berichtigen unser Urteil über den Menschen und den Herrscher Friedrich Wilhelm. Die farbenprächtige Charakteristik, die uns Heinrich von Treitschke im fünften Bande seiner „Deutschen Geschichte" gegeben hat, bleibt, wie mir scheint, auch diesem neuen Materiale gegenüber in ihren wesentlichen Zügen zu Recht bestehen; aber sie wird sich jetzt nach manchen Richtungen hin ergänzen und verfeinern lassen.

Die Bedeutung Friedrich Wilhelms IV. für die deutsche und preußische Geschichte liegt ja vor allen Dingen darin, daß sich unter seiner Regierung und Mitwirkung in den schicksalsvollen Jahren 1848—1850 die Umgestaltung Preußens aus einem absolutistischen in einen konstitutionellen Staat vollzog, und daß er gleichzeitig durch seine Ablehnung der Kaiserkrone das Einigungs-

werk der Frankfurter Nationalversammlung definitiv zum Scheitern brachte. Er, der Romantiker, der Anhänger der Theorie vom organisch erwachsenen ständischen Staate, der geschworene Feind der liberalen Ideen, wurde durch den Zwang der Umstände der erste konstitutionelle Herrscher Preußens; er, der begeisterte Bekenner nationaler Gesinnungen, wurde der Totengräber der nationalen Hoffnungen jener Tage; er, der überzeugte Großdeutsche, dem ein Deutschland ohne die deutsch-österreichischen Gebiete so verstümmelt erschien wie ein Gesicht ohne Nase, wurde zur Gründung eines engeren Bundes unter Preußens Führung hingedrängt, und infolgedessen bis nahe an einen Krieg gegen Österreich herangeführt. Keine der großen Fragen seiner Zeit hat er nach seinen eigenen Anschauungen und Wünschen lösen, keiner der werdenden neuen Institutionen auf die Dauer den Stempel seines Geistes aufdrücken können; kriegerischer Ruhm hat seiner Regierung völlig gefehlt, und seine persönliche Demütigung vor den Berliner Märzkämpfern ist ihm nie vergessen worden. Erwägen wir das alles, so begreifen wir unschwer, warum er der unpopulärste unter den preußischen Monarchen der neueren Zeit geworden, warum sein Bild aus der Phantasie des Volkes fast gänzlich verschwunden ist.

Dennoch würde man irren, wenn man seine historische Wirksamkeit und Bedeutung gering einschätzen wollte. Sie tritt deshalb nicht auf den ersten Blick hervor, weil sie nicht in schöpferischem, aktivem Tun, sondern im Zurückhalten und Verhindern bestanden hat. Wenn wir fragen, wie es gekommen ist, daß die deutsche Einheitsbewegung nicht in der unitarisch-demokratischen Gestalt zur Herrschaft gelangte, die wir 1848 im Vordergrunde sehen, so werden wir Friedrich Wilhelms Haltung gegenüber der Paulskirche als einen gewichtigen Faktor bei der Beantwortung in Betracht zu ziehen haben; und wenn wir fragen, aus welchen Gründen in Preußen — und später im Deutschen Reiche — nicht die extrem parlamentarischen Anschauungen der französischen und belgischen Liberalen zur Geltung gelangt sind, sondern ein starkes, monarchisch gefärbtes, konstitutionelles System, so werden wir wiederum Friedrich Wilhelms Haltung gegenüber dem preußischen Parlamente in den entscheidenden Jahren nicht außer acht lassen dürfen. Gewiß würde sein Widerstand gegen Unitarismus und Parlamentarismus keinen Erfolg gehabt haben, wenn nicht starke Bevölkerungsschichten seine Abneigung gegen beide geteilt und sie mit ihm bekämpft hätten; aber ebenso gewiß hätten diese Bevölkerungsschichten den Sieg jener Mächte nicht hindern können, wenn sie nicht an dem damaligen preußischen Könige einen weithin sichtbaren und in diesen Fragen fest entschlossenen Führer gehabt hätten.

Liegt also in Friedrich Wilhelms Haltung von 1848—1850 jedenfalls der Schwerpunkt seiner historischen Bedeutung, so muß uns alles doppelt willkommen sein, was uns seine Entschlüsse in diesen Jahren tiefer verstehen und richtiger würdigen lehrt. Und es muß uns namentlich von hohem Interesse sein, seinen Briefwechsel mit einem Manne vollständig kennen zu lernen, der unter den Räten seiner Krone in jenen kritischen Tagen die erste Stelle einnahm. Ludolf Camphausen, im Rheinlande geboren und aufgewachsen, war Kaufmann von Beruf, und hatte sich vor 1848 wohl als Ab-

geordneter zu den rheinischen Provinzialständen, später zum Preußischen Vereinigten Landtage politisch betätigt, sowie als Präsident der Kölner Handelskammer dem Gemeinwohle gedient, aber niemals direkt im Staatsdienste gestanden. Daß er nach der Märzrevolution zum Ministerpräsidenten ernannt wurde, bedeutete an sich schon einen Bruch mit den altüberlieferten Traditionen der preußischen Bureaukratie; und in der Tat hat der unabhängige, jedem bureaukratischen Formalismus und jedem Ducken vor der Meinung des Höherstehenden tief abgeneigte Mann in dieser ihm wenig zusagenden Atmosphäre nie recht frei atmen können; als ein Opfer, das er dem Vaterlande, seinem Könige und seinen politischen Idealen bringe, hat er stets seine Laufbahn als Minister und Gesandter betrachtet, und gewiß nicht ohne Schmerz über die geringen augenblicklichen Erfolge seines Wirkens, aber im Grunde doch innerlich froh, in sein freies Privatleben zurückkehren zu können, hat er im April 1849 den Staatsdienst wieder verlassen. Seiner politischen Gesinnung nach gemäßigt liberal und stark national, war er weder mit dem Könige noch mit der Mehrheit der Berliner und der Frankfurter Nationalversammlung völlig einig, hatte aber mit allen Berührungspunkte. Seiner politischen Methode nach war er Realpolitiker, und, obwohl bestimmten Ideenkreisen anhängend, doch stets bereit, dem unvollkommenen Erreichbaren das unerreichbare Vollkommene zu opfern; er verleugnete auch im politischen Leben niemals den vorsichtigen, klug abwägenden, verständig klaren Geschäftsmann. Von unantastbarer Rechtschaffenheit legt sein privates wie sein öffentliches Leben Zeugnis ab.

Der geistvolle, phantasiebegabte Herrscher, dessen ganze Art, in der Welt zu leben und zu handeln, auf gefühlsmäßigen Grundlagen ruhte, lernte den nüchternen, verständigen und ehrenhaften Mann, den die Welle der Revolution ihm urplötzlich als Gehilfen an die Seite getragen hatte, bald als Menschen achten und wertschätzen; aber als Politiker glaubte er ihn weit zu übertreffen an Weite der Gesichtspunkte und an praktischer Erfahrung; ganz abgesehen davon, daß die politischen Anschauungen des Liberalen, der ein Führer der Opposition gegen seine bisherige Regierung gewesen war, ihm stets ein Gegenstand des Mißtrauens bleiben mußten. Es entsprach dem innersten Gefühlsbedürfnisse des Königs, zu allen Menschen, mit denen er häufiger zu tun hatte, in ein persönliches Verhältnis zu treten; und namentlich dem Ministerpräsidenten gegenüber glaubte er sich nicht auf den offiziellen Gedankenaustausch in Sitzungen, Vorträgen, Denkschriften und Berichten beschränken zu dürfen; er wollte ihn in allen wichtigen Fällen vertraulich über seine persönliche Auffassung und Willensmeinung unterrichten, damit jener in der Lage sei, die königlichen Ansichten dem Gesamtministerium gegenüber zu vertreten. Diesem Bedürfnisse des Monarchen verdanken wir den privaten Briefwechsel, der hier veröffentlicht werden soll. Er erstreckt sich über die ganze Zeit der Amtsdauer von Camphausens Präsidium (Mai bis Juni 1848); mit Camphausens Entlassung bricht er ab. Auch als dieser bald darauf die fast noch wichtigere Stellung als preußischer Bevollmächtigter bei der deutschen Zentralgewalt in Frankfurt a. M. übernahm, ist dieser regelmäßige, persönliche Briefwechsel

nicht wieder aufgenommen worden; nur gelegentlich, beim Herannahen besonders wichtiger Entscheidungen, ist es 1849 und 1850 wieder zur brieflichen Aussprache zwischen beiden Männern gekommen.

Von diesem Briefwechsel befindet sich der größte und bei weitem wertvollste Teil, die Originalbriefe des Königs und eine ganze Reihe von Konzepten zu Antworten des Ministers, im Privatbesitz der Töchter Ludolf Camphausens; ein kleinerer Teil, eine Anzahl der Antworten des Ministers im Original nebst einigen königlichen Randbemerkungen, wird im Königl. Hausarchive zu Charlottenburg aufbewahrt. Stücke aus diesen Briefen sind bereits abgedruckt in der kürzlich erschienenen Lebensbeschreibung Camphausens von Anna Caspary (Stuttgart, Cotta. 1902); jedoch hat die Verfasserin nur solche Stellen daraus entnommen, die ihr vom biographischen Standpunkte aus oder auch ihrem persönlichen Empfinden nach bedeutsam erschienen. Ganz verständlich und in ihrer Bedeutung zu würdigen sind diese Schreiben aber nur, wenn man sie vollständig kennt, und ihre Anspielungen und Hindeutungen erläutert. Mit mir werden, so hoffe ich, auch die Leser dieser Zeitschrift den Besitzern dieser Briefe für die Erlaubnis zur vollständigen Veröffentlichung dankbar sein, wenn sie an der Hand ihrer Worte den Zauber zweier anziehender Persönlichkeiten und die Kämpfe einer bedeutungsvollen Zeit lebendig mitempfunden haben werden.

Sobald sich König Friedrich Wilhelm unter dem Drucke der Märzereignisse entschlossen hatte, dem ständischen Elemente in Preußen einen größeren Einfluß zu gewähren, war auch der Gedanke eines Ministerwechsels aufgetaucht. Der Staatsmann, der dem König am eifrigsten zur Annahme einer konstitutionellen Verfassung riet, Herr v. Bodelschwingh, hat gerade aus den Gedankengängen der liberalen Theorie heraus gefordert, daß gleichzeitig mit der Verkündung des Reformprogramms auch die alten Minister entlassen, und ein das Vertrauen des Volkes genießendes Ministerium gebildet werden müsse. Der König hat das gewiß recht ungern zugestanden; er sah die Minister doch immer im wesentlichen als die Vollstrecker seines Willens an, und konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er seine Ratgeber gemäß den Launen der Volksgunst wechseln solle. Aber er sah doch ein, daß er Bodelschwingh gegen dessen Willen nicht halten könne, und entschloß sich noch vor dem entscheidenden 19. März, den Grafen Arnim-Boytzenburg[1]) mit der Bildung eines Ministeriums zu beauftragen; gerade während der Barrikadenkämpfe am Vormittage des 19. und während des auf ihn eindringenden Sturmes von Petitionen verhandelte er mit Arnim über die Feststellung eines Programms für die Tätigkeit des neuen Ministeriums[2]). Die

[1]) Adolf Heinrich Graf v. Arnim-Boytzenburg (geb. 1803, gest. 1868) war 1842—1845 Minister des Innern gewesen und hatte seinen Abschied genommen, weil er mit dem damaligen Regierungssysteme nicht mehr einverstanden war.

[2]) Über die Vorgänge der Märztage hat am ausführlichsten und mit scharf eindringender Kritik Felix Rachfahl in seinem Buche „Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution" (Halle 1901) gehandelt. Seine Ergebnisse sind vielfach angegriffen

folgenden Ereignisse aber ließen bald das Ministerium Arnim als zu reaktionär erscheinen. Nach dem Abzuge der Truppen und der Demütigung des Königs vor dem in das Schloß gedrungenen Pöbel war in den leitenden Kreisen eine förmliche Panik ausgebrochen; es war jener Zustand eingetreten, den der König selbst später Ranke gegenüber mit den Worten charakterisiert hat: „Wir lagen damals alle auf dem Bauch." Auch Friedrich Wilhelm selbst glaubte jetzt einen bedeutenden Schritt weiter nach links tun zu müssen, als er ursprünglich gewollt hatte; und zwar wurde zunächst eine Ergänzung des Ministeriums Arnim durch solche liberale Männer ins Auge gefaßt, die als bisherige Führer der Opposition des allgemeinen Vertrauens sicher zu sein schienen. In erster Linie kamen die beiden Rheinländer Hansemann und Camphausen[1]) in Frage.

Camphausen hatte sich bereits am 13. März, auf die Kunde von den revolutionären Bewegungen in Süddeutschland, an den damaligen leitenden Minister von Bodelschwingh gewandt und ihm auseinandergesetzt, was jetzt seiner Ansicht nach geschehen müsse. Fast gleichzeitig (wohl am 14. März) hatte Bodelschwingh selbst Camphausen und einige andre einflußreiche Landtagsmitglieder dringend gebeten, sofort nach Berlin zu kommen zu Beratungen über die jetzt zu ergreifenden Maßregeln. Beide Briefe müssen sich gekreuzt haben. Camphausen zögerte damals noch zu kommen; er erbat eine weitere Nachricht des Ministers, wenn seine Gegenwart durchaus notwendig sei. Er hat gleich nach dem 19. März eine solche erhalten und zugleich die Mitteilung, daß der König seinen Eintritt in das Ministerium wünsche[2]). Am 23. März traf er in Berlin ein, und in den folgenden Tagen hatte er mehrere Besprechungen mit dem Grafen Arnim. Er weigerte sich anfangs entschieden, einen Sitz im Ministerium einzunehmen; in einem mehrfach durchkorrigierten Schreiben, das seine innere Unruhe wohl erkennen läßt, teilte er am 25. Arnim die Gründe seiner Ablehnung mit; der schwerwiegendste konnte freilich gerade Arnim gegenüber nicht ganz deutlich ausgesprochen werden: es war das Bedenken, daß seine Parteigenossen und die Rheinländer ihm den Eintritt in dieses Ministerium als Abfall von den liberalen Prinzipien auslegen würden. Aber so stark war das Verlangen der Regierung, dem inzwischen einberufenen Landtage ein durch das Vertrauen der Bevölkerung kräftiges Ministerium entgegenzustellen, daß man sich zuletzt entschloß, Arnim ganz fallen zu lassen und Camphausen die Neubildung des Ministeriums anzuvertrauen (28. März). Neben ihm trat David Hansemann als Finanzminister neu ein, während von den bisherigen Ministern Alfred von Auers-

---

worden: seine Feststellung der tatsächlichen Vorgänge scheint mir bisher nicht erschüttert zu sein: seine Ansicht über die Stellung des Königs zur deutschen Frage kann ich dagegen nicht teilen und werde späterhin Gelegenheit haben, einiges anzuführen, was gegen sie spricht.

[1]) Über Hansemann vgl. A. Bergengrün, David Hansemann (Berlin 1901); über Camphausen das noch öfter zu erwähnende Buch von Anna Caspary, Ludolf Camphausens Leben. Stuttgart 1902.

[2]) Vgl. den königlichen Erlaß vom 20. März, der Camphausens Berufung bekannt machte, bei A. Wolff, Berliner Revolutionschronik. Bd. I, S. 259.

wald[1]) (für das Innere), Graf Schwerin[2]) (für Kultus und Unterricht), Freiherr v. Arnim-Heinrichsdorff[3]) (für das Äußere) und Bornemann[4]) (für Justiz) im Amte blieben. Gleich am ersten Tage trug der König Sorge, den neuen Leiter seiner Regierung seine Meinung über die wichtigsten Fragen wissen zu lassen. Um das Verhältnis der Anschauungsweise Friedrich Wilhelms zu derjenigen Camphausens in diesem Augenblicke zu verstehen, wollen wir uns, bevor wir des Königs erstes Schreiben kennen lernen, das Programm des Ministers anschaulich zu machen suchen. Seine schon erwähnten Äußerungen gegenüber Bodelschwingh sowie einige Briefe an seinen Bruder Otto werden uns dafür als Quellen dienen.

Camphausen hatte schon früher im Landtage gesagt, daß er den Deutschen Bund nicht für eine Institution halten könne, die dem Einheitsbewußtsein des deutschen Volkes Genüge tue[5]). Der Ausbruch der süddeutschen Bewegungen bestärkte ihn in dieser Überzeugung und ließ ihm zugleich die Gefahr eines von Frankreich protegierten süddeutschen Bundes in größerer Nähe erscheinen. Er war tief davon durchdrungen, daß eine wahre staatliche Einigung Deutschlands nur unter Preußens Führung zustande kommen könne, und hielt es daher für notwendig, daß Preußen sofort jenen befürchteten süddeutschen Sonderbestrebungen ein Paroli biete. Er empfahl vor der Berliner Revolution, Preußen möge, um das Vertrauen der Süddeutschen zu gewinnen, seine inneren Einrichtungen im Sinne der gemäßigt liberalen Forderungen umwandeln, und zugleich möge der König alle Fürsten zur Reorganisation des Bundes nach Frankfurt a. M. berufen. Kurz darauf müßte dort auch eine Versammlung von Vertretern der Bevölkerung zusammentreten, aber nur, um am Verfassungswerk beratenden Anteil zu nehmen. Die auf diesem Wege zu gewinnende Stellung an der Spitze Deutschlands und die Kaiserkrone sollten den König entschädigen für die Teilung seiner Regierungsrechte in Preußen mit einem Parlamente. Dies alles aber müsse sogleich geschehen; in acht Tagen könne es schon zu spät sein. Geschehe es gar nicht, so glaubte er einen Abfall der Rheinprovinz von Preußen befürchten zu müssen. Die Beschlüsse der in

---

[1]) Alfred v. Auerswald (geb. 1799, gest. 1870), war bis 1844 Landrat des Kreises Rosenberg in Ostpreußen gewesen und hatte als Führer der ostpreußischen gemäßigten Liberalen auf den Provinziallandtagen sowie auf dem Vereinigten Landtage von 1847 große Popularität erlangt.

[2]) Maximilian Heinrich Karl Anton Kurt Graf v. Schwerin-Putzar (geb. 1804, gest. 1872), hatte ebenfalls als Mitglied des Vereinigten Landtages zu den Führern der Opposition gehört. Er war Schleiermachers Schwiegersohn.

[3]) Heinrich Alexander Freiherr v. Arnim (geb. 1798, gest. 1861), war seit 1840 Gesandter in Brüssel, seit 1846 Botschafter in Paris gewesen; er hatte sich in einer früheren Schrift als Anhänger des Freihandelssystems bekannt und in einer Broschüre über die Pariser Februarrevolution ausgesprochen, daß Preußen jetzt an die Spitze Deutschlands treten und ein deutsches Parlament berufen müsse.

[4]) Friedrich Wilhelm Ludwig Bornemann (geb. 1798, gest. 1864), war erst Kammergerichtsrat in Berlin, dann seit 1844 Direktor im Justizministerium gewesen und politisch noch nicht hervorgetreten.

[5]) Caspary, S. 163 f.

Heidelberg tagenden Vertreter der süddeutschen Liberalen vom 11. März verwarf er als fast schon republikanisch; das deutsche Parlament, dessen schnellen Zusammentritt jene Versammlung forderte, schien ihm gefährlich, wenn es versammelt werde, bevor die Regierungen über ein Reformprogramm einig geworden seien, und wenn es nicht mit der Beihilfe am Reformwerk, sondern mit der selbständigen Schöpfung einer neuen Verfassung beauftragt werden solle; denn in diesem Falle würde es die Republik proklamieren. Daher hielt er nach dem Bekanntwerden der Heidelberger Beschlüsse Frankfurt nicht mehr für den geeigneten Ort zu dem geplanten Fürstenkongresse; ja, er riet, die illegitime Frankfurter Versammlung durch eine legitime, d. h. eine möglichst schnell von den Regierungen einzuberufende, zu sprengen. Das Königliche Patent vom 18. März wegen beschleunigter Einberufung und erweiterter Wirksamkeit des Vereinigten Landtages[1]) begrüßte er als einen ersten Schritt auf dem von ihm bezeichneten Wege; den Sieg der Revolution in Wien hielt er ebenfalls für ein günstiges Ereignis; er hoffte, Österreich werde dadurch auf längere Zeit gelähmt und nicht imstande sein, Preußen an der Umgestaltung Deutschlands zu hindern. Jedenfalls sollte Preußen auf Österreich nach seiner Ansicht keinerlei Rücksicht nehmen. Er dachte sich die Verwirklichung seines Planes so, daß der Fürstenkongreß und der deutsche Landtag zunächst die Ausdehnung des Zollvereins auf das gesamte Bundesgebiet beschließen sollten; durch den Druck der Volksstimmung, die ein konstitutionelles Preußen überall für sich haben werde, sollten die widerstrebenden Regierungen zur Unterordnung unter Preußen gezwungen werden, und zwar sollte zunächst neben eine kollegiale Zentralgewalt der König von Preußen als alleiniger Oberbefehlshaber des gesamten Bundesheeres gestellt werden. Den Kaisertitel und die Mediatisierung einzelner Kleinstaaten werde dann der Gang der Ereignisse von selber bringen[2]).

Camphausen konnte sich nicht verhehlen, daß der Sieg der Revolution in Berlin die Durchführung seines Programmes insofern erschwerte, als er dem Ansehen des Königs schadete, insofern aber auch eine günstige Seite hatte, als er den König erst zur vollständigen Anerkennung der konstitutionellen

---

[1]) Gedruckt bei Roth und Merck, Quellensammlung zum Deutschen öffentlichen Recht, Bd. I, S. 145 f. Es erklärte für notwendig die Umwandlung Deutschlands aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat, Bildung einer deutschen Volksvertretung aus Mitgliedern der einzelnen Ständeversammlungen, konstitutionelle Verfassung der Einzelstaaten, Bundesheer, Bundesgericht, Freizügigkeit, Zolleinheit, Maß-, Münz-, Gewichtseinheit, einheitliches Handelsrecht.

[2]) Außer den oben angeführten Briefen vgl. Caspary, S. 170—178. In dem Briefe vom 17. März (a. a. O., S. 174) sind einige wichtige Sätze ausgelassen; es heißt darin ausdrücklich: „Die Unruhen in Wien betrachte ich als günstig für uns." Ferner in einem Postskriptum: „Ich habe in der Antwort an Bodelschwingh nicht mehr Frankfurt genannt und hätte deutlicher hervorheben sollen, daß es wegen der Gefahr, mit der nach Frankfurt berufenen Versammlung an einem Orte zu sein, nicht geschehe. Diese Versammlung muß durch eine legitime gesprengt werden. Geschieht es nicht, so befürchte ich von der Versammlung zu Frankfurt die Proklamation der deutschen Republik." — Ebenso fehlen in dem Briefe vom 19. März (a. a. O., S. 175 f.) einige für das volle Verständnis nicht unwichtige Stellen.

Regierungsform für Preußen brachte[1]). Auch mußte es ihm als günstig für seine Absichten erscheinen, daß der König am 21. März bei dem berühmten Umritte in Berlin mit den deutschen Farben wenigstens für die Tage der Gefahr die Leitung Deutschlands übernehmen zu wollen erklärt hatte.

Wenn er indessen solche Hoffnungen gehegt hat, so ist er bald gründlich enttäuscht worden. In seinem Innern hielt Friedrich Wilhelm an den Idealen des ständischen Staates und eines verbesserten deutschen Bundes unter Österreichs und Preußens gemeinsamer Hegemonie fest; und nur unter dem Drucke der letzten niederschmetternden Ereignisse und des Zuredens seiner Umgebung ließ er sich zu Kundgebungen drängen, die seinen eigenen Wünschen durchaus widersprachen. Zwei von ihnen müssen hier besonders erwähnt werden, da sie bindende Zusicherungen enthielten, die Camphausen später einlösen zu müssen glaubte.

Einer Deputation aus Breslau hat der König am 22. März erklärt[2]), daß seine frühere Zusage einer konstitutionellen Verfassung erfüllt werden solle durch Erlaß eines volkstümlichen Wahlgesetzes, mit Hilfe eines neuen Parlamentes zu erlassende Gesetze über persönliche Freiheit, freies Vereins- und Versammlungsrecht, allgemeine Bürgerwehrverfassung mit freier Wahl der Führer, Verantwortlichkeit der Minister, Einführung der Schwurgerichte namentlich für politische und Preßvergehen, Unabhängigkeit des Richterstandes und Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit; ferner werde er das Heer auf die neue Verfassung vereidigen lassen. Daß in dieser sofort offiziell veröffentlichten Erklärung bindende Zusagen für die innere Neugestaltung Preußens gegeben waren, liegt auf der Hand. Daß der König sie gegen seine innersten Überzeugungen gegeben hat, und trotz dieser Versprechungen möglichst viel von seinen eigenen Anschauungen verwirklichen wollte, ergibt sich aus einem soeben veröffentlichten Briefe an den Minister v. Auerswald vom 31. März[3]). Hier lehnt er jede Verfassung nach französischem oder belgischem Muster ab; er will die Beratung einer Verfassungsurkunde als weniger wichtig zurückgeschoben wissen hinter eine Reform der lokalen und provinziellen Selbstverwaltung, will die Beratung der neuen Gesetze nicht der aus Volkswahlen hervorgehenden Versammlung allein überlassen, sondern ein aristokratisches Herrenhaus zu gleichberechtigter Mitwirkung heranziehen, will endlich die Wahlen für das Unterhaus (wie er nach englischem Vorbilde sagt) durch Korporationen und Stände vollzogen wissen. Es war ein unzweifelhafter Versuch, die ge-

[1]) Ich bemerke hier, daß ich Rachfahls Meinung nicht für richtig halte, wonach der volle Übergang zum Konstitutionalismus schon Anfang März beschlossen gewesen sein soll. Soviel ich sehe, wollte der König vor dem 18. März nie etwas andres zugestehen als Periodizität und etwas erweiterte Rechte des Vereinigten Landtages, aber dessen alte Zusammensetzung beibehalten, und vor allen Dingen hat er vorher nie an die Berufung liberaler Parteiführer als Minister gedacht. Er hat sich Ende März Gerlach gegenüber beklagt, daß die alten Minister ihn leider verlassen hätten, sonst würde er sie trotz der Katastrophe behalten haben. (L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 150.)

[2]) Gedruckt bei Roth und Merck, Bd. I, S. 152 und A. Wolff, Berliner Revolutionschronik, Bd. I, S. 363.

[3]) P. Hassel, Joseph Maria v. Radowitz, Bd. I, S. 578 f.

gebenen Zusagen in einem Sinne umzudeuten, den sie weder nach der Meinung seiner Minister noch derer, denen sie gegeben waren, besaßen. Die Zusagen ganz zurückzunehmen, hinderte den König hauptsächlich die Rücksicht auf die dann unausbleibliche Demission des eben so mühsam gebildeten Ministeriums, für das er keinen Ersatz wußte[1]).

Und ein zweiter Fall ganz ähnlicher Art führt uns nun direkt in unsern Briefwechsel hinein. Auch der schon erwähnte Umritt mit den deutschen Farben am 21. März war dem Könige nur abgedrungen worden; die offizielle Proklamation über die deutsche Frage vom gleichen Tage[2]) hat der Minister des Auswärtigen v. Arnim verfaßt; sie verkündigte, daß Friedrich Wilhelm die Leitung der deutschen Fürsten und Völker für die Tage der Gefahr übernehme, daß er die deutschen Farben angenommen habe, daß Preußen fortan in Deutschland aufgehe; ferner, daß alsbald die Fürsten und Stände Deutschlands mit Organen des für den 2. April einberufenen Preußischen Vereinigten Landtages zu Beratungen über augenblickliche Schutzmaßregeln und über eine Neugestaltung Deutschlands auf freiheitlicher Grundlage zusammentreten sollten. Das hieß dem Wortlaute nach nichts andres, als daß Preußen die Initiative ergreifen wolle zur Umgestaltung Deutschlands in einen konstitutionellen Bundesstaat mit preußischer Spitze. Jedermann verstand es wenigstens so. Freilich hat der König schon während des Umrittes selbst dagegen mündlich protestiert, daß er Rechte usurpieren oder die Souveränität der andern deutschen Staaten antasten wolle; den Zuruf „Kaiser von Deutschland" hat er sich verbeten. Aber er mußte es geschehen lassen, daß sein Ministerium noch am 25. März offiziell den deutschen Höfen als Preußens Programm den deutschen Bundesstaat unter einem Oberhaupte bezeichnete[3]); die hinzugefügten Worte, der König wolle weder usurpieren noch einen Fürsten vom Throne stoßen, konnten neben diesem Programm nur als ein ungeschicktes Beschwichtigungsmittel erscheinen. Ohne Zweifel hat der König gewußt, daß auch Camphausen dem Bundesstaate mit preußischer Spitze zustrebte; um so mehr hielt er es für nötig, den künftigen leitenden Minister über seine Stellung zur deutschen Frage aufzuklären; und diesem Bedürfnisse entsprang sein erstes privates Schreiben an ihn.

1. Der König an Camphausen[4]).

Erklärung.

Der Schritt den ich gethan, indem ich die deutschen Farben aufgepflanzt und meine, durch die öffentlichen Blätter mehr als unvollkommen wiedergegebenen Worte bey dieser Veranlassung, haben sowohl im In- als Auslande

[1]) L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 150.

[2]) Gedruckt bei A. Wolff a. a. O., Bd. I, S. 298 f.

[3]) In einem Rundschreiben vom 25. März gedruckt bei Roth und Merck, Bd. I, S. 171 f.

[4]) Es sei hier ein für alle Mal bemerkt, daß alle Schreiben, denen keine näheren Angaben hinzugefügt sind, dem Nachlasse Camphausens entstammen und von des Königs resp. Camphausens eigener Hand sind. Die gesperrten Stellen sind in den Originalen einfach, die fettgedruckten doppelt unterstrichen. Das Schreiben vom 28. März teilweise gedruckt Caspary, S. 184 f.

Mißverständniß erregt und Mißdeutungen erfahren, die zu berichtigen zur dringendsten Pflicht wird.

Ich habe das Aufpflanzen der deutschen Farben befohlen als ein Symbol für alle, die dem zustimmen und nicht zustimmen, daß die Einheit Deutschlands das Einzige ist, was Deutschland retten kann in der gegenwärtigen manifesten Gefahr seines gänzlichen Auseinanderfallens, die Einheit Deutschlands, damit sein Volk von mehr denn 40 Millionen endlich das Amt übe, welches ihm die göttliche Vorsehung augenscheinlich anvertraut hat, das Bollwerk Europas gegen die Revoluzion und den Despotismus zu seyn, welche beyde alle Länder mit dem Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung und jeder wahren gesetzlichen Freyheit bedrohen. Also, als Sinnbild der Nothwendigkeit und Unabweislichkeit deutscher Einheit habe ich die alten deutschen Farben aufgesteckt. Nicht aber als nähme ich dieselben als die Farben meines Volkes und Hauses an, und als wollte ich unsere eigenen, alten, mit hundert Siegen und tausend Sengen gekrönten Farben aufgeben und durch andere, über die wir kein Recht haben, zu [!] ersetzen. Ferner habe ich ausgesprochen, daß ich bereit bin, mich *für die Zeit der Gefahr* an die Spitze Deutschlands zu stellen. Ich habe aber feyerlichst und ausdrücklichst erklärt, daß ich damit nichts meinte, was nur irgend als eine Usurpazion gedeutet werden könnte, daß ich *nicht* Begehr trüge, irgend eines deutschen Fürsten Recht zu kränken oder gar nach einer Würde, einer Herrschaft, einer Krone verlangte, zu der ich *jedes Rechtes* ermangele. Ich biethe mich Deutschland an, es durch die Gefahren der Gegenwart zu führen, mit all dem moralischen und materiellen Einfluß, der in der Macht liegt, die mir Gott verliehen, eben darum weil ich der einzige deutsche Fürst bin, der in diesem Augenblick fast 15 Millionen Deutschen vorsteht — wohl verstanden aber nur dann, wenn Deutschland das einsieht und die Preußische Macht begehrt, um es durch den furchtbaren Sturm dieser Zeit zu führen.

Glorreichere Farben als die unsrigen haben nie ein Volk und ein Heer geschmückt. Ich spreche darum die zuversichtliche Hoffnung aus, daß auch in meiner Hauptstadt die Farben, unter welchen dieselbe zur größten Stadt des gemeinsamen Vaterlandes erhoben worden ist, in alter und gebührender Ehre erscheinen werden. Meinem Heere hab ich befohlen, die deutschen Farben neben den eigenen aufzustecken, und in den Kriegen für Deutschland wird das alte deutsche Banner den eigenen Fahnen vorgetragen werden; denn mein Heer gehört der deutschen Sache an und soll, sobald sich Deutschland neu geordnet und festgesetzt hat, auf seine Verfassung verpflichtet werden. Hieraus erhellt, daß es auch einem Jeden Preußen freysteht, falls er es wünscht, die deutschen Farben den eigenen zu gesellen als Ausspruch der Wahrheit: Alles für Deutschland und durch Deutschland für das theuere glorreiche Preußische Vaterland.

Potsdam 28. März 1848. Friedrich Wilhelm.

Diese Kundgebung des Königs zeigt uns vor allen Dingen zweierlei. Einmal, daß der König nicht daran dachte, Österreichs Ohnmacht und die Angst der übrigen deutschen Regierungen vor der Revolution zu benutzen, um Preußen eine dauernde Vormachtstellung in Deutschland zu sichern, oder gar

Mediatisierungen vorzunehmen. Nur für die Zeit einer Gefahr (die er von Frankreich her befürchtete) und nur auf den Wunsch der übrigen Regierungen wollte er vorübergehend die Leitung in die Hand nehmen; nur als ein Angebot faßte er die Proklamation vom 21. März auf, das die übrigen deutschen Regierungen nach Gefallen annehmen oder ablehnen könnten. Daß diese Deutung dem Wortlaute jener Erklärung nicht ganz entsprach, leuchtet ein. Noch stärker aber ist dieser Widerspruch in einem zweiten Punkte. Der König legt den höchsten Wert darauf — und offenbar ist dies das Hauptmotiv für die Abfassung des Briefes gewesen —, daß die markantesten Worte jener Proklamation („Preußen geht fortan in Deutschland auf") nicht wörtlich genommen werden dürften. Er betont aufs stärkste, daß Preußen in seiner vollen Eigenart fortbestehen solle auch in einem neu gestalteten Deutschland, ja er bezeichnet mit deutlicher Absicht Preußen, nicht Deutschland, als sein Vaterland.

Erwägt man dies, so sieht man, daß dem Könige die Worte der Erklärung vom 21. März förmlich auf der Seele brennen; daß er sich unter ihnen windet, und ihre klare Bedeutung zu bestreiten und fortzuerklären sucht. Er verhält sich ihr gegenüber ebenso wie in dem Briefe an Auerswald gegenüber seinen konstitutionellen Verheißungen. Selbstgewißheit und Vertrauen in seine Machtmittel sind ihm bereits soweit wiedergekehrt, daß er die ihm abgedrungenen Zusagen als lästige Fesseln empfindet, die er am liebsten abstreifen möchte. Das Schreiben des Königs hat dem Ministerium Veranlassung gegeben, eine amtliche Erläuterung der Proklamation vom 21. März abzufassen, die dann, nachdem sie von Friedrich Wilhelm genehmigt war, veröffentlicht wurde[1]).

2. Der König an Camphausen.

Potsdam, 30. März 1848[2]).

Mein bester Camphausen! In Bezug auf den Vereinigten Landtag muß ich Sie auf einen sehr wichtigen Umstand aufmerksam machen; die hierhergesandten Minister von Württemberg, Hessen und Nassau haben mit H. von Arnim das Abkommen geschlossen, daß unser Vereinigter Landtag, grade so **wie** die Landtäge Aller Süddeutschen Länder, zunächst zu den Wahlen zum sogenannten Deutschen Parlamente verwendet werden solle, und zwar so, daß derselbe, ohne an seine Ständische Eintheilung oder an den Kreis seiner Mitglieder gebunden zu seyn, nach gewissen Grundsätzen, die vereinbahrt sind, Abgeordnete für Frankfurth zu erwählen hat. Dieser, auf einer Quasi-Convenzion beruhende Umstand muß vor Allem erwogen werden bey der Frage über die Wirksamkeit, die das Ministerium dem Vereinigten Landtag zugestehen soll.

Eine andere höchst wichtige Frage entspringt daraus, daß einige, ohne weiteres republikanische Clubs sich jetzt, (wie ich heut früh ersehen) herausnehmen, der Berliner Bürgerschaft das Gesetz zu machen, und sich dem so zahlreich ausgesprochenen Wunsch derselben nach Militärischer Hülfe entgegen-

[1]) Sie ist vom 2. April datiert und gedruckt bei Roth und Merck, Bd. I, S. 154.
[2]) Unvollständig gedruckt Caspary, S. 185 f.

setzen. Dem muß bis zu einem gewissen Grade nachgegeben werden, denn wir dürfen nicht zugeben, daß eine Hand übelwollender, verbrecherischer Menschen meine Soldaten in blutige Conflicte verwickle. Dazu haben diese Menschen aber Alle Gelegenheit, denn ihr Geld wird Pöbelhaufen so gut zusammen rottiren, als es in den Tagen des 15, 16, 17, und 18 März geschehen ist. — Zur Vermeidung so großen Unheils haben wir nur die Bürgerwehr und den Bürgersinn von Berlin. Die aber müssen mit Aller Energie in Anspruch genommen werden. Die Bürgerwehr muß Berlin von jenen Frevlern reinigen. Ihre Häupter sind bekannt. Minutoli[1]) genießt großer Popularität bey der Bürgerwehr. Er, durch das Ministerium veranlaßt, muß mit der Bürgerwehr diese Reinigung Berlins vornehmen. Das ist ausführbar und nothwendig im Allerhöchsten Grade. Als Stimulans diene meine Erklärung, die Hauptstadt nicht eher wieder betreten zu wollen, als wenn der Wunsch der Bürgerschaft nach Militärischer Hülfe ausführbar gemacht, und **ausgeführt**[2]) sey — meine Ehre verbiethet mir anders zu handeln. Das wird Ihnen Allen Kopf und Herz sagen. Ein zweites Stimulans wird in der völlig gebothenen Erklärung des Ministerii liegen, den Landtag ohne Truppen nicht in der Hauptstadt versammeln zu können. Ich schlage also vor, schon heut die Convocazion für Potsdam ausfertigen und mir noch heute vorlegen zu wollen. — Kommen dann später Truppen unter Garantie der Bürgerwehr in die Stadt, so rathe ich auf's Allerdringendste gleich die nächsten Nächte zu benutzen, um den Staatsschatz herauszubringen und ihn entweder ganz nach Spandau, Stettin oder Magdeburg zu bringen oder ihn in die genannten Plätze zu vertheilen. Dann rathe ich ebenso dringend dazu, daß Sie, meine Herren, sich kleine Bureaus für das Nothwendigste in Potsdam einrichten und für Ihre Person sich um mich hier sammeln. Erst dann, das ist wahrhaftig und gewiß wahr, wird das Land an ein Gouvernement, an ein Cabinet glauben. Täuschen Sie sich nicht. Kein Mensch glaubt jetzt in und außer Berlin daran. Um unsern Einfluß in die Wagschale Deutschlands zu legen, bedürfen wir aber zuerst und vor Allem dieses Glaubens. — Solange Berlin nicht von den Clubbisten und dem Mordgesindel gereinigt ist, kann und werde ich nicht dahin zurückkehren.

Gottes Segen möge auf Ihrer Amtsführung ruhen, bester Camphausen, und auf den wichtigen Beschlüssen, die Ihnen Allen jetzt vorliegen und die dieser Brief erzeugen wird! Friedrich Wilhelm.

Die in dem ersten Absatze dieses Schreibens erwähnten Abmachungen mit drei andern deutschen Regierungen hatten am 20. März stattgefunden[3]); ihr Wortlaut ist bisher nicht bekannt geworden. Am 24. März wurde der preußische Bundestagsgesandte zu folgender Erklärung an die Bundesversammlung angewiesen[4]):

[1]) Der Polizeipräsident von Berlin.

[2]) Dreimal unterstrichen.

[3]) Vgl. über diese Verhandlungen F. Rachfahl, Österreich und Preußen im März 1848 in der „Historischen Vierteljahrsschrift" 1904, S. 232 f.

[4]) Diese Mitteilung entnehme ich dem preußischen Rundschreiben vom 25. März; gedruckt bei Roth und Merck, Bd. I, S. 171 f.

„Organe der Preußischen Ständeversammlung werden demnächst mit der .... Bundesversammlung, sofern dies in den Wünschen der letzteren liegen sollte, wie es die Allerhöchste Ansprache vom 21. d. M. in Aussicht stellte, zusammentreten können." Die hier ausgesprochene Bedingung erfüllte der Bundestag am 30. März durch den Beschluß, daß alle Einzelstaaten von ihren Landtagen Mitglieder einer deutschen Ständeversammlung wählen lassen sollten. An sich lag weder in den Abmachungen vom 23. März — soweit wir von ihrem Inhalte wissen — noch in diesem Bundestagsbeschlusse die Nötigung, gerade den Vereinigten Landtag diese Wahlen vornehmen zu lassen. Denn diese Körperschaft sollte nach den königlichen Verheißungen nur deshalb noch einmal am 2. April zusammentreten, um auf legalem Wege den preußischen Staat in einen konstitutionellen zu verwandeln; sie sollte das Wahlgesetz für eine aus Volkswahlen hervorgehende konstituierende preußische Nationalversammlung beschließen. An sich hätte es näher gelegen, die Wahlen zum deutschen Parlamente nicht von jener alten Versammlung vollziehen zu lassen, sondern von der neu zu wählenden, da nur so die Übereinstimmung zwischen der preußischen Volksvertretung und den preußischen Vertretern in der deutschen Ständeversammlung hätte gesichert werden können. Wenn der König auf der Wahl durch den Vereinigten Landtag bestand, so erkennen wir darin wieder seine alte Vorliebe für das „organische" alte Ständetum im Gegensatze zu einer modernen Volksvertretung. Wirklich haben die Minister, nachdem der Bundestag den oben erwähnten Beschluß gefaßt hatte, vom Vereinigten Landtage die Wahlen vornehmen lassen. Da aber inzwischen der Bundestag unter dem Drucke der Volksstimmung und des in Frankfurt zusammengetretenen sogenannten „Vorparlamentes" seinen Beschluß vom 30. März umgestoßen und die Wahl der Abgeordneten direkt durch die Bevölkerung angeordnet hatte, so blieb der preußischen Regierung nichts übrig, als die Wahlen des Vereinigten Landtages zu ignorieren und neue direkte Wahlen anzuordnen[1]).

Die energische Forderung, daß wieder Militär in die Hauptstadt gelegt werden müsse, zeigt uns nochmals deutlich, daß sich der König von dem ersten Schrecken vor der Revolution jetzt vollständig erholt hatte, und daß er an weitere Nachgiebigkeit nicht mehr dachte. Sein Sicherheitsgefühl erregte bereits bei den Ministern Bedenken[2]). Nicht nur sein Erscheinen in Berlin macht er von der Erfüllung seiner Forderung abhängig, sondern er denkt sogar daran, den vereinigten Landtag in Potsdam zu eröffnen, und den regelmäßigen Sitz der Regierung vorläufig dorthin zu verlegen[3]). In der Tat war bereits aus der Berliner Bevölkerung heraus der Wunsch laut geworden, zur Unterstützung der Bürgerwehr wieder einige reguläre Truppen in der Stadt zu haben; schon am 29. März hatte ein Plakat des Gouverneurs und des Polizeipräsidenten von Berlin verkündigt, daß der König bereit sei, diesen Wunsch zu erfüllen;

[1]) Vgl. darüber A. Wolff, Berliner Revolutionschronik, Bd. II, S. 73—88.

[2]) Vgl. Otto Camphausen an Elise Camphausen, 2. April, bei Gaspary, S. 192: „Der König hat wieder ein Gefühl der Sicherheit erlangt, was bald herabgestimmt werden muß."

[3]) Dieser Gedanke war dem Könige von Gerlach und Massow vorgetragen und von ihm angenommen worden: s. Leopold v. Gerlach, Bd. I, S. 150.

am 30. wurde diese Erklärung mit ausdrücklicher Genehmigung des neuen Ministeriums wiederholt, und schon um 2 Uhr nachmittags zog wieder ein Regiment (das 24.) in Berlin ein; am 31. März und 1. April wurde die Berliner Garnison auf fast zwei Regimenter Infanterie und ein Regiment Ulanen verstärkt[1]). Von einer Verlegung des Landtages nach Potsdam war unter diesen Umständen keine Rede mehr; der König erklärte sich damit einverstanden, daß die Beratungen der Stände in Berlin, freilich ohne seine Anwesenheit, durch das Ministerium eröffnet würden. Darauf bezieht sich das folgende kurze Schreiben.

3. Der König an Camphausen.

P., 1. April 48.

Es ist ein Zweiffel entstanden darüber, ob die Anwesenheit der Prinzen des Hauses bey einer Eröffnung eines Landtages, die nicht durch den Souverain in Person geschieht, zulässig sey.

Ich bitte Sie, lieber Camphausen, mir Ihre und des Ministerii Ansicht darüber, sobald als möglich zukommen zu lassen. In der Ungewißheit werden meine Brüder, Onkel und Vettern sich der Anwesenheit bey der Eröffnung enthalten. Friedrich Wilhelm.

4. Der König an Camphausen und Auerswald.

Potsdam, Nachts v. 1.—2. April 48[2]).

Meine lieben Minister Camphausen und von Auerswald! Das Occupiren einer Anzahl vollkommen Unbefugter Menschen vom Eigenthum und Pallast meines Bruders, des Prinzen von Preußen, ist ein Akt roher Willkühr ohne Alles Beyspiel in der deutschen und Preußischen Geschichte. Dies öffentliche Aergerniß muß jetzt aufhören[3]).

Ich fordere und befehle als König und Familienhaupt, daß in den nächsten Tagen kein fremder Mensch mehr in meines theueren, ehrlos und wissentlich verleumdeten Bruders Haus gelitten, und dasselbe, ohne Alles Aufsehen, dem Hofmarschall Graf Pückler und dem Hofrath Bork (beyde in Wilhelms Dienst) übergeben werde. Meinem Wirklichen Geheimen Rath von Massow hab' ich befohlen, als mein Comissar gegenwärtig zu seyn. Demnächst muß die dort domiciliirte Dienerschaft, die Oberhofmeisterin ꝛc. ihre Zimmer überwiesen erhalten. Ich beauftrage sie Beyde, die Uebergabe des Hauses sogleich vorzubereiten. Der Schutz des Hauses durch Bürgerwehr muß vor der Hand noch fortdauern. Friedrich Wilhelm.

---

[1]) A. Wolff, Berliner Revolutionschronik, Bd. I, S. 360 f.

[2]) Einiges daraus Caspary, S. 193.

[3]) Die Worte des Königs beziehen sich auf die bekannten Vorgänge vom 20. März und die Erklärung des prinzlichen Palais zum Nationaleigentum (s. Wolff, Bd. I, S. 278). So viel ich sehe, ist der königliche Befehl nur sehr unvollkommen ausgeführt worden, selbst das Wort „Nationaleigentum", das man auslöschte, ist in der nächsten Zeit noch wiederholt am Gebäude erneuert worden. (Wolff, Bd. II, S. 492.)

5. Der König an Camphausen.

Potsdam 6. April 48[1]).

Ihnen wird, bester Camphausen, die mysteriose Mittheilung bekannt seyn, nach welcher die Proletarier, von den Republicanern geführt, ein Unternehmen auf den Schatz projectiren. Die Sache ist zu natürlich und der Sieg einiger tausend resoluter Arbeiter über die confuse schwache Bürgerwehrbesatzung des Schlosses zu gewiß, um nicht die ernstlichsten Besorgnisse einzuflößen. Dazu kommt die kindische Renitenz der Bürgerwehr gegen militärische Besetzung des Schlosses. Diese muß schnell auf eine oder die andere Art gebrochen werden; denn bei ihrer Fortdauer ist's klar, daß das Militär in Berlin völlig überflüssig, namentlich zur Schloßvertheidigung, ist. Ich habe also den G.L. von Reyher[2]) angewiesen, der Bürgerwehr kategorisch zu erklären, daß, wenn sie ihr Protestiren gegen die militärische Besetzung des Schlosses nicht aufgebe, ich die Truppen unmittelbar aus der Stadt ziehen würde. Das wird hoffentlich, besonders Angesichts der Arbeitererregungen, ziehen. Wo nicht, so schicke ich die Truppen in die leeren Quartiere der Grenadiere und stelle sie unter Prittwitzs Comando — ich denke aber, das wird nicht nöthig sein — so wäre das Schloß und der Schatz gesichert. Das heißt vor der Hand. Denn bey einer großen Pöbel Commozion, wie dieselbe Quelle sie vorhersagt, ohne Zweiffel mit Pariser, Süddeutschem und Polnischem Succurs, ist die Gefahr wohl nicht als beseitigt anzunehmen. Ich beschwöre Sie Alle, deshalb die Frage zu erörtern, ob die Wegschaffung des Schatzes nach Spandau, und zwar mehrere Tage hintereinander in den Stunden zwischen 3—6 früh, nicht eine höchst empfehlenswerthe Maßregel seyn muß. Anziehendes Gesindel von Franzosen und Polen muß aber sogleich auf belgische Art behandelt werden, und zwar zugleich durch Befehle nach Aachen, Magdeburg und Frankfurt a./O. Und diese Maßregel namentlich unabhängig von dem Verbleiben oder nicht der Truppen in Berlin.

Noch erinnere ich an eine Ministerial-Berathung über meine Absicht, den neugewählten Magistrat und Stadtverordneten den Eid der Treue in meine Hände ablegen zu lassen. Ich halte das für eine durch die Vorsicht, die Umstände und den Anstand gebothene Maßregel. Ich erwarte keine schriftliche Antwort, da ich mir dieselbe dieser Tage selbst zu holen gedenke, und da Ihrer Aller Zeit zu sehr in Anspruch genommen ist, um ohne Noth zu schreiben. Leben Sie wohl — Auf Wiedersehen! Friedrich Wilhelm.

Welcher Art die mysteriösen Mitteilungen waren, auf die der König sich hier bezieht, weiß ich nicht. Vielleicht hängt mit seinen Mahnungen ein Erlaß des Polizeipräsidiums vom 6. April zusammen, der die Ausweisung fremder Arbeiter verfügte[3]). Auf die Fortschaffung des Staatsschatzes sind die Minister nicht eingegangen; ebensowenig ist es ihnen gelungen, in der nächsten Zeit die Belegung des Schlosses mit Militär durchzusetzen.

---

[1]) Teilweise Gaspary, S. 193 f., mit falschem Datum 2. April.

[2]) Dieser verwaltete provisorisch das Kriegsministerium.

[3]) Wolff, Bd. II, S. 106.

6. Der König an Camphausen.

Potsdam 14. April 48.

Bester Camphausen — Es scheint mir wichtig für den Fall, daß mein Bruder, der Prinz von Preußen, noch das Comando in Holstein übernimmt, einen Akt zeichne[1]) bey seiner Ankunft auf deutscher Erde, kraft welchem er sich feyerlich mit dem von mir eingeschlagenen politischen Gang einverstanden erklärt. Ich wünsche Ihre und des Ministerraths Meinung und eventualiter bald einen Entwurf dazu zu haben. Ich denke mir die Sache ungefähr wie folgt:

„E. M. Erster und getreuester Unterthan glaubt seine Rückkehr auf deutschen Boden nicht würdiger bezeichnen zu können als durch die feyerliche und öffentliche Wiederholung der Erklärung seiner Ueberzeugung (von welcher E. M. bereits unterrichtet sind) nämlich, daß er von ganzer Ueberzeugung den Gang, den Sie zum Heile Preußens, in der zuversichtlichen Hoffnung dem deutschen Vaterlande zu nützen, seit der Mitte des Monats März bereits und seitdem noch lebendiger eingeschlagen haben, verehrt und billigt und fest entschlossen ist, Sie auf diesem Wege mit allen seinen Kräften zu unterstützen."

Friedrich Wilhelm.

Schon aus dem vierten Schreiben haben wir die innere Anteilnahme kennen gelernt, mit der Friedrich Wilhelm die Schicksale seines vor der Volkswut nach England entwichenen Bruders verfolgte. Offiziell war Prinz Wilhelm mit einer Sendung dorthin beauftragt, in Wahrheit sollte er nur außerhalb des Vaterlandes abwarten, bis die erregte Stimmung vorüber sein würde. Der König wünschte diese Wartezeit möglichst zu verkürzen und war auf den Gedanken gekommen, den Prinzen an die Spitze der Preußischen Truppen zu stellen, die damals den Schleswig-Holsteinern gegen Dänemark zu Hilfe gesandt worden waren. Dort wäre er fern von Berlin, aber doch auf vaterländischem Boden und im Dienste des Vaterlandes gewesen; an der Spitze der Truppen wäre er dann später in die Hauptstadt zurückgekehrt. Dieser Gedanke hatte den König schon Anfang April beschäftigt; er hatte sich der Zustimmung von Hannover, Mecklenburg und Braunschweig bereits versichert, war aber bei seinen Ministern auf Abneigung gestoßen; schon am 11. April schrieb er an Radowitz, sein Ministerium sei darüber voller Bedenken und Ängste[2]). Auch hatte er dem Prinzen selbst offenbar schon einen Wink zukommen lassen, daß dieser England verlassen und in Belgien, den Niederlanden oder Mecklenburg die Entscheidung abwarten möge; denn die folgenden Briefe zeigen, daß Friedrich Wilhelm mit der Möglichkeit rechnete, sein Bruder habe auf diese Mitteilungen hin schon England verlassen. Das Ministerium widerstrebte der Absicht des Königs aus Furcht vor dem schlechten Eindruck, den die Rückkehr des als reaktionär verschrieenen Prinzen auf die Berliner Bevölkerung machen mußte; man würde gesagt haben, er werde nur an die Spitze der Truppen

[1]) Soll heißen: „Es scheint mir richtig, daß mein Bruder, falls er noch das Kommando in Holstein übernimmt, einen Akt zeichne" usw.

[2]) S. Hassel, Radowitz, Bd. I, S. 532.

gestellt, um mit ihrer Hilfe die Gegen-Revolution einzuleiten. Zwar ist in konservativen Provinzialblättern (so der „Stettiner Zeitung" vom 11. April)[1] bereits damals die Rückkehr des Prinzen gefordert worden; aber in Berlin wagte noch keine Zeitung davon zu sprechen. Um nun diesem Bedenken seiner Räte die Spitze abzubrechen, kam der König auf den Gedanken, sein Bruder solle beim Betreten deutschen Bodens das Geschehene in der oben skizzierten Erklärung ausdrücklich anerkennen. Camphausen muß jedoch erreicht haben, daß der König diesen Plan vorläufig verschob; noch am 14. wurde ein anderer Oberbefehlshaber nach Holstein entsandt[2]. Dafür wird Camphausen wohl schon jetzt zugesagt haben, daß er alles mögliche für eine Beschleunigung der Rückkehr des Prinzen tun wolle; auf den Gedanken, daß dieser vorher eine Erklärung im Sinne des königlichen Entwurfes veröffentliche, ging der Minister ein, und forderte nur, daß die Formulierung des Aktenstückes dem Ministerium überlassen werden müsse. Das folgende Schreiben des Königs treibt ihn zur schnellen Fertigstellung der Erklärung an.

7. Der König an Camphausen.

Potsdam 14. April 48.

Kann ich wohl darauf rechnen, theuerster Camphausen, daß ich morgen, späthstens bis 10, die erwogene Adhesions-Erklärung des Prinzen von Preußen und Ihre Billigung oder Abrathung des Briefprojects erhalte, welches hier beyliegt[3], und das ich morgen durch zwei Couriere, einen nach Hamburg, den anderen nach dem Haag, an Wilhelm schicken will. Im Fall er im Haag angetroffen wird, rath ich ihm dort und bey König Leopold abwechselnd *unseren* Rath abzuwarten. An Bunsen hab' ich geschrieben[4], daß er dafür sorge, wenn mein Bruder noch in England ist, daß er seinen Weg auf jeden Fall über Holland nehme. Vale. Friedrich Wilhelm.

Die Angelegenheit der Rückkehr des Prinzen hat denn auch das erste Privatschreiben Camphausens an den Monarchen hervorgerufen; es ist noch ganz kurz und förmlich, völlig unpersönlich gehalten.

[1] Wolff, Bd. II, S. 493.

[2] S. L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 151.

[3] Es liegt folgende Abschrift einer Stelle aus dem geplanten Briefe des Königs an den Prinzen bei: „Sende mir dann Deine ‚Adhäsion' mit einem kurzen ostensiblen Brief, in welchem Du kurz sagst, ‚Du habest die Besorgnis aussprechen hören, als könne Dein Kommando in den Herzogtümern von Übelwollenden so gedeutet werden, als könntest Du die hoffentlich siegreichen Truppen zu einer reaktionären Bewegung mißbrauchen. Um nun weder Dich noch mich auch nur dem Hauch der Verleumdung auszusetzen, nähmest Du Anstand, den Dir von mir zugedachten Befehl anzunehmen: Du wiesest ihn natürlich keineswegs von der Hand, und das Opfer, das Du einer etwa irre geleiteten Meinung brächtest, sei geradezu unermeßlich. Du würdest aber den Befehl nur dann annehmen, wenn ich nach reiflicher Prüfung der Umstände und in Einstimmung meines Ministerraths ihn Dir erneuert überteüge, was Dich denn natürlich über jeden Ausdruck beglücken würde, zumal als das Pfand einer schönen und gesicherten Zukunft des Vaterlandes."

[4] Am 14. April. Das kurze Schreiben bei Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen (Werke, Bd. 49, 50), S. 469.

8. Camphausen an den König[1]).

E. M. überreiche ich ehrfurchtsvoll den Entwurf zu einem Schreiben S. K. H. des Prinzen von Preußen, welcher im Ministerrathe berathen worden ist. Wir würden unterthänigst anheim stellen, bis zur Wahrnehmung des Eindrucks, den dessen Veröffentlichung hervorbringen wird, weitere Maßnahmen auszusetzen. Die Absicht eines vorläufigen wechselnden Aufenthaltes zwischen Haag und Brüssel wäre uns sehr erfreulich. E. M. bitte ich gehorsamst zu entschuldigen, daß ich so eilig schreibe, und daß es nicht möglich war, früher einzukommen.

In tiefster Ehrfurcht — E. M. allerunterthänigster
Berlin 16. April 1848. — Camphausen.

Der diesem Schreiben beigefügte Entwurf[2]) lautet folgendermaßen:

E. M. erster getreuster Unterthan glaubt nach kurzer Abwesenheit die Rückkehr auf deutschen Boden nicht würdiger bezeichnen zu können, als durch die feierlich wiederholte Zustimmung[3]) zu allen Maaßregeln, welche Sie in Uebereinstimmung mit den Forderungen der Gegenwart[4]) zum Wohle Preußens und Deutschlands getroffen haben und treffen werden, und denen unverbrüchlich anzuhangen ich die Kraft und den Willen habe. Gleichwie E. M. hat der Vereinigte Landtag, hat die Nation[5]) andere Staatsformen als Bedürfniß anerkannt[6]), und indem ich[7]) mit E. M. den aufrichtigen und rückhaltlosen Anschluß an die nunmehr eingeschlagene Richtung als eine Pflicht betrachte, werde ich kühn darauf vertrauen, daß der Glaube an meine Treue für das als wahr Erkannte in der Nation ungeschwächt fortbestehe[8]). E. M. bin ich entschlossen in Ihren Bestrebungen aus allen meinen Kräften zu unterstützen[9]).

---

[1]) Nach dem Original im Königl. Hausarchive. Das Konzept in Camphausens Nachlaß ist undatiert und enthält nach den Worten „Maßnahmen auszusetzen" noch folgenden, im Originale fortgelassenen Satz: „Sollten S. K. H. nicht in Schwerin, sondern im Haag verweilen, so würden statt der Worte: Rückkehr auf deutschen Boden, die Worte: Rückkehr in das Vaterland, vorzuschlagen sein."

[2]) Im Konzepte von Camphausens Hand. Dem Originale liegt er nicht bei. Das Konzept ist vielfach korrigiert, ich gebe die wichtigeren Korrekturen im folgenden an.

[3]) Ursprünglich: Erklärung.

[4]) Die gesperrten Worte sind nachträglich zwischen den Zeilen hinzugefügt.

[5]) Anstatt der gesperrten Worte ursprünglich: „haben die edelsten und besten Männer der Nation".

[6]) Hier sollte ursprünglich noch ein Nachsatz folgen, beginnend: „als vor wenigen Wochen"; die Worte sind durchstrichen.

[7]) Ursprünglich: „Und indem ich diesem nothwendigen Wechsel der Überzeugung mich aufrichtig anschließe, werde ich"; durchstrichen.

[8]) Die gesperrten Worte sind nachträglich mit Bleistift zugesetzt. Ursprünglich hieß es: „den Glauben an meine Willenstreue von allen, die mich kennen, als ein Recht in Anspruch nehmen."

[9]) Dem letzten Satze ist noch eine Fortsetzung mit Bleistift hinzugefügt, aber wieder durchgestrichen: sie lautet: „Nachdem ich gleich so vielen anderen über die dem Wohle der Nation entsprechenden Staatsformen meine frühere Ansicht geändert habe." Auf einem losen Blatte findet sich noch folgender Satz: „In dieser Überzeugung sehe ich mit Freuden dem Augenblicke entgegen, wo ich mit E. M. als der nächste am Throne, als Unterthan und als Militär die Verfassung beschwören werde, welche Sie mit Ihrem Volk zu vereinbaren beabsichtigen." Ob dieser Satz in den für den König bestimmten Entwurf Aufnahme gefunden hat, ist nicht ersichtlich. — Der Entwurf selbst wurde übrigens vom Könige dem Prinzen nicht übersandt, da sich der Plan seines holsteinischen Kommandos zerschlug. Vgl. Nr. 21.

Mit diesem Schreiben müssen sich die folgenden kurzen Billette des Königs gekreuzt haben, die seinen Eifer und seine Ungeduld in dieser Sache bezeugen.

9. Der König an Camphausen.

P. 16. April 48.

Ich mache Sie darauf aufmerksam, bester Camphausen, daß der Zug um 10 mir nicht die bewußte Adhesion ꝛc. gebracht hat. Die Zeit drängt aber. Vielleicht eilt mein Bruder direct nach Hamburg und all mein guter Wille, auch in dieser Sache mit dem Ministerium zu gehen, kann vereitelt werden. Dann wasch' ich meine Hände in Unschuld. F. W.

10. Der König an Camphausen.

P. 16. April 48.

Ich fürchte nur zu sehr, daß die leider nothgedrungene Verspäthung des Erklärungs-Entwurfs Veranlassung seyn wird, daß mein Courier den Prinzen nicht mehr im Haag antreffen wird. Um Allen Fällen vorzubauen sende ich Graf Oriolla nach Hamburg, wo[hin] er im Verfehlungsfall (im Haag) ohne Zweiffel seinen Weg genommen haben wird. Dann kann die Wartezeit leider nicht im Haag und Brüssel, sondern muß in Schwerin bey unserer guten Schwester überstanden werden. Vale. Friedrich Wilhelm.

In der nächsten Zeit traten neben dieser mehr persönlichen Frage wieder die sachlich wichtigsten Angelegenheiten in unserm Briefwechsel in den Vordergrund. Zuerst die polnische Frage. Die polnische Bevölkerung des Großherzogtums Posen war durch die königliche Erklärung vom 17. März darüber unterrichtet worden, daß eine vollständige Einverleibung der bisher außerhalb des Deutschen Bundes stehenden Provinzen Preußen und Posen in den neuzubegründenden Deutschen Nationalstaat geplant sei. Infolgedessen waren in Posen Unruhen ausgebrochen, eine Deputation unter Führung des Gnesener Erzbischofs war nach Berlin gekommen und hatte vom König die Zusage erlangt, daß eine „nationale Reorganisation des Großherzogtums Posen" in die Wege geleitet werden solle. Eine aus Polen und Deutschen Posens bestehende Kommission sollte zusammen mit dem Oberpräsidenten darüber beraten. Jedoch hatte der königliche Erlaß vom 26. März auch ausdrücklich erklärt, daß eine gedeihliche Arbeit dieser Kommission nur möglich sei, wenn Ruhe, Ordnung und Autorität der Behörden gewahrt blieben[1]). Auch dieses Zugeständnis hatte der König nur höchst ungern unter dem Drucke seines auswärtigen Ministers, des Herrn v. Arnim, gemacht. Er fürchtete, das Anwachsen der nationalpolnischen Bewegung werde ein Eingreifen des Zaren und die Gefahr eines Krieges mit Rußland heraufbeschwören, den er als das größte aller Übel ansah.

In der Tat entfesselte schon diese königliche Kundgebung den Bürgerkrieg im Posenschen. Überall traten die Polen zu bewaffneten Scharen zusammen und suchten sich gewaltsam der Leitung in Stadt und Land zu bemächtigen.

[1]) Vgl. Wolff, Revolutionschronik, Bd. I, S. 375.

Die Befehle der preußischen Beamten wurden nicht mehr beachtet, teilweise die preußischen Adler von den öffentlichen Gebäuden entfernt; aus ganz Europa strömten die verbannten Polen herbei, um hier den großen Kampf für die Wiederherstellung Polens beginnen zu helfen. Auch der deutschen Bevölkerung bemächtigte sich nun die tiefste Erregung; sie leistete den revolutionären polnischen Komitees Widerstand, und bald kam es zu blutigen Zusammenstößen.

Durch die Nachricht von der wachsenden Unruhe in dieser Provinz ließ sich die Regierung zu einer weiteren höchst gefährlichen Maßregel bestimmen. Schon jene polnische Deputation hatte vom Könige verlangt, daß als Spezialkommissar mit außerordentlichen Vollmachten der kommandierende General in Breslau, Herr v. Willisen, nach Posen entsandt werde. Er hatte fast neun Jahre in Posen gestanden und durch seine polenfreundliche Gesinnung bei den nationalpolnischen Elementen große Sympathien gewonnen. Unter diesem Mann glaubten sie am besten ihre antipreußischen und antideutschen Pläne durchführen zu können, da sie wohl wußten, daß er die Teilung Polens für ein schreiendes Unrecht und die Germanisierung Posens für unmöglich hielt. Damals hatte der König, unterstützt von dem Ministerpräsidenten Grafen Arnim, die Entsendung Willisens gerade wegen dieser Gesinnungen des Generals abgelehnt. Das neue Ministerium war dem General günstiger gesinnt; man scheint sogar daran gedacht zu haben, ihn zum Kriegsminister vorzuschlagen[1]). Als nun die Nachrichten über die posenschen Zustände immer bedrohlicher lauteten, faßte es am 30. März den verhängnisvollen Entschluß, Willisen mit dem wichtigen Amte eines Kommissars zu betrauen; am 5. April spät abends traf der General in Posen ein. Er wiegte sich in der chimärischen Hoffnung, die einander gerüstet gegenüberstehenden Nationalitäten noch friedlich versöhnen zu können. Die preußischen Beamten und besonders das Militär mit dem kommandierenden General v. Colomb an der Spitze betrachteten Willisen und seine Tätigkeit mit unverhohlener Abneigung[2]); die deutsche Bevölkerung insultierte ihn gelegentlich auf der Straße. Mühsam ließ sich Colomb bewegen, das schon vorbereitete bewaffnete Einschreiten gegen die Insurgenten um einige Tage zu verschieben, da Willisen versprochen hatte, die Polen zur freiwilligen Niederlegung der Waffen zu bestimmen. Natürlich mißlang dieser Versuch; die Polen machten nur Scheinkonzessionen, und Colomb ging Mitte April zur zwangsweisen Entwaffnung der polnischen Haufen über; dabei kam es bei Gostyn, Kozmin und Adelnau zu kleinen Gefechten (19. und 22. April), die mit dem Siege des Militärs endeten.

Da griff die Regierung von Berlin aus nochmals verwirrend ein. Camphausen, dem die polnischen Dinge völlig fremd waren, und der mit Arbeiten aller Art furchtbar überhäuft war, scheint auf diese Beschlüsse wenig Einfluß geübt zu haben; um so mehr die Minister v. Arnim und v. Auerswald. Am

[1]) L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 150.

[2]) Ebenso wütend waren die Militärs in der Umgebung des Königs über Willisen: Gerlach meinte, Colomb hätte ihn ohne weiteres arretieren lassen sollen. Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 151.

14. April erschien ein königlicher Befehl, der besagt, daß von der verheißenen Reorganisation diejenigen Teile der Provinz ausgeschlossen sein sollten, in denen das Deutschtum vorherrsche. Die Deutschen sollten dadurch beruhigt werden. Ihnen aber tat diese Anordnung nicht genug, während die Polen über Verrat, Wortbruch und eine neue Teilung Polens schrieen. General v. Willisen aber verließ am 20. April das Land und eilte nach Berlin, um sich bei der Regierung über den Widerstand zu beschweren, den seine Friedensmaßregeln bei den königlichen Behörden fänden.

In der Hauptstadt selbst hatte sich schon Ende März ein polnisches Nationalkomitee gebildet, um für die Sache der unterdrückten Nation Stimmung zu machen und wahrscheinlich auch in aller Stille Zuzug zu werben. In allen Klubs und Volksversammlungen war die polnische Frage erörtert worden, und anfangs war alles für die polnischen Brüder gewesen. Ihre Sache erschien den doktrinären Politikern aus dem Volke als die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit gegenüber der Tyrannei und Gewalt; sie riefen zu einem Kriege gegen Rußland auf, dessen Folgen natürlich keiner von ihnen im entferntesten ermessen konnte. Erst als die Nachrichten von polnischen Gewalttaten gegen die Deutschen Posens sich bedenklich mehrten, kamen allmählich auch besonnenere Stimmen zu Worte.

Diese Verhältnisse hat der folgende Brief des Königs im Auge. Er zeigt uns, daß Friedrich Wilhelm sich seines Versprechens wegen der nationalen Reorganisation als entbunden ansah, nachdem die Polen Gewalt gebraucht und damit die Bedingung verletzt hatten, unter der es gegeben war. Er billigte General Colombs Vorgehen durchaus und verurteilte damit stillschweigend das Auftreten des vom Ministerium entsandten Willisen.

11. Der König an Camphausen.

Potsdam 2. Ostertag [24. April] 48.

Theuerster Camphausen — Die Ansichten in Südwestdeutschland über Polen schlagen ja, nach den diplomatischen Berichten, zum Bessern um. Bey uns im Lande (ich weiß nicht ob mit Ausnahme des Rheinlands?) ist dieser Umschwung und zwar zum besten, schon länger vollbracht. Dazu komm[en] die Schändlichkeiten ohne Gleichen der Polen, die Colomb zum Einschreiten **gezwungen** und die Gefechte von Poznim, Gostyn ꝛc. **herbei**geführt haben. Ich **hoffe**[1]), daß meine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, solche Menschen als Truppe zu bewaffnen und zu besolden, nunmehr in jedem Mitgliede des Ministerii lebendig geworden ist. Auch ist das gegebene Wort und die Convenzion und meine dreimal feyerlich gemachte Bedingung zur „Nazionalen Organisazion" vor Aller Welt Angesicht zu eclatant gebrochen, um in diesem Augenblick mit derselben vorschreiten zu können, ohne uns vor Europa zu entehren. Ist Alles beruhigt, hat das Marzialgesetz seine Früchte getragen, und dauert die Ruhe Monatelang, dann kann man allenfalls sehen ob? und was? zu thun ist. Bey der unläugbaren Bedrohung Deutschlands von Frankreich her, ist es aber geradezu unverantwortlich

[1]) Dreimal unterstrichen.

gegen das gemeinsame schon so todtkranke Vaterland, ihm im Rücken eine so ins Auge springende Gefahr zu organisiren. Bewegen Sie dies Alles in Ihrem Herzen, lieber Camphausen, und flößen Sie dem Conseil Muth und Energie ein. Friedrich Wilhelm.

Am folgenden Tage sandte der König an Camphausen ein zweites Billet in der Absicht, ihn und das Ministerium wenigstens für einen längeren Aufschub der nationalen Reorganisation Posens zu gewinnen:

12. Der König an Camphausen

P. Osterdienstag [25. April] 48.

Lesen Sie, theuerster Camphausen, einliegendes, mit entsetzlichem Beyfall in Berlin gelesenes Blatt, ich bitte aber recht aufmerksam, und dann sagen Sie sich selbst und fragen Sie die Minister, ob es gerathen sei, gleich jetzt, (ohne Zwischenraum wenigstens einiger Wochen, ja einiger 8 bis 10 Tage nur) das Organisazions-Dekret zu erlassen? F. W.

Das vom Könige erwähnte Blatt ist ein offener Brief des „Zentral-Bürgerausschusses für den Netzdistrikt zur Wahrung preußischer Interessen im Großherzogtum Posen" an General v. Willisen, datiert aus Bromberg vom 18. April. Es gibt bekannt, daß dieser Ausschuß gegen den General beim Staatsministerium eine Anklage eingereicht habe wegen Überschreitung seiner Vollmachten und der Absicht der Regierung zuwiderlaufender Begünstigung der Polen in dem von der Reorganisation (laut der Kabinettsordre vom 14. April) ausgeschlossenen Netzedistrikt. Zum Schlusse wird der General als Verräter des deutschen Volkes der Verurteilung durch die Geschichte überwiesen.

Aber während die polnische Frage noch ihrer Lösung harrte, klopfte schon eine neue an, die geeignet war, eine scharfe prinzipielle Auseinandersetzung zwischen König und Ministerium hervorzurufen. Der Kriegsminister v. Reyher, ein betagter Herr, hatte seine Entlassung eingereicht; er hatte immer nur als interimistischer Inhaber des wichtigen Postens gegolten, bis man einen geeigneten Mann dafür finden werde. Wie die übrigen Minister hatte er in der polnischen Sache für Willisen Partei genommen; dies zog ihm den Zorn der hohen Militärs zu. Bereits am 21. April hatte General v. Gerlach dem Könige geraten, den auswärtigen Minister Arnim und Reyher zu entlassen, da ihre Polenpolitik zu einem Kriege gegen Rußland hinführen müsse. Der König hatte ihm lebhaft zugestimmt, und sich namentlich beklagt, daß Reyher in der Polenfrage mit den übrigen Ministern zusammen gegen ihn Front gemacht habe. Wir werden noch sehen, daß Friedrich Wilhelm sein Verhältnis zur Armee ganz im Sinne des alten absoluten Königtums auffaßte; er wollte keinen Einfluß der Kammern oder der konstitutionellen Minister auf das Heer dulden; und er sah diese seine Stellung zur Armee als gefährdet an, wenn der Kriegsminister sich als dem Volke und seinen Kollegen verantwortlich, und nicht als bloßen Vollstrecker königlicher Befehle betrachtete. Ich vermag nicht zu sagen, in welcher Weise der König Reyher von dieser Anschauung in Kenntnis gesetzt hat; Tatsache ist, daß in der

Ministersitzung vom 25. April dessen Entlassungsgesuch vorlag und über die Neubesetzung der Stelle diskutiert wurde. Da wir keinen Bericht über diese Sitzung haben, sind wir auf Schlüsse aus den beiden folgenden Briefen angewiesen.

13. Camphausen an den König.

Eurer Königlichen Majestät melde ich unterthänigst, daß die heute erhobenen Bedenken mir die Pflicht auferlegten, eine nochmalige Berathung des Ministerraths zu veranlassen, derzufolge ich unser Einverständniß mit der von Eurer Majestät ausgedrückten Intention, dem Generallieutenant Grafen von Canitz das Kriegsministerium anzuvertrauen unter der Voraussetzung alsbaldiger Ernennung des Obristen von Auerswald zum Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements und des Herrn Major Fischer zum Director des Militär-Oekonomie-Departements gehorsamst aussprechen darf.

In tiefster Ehrfurcht Eurer Majestät allerunterthänigster

Berlin 25. April 1848. Camphausen.

14. Der König an Camphausen[1])

P. Osterdinstag [25. April] 48.

Ich gestehe Ihnen offen, mein lieber Camphausen, daß die heutige Discussion über die Stelle des Kriegsministers mir eine ganz besonders peinliche gewesen ist, und daß ich ganz betrübt und beängstigt davon, gleich nach Tisch den G. Lt. von Neumann[2]) weitläuftig gesprochen habe. Das Peinliche ist das, daß die Armee, unser Hort und höchster Schatz und mir ans Herz gewachsen, von mir geliebt und geehrt, wie das Pflicht, Beruf und Erbschaft aller Preußischen Könige ist, nach meiner allerinnigsten Überzeugung der Erste und Hauptgegenstand bey der Ernennung eines Kriegsministers seyn muß, und daß ich, verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit, diesen Hauptgesichtspunkt durch einen anderen verdrängt sah, den ich nicht anders zu bezeichnen weiß, als die Convenienz des Staatsministerii. Dieser Brief, theuerster Camphausen (wenn der Revers eines anderen Briefes den Namen verträgt) ist für Sie ganz allein und ganz vertraulich. Die Vorschläge für den Kriegsminister sind es nicht allein, die mich betrübt haben. Mehr noch die für das Allgemeine Kriegs-Departement und Militär-Oekonomie-Departement; — setzen Sie sich, ich bitte Sie recht dringend, einen Augenblick in die Stelle eines neuen Kriegsministers, was er empfinden muß als Minister und Soldat, wenn er seine zwei wichtigsten Departements-Vorstände durch das Staatsministerium, in welchem kein Offizier gesessen war, besetzt findet. Gewiß tiefe Kränkung. Diese Stellen dürfen, dem Dienst-Verhältniß zu folge, nur vom Kriegsminister mir vorgeschlagen werden. Das Staatsministerium hat weder Beruf dazu, noch den Auftrag von mir. Je mehr ich nun eifrig bemüht bin, dem Staatsministerium freye Hand zu lassen und seine Vorschläge zu genehmigen, gutzuheißen, je mehr darf ich erwarten, daß dasselbe mich nicht

[1]) Diese Antwort hat der König auf die Rückseite des ihm von Camphausen übersandten Briefes (Nr. 13) geschrieben und mit diesem dem Minister zurückgeschickt.

[2]) Generalleutnant v. Neumann-Cosel, Generaladjutant des Königs.

bewegen wolle, Stellen zu besetzen, die nicht seines Ressorts, seiner Competenz sind. Es kommt heut noch ein anderer Umstand hinzu. Mir ist der Name des Bruders eines mir gegenübergesessenen Ministers[1]) genannt worden. Da konnt ich nicht so frey reden, als ich es gesollt hätte. Ich fürchte, daß es dem Ministerium und dem Minister in der Meinung schaden kann, daß die zwei Brüder des Letzteren auf so einflußreiche Stellen gesetzt werden. Der Oberpräsident Auerswald[2]) ist meine eigene Wahl und gewiß eine sehr gute — zum Obristen, den ich ebenfalls von Kindesbeinen kenne, hab' ich dies Vertrauen nicht. Er hat von Preußen versetzt werden müssen, weil er Wahl-Umtriebe, und leider! glückliche, gegen bewährte, treue Freunde des Gouvernements gemacht hatte. Er ist als sehr intriguant in der Armee bekannt et il veut parvenir. Versprechen Sie mir, bester Camphausen, von Alle diesem dem Minister von A. nichts ahnden zu lassen. Es ist eben so.

Doch zurück zum Resultat meiner Berathung mit G. von Neumann. Ich hab' ihm befohlen morgen früh den Gl. d. J. von Krauseneck[3]) aufzusuchen und ihn womöglich zu bewegen, das Kriegs-Ministerium für die nächsten Monate zu übernehmen. Ich habe nämlich verstanden, daß Sie Alle nichts gegen K. haben würden, und daß nur die Überzeugung, daß er es nicht annehmen würde, Sie Alle abgehalten hat, ihn mir zu nennen. Kann K. sich überwinden, was ich ignorire, so ist er gewiß der Mann, der auf dem Landtag imponirt, und das brauchen wir. Neumann soll dann, wenn er absolut nicht will, was ich fürchte, mir seine Herzensmeinung über die Person eines neuen Kriegsministers wissen lassen. Sein Rath wird einen gewissen Werth für mich haben. Ich neige, wie Sie wissen, persönlich sehr für Below[4]). Er ist mir der Liebste, der Bequemste, und seine Grundsätze über die Armee entsprechen ganz den Meinigen. Allein die Rücksicht auf seinen Einfluß auf das Heer ist es, den ich als Null fürchte, die mich stutzig macht. Denn der Minister muß im Heer bekannt und einflußreich sein, und in dieser Zeit bleibt „kein Einfluß" nicht „Null", sondern wird augenblicklich zum „schlimmen Einfluß", zur „Partheynahme gegen ihn". Nimmt jedoch Krauseneck nicht an, dann werd' ich wohl die Schwäche haben und meine Befürchtungen unterdrücken und nur der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit Gehör gebend, Below nehmen; es sey denn, daß N. mir lebhaft davon abriethe. Ich hoffe, daß das Staats-Ministerium nichts gegen Krauseneck haben wird. Ich habe mir auch überlegt, daß ich Below, wenn es nicht mit ihm gehen sollte, ja zum Generaladjutanten machen kann.

---

[1]) Des im vorigen Briefe erwähnten Obersten v. Auerswald.

[2]) Rudolf v. Auerswald (geb. 1795, gest. 1866), früher Landrat in Ostpreußen, dann 1838 bis 1842 Oberbürgermeister von Königsberg, 1842—1848 Regierungspräsident in Trier, war erst unter dem Ministerium Camphausen Oberpräsident von Ostpreußen geworden. Später wurde er Camphausens Nachfolger.

[3]) Wilhelm Johann Krauseneck (geb. 1775, geb. 1850) war seit 1829 Chef des Generalstabes der Armee. Er entstammte der Schule Scharnhorsts und stand politisch dem Liberalismus nahe.

[4]) Gustav Friedrich Eugen v. Below (geb. 1791, gest. 1852) war seit 1840 Flügeladjutant des Königs, mit dem er durch literarische Interessen verbunden war: politisch neigte er einem gemäßigten Liberalismus zu.

Nun schlafen Sie wohl, bester Camphausen, und erwachen Sie zu frischer, neu gesegneter Thätigkeit, die ich so freudig und dankbar anerkenne.

F. W.

Aus diesen beiden Briefen geht soviel hervor, daß im Ministerrate der König für die Ernennung des Generals v. Canitz zum Kriegsminister eingetreten ist, während die Minister irgendeinen andern, ihren Anschauungen näher stehenden Herrn wünschten. Der König empfand es peinlich, daß nicht der militärische Gesichtspunkt allein, sondern auch die politische Parteistellung bei der Besetzung gerade dieses Postens mitsprechen sollte. Außerdem aber suchten die Minister auch auf die Besetzung anderer wichtiger Stellen im Kriegsministerium Einfluß zu gewinnen, was dem Monarchen ganz ungehörig vorkam. Eine Einigung scheint in der Sitzung, solange der König anwesend war, nicht erfolgt zu sein. Camphausen veranlaßte dann eine zweite Beratung ohne den König, deren Resultat er in dem ersten Schreiben mitteilt: das Ministerium hatte sich entschlossen, den Kandidaten des Königs zu akzeptieren, wenn zwei von ihm bezeichnete Männer die beiden wichtigsten Posten nach dem Minister im Kriegsdepartement erhielten. Friedrich Wilhelm wies aus persönlichen Gründen diese Männer, aus sachlichen die Einmischung des Ministeriums in die Besetzung dieser Stellen nochmals zurück. Aber außerdem erklärte er, nach Rücksprache mit militärischen Vertrauensmännern von seinem eigenen Kandidaten für den Ministerposten zurückgekommen zu sein, und schlug zwei andere Kandidaten vor. Merkwürdigerweise einen, dessen Ablehnung er selbst als ziemlich sicher betrachtete, und einen anderen, den er wegen seines geringen Einflusses in der Armee selbst für ungeeignet, ja für gefährlich ansah. Deutlicher kann die Verlegenheit nicht gekennzeichnet werden, in welcher der König sich in dieser Personalfrage befand; er tastete unsicher umher, und nur soviel stand ihm fest, daß der Armee kein ihr mißliebiger Mann aufgedrungen werden dürfe, und daß die Minister keinen Einfluß auf die Armeeverwaltung gewinnen sollten. Für die weitere Entwicklung dieser Frage kommen noch die folgenden kurzen Billetts in Betracht:

15. Der König an Camphausen.

Bester Camphausen! Bemühen Sie sich nicht zu mir, es sey denn, wenn etwas vorliegt, spätter. — Krauseneck nimmt **nicht** an, ich nehme also Below. — Ob gleich als Minister oder als Verweser, wäre eine Frage. Seine Tüchtigkeit wird sich bey einer wie der andern Lage gleich gut oder nicht entfalten. Vale.

B. 26. April 48. F. W.

16. Der König an Camphausen.

Potsdam 26. April 48.

Ich habe eben erst mit Bestimmtheit erfahren, daß das Allgemeine Kriegs-Departement während der interimistischen Ministerial-Verwaltung Reyhers durch den G. Major von Peucker[1]) verwaltet worden ist. Dieser

[1]) Eduard v. Peucker (geb. 1791, gest. 1876) war seit 1844 Inspektor der Artillerie, später Reichskriegsminister.

aber ist durch seine Fähigkeiten, eminentes Talent und gründliche Erfahrung zum Mindesten zehnmal befähigter zu der hochwichtigen Stelle als Obrist von Auerswald, ganz abgesehen von den andern, Ihnen jetzt bekannten Defectuositäten des Letzteren. Ich bin also entschlossen dem Peucker das Departement definitiv zu übertragen, in der Ueberzeugung, keinen bessern dazu finden zu können. Dies war das Zeugniß, welches ihm der General-Feldmarschall von Boyen gegeben hat. Und er hat es bewährt. Auf Wiedersehen, theuerster Camphausen. F. W.

Es sei zu diesen Briefen bemerkt, daß der König schließlich doch den Grafen Canitz zum Kriegsminister ernannt hat, während General von Below keine Stellung im Ministerium erhielt; zum Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements wurde Major v. Griesheim ernannt.

17. Der König an Camphausen.

P. 27. April 48 früh

Ich zeige Ihnen an, daß ich von 11 bis 2 Uhr in Berlin seyn werde. Für den Fall, daß Sie, bester Camphausen, oder das Conseil mich brauchen, bitt' ich michs wissen zu lassen. Besonders avertieren Sie Arnim, im Fall er Politica mit mir zu besprechen hätte. Kommt keiner von Ihnen, so gehe ich vielleicht zuletzt einen Augenblick auf die Akademie. Vale. F. W.

Camphausen hat auf diesem Schreiben mit Bleistift bemerkt: „Das Conseil nicht; dasselbe wird die gewöhnliche Sitzung um 1 Uhr halten". In diesem Sinne wird er also dem Könige kurz erwidert haben. Zu einer Unterredung ist es am 27. gekommen, und zwar zu einer solchen, die in dem Könige wieder einen tiefen Stachel zurückließ; denn Camphausen hatte ihm angedeutet, daß die Berliner Bevölkerung ihn ungern umgeben sehe von den Garderegimentern, gegen welche die Hauptstadt am 18. und 19. März gekämpft hatte.

18. Der König an Camphausen.

Potsdam 27 April 1848 abends.

Sie haben heut ein Wort fallen lassen, das mir schwer in den Gliedern liegt; das des Mißtrauens nemlich über meine Garden. Ich beschwöre Sie, theuerster Camphausen, lassen Sie sich solche Sachen nicht einreden, hören Sie nicht darauf, weisen Sie dieselben mit Ernst zurück. Erstlich ist der Verdacht so ungerecht, so unbegründet, als einer in der Welt nur seyn kann. Meine Garden sind mir treu bis in den Tod, und die gerechte Effervescenz gegen das feige und freche Berliner Wortgedresch nach dem 19. legt sich bei den Truppen, im selben Maaße, als es in Berlin die gehörige Verachtung findet. Sorgen Sie, ich bitte dringendst darum, für gute, patriotische Artikel in den Zeitungen, für solche, denen man die echtpreußische Gesinnung gleich ansieht, so wird das der Bürgerschaft wie dem Militair im gleichen Grade zuträglich und wohlthuend seyn.

Dann aber muß ich Sie, bester Camphausen, darauf aufmerksam machen, daß es eine gewisse Grenze im Nachgeben giebt, die kein König von Preußen, der also gebohrener Soldat ist, vor Allem, wenn er wie ich 15 Schlachten

mitgemacht hat, überschreiten **kann**[1]), ohne sich zu entehren. Dazu gehört vor Allem die Zumuthung, mich von meinen treuen, geliebten, tapfern Garden zu trennen, weil es Berlin, oder vielmehr ein Minimissimum von Berlinern also haben will!!! Das wäre mein moralischer Tod, denn ich hätte in der Meinung des ganzen Heeres (welches der heroischen Tapferkeit der Garden am 18. begeistert zugejauchzt hat) aufgehört Officier zu seyn. Und dann allerdings steh' ich für gar nichts. Es schien mir, als glaubten Sie mich von zahlreichen Truppen umgeben. Diesen Irrthum nehm' ich Ihnen leicht. Es stehen hier und in der Umgegend drei Bataillone ersten Garde-Regiments, das II. Bataillon des II. Garde-Regiments, das Garde-Jäger-Bataillon, einige wenige Geschütze und sechs Garde-Cavallerie-Regimenter, aber vertheilt in einem Durchmesser von 4 bis 6 Meilen, wenn Sie die Stadt als Centrum nehmen. 5 Meilen von hier, also weder hier noch in der Nähe, steht das I. Bataillon II. Garde-Regiments. Das Füsilier-Bataillon ist nach Kremmen unweit Fehrbellin, um einen Burgemeister zu schützen gegen seine verrückten Spießbürger. Hier, im Durchmesser von 5 Meilen von hier, stehen also 4 Grenadier- und ein Jäger-Bataillon, einige Geschütze und sechs Cavallerie-Regimenter, p. p. siebentausend Mann, und zwar sehr stark gerechnet. (In Berlin stehen fünftausend Mann.) Versprechen[2]) Sie mir nun, mein theurer Camphausen, solchen Insinuationen, die meine Trennung von meinen Garden (den ersten Truppen der Welt) verlangen, **nie**[3]) das Ohr zu leihen. Es wäre vergebens. Denn **ich lasse eher Alles über mich ergehen**[3]), als etwas zu thun, was mich in den Augen dieser herrlichen Menschen, des ganzen vortrefflich gesinnten platten Landes, ja sogar vor der Mehrzahl der Berliner (glauben Sie mir das) und in meinen eigenen entehren würde. Glauben Sie mir übrigens, daß ich die Zartheit, mit der Sie heute diese Wunde berührten, vollkommen und herzlich anerkenne, und sehen Sie in den Worten dieses Schreibens nichts als einen neuen Beweis des Vertrauens und der Hochachtung, welche Sie sich in so kurzer Zeit bey mir zu erringen gewußt haben. Friedrich Wilhelm.

Wie in den Diskussionen über das Kriegsministerium, so springt auch hier mit besonderer Deutlichkeit in die Augen, wie eng verbunden sich dieser im Grunde so unmilitärische Fürst doch seiner Armee fühlte, wie der Verlust ihrer Achtung ihm gleichbedeutend schien mit völliger Entehrung, ihm als das Entsetzlichste vorschwebte, das ihm begegnen könnte. Camphausen wird erkannt haben, daß er diesen Punkt nicht wieder berühren dürfe, ohne das kaum gewonnene Vertrauen Friedrich Wilhelms wieder zu verlieren; er ist, soviel ich sehe, auf sein Verlangen nicht mehr zurückgekommen.

Lange Zeit hat unser Briefwechsel die deutsche Frage nicht mehr berührt. Nachdem der Fürstenkongreß gescheitert war, nachdem jeder Versuch, die

[1]) Fünfmal unterstrichen.

[2]) Der Schluß des Schreibens war hier angedruckt. Gaspary, S. 204.

[3]) Dreimal unterstrichen.

Regierungen vor dem Zusammentritt der Frankfurter Nationalversammlung auf ein bestimmtes Programm zu vereinigen, sich als aussichtslos erwiesen hatte, blieb ja auch für Preußen, wenn es nicht „usurpieren" wollte, nichts weiter übrig, als die weitere Entwicklung der Dinge ruhig abzuwarten. Anfang Mai aber nahmen die deutschen Angelegenheiten eine Wendung, die bloßes weiteres Abwarten doch als unmöglich erscheinen ließ. Das sogenannte „Vorparlament", dessen wir früher gedachten, jene Versammlung liberaler Vertrauensmänner, die Anfang April in Frankfurt getagt, hatte bei ihrem Auseinandergehen einen Ausschuß von fünfzig Personen zurückgelassen, der die Tätigkeit des Bundestages überwachen und die Interessen der Nation wahrnehmen sollte. Er hatte sich zu einer Art von provisorischer Zentralregierung ausgebildet; der von der Volksbewegung eingeschüchterte Bundestag hatte nach seinen Befehlen bereits das Wahlgesetz eingerichtet, und konnte um so weniger dem revolutionären Komitee die Stirne bieten, je größer die Uneinigkeit der einzelnen Regierungen wurde. Nach der Niederwerfung des republikanischen Aufstandes in Baden Ende April zog nun dieser Ausschuß, um gegen ähnliche Vorgänge gewaffnet zu sein, die Aufstellung eines eigenen Heeres von 10000 Mann als „Parlamentswehr" unter einem von ihm ernannten Führer in Erwägung[1]; zu solchen Beratungen besaß der Ausschuß keinen andern Rechtstitel als seine auch noch recht zweifelhafte Bevollmächtigung durch das souveräne Volk. Dem Könige erschien das Vorgehen des Ausschusses als ein Eingriff in die Souveränität der Einzelstaaten, und er bat Camphausen dringend, gegen derartige Übergriffe energisch Front zu machen.

19. Der König an Camphausen[2].

P. 5 May 48.

Bester Camphausen — Ich gedenke morgen mit Extrazug um 9 Uhr von hier nach Berlin abzufahren und in der Akademie zu landen. Sollten Sie wünschen mich zu sprechen oder Conseil zu halten, so erwart' ich Ihre Anzeige in der Akademie oder auf dem Bahnhof. Sonst hoff' ich um 12 Uhr wieder heim zu dampfen.

Die Frechheit der 50=er zu Frankfurt mit der Armee von 10000 Mann, deren Führer sie ernennen wollen, übersteigt bey Gott! alle Grenzen des Fabelhaften. Ich hoffe zuversichtlich, daß Preußen diese Schmach nicht wird über Deutschland kommen lassen; außer der Schmach ist noch augenscheinliche Gefahr dabey. Man sieht, sie wollen absolut „Gouvernement provisoire" spielen. Wohin sind wir gekommen! Wir **müssen** endlich das feste Wort sprechen: „Bis hierher und nicht weiter!" Sprechen Sie es aus, theuerster Camphausen, zu Teutschlands Heil, zu Preußens Ruhm und zu Ihrem eignen, den ich Ihnen wahrlich so von Herzen gönne.

---

[1]) Der Antrag auf Errichtung der Parlamentswehr wurde am 28. April von Venedey gestellt und später der Nationalversammlung überwiesen: s. E. Knorr, Das erste deutsche Parlament und die Wehrfragen, S. 48 f.

[2]) Ein Stück daraus Gaspary, S. 205.

Ich berühre noch eine Sache, wozu mich die Zeitung veranlaßt. Es ist gesagt, das Spittal von Bethanien solle in eine Bildungsanstalt für Aerzte verwandelt werden, und es heißt, man sey den Diaconissinen abhold und wolle da „reformiren“[1]). Mein kreuzbraver Schwerin geht gern etwas gewaltsam ins Zeug, und dennoch *kann* ich dieses nicht glauben. Bethanien ist meine Stiftung, ich habe die Statuten selbst mit anfertigen helfen, das Curatorium mit der Königinn gewählt und Alles mit Vorliebe geleitet. Dabey steht die Anstalt unter Protezion der Königinn. Etwas Anstößigeres von Unschicklichkeit und Nichtachtung unsrer Personen könnte es folglich nicht geben als die Verwirklichung der Zeitungsnachricht. Auch glaub' ich sie darum nicht. Ich bitte Sie aber, lieber Camphausen, sich unter der Hand danach zu erkundigen, ohne mich und die Königinn (die wahrhaft beunruhigt ist) zu nennen. Die Sache ist so arg, daß ich erröthen würde, sie Schwerin gegenüber zur Sprache zu bringen, weil es aussähe, als **könnte** ich *doch* wirklich ihn solcher Unehrerbietigkeit, Taktlosigkeit und Verkennung der zartesten Verhältnisse für fähig halten. Darum ersuch' ich Sie zu erforschen, ob ich *mich irre*, indem ich solch Beginnen für unmöglich halte? In dem völlig undenkbaren Fall aber, daß solche Projecte im Schwange gingen, mahnen Sie ihn unter vier Augen davon ab, indem Sie auf mein und der Königinn Verhältniß zur Anstalt verweisen, und ihn die Unmöglichkeit fühlen lassen, auch nur *einen* Schritt auf dem Wege zu thun. Sie werden mich und die Königinn recht dankbar verbinden, wenn Sie meinem Wunsch nachkommen.

Die Bürgerwehr-Schau hab' ich der noch schwebenden Wahlberedungen wegen für diese Woche ganz aufgegeben. Vale. Friedrich Wilhelm.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[1]) Das im Herbste 1847 gegründete Krankenhaus Bethanien war eine Lieblingsschöpfung des Königs. Über den Ausgang der Sache wird man in einem folgenden Briefe (Nr. 26) Näheres erfahren.

Antike Gastmähler.

Von

Theodor Birt.

Motto: Ingeniosa gula est. (Martial 13, 62.)

Indem ich des Lesers Achtsamkeit für kurze Zeit auf Griechen und Römer lenke, muß ich befürchten, seine Erwartung auf das schwerste zu enttäuschen. Wer sich zu Roms Blütezeit, wer sich zu den sogenannten klassischen Völkern zurückwendet, pflegt dies aus idealistischem Bedürfnis zu tun; die Kunst der Alten ist in ihrer Vollkommenheit wie keine andre geeignet, uns zu läutern und zu erbauen, die Wissenschaft und Philosophie der Alten in ihrer naiven Klarheit wie keine andre, uns auf dem Weg zur Wahrheit zurechtzuweisen. Hier soll nun gleichwohl die Wahrheit auf sich beruhen bleiben und unser Kunstsinn soll darben. Wir stellen die höchst triviale Frage: Was haben jene klassischen Alten zu Mittag gegessen? Und wie haben sie es getan? Das menschliche Leben ist wie ein Haus mit mehreren Stockwerken. Im Parterre wohnt die Moral; eine Treppe darüber die Wissenschaft; im obersten Stock, dem Himmel am nächsten, wohnt die Kunst; wir begeben uns heut ins Souterrain, wo der Materialismus seine Küche und seinen Weinkeller hat.

Eine Betrachtung über die Mahlzeiten der Alten ließe sich freilich sowohl in ästhetischer wie in wirtschaftlicher Tendenz ausbeuten und vertiefen. Ästhetisch: denn, wie wir schon aus unserm Schiller wissen, nicht nur Poesie, Plastik, Musik und der Tanz fallen unter den Begriff Kunst, sondern auch die Formen des Verkehrs selbst und der menschlichen Geselligkeit; ein Gastmahl gehört aber zur Geselligkeit, und sein Arrangement beansprucht und hat in jedem Fall schönheitliche Wirkung. Somit würde sich fragen lassen, inwiefern in dieser Beziehung die Alten hinter uns zurückstanden und inwiefern wir doch auch andrerseits von ihnen lernen und unsern Kanon des Schönen erweitern könnten.

Aber auch in das Licht eines größeren wissenschaftlichen Interesses ließen sich die antiquarischen Kuriosa rücken, die wir zusammenstellen wollen: in das

Licht nationalökonomischer Betrachtung. Von der Art, wie sich der Einzelmensch und wie sich ein Volk ernährt, ist seine Gesundheit abhängig, zunächst seine körperliche, dann aber auch seine geistige Gesundheit. Freilich paradox übertrieben und darum grundfalsch wäre es zu sagen, daß, wer nicht gut *lebt*, darum auch nicht *gut* lebt![1]) Jedenfalls aber muß ein Volk, das nicht Wert auf seine Speisen und auf eine gewisse Mannigfaltigkeit in der Ernährung legt, notwendig auch in seiner sonstigen Kultur auf niederer Stufe stehen. Die Früchte der geistigen Kultur brauchen, um zu gedeihen, einen materiell gut genährten Boden. Der Luxus kann so heilsam wirken wie der Wohlstand, der seine Ursache ist.

Roscher unterschied einleuchtend und mit Grund zwei Arten des Luxus, die sich zeitlich ablösen: den Luxus der roheren Zeiten, wie des Mittelalters, wo es zwar Prunk einzelner Großen, aber noch keinen Komfort gibt, welcher größeren Teilen des Volkes gemeinsam wäre, und den Luxus entwickelter Kulturepochen, in denen jener Prunk zurücktritt und der Komfort das Leben der Nation wirklich behaglich erfüllt. Derartig entwickelte Epochen sind einerseits unsre Gegenwart, etwa von dem Zeitalter Ludwigs XIV. ab gerechnet, anderseits die römische Kaiserzeit. Die Aufgabe liegt nahe, beide Perioden aus nationalökonomischem Gesichtspunkte zu vergleichen, die ähnlichen Erscheinungen auf ähnliche Ursachen zurückzuführen, hier und dort das Verhältnis des Luxus zum Nationalwohlstand nachzuweisen und danach die Frage nach der Dienlichkeit des Luxus, insbesondere des Tafelluxus zu erörtern.

An keine der beiden angedeuteten Aufgaben können wir indes hier herantreten. Denn es erfordert schon Zeit genug von den Tatsachen selbst Notiz zu nehmen, auf die ich mich darum vorsätzlich beschränke. Die Vergleichungsresultate für das Einzelne wie für das Ganze werden sich dabei manchem stillschweigend von selbst ergeben. Sollte aber der ernste Ton, der mir Pflicht ist, im Verfolg hie und da in das Heitere umschlagen, so wolle man gelinde sein und Nachsicht üben: über gewisse Dinge kann eben der Ernsthafte nur mit Lächeln reden.

Die Periode des größten Luxus in Rom war die Zeit von Augustus bis zu Neros Tod, wie Tacitus ausdrücklich sagt. Hernach, seit Vespasian und Trajan, erfuhr er, so scheint es, erhebliche Einschränkung. Freilich kamen schon in den letzten 150 Jahren der Republik opulente Mahlzeiten in Aufnahme, und der Staat sah sich damals veranlaßt, wiederholt Gesetze wider den Tafelluxus zu erlassen. Aber erst seit Cäsar und *Lucull* beginnt dieser Luxus wirklich zu herrschen; damals beginnt der Import außeritalienischer Viktualien nach Italien und Rom im großen Stil. Wir beschränken uns im folgenden vorzüglich auf die Zeit von Cäsar bis etwa Domitian.

Die Alten sind selbst schuld, daß wir uns um ihre Diners bekümmern. Warum reden sie so viel davon? Wenn ich die Quellen angeben wollte, aus denen die folgende Darstellung gewonnen ist, würde ich die meisten zeit-

[1]) Schiller sagte doch bekanntlich nur: „Satt zu essen muß der Mensch haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll." Vgl. Kataloganagabe Bd. XIII, S. XXXII.

genössischen Autorennamen zu nennen haben. Diese Autoren zerfallen in zwei Klassen: die einen, wie z. B. Plinius, sind Stoiker von Gesinnung und referieren alles nur mit bedeutendem Stirnrunzeln und in unverständig asketischer Tendenz; die andern, geringer an Zahl, tragen den Epicur, der in ihnen steckt, ehrlich zur Schau. Epicur selbst war freilich nicht schuld, daß sich diese Gourmands der römischen Kaiserzeit grade nach ihm benannten. Ihm war alle Übertreibung ein Laster, und auch seine Gegner bezeugen, daß dieser griechische Lebenskünstler von Wasser und Brot lebte und besten Falls dazu etwas Käse nahm (griechischen Inselkäse von Kythnos).

Am ausführlichsten ist Petronius, der uns das Gastmahl des Trimalchio mit unvergleichlicher Komik geschildert hat. Allein wir können leider nur gelegentlich von ihm Gebrauch machen; denn die Absicht des Autors ist dabei lediglich, durch abenteuerliche Übertreibungen die Wirklichkeit zu überbieten; sein Held Trimalchio ist Geldprotze, Libertine, Parvenü, der gestern noch nichts war, der einen Lumpenhändler Echion, einen Steinmetz Habinnas und ähnliche dunkle Existenzen zu Gästen hat und sich von ihnen in ganz bornierter Weise huldigen läßt. Dabei sagt er ihnen ins Gesicht: „Gestern gab ich geringeren Wein und hatte doch viel bessere Leute zu Tisch, als ihr seid," und alles geht dabei möglichst verrückt und möglichst unfein zu.

Ebensowenig aber wie dieser Trimalchio dürfen auch gewisse andre Nachrichten, die man in früheren Zeiten besonders gern zitierte, über wüsten Luxus und Tollheiten einzelner, insbesondere einiger römischer Kaiser, für unsre Auffassung maßgebend sein. Im Ruf eines Vielfraßes stand so der Kaiser Vitellius; er nahm vier Diners per Tag; sein Bruder gab ihm einen Ehrenschmaus, wobei 2000 Stück Fische, von den besten Sorten, und 7000 Stück Vögel die Tische belasteten. Vitellius ist in der Vertilgungslust nur von dem halbbarbarischen König Mithridat übertroffen worden. Derselbe Vitellius komponierte einmal ein Gericht, das in Rom lange unvergessen blieb, bestehend aus Leber von Makrelen, Pfauenhirn, Flamingozungen und ähnlichem. Caligula opferte täglich entweder Flamingos oder Trappen und Pfauen; das Beste von seinem Opfer verzehrte natürlich der Opfernde selbst. Elogabal aß Straußenhirne. Aesop, der große tragische Schauspieler, trank einmal eine köstliche Perle, im Wein aufgelöst, die Metella im Ohr getragen; derselbe ließ 6000 Singvögel, insbesondere Nachtigallen, auf einmal braten; das kostete ihn an die 20,000 Mark. Solche Verrücktheiten und Barbareien bezeugen gerade dadurch, daß sie uns mit Entsetzen berichtet werden, daß sie vollkommen aus der Gewohnheit der damaligen Zeit herausfielen.

Noch sei hier aber an etwas Wertvolleres erinnert. Die Vorfahren von Davidis Kochbuch reichen weit ins Altertum zurück; das älteste Kochbuch war wohl das des Simos[1]) um 400 v. Chr. (natürlich in Versen). Diese ersten Studien betrafen zunächst die Zubereitung der Fische. Ein Epos derart fing mit der Zeile an, die den Anfang der Odyssee parodiert: *Λεῖπτα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροφα καὶ μάλα πολλά.* Leider ist dieser Vers in seiner parodischen

[1]) S. Das antike Buchwesen, S. 434.

Feinheit unübersetzbar. Diese tiefsinnige Literatur wurde hernach immer häufiger, und unter des Schlemmers und Gourmands Apicius Namen liegt uns nun ein solches Kochbuch noch wirklich vor. Ein ähnliches Buch schrieb der Römer Matius. Ja, auch Frauen haben sich an dieser gastronomischen Schriftstellerei beteiligt; eine Charlotte Birchpfeiffer kann sich für ihre Taten auf Sappho berufen, eine Davidis auf jene Gnathaina, die gewiß nicht ohne Humor eine „Gesetzgebung für Gesellschaftssessen," einen νόμος συσσιτικός, verfaßt hatte, wovon man auf der großen alexandrinischen Bibliothek ein Exemplar wirklich aufbewahrte.

Das Altertum war sehr gastfrei, um so gastfreier, da das Hötelwesen so wenig entwickelt war und man eleganter Speisewirtschaften entbehrte[1]). Um ein Diner zu geben, mußte man sich nun vor allem klarmachen, wen man und wieviele man einladen wollte. Nur ja nicht zu viele, dies predigt uns Plutarch. Die Gäste dürfen ja nicht zu eng sitzen. „Lieber Mangel an Wein, als Mangel an Platz!" Meistens, besonders in älterer Zeit, lud man nicht mehr als neun Personen (die Zahl der Musen). Die Zimmer faßten nicht mehr, und solche „Triclinien" für neun Gäste sind aus Pompeji bekannt genug. Dies blieb also Regel, obwohl man in der Kaiserzeit sich auch besondere Eßsäle baute, die es möglich machten, in einem Privathause auch 27—36 Personen bequem zu vereinigen; die größte Zahl, von der wir hören, sind einmal 270 Personen an 30 Tischen. Plutarch sagt: „Wer selten einlädt, muß mehr Personen bitten, daher sei lieber öfter gastfrei." Und man war das in der Tat. Kam ein Auswärtiger nach Rom und hatte persönliche Beziehungen, so sah er sich sogleich zu Tisch gebeten. Die verhältnismäßig geringe Anzahl der Gäste aber ist bei der Würdigung des Tafelluxus der Römer immer gegenwärtig zu halten.

Sodann aber: wen laden wir ein? Plutarchs Weisheit hilft uns auch hier. Die Gesellschaft muß zueinander passen; bitte nur die zusammen, die sich miteinander gut stehen. Wer Honoratioren bittet, eine Zelebrität der Börse oder des öffentlichen Lebens, der sorge, daß auch die übrigen Gäste damit harmonieren. — Die Einladungsbilletts müssen rechtzeitig geschrieben werden. Man lernte sie künstlerisch abzufassen, und Beispiele davon zieren die antike Literatur. — Wichtig ist dabei auch, ob man Plätze belegen soll. Wir fragen denselben Plutarch um Rat; er urteilt hier wiederum mit Kennerblick: Man unterscheide familiäre Diners und steife Festessen; nur bei den letzteren sind Plätze zu belegen. Freilich dürfen wir nicht glauben, daß man etwa Zettel, daß man Tischkarten legte, wie wir es tun. Ein besonderer Sklave (nomenclator) war dazu da, jedem Gast seinen Platz anzuweisen.

Durch dreierlei aber unterscheidet sich eine antike Tischgesellschaft doch wesentlich von der unsrigen. Erstens konnte jeder Geladene stets auch noch sonst Freunde mitbringen, die nicht geladen waren; diese Ungeladenen nannte man Schatten, umbrae: sie waren höchst willkommen. Der Wirt mußte also seinen Küchenvorrat und seine Tischordnung immer auf solchen Zuwachs

[1] Ich sehe von solchen Tabernen ab, die üblen Zwecken dienten.

einrichten. War es doch alte Hausregel in Rom, daß stets auf dem Tisch noch etwas Eßbares übriggeblieben sein mußte, wenn er fortgetragen wurde.

Zweitens sind hier die sogenannten Klienten zu nennen. Unter Klienten versteht die Kaiserzeit die Unmasse derjenigen freien Einwohner Roms, die, ohne Beschäftigung, ohne Einkommen und Lebensstellung, sich von der Gunst und Freigiebigkeit vornehmer Gönner und Patrone ernährten. Die Anzahl solcher schmarotzerhaften Existenzen, die sich an ein vornehmes Haus hängten und unter denen sich oft auch gerade die geistreichsten Leute, wie der Dichter Martial, befanden, konnte bis hundert, ja zu mehreren Hunderten anwachsen. Diesen Klienten nun lieferte der Patron ihr Mittagsbrot, und zwar entweder ins Haus (es wird dann taxiert auf etwa 13 Groschen pro Tag; dies Geld hieß „Sportel"), oder aber er zog auch einzelne von ihnen zu seiner Tafel. Die Klienten erhielten dann aber oft abseits einen besonderen Tisch angewiesen und bekamen geringere Speisen serviert. Darüber lesen wir manches bittere Klagelied: die Speisen schmeckten nach schlechtem Öl; es gab Tiberfisch, der in der Nähe der Kloaken gefangen war, zum Schluß nur einen schäbigen Apfel. Dazu dann noch der hochfahrende Ton der Bedienung! Aber auch abgesehen von diesen Nebenumständen erhält die antike Tischgesellschaft durch die Anwesenheit der Klienten eine wesentlich andre Physiognomie als die unsrige.

Drittens aber — und dies stelle ich nicht ohne einige Bestürzung fest — gab man meist nur Herrendiners. Die Damen lud man nicht. Nur die Hausfrau mit den Kindern war gegenwärtig, ja sie bekümmerte sich sogar bisweilen auch um das Essen. Sonstige Damen bat man meist nicht hinzu. Waren aber solche da, wie z. B. bei dem Priesterfestessen des Lentulus, an dem neun Männer und sechs Frauen teilnahmen, dann erhielten die letzteren ein besonderes Sofa für sich. Von einer „bunten Reihe" wußte man also gar nichts[1]). Kein alter Schriftsteller schwärmt daher auch je von seiner Tischnachbarin. Dies konstatiere ich, wie gesagt, nicht ohne Enttäuschung.

Verfügen wir uns ins Haus des Gastgebers. Wir nehmen als Jahreszeit etwa den Herbst an. Denn Aristoteles sagt, ich weiß nicht, ob mit Recht: im Herbst ißt der Mensch am meisten. Schon tags vorher hat der Hausherr — denn die Frau des Hauses bekümmert sich in der Regel um diese Dinge wenig — die nötigen Anweisungen an seine Diener, insbesondere an den Aufseher der Tischbedienung, gegeben, und schon früh am Morgen stellen die Sklaven alles zurecht und decken den Tisch, d. h. aber ohne Tischdecke. Tischdecken, mit dem Zweck, die schöne Tischplatte zu schonen, wie wir sie im „Abendmahl" Lionardos sehen, kamen etwa erst im zweiten Jahrhundert auf.

Der Hausherr selbst ist, nach der Gewohnheit, etwa gegen 6 Uhr aufgestanden (nur Tagediebe wie Horaz standen erst um 10 Uhr auf); und schon so früh, um 6 Uhr, ist die Visitenstunde für die Klienten, die der Patron im Atrium empfängt. Erst gegen 9 Uhr nimmt der Herr das erste Frühstück,

[1]) Außer in gewissen leichtlebigen Geselligkeiten, von denen hier nicht die Rede ist.

nichts weiter als Brot, Wein, Honig und etwas Käse. Dann folgt die Geschäftszeit bis 12 Uhr; wer gerade nichts Besseres vor hatte, der konnte die Geschäftszeit bis 4 Uhr nachmittags ausdehnen. Gegen 12 Uhr aber regt sich der Hunger doch schon mit Macht; das zweite Frühstück (prandium), um 12 Uhr, war darum schon ziemlich konsistent; man nahm dazu, wie uns Plautus belehrt, auch aufgewärmte Sachen vom gestrigen Mittag. Dann, nach gestilltem Hunger, war man glücklich für ein Mittagsschläfchen (meridiatio!) reif; ganz Rom lag zwischen 1 und 2 Uhr tief im Schlafe; dies war eben die Stunde, in der Alarich Rom eroberte. Sodann aus der Schlummerecke ins Bad! Das Bad, zwischen 2 und 4 Uhr, schien keinem, dem Vornehmsten wie dem Geringsten, entbehrlich. Wenn man dann dem Kaltwasserbassin oder der warmen Dusche entstieg und noch etwas Ball gespielt hatte, brachte man zur Tafel die leckerste Genußsucht und einen herrlichen Hunger mit. Es ist inzwischen gut 4 Uhr geworden. Das Gastmahl kann beginnen.

Der Hausherr harrt natürlich seiner Gäste. Zeichen des ungebildeten Protzentums ist es, wenn Trimalchio sich erst dann in den Saal tragen läßt, wenn seine Gäste schon alle bei Tisch sind. Auch Kaiser Tiberius machte es übrigens nicht anders. Auch die aufwartenden Sklaven, für jeden Gast mindestens einer, stehen bereit, schöne alexandrinische Pagen, dazwischen zur Abwechslung ein Mohr und ein gelber Indier. Das Haus hat zwei Eßsäle; der eine, für den Winter, liegt der Sonne zugekehrt; der andre ist laubenhaft, kühl und tief verschattet; ihn benutzt man in der warmen Jahreszeit. Die Wände im Saale sind mit köstlichen Vorhängen drapiert; es waren ohne Zweifel Gobelins mit bildlichen Darstellungen; sonst hätte man die Wandmalereien des Saales gewiß nicht mit ihnen zugedeckt[1]). Unter der getäfelten Decke hängen wohl auch frische Girlanden. In den Saalecken stehen die Kandelaber, mit Lämpchen behängt. Der Fußboden ist blanker Marmor oder festes, buntstrahlendes Mosaik. Fußteppiche fehlen. Ein prächtiger Nebentisch (abacus) aus Bronze oder Marmor tut etwa die Dienste unsres Büfetts und trägt das silberne Trinkgeschirr, den Ruhm des Hauses.

Es fällt den Gästen nicht schwer, präzise zu sein, wenn man nicht etwa vormittags ins Theater gegangen war, wodurch sich leicht alles verschob. Plutarch tadelt einmal seine Söhne, daß sie aus dem Theater zu spät zu Tisch gekommen sind, ganz außer Atem (τρεχέδειπνοι), was doch nicht einmal gesund ist. Sonst sorgt schon der Diener, der im Haus die Stunden ausruft und die Taschenuhr ersetzt, für Pünktlichkeit. Man kommt in Salontracht, Toga und Schuhe oder Stiefel trägt man nämlich nur auf der Straße, und nicht einmal das; denn die Toga kam überhaupt ab. Zu Tisch geht man dagegen auf leichten Sandalen und in einem Tischrock aus grünem oder lila Kattun oder Seide; d. h., man geht eben nicht, sondern läßt sich in der Sänfte tragen. Man begrüßt sich endlich; man legt sich an seinen Platz.

[1]) Wir erfahren, daß diese Vorhänge wirklich Gegenstände der Betrachtung waren; s. Valerius Maximus 9, 1, 5.

Man legt sich an seinen Platz? Ganz richtig. Es klingt zwar äußerst sybaritisch und scheint vor allem die unvernünftigste Raumverschwendung. Die Alten sitzen nicht, sie liegen beim Essen.

Vergegenwärtigen wir uns die Situation.

Ausziehtische kannte man nicht. Es ist ein Unding, wenn wir heute zwanzig bis dreißig Personen um ein solches Rechteck herumsetzen, das zehnmal so lang wie breit ist. Wir reden wohl vom „Cercle", vom „Gesellschaftskreis" und von „Tafelrunden", aber wir wissen diesen Kreis nicht zu verwirklichen. Die Alten hielten streng auf zentrale Anordnung, so daß bei der Tafel möglichst jeder jedem ins Gesicht sah, und sie hatten also entweder geradezu Rundtische, die tragbar waren und um die im Hemizyklium nicht mehr als etwa acht Personen radial liegend Platz fanden auf einem Rundsofa, dessen Lehne nach der Tischseite zu hochgepolstert war (dies ist aus den ältesten Abendmahldarstellungen bekannt); oder aber jeder Tisch hatte genau quadratische Form. Dies war die Regel, und er war alsdann an drei Seiten von Ruhebetten, Longchaisen, umgeben. Diese Lager hießen griechisch Klinen und danach der Speiseraum Triclinium. Die vierte Seite eines solchen quadratischen Tisches blieb dagegen unbesetzt; an diese leere Seite trat von der Tür aus der Servant, um die Gerichte aufzusetzen und wegzunehmen. Auf jedem der drei Speiselager können immer drei Personen liegen; die Ehrenplätze sind auf dem mittelsten. An jedem Tisch liegen somit höchstens neun Personen, und es war also auch hier erreicht, daß jeder mit jedem sprechen konnte. Waren außerordentlicherweise mehr als neun Mitesser, so wurde an mehreren Tischen serviert, also mehrere Zentren geschaffen.

Das Speiselager war nach der Tischseite zu erhöht; man bestieg es von der Außenseite und lag nicht etwa der Tischkante parallel, sondern radial ansteigend auf das Zentrum des Tisches gerichtet, die Füße nach außen; man stützte dabei den linken Ellenbogen auf ein loses Kissen, so daß der Abstand des Mundes vom Tisch recht groß war und es erhebliche Schwierigkeit gemacht haben muß, die Tischplatte zu küssen; denn auch dies kam vor[1]). Man hatte endlich zum Essen immer nur die rechte Hand frei. Dies ist vielleicht das Bemerkenswerteste: die Römer waren Eßkünstler, wie es heut keinen gibt; sie mußten mit einer Hand essen.

Kaum liegen wir, wirklich ungemein behaglich, auf den purpurnen Pfühlen, die mit deutschen Gänsefedern gestopft sind (die Klinen selbst sind, wenn auch nicht massiv aus Silber und Gold, so doch kostbar mit Edelmetall oder Elfenbein inkrustiert), so kommt die Bedienung und wäscht uns die Hände und wohl gar auch die Füße. Die Sohlen werden abgelegt. Dann folgt das Tischgebet (deos invocare), das nie fehlt, sodann vor allem erst ein Gläschen Glühwein (calda), möglichst heiß! Denn das Bad bekommt eben nicht, wenn man nicht solch heißen Schluck daraufsetzt. Und nun — nun kommt hoffentlich eine gute Bouillon? eine kräftige Julienne? O nein, wir verrechnen uns. Hier stellt

[1]) Die Gäste küssen den Tisch, um Gespenster oder ein böses Omen abzuwehren: Petron, c. 64.

sich gleich ein bedeutendes Defizit der antiken Speisekarte heraus. Suppe gab es weder zu Anfang noch nachher (die berüchtigte spartanische Blutsuppe war nur ein Ragout, nach Art unsres Schwarzsauer, und auf das alte Sparta beschränkt). Ein römisches Essen fing eben ab ovo an; d. h. man verspeiste ein paar pflaumenweiche Eier zu Anfang.

Studieren wir etwas das Menu. Eigentlich ist dies freilich unerlaubt. Das Menu liegt immer nur in einem Exemplar auf dem Tisch, und zwar beim Hausherrn, der danach still und geheimnisvoll seine Ordres an die Dienerschaft gibt. Drei, vier oder auch fünf Gänge stehen uns bevor, jeder Gang aber zu sehr vielen Schüsseln. Jedes Diner teilt sich vor allem in drei deutlich abgesonderte Teile: erstlich das Entree; zweitens die mittleren Gänge (oder Gang) mit den Morceaux de résistance; drittens der Nachtisch. Nur der mittlere dieser drei Teile heißt eigentlich Mahlzeit, cena.

Das Menu zustande zu bringen, haben Geschmack und diätetische Rücksicht zusammengewirkt. Denn die Ärzte des Altertums wandten der Diätetik und so auch den Tafelspeisen die allerhöchste Achtsamkeit zu. Beginnen wir mit dem letzten, so war das Dessert äußerst leicht: Nußtorte, Schokoladencrême, Schlagsahne (ἀφρόγαλα) fehlen gänzlich; man nimmt nur leichtestes trockenes Backwerk, wohl auch etwas Alpenkäse, den man schon damals besonders schätzte (caseus Vatusicus), griechische Mandeln, persische Wallnuß, rohes oder auch eingemachtes Kernobst, letzteres so „phäakisch" schön, wie es der Süden damals gewiß, aber schwerlich noch heute erzeugt; dabei schloß man jedoch als zu schwer Pfirsich und Aprikosen aus.

In dem mittleren Teil der Mahlzeit, der eigentlichen cena, fanden sich die schwereren Gerichte zusammen. Sonst hatte der Süden, auch schon in jenen Zeiten, starke Neigung zum Vegetarianismus; hier dagegen erscheint der Mensch als eifriger Carnivore; und zwar herrscht hier in ganz auffallender Weise das Schweinefleisch vor, das doch das fetteste und widerstehendste ist. Das Altertum nährte sich aber überhaupt vornehmlich vom Schwein. Das Rind, als Pflugtier, schlachtete man schon aus Pietät weniger; vielleicht galt aber sein Fleisch auch als minder lecker. Rindfleisch, „bubula", erscheint mehr als Hausmannskost[1]). Von zahmen Tieren lösten übrigens gelegentlich Kalb, Lamm und Esel den Schweinsbraten ab; denn auch das Eselfleisch hatte seine Verehrer. Besonders beliebt war Schweinseuter und sodann der Eber, das Wildschein. Beim Gastmahl des Nasidienus erscheinen außerdem nur Kranichbraten, Gänseleberpastete mit Feigen, vom Hasen nur die Vorderläufe (Keule und Rücken des Hasen schätzte man weniger) und Taubenbrüste; beim Galadiner des Lentulus kommt ein Fischragout hinzu, Entenbrüste (man aß nur Hals und Brust der Ente), daneben Entenfrikassee, Hasen, gebratene Hühner, endlich eine Crême mit Stärkemehl. Beim Trimalchio erscheinen außer Schwein und Kalb Krammetsvögel mit Datteln und gebackenem Teig, überdies eine Pastete von Krammetsvögeln mit Rosinen, endlich gar für jeden Gast ein

[1]) Deshalb war ein Fisch teurer als ein Rind: Plutarch, Sympos. 663 B.

Masthuhn mit Gänseei[1]), eine Zusammenstellung, die augenscheinlich mit Entsetzen aufgenommen wird.

Den Hasen erklärt Martial für seinen Lieblingsbraten[2]); darin folgte er offenbar dem Volksmunde; denn das Volk glaubte, wer Hasen gegessen hat, wird in sieben Tagen schön[3]). Woher dieser Glaube? Lateinisch lepus „der Hase" und lepos „die Anmut" sind ja fast dasselbe Wort; wer also den lepus aß, aß gleichsam die Schönheit selber[4]).

Ganz besondere Sorgfalt verwendete man endlich aber auf den ersten Teil der Mahlzeit, auf das Entree. Das Entree (gustus, promulsis) wird planvoll aus leichten und vornehmlich aus kalten Speisen zusammengesetzt, und wir nehmen wahr, daß, je feiner das Essen ist, desto mehr Ausdehnung diesen leichten Einleitungsspeisen gegeben wird, so daß sie gelegentlich die eigentliche Mahlzeit an Zahl der Nummern weit überbieten.

Die Alten haben uns neben so vielen andern Erkenntnissen auch die vorweggenommen, daß saure und scharfe Speisen Appetit machen. So wie wir also heute unsre Suppe pfeffern oder gar vor der Suppe Austern oder Kaviar mit Zitrone geben, so bestand jedes Entree in Rom regelmäßig aus solchen Gerichten, wie Melone in Essig und Pfeffer, Latuk (besonders bekömmlich), sauren Gurken (das Ideal des Kaisers Tiber), ferner Oliven, Artischocken, Champignons, Sardinen, Salzfisch; aber auch aus Austern und andren Muscheltieren. Der Austernpark des Lucriner Sees war berühmt durch Jahrhunderte. Dazu kamen dann bei glänzenderen Festen noch leichtere Fleischspeisen, dampfende Würste, ein warmer Fischgang wie Muränen, Weindrosseln, Feigenschnepfen, Hühnerpasteten. Froschkeulen dagegen fehlen noch, wie man sieht; ebenso fehlt noch die Schildkröte.

Soviel vom Menu, das an Umfang und an erlesener Mannigfaltigkeit es wohl mit unsren besten aufnehmen konnte. Ja, für den edlen Römer war es oft eingestandenermaßen eine heiße Arbeit, sich hindurchzuessen, und er verschmähte nicht, auf ausdrücklichen Rat der griechischen Ärzte hin, während[5]) oder doch nach der Tischzeit sich durch Medikamente zu erleichtern, deren vulkanische Wirkung uns allerdings durchaus nicht ästhetisch erscheint. Man hatte eben damals weder Kaffee noch Liköre, womit wir heute uns rekreieren. Übrigens fehlt es auch bei uns nicht an Leuten, die, um im Schlemmen fortfahren zu können, rasch etwas Natron nehmen. Bei den Römern dauerte ein großes Diner nun aber sehr lange, bis 7, ja 8 Uhr; während des Essens wurden die Kandelaber mit Licht versehen. Der Genuß verteilte sich

[1]) Friedländer erklärt die Stelle des Petron, c. 65: gallinae altiles circumlatae sunt et ova anserina pilleata quae ut comessemus, ambitiosissime (a) nobis Trimalchio petiit dicens exossatas esse gallinas nicht richtig; quae weist nicht nur auf ova, sondern zugleich auf gallinae zurück: „Trimalchio drängte uns, daß wir von beiden essen sollten, indem er anmerkte, die Masthühner seien übrigens ohne Knochen."

[2]) Vgl. Martial 13, 92.

[3]) Plinius, Nat. hist. 28, 260; Martial 5, 29; Lampridius Alex. c. 38.

[4]) Es lag allerdings für die Volksetymologie nahe, lepus und lepos in ähnliche Beziehung zu setzen wie decus und decor, (h)onus und honos.

[5]) Vgl. Martial 3, 82, 8.

also auf drei bis vier Stunden; auch das war ein Umstand, der dem Magen seine Arbeit erleichterte. Nur steigerte sich leider die Hitze bei den qualmenden Lampen schließlich bis ins Unerträgliche. Ein vorsichtiger Herr wechselt daher während der cena neunmal das leichte Speisekleid zur ständigen Abkühlung; so gerät er nicht in Schweiß und braucht sich hernach auf dem Heimweg nicht zu erkälten[1]). Daher auch die vielen Salben und Parfüms, mit denen der Gastgeber die Tafelrunde zu erquicken für seine Pflicht hielt. Sie sollten offenbar vornehmlich dem üblen Geruch der offenen Öllampen entgegenwirken. Es gab aber auch sonderbare Käuze, bei denen man nicht satt wurde und die sich begnügten, ihre Gäste in solche Wohlgerüche einzuhüllen. Martial singt einmal:

O Fabull, du hast uns wohl zum besten.
Salben gibst du und Parfüms den Gästen,
Aber nichts, den hagren Leib zu mästen?
Hungrig balsamiert, so soll'n wir liegen
Und bei Tische nichts zu beißen kriegen?
Lieber will ich gleich ein Toter heißen.
Leichen balsamiert man, die nichts beißen.

Wir haben uns aber schwer gegen Geist und Geschmack des römischen Gastgebers versündigt, indem wir so lang und breit über seine Speisen reden. Zur Ehre jener sogenannten römischen Schlemmer sei es hervorgehoben, daß man in guter Gesellschaft über das Essen grundsätzlich nicht sprach. Wer dies tut, wie Nasidienus bei Horaz, macht sich damit einfach lächerlich. Mäcenas geht wegen solcher Gespräche indigniert vom Tisch. Man wußte jene Raffinaden stillschweigend zu schätzen und sich auch sonst vortrefflich zu unterhalten. Ja, die lange Dauer der Mahlzeit erklärt sich vor allem aus den langen Pausen, die das Essen unterbrachen und in denen man ausschließlich des Weines und der Unterhaltung pflag.

Denn in diesen Pausen entsprach der treffliche Wein seinem Zweck, Geist und Herz zu beleben, auf das beste, wennschon man ihn natürlich stets nur mit Wasser gemischt trank. An die Bedienung wurden die größten Anforderungen gestellt; der Sklave mußte jedem durstigen Gast beim Mischen helfen. Dazu kühlte man den Wein mit Eis oder Schnee. Eis und Schnee wurden in Gruben für den Sommer aufbewahrt. Sechsjährige griechische, fünfzehnjährige kampanische Weine pflegten um den ersten Preis zu konkurrieren. Denn man bot meist mehrere Sorten zugleich an und griff dabei gleich anfangs, wo man noch am sachtesten trank, zu dem feinsten (Cäcuber, Chier, Falerner, Mareotiker, Massiker). Besonders eifrig trank man hinter dem Fisch; denn schon Trimalchio sagt: „Fische wollen schwimmen" (pisces natare oportet). Ein guter Dessertwein wuchs bei Verona: es war der Lieblingstropfen des Tiber.

Eine Hauptpause fiel vor das Dessert. Sie war ernster Natur. Man spendete den Hausgöttern, indem man Salzkörner knisternd in die Flamme

[1]) Vgl. Martial 5, 79.

warf, libierte auf das Wohl des Kaisers und wünschte sich untereinander munteren Geist und dauerndes Wohlsein. In den übrigen Pausen war die Konversation so lebhaft, wie es eben von Südländern zu erwarten ist. Hier besonders wurde der Stadtklatsch Roms kolportiert, über Gladiatorenspiele und Zirkuskutscher mit Leidenschaft gestritten, mit großem Eifer aber auch das sogenannte gebildete Gespräch betrieben und geradezu systematisch ausgebildet. Gute Proben solcher Tischgespräche liegen uns noch vor. Man redet, fragt und rätselt über Götterlehre, Tierkunde, Grammatik, Medizin usw. Es bildet sich geradezu der Begriff des Tischgelehrten aus, und es war beliebt, einen Literaten mit zum Speisen zu laden, sei er auch nur Klient; der mußte sein Bestes geben[1]).

Aber das meiste hat doch der Gastgeber zur Unterhaltung beizutragen; er sorgt für Tafelmusik (bald Chor, bald Orchester), er sorgt für deklamatorische Vorträge (so gab man die schmachtenden Frauenbriefe Ovids zum besten), er läßt gar ein Ballett aufführen (wir dürfen hier an die entzückenden Tänzerinnen Pompejis denken[2]), in einer andern Pause Akrobaten auftreten, in einer dritten bewaffnete Homeristen; wieder in einer andern öffnet sich oben die Saaldecke, und ein Regen von Blumen fällt auf die staunenden Gäste. Welche Ablenkung! welch anmutiger Zeitverbrauch, diese überraschenden Intermezzi! Und wie mundete danach wieder der nächste Gang! Schlimm war es nur, wenn der Wirt sein Manuskript holte und seine eigenen Verse vorlas. Würde doch lieber der Fisch darin eingewickelt[3])! Eine Überraschung, auf die sich alle vorauf freuten, fiel in die zweite Hälfte des Diners; hier wurden an sämtliche Gäste Geschenke mit Devisen verteilt; allerdings meist nur Kleinigkeiten, wie Pantoffeln, Eßsachen, Fliegenwedel, woran sich aber doch immer Heiterkeit und ungezwungene Scherze knüpfen mußten. Diese verschiedenen Tischunterhaltungen erzeugten für den Gastgeber natürlich nicht unerhebliche Extrakosten. Doch an solche unsinnige Verschwendung dachte man sonst nie, wie sie der Kaiser Verus beging, der die köstlichsten Gefäße, Maultiergespanne und ähnliches bei Tische verschenkte, so daß ihn sein Gelage, wie die märchenhafte Nachricht besagt, im ganzen an die 1 200 000 Mark in modernem Gelde kostete. Dies ist dieselbe Tyrannenmanie wie bei Nero, der bei einem Gastmahl für Freunde, wie man fabelte, für die Rosen allein über 900 000 Mark vergeudet hat[4]).

Jetzt erst, nachdem wir uns vergewissert haben, daß sich unsre Gäste gut unterhalten und daß sie dabei auch nicht zu platt und geistlos sind, jetzt können wir die Tischgesellschaft wohl einmal sich selbst überlassen. Unsre Neugier lockt uns aus dem Speisesaal; wir wollen unserm Wirt noch ein bißchen hinter die Kulissen sehen. Drei Fragen stellen sich von selbst ein.

[1]) Vgl. Martial 9, 35.

[2]) Vgl. Martial 5, 78, 26.

[3]) Vgl. Martial 3, 50.

[4]) Diese Umrechnungen sind nicht genau zu nehmen, da der Wert des Geldes starken Schwankungen unterworfen war. Bei Verus werden 6 Millionen, bei Nero 4 Millionen Sesterz angegeben.

Erstlich: wie und von wo bezog man die Zutaten zum Diner? zweitens: wie war die Zubereitung? und drittens: wie wurde serviert?

Die Antworten müssen sich, da ich mich der Kürze befleißige, auch hier auf Andeutungen beschränken.

Einkäufe zur Mahlzeit mußten natürlich morgens gemacht werden. Während der ersten Hälfte des Tages herrschte auf den Märkten Roms (Fischmarkt, Gemüsemarkt, Schweinemarkt) und um die Verkaufsbuden der Geschäftsquartiere lautestes, buntestes Leben; vor allem aber am Tiberkai, dem Emporium. Hier führten Treppen aus gewaltigen Quadern zum Fluß hinunter, und da legten die Tiberkähne an, die aus Ostia, dem nahen, von Kaiser Claudius großartig hergestellten Handelshafen, die Waren des Auslandes in Massen flußaufwärts der Welthauptstadt zuführten.

Der Stand und der Betrieb der Kauffahrer, der mercatores, deren Frachtschiffe in Ostia löschten, hatte seit Cäsars und Augustus' Zeit in ganz ungewöhnlichem Grade an Bedeutung und Rentabilität gewonnen. Die früher doch minder rege Nachfrage nach ausländischer Ware hatte in dem Grad in Rom zugenommen, daß man schon kaum noch etwas auf den Tisch nahm, das sich nicht nach einer fernen Meeresküste benennen ließ. So bezog man ja das Korn selbst von außen. Nach Alexandrien konnte der Kauffahrer in neun bis zehn Tagen, nach Spanien in sieben Tagen fahren, und er brachte aus Spanien Wein, Öl, Honig, Salzfische, Quittenmarmeladen, aus Gallien das beste Schweinefleisch (besonders gallischen Schinken), aus Afrika Perlhühner, Artischocken. Nach einem Kaufmann Mattius hießen die Mattianischen Äpfel. Ägypten lieferte die besten Datteln, es lieferte den Majoran, es lieferte die Flamingos. Aus Indien brachten alexandrinische Schiffe Pfeffer, Zimmet, Kardamom und den Ingwer, der besonders zu Würsten gebraucht wurde. Die besten Mandeln kamen aus Naxos, Damaszener Pflaumen aus Damaskus. Ebenso aber waren Fische von den fernsten Küsten erwünscht; „die Gurgeln Roms fischen alle Meere leer", ruft Juvenal; der Fischmarkt war unter allen Märkten der belebteste und interessanteste, wie noch heute in den Küstenstädten des Mittelmeeres.

Für die Kultur Italiens in Flora und Fauna sind die Folgen der so wachsenden Tafelbedürfnisse äußerst günstige gewesen. Erst damals wurde eine Reihe von Obstsorten, wie die Kirsche und die Bergamotte, in Italien gepflanzt, erst damals die Flora daselbst mit einer Reihe von Kräutern, wie die Petersilie (petroselinum) bereichert. Die Zitronen- und Orangengärten hat freilich erst das Mittelalter gebracht. Die römischen Großgrundbesitzer suchten ihren Küchenbedarf nach Möglichkeit selbst zu befriedigen. Darum führten sie z. B. auch damals die Fasanenzucht in Italien ein (vom Fluß Phasis, phasiani); damals kam der Pfau dorthin; man zog und mästete die Pfauen und andres Geflügel im größten Stil. Eine merkwürdige Manie besaßen die Römer für Tauben und großartige Taubenhäuser (columbaria), die bis zu 5000 Vögel und mehr enthielten[1]. Zur Zucht des Wild-

[1] Varro, De re rust. 3, 7.

schweines dienten die endlosen Eichen- und Buchenwälder der Latifundien. Dazu die Schneckenzucht! Am bekanntesten aber sind vielleicht die piscinae, die Fischteiche, der römischen Villen am Meer, die mit Seewasser gefüllt und in denen die seltensten Sorten zu finden waren. Der Name einer vornehmen Familie stammte daher: die Licinier nannten sich Murenae; die Zucht der Muräne war ihr Ruhm[1]).

Wir Deutschen sind uns meist nicht bewußt, wieviele Ausdrücke der Küche und der Speiseingredienzien unsre Sprache dem römischen Altertum verdankt; in dieser sprachlichen Entlehnung spricht sich aus, daß Nordeuropa und Germanien diese Dinge eben von der antiken Kultur unmittelbar empfangen hat. Von den Römern haben wir, wie der Wortlaut selbst zeigt, Spargel (asparagus) und Lattich (lattuca), Kohl (caulis), Kappes (caputium), Linse (lens) und Wicke (vicia), Kürbis (cucurbita), Rettich (radix), Zwiebel (cepula, cepulla), Beete (beta) und Kümmel (cuminum), Petersilie, Lavendel, Melisse, Polei, Anis (anisum) und Fenchel (feniculum), Koriander und Kerbel (caerefolium) erhalten; und so geben uns diese deutschen Wörter, indem wir sie nennen, einen Einblick in den reichen Küchengarten des Altertums selber. Dazu kommen dann noch Senf (sinapi), Pfeffer (piper), Zimmet (cinnamomum) und andre importierte Zutaten. Die Römer haben uns gleichsam vorgekostet, und der moderne Genußmensch ist — auch wider Willen — ein Erbe des klassischen Altertums, selbst im Alltäglichsten.

Für Eßvorrath ist gesorgt; es fehlt die Bereitung. Wollen wir uns getrauen, auch noch in die Küche einzudringen? „Küchendunst" ist ein Wort, das Plautus als Schimpfwort verwendet, um einen unangenehmen Menschen zu bezeichnen. In der Küche aber werden wir genug Küchendunst finden! Vielleicht genügt es uns hier, nur einmal durch die Türritze geschaut zu haben. Nicht etwa, daß uns die Köchin vertriebe. Denn die Köchin, der Augapfel unsrer deutschen Hausfrauen, war damals noch eine gänzlich unerfundene Größe (wie überhaupt weibliche Bedienung). In der Küche herrscht der Koch mit seinen Küchenjungen. Er ist der Liebling seines Herrn; er ist in seinem Tagewerk ein wahrer Tausendkünstler. Und nichts wurde darum dankbarer begrüßt, als wenn man an den Saturnalien, d. h. zum großen Geschenkfest im Dezember, unserm Weihnachten, einen guten Koch geschenkt bekam. Ein guter Koch kostet halb soviel wie ein guter Schauspieler. Sein Reich, die Küche, ist ein Raum von den größten Dimensionen; Plinius sagt übertreibend, zwei Morgen Landes genügten kaum für eine Küche! Küchengeräte aber hat uns in Mengen Pompeji erhalten: Eimer und Kessel und Kannen, Schnellwagen, Schöpflöffel, Schaumlöffel, Löffel zum Bratenbegießen, Kasserolen, Pfannen zu Spiegeleiern, Durchschläge u. a. m. Wer im Neapler Museum war, wird dies in anmutiger Erinnerung haben.

Um nun die Leistungen des Kochs annähernd zu würdigen, müssen wir uns wenigstens dies gegenwärtig halten, daß er erstlich keinen Zucker hatte; Zucker wurde durchweg mit Honig ersetzt; zweitens, daß er auch keine Butter

[1]) Man vergleiche dazu Sergius Orata: orata ist Goldfisch.

verwenden konnte (die „Butter" des Altertums war augenscheinlich noch erheblich von der unsrigen verschieden), daß er vielmehr, wie noch heute in Italien geschieht, feines Öl an die Stelle treten ließ. Das Fleisch wurde übrigens meistens nur in seinem eigenen Fett gebraten, und dies ist der Grund, weshalb man die Mästung aller Tiere mit so grausamer Energie betrieb. Ferner fehlt in seinem Küchenapparat auch die Zitrone[1]). Sehr verschwenderisch ist er dagegen mit der Zwiebel; nicht nur Hasen brät er in Zwiebeln, sondern kocht sogar auch die Spargeln damit.

Ein Hauptprinzip des römischen Kochs, dessen Durchführung uns wirklich mit Bewunderung erfüllen muß, war ferner: jedes Tier kommt womöglich ganz und unzerlegt aufs Feuer. Vorschriften hierfür erhalten wir schon aus der Zeit des Aristoteles. Aber dies war ein kostspieliges Verfahren[2]). Der Kaiser Domitian beruft bei Juvenal seinen Reichsrat eigens wegen eines enormen Steinbutts, der bei Ankona gefangen ist; er wird so hoch bezahlt, daß man auch den Fischer selbst dafür hätte kaufen können, und der Reichsrat beschließt: „Er wird nicht zerschnitten, er darf nicht zerschnitten werden: es muß ein Extratopf gebaut werden." Aber auch die Eber wurden so ganz gebraten; der Bratspieß glüht', mit dem der Koch das Schwein durchstößt: so dringt die Glut in alle Teile des Fleisches[3]), und so gebraten wurde es dann auf einer Riesenwanne in den Speisesaal getragen. Solche Schüssel konnte allein 64 Kilogramm wiegen[4]).

Genie und Virtuosität konnte der Koch dagegen erst entfalten, wenn er seine so vortrefflichen Brühen, Ragouts, Hachés oder Farcierungen bereiten durfte: beispielsweise seine famosen Ragouts von Trüffeln und Schweinenetz, seine Hachés von Champignons und andern Pilzen; die Spanferkel mit Datteln farciert; Geflügel mit Oliven farciert. Beim Anrichten entfernte er aber die Farcierung wieder, und nur der feine Geschmack blieb davon zurück. Allein für Hasenbraten und Hasenragout bringt uns Apicius nicht weniger als dreizehn verschiedene Rezepte; für Schweinefleisch hatte man fünfzig verschiedene Bereitungsformen! Ein Koch konnte mit einem Kürbis, den er siebenmal verschieden vorsetzte, ein Diner bestreiten, und keiner erkannte, daß es derselbe Kürbis war. Daher prahlt Trimalchio von dem seinen: „Er macht auf Verlangen aus Schweinseuter einen Fisch, aus Pökelfleisch eine Taube, aus einem Hüftknochen eine Henne! Es gibt keinen kostbareren Menschen!"

Soll ich fortfahren und etwa noch die delikaten Bratwürste rühmen, mit Pinienkernen gestopft? die vielerlei Kompotts? das Mandelbrot oder Marci-pan? Begleiten wir die fertigen Speisen vielmehr in den Speisesaal. Alle Schüsseln eines Ganges werden vom Diener jedesmal auf einer großen Servierplatte

[1]) Hierfür wie für manches andre sei auf Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere (Sechste Auflage, S. 433 ff.) verwiesen.

[2]) Dies führt Martial 7, 27 aus.

[3]) Plutarch, De esu carnium, p. 997 A.

[4]) Friedländer, Petron S. 282. Auf einem Relief von S. Germain sieht man eine Tischrunde, ein Sigma, dargestellt: in der Mitte steht ein ganzer Ebertopf serviert: s. Robert, Sarkophagreliefs Bd. III Taf. 88 N. 272.

oder Repositorium auf den Eßtisch gesetzt; hat man zugelangt, so nimmt er Repositorium und Schüsseln zugleich wieder fort. Diese gewaltige Setzplatte war aus Silber, so wie alle Schüsseln. In den vornehmen Häusern, von denen wir reden, wurde nur Silber gesehen; Glas mißfiel[1]). Und das Service (lat. ministerium) war somit etwa das Kostspieligste bei einer römischen Mahlzeit. Die Braten sind auf das geschmackvollste angerichtet und aufgeziert. Bei Fasanen und Reihern bleibt der Kopf in den Federn. Einige Speisen, wie die Bratwürste, kommen auf einem zierlichen Feuerbecken noch brodelnd auf die Tafel. Auch Statuen aus gebackenem Teig überraschen das Auge. Pasteten zeigen Muschelform; solche Pastetenformen sind uns in Pompeji erhalten.

Am Nebentisch aber entfaltet eine der bedeutendsten Persönlichkeiten beim Gastmahl seine Tätigkeit: dies ist der scissor, der Trancheur. Er wird uns einmal sehr schwungvoll geschildert, wie das Messer in seiner Rechten saust, er selbst aber die allergraziösesten Posen einzunehmen weiß und tänzelnd seine höchst verantwortliche Aufgabe löst: denn er muß jeden Knorpel vermeiden und ausschalten und darf dabei doch nur ganz winzige Stückchen schneiden, nur Häppchen, so groß wie ein Mund voll (offa). Daher hieß ein solcher Mann Carpus, weil er das Fleisch „zerpflückt". Der berühmteste Trancheur Roms aber war Trypherus; er machte Schule, und man übte sich im Zerlegen an Holzmodellen. Warum aber, fragen wir befremdet und mit Recht, warum darf Trypherus vom Braten keine großen Scheiben schneiden, nach denen doch der Ehrgeiz jedes modernen Zerlegers steht? Warum diese das Auge enttäuschende Zerstückelung des kostbaren Materiales in lauter kleine „Bissen"?

Auf diese Frage lautet die unerbittliche Antwort: weil man mit den Fingern ißt. Man hatte zum Essen weder Teller noch Gabel, noch Messer. Man hatte ja auch beim Liegen nur die eine rechte Hand frei! Also an Zerschneiden des Fleisches war für den Speisenden selbst gar nicht zu denken.

Irre ich nicht, so hat, wer dies liest, über unsern alten Tischgenossen sofort den Stab und vielleicht schon mehr als einen Stab gebrochen. Aber versuchen wir etwas gerecht zu sein, damit wir den Gegenstand unsres bisherigen Interesses nicht gar mit einem unbegründeten Unwillen und üblem Nachgeschmack verlassen.

Wir bedienen uns jetzt sogar für das Spargelessen eines Instrumentes; wir essen sogar den Fisch nicht mehr mit Hilfe des Brotes. Und ein so feiner Weltmann wie Kaiser Otho hätte wirklich mit der Hand ins Frikassee gelangt? Mit der Hand hätte ein Augustus die Rehkotelette aus der Schüssel geholt? eine Agrippina die Endivien mit den Fingern zum Munde geführt? Freilich, so ist es. Sie konnten nicht dafür. Und man mußte sich vorsehen; man durfte nicht zu gierig zugreifen, sonst verbrannte man sich[2]). Denn das Messer war freilich sehr bekannt, und wie schön der scissor seine Klinge zu führen verstand, sahen wir vorhin. Aber man scheint nur gelegentlich darauf verfallen zu sein, auch einmal jeden der Gäste damit zu bewaffnen; dies sollte eben späteren, erleuchteteren Zeiten vorbehalten bleiben. Die Eßgabel sodann

[1]) Wohl aber das Trinkgeschirr war oft aus Glas und die Glasfabrikation hoch entwickelt.
[2]) Digitis ustis, Martial 5, 78, 6.

war damals überhaupt noch nicht erfunden; es existiert auch gar kein lateinisches Wort dafür. Und endlich Löffel hatte man zwar; die üblichsten Löffel waren klein; sie hießen cochlearia; allein sie dienten, wie schon ihr Name angibt, lediglich für die Austern, daneben auch noch zum Eieressen. Größere Löffel, ligulae, waren allerdings auch vorhanden; sie werden aber selten erwähnt und dienten wohl nur zu gewissen Mehlspeisen[1]). Vergessen wir nicht, daß das ganze Mittelalter, ja daß auch noch die so hochgebildete Renaissancezeit nicht viel besser daran war; auch beim Abendmahl Lionardos und sonstigen Darstellungen gedeckter Tafeln aus jener Zeit fehlen noch die Eßinstrumente ganz, und nur das Salzfaß steht da, das auch auf keinem antiken Eßtisch fehlte.

Nun wohl, Fleisch und Gemüse ließen sich schließlich auch mit der Hand anfassen. Wie aber aß man die köstlichen Fischsaucen? Man tunkte eben direkt den Finger hinein, und zwar alle in dasselbe Gefäß; oder aber, wenn man umständlicher sein wollte, so tunkte man die Brühe mit Brot auf. Die Folgen, die solcher Gebrauch der Hand nach sich ziehen mußte, habe ich wohl nicht nötig auszumalen. Bezeichnend genug, daß einmal Ovid in seiner Ars amandi den Mädchen, welche gefallen wollen, unter anderm auch den Rat gibt, sie sollen sich bemühen, hübsch sauber zu essen und sich vor allem nicht mit der fettigen Hand ihr liebliches Angesicht beschmieren.

Dies sind schlimme Tatsachen; allein es wäre, wie gesagt, ungerecht, wollten wir nicht zugleich auch zur Entschuldigung folgendes mit in Erwägung ziehen.

Der Reinlichkeitstrieb, durch den sich die klassischen Völker doch sonst so ganz besonders auszeichnen, hat das Altertum auch in diesem Falle nicht verlassen können. Man genügte diesem Triebe, so gut es eben anging, durch eine Reihe von Hilfsmitteln.

Hinter jedem Gericht wusch man sich allemal aufs neue mit Hilfe des Pagen die Hände. Was Mund und Angesicht betrifft, so hatte man zu ihrer Säuberung ganz so wie wir Servietten, mappae; sie waren natürlich schon gleich nach einer Mahlzeit durchfeuchtet und fettgetränkt und mußten in die Wäsche oder wurden weggeworfen. Auf dem Armpolster hatte der Schmausende diese Servietten neben sich liegen, nachdem er sie entweder selbst mitgebracht oder nachdem der Wirt sie an seine Gäste als Geschenk ausgeteilt hatte. Servietten waren eines der billigsten und häufigsten Festgeschenke in jener Zeit. Denn jeder brauchte sie eben täglich neu. Daher auch die Serviettendiebe, eine ganz besondere, elegante Spezies von Gelegenheitsdieben im Altertum, die auch gerade in der besseren Gesellschaft sich vorfanden. Offenbar waren die Tücher noch nicht „gezeichnet" wie bei uns und luden dazu ein, den Eigentümer zu wechseln. Eine Verhöhnung des Gastes aber war es, wie Horaz bemerkt, begreiflicherweise, wenn der Wirt ihm eine schon einmal gebrauchte Serviette anbot. Dies also der Zweck der Reinlichkeit. Aber dieselben Tücher ließen sich

[1]) In der Casa del Centauro zu Pompeji wurden dreizehn silberne Löffel ausgegraben, sechs kleinere und sieben größere. Eine Abbildung der kleineren findet man bei Overbeck-Mau, Pompeji. Vierte Auflage. S. 444.

auch sonst verwenden; man pflegte beim Nachtisch Näschereien und Konfekt darin einzuwickeln und mit nach Hause zu nehmen — ganz so, wie es ja auch unsre sorglichen Hausmütter und Hausväter bisweilen tun. Denn auch der Sklave zu Hause erwartete zum mindesten ein paar Äpfel; sonst empfing er seinen armen Herrn mit Brummen[1]).

Aber damit noch nicht genug; zur sofortigen Säuberung der doch stets benetzten Finger standen drittens noch große Massen weichen Brodes in silbernen Brotkörben jedem zur Hand. Oder die Pagen liefen mit solchen Körben herum und boten an. Unausgesetzt trocknete man sich die Finger im Brode. Dabei konnte freilich ein andrer Übelstand nicht wohl ausbleiben: daß die so benutzten Krumen vielfach nieder zur Erde und auf den Mosaikboden fielen. Aber auch für diesen Mißstand war bis zu einem gewissen Grade gesorgt. Denn waren nicht etwa Hunde im Salon, was häufig vorkam, die sich den Fraß nicht entgehen ließen[2]), so fegte ein Sklave das Nebenhergefallene zwischen jedem Gang mit schönen Besen aus Myrten oder mit Palmblättern hinaus, oder es kam auch vor, daß dieser Sklave die ganze Tischzeit auffammelnd unter dem Tische zu sitzen hatte! Man nannte das Aufgesammelte die analecta. Aber vieles blieb auch ruhig liegen. Ein herrlicher mosaizierter Fußboden, der aus einem antiken Eßsaal in Rom selbst stammt, ist erhalten und im Lateran aufgestellt; in diesem Mosaikwerk sind auf das naturgetreuste und ergötzlichste die analecta selbst dargestellt, wie sie bei einem antiken Gastgelage tatsächlich auf dem Boden herumlagen: Fischgräten, Krebsbeine, abgenagte Weintrauben, Muscheln und Nußschalen, Salatblätter, ein Hahnenfuß, sogar ein regelrechtes „Ziehbein". Ein klassischer Realismus! Und wir haben den Eindruck, als hätte das Essen erst gestern stattgefunden.

Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß auch zwei allen sehr wohlbekannte Stellen unsres biblischen Textes durch das zum Schluß Vorgetragene erst ihre nähere Erläuterung erhalten. Die Brosamen, die von des Herrn Tische fallen, von denen das Gespräch mit dem kananäischen Weibe redet, sie sind eben jene Brosamen, welche wir soeben die Hunde oder den Sklaven unter dem Tisch aufleseu sahen; es sind die Analekta der antiken Gastgelage. Und wenn Jesus beim Ostermahle eigentümlicherweise den Judas Ischarioth als seinen Verräter mit den Worten bezeichnet: „Der mit mir die Hand in die Schüssel taucht, der wird mich verraten," so wird dies gemeinsame In-die-Schüssel-tauchen der Hände eben nur durch das Fehlen des Löffels bei den Mahlzeiten der alten Völker verständlich, über das wir geredet haben.

Wir haben nunmehr hinlänglich gesehen, sowohl *was* die Alten bei ihren Gastmählern aßen als auch *wie* sie es aßen. Was die ästhetische Beurteilung betrifft, so muß ich befürchten, daß alle sonstigen Vorzüge die zuletzt festgestellten Mängel in unsrer Vorstellung nicht auszulöschen vermögen, weder Rosenflor noch Silbergeschirr, noch Tafelmusik, noch die geistreichste und gebildetste Tischunterhaltung. Fassen wir sodann aber den römischen Tafel-

[1]) Petron c. 66.
[2]) Martial 7, 22, 17.

luxus als solchen ins Auge, so hat er, so reich und so fein durchgebildet er auch war, doch den Tafelluxus unsrer Neuzeit, wie er in den großen Hauptstädten und Kulturzentren Europas oder Amerikas im Schwange ist, gewiß in keiner Beziehung übertroffen, und wir werden anstehen, eine Meinung zu teilen, das aus ungenügender Kenntnisnahme des Details sich herleitet, als zählten für den Untergang der römischen Kultur die Schmausereien und Schlemmereien der Vornehmen mit zu den wesentlichen Ursachen. Daß der Koch in Rom sein Geschäft verstand oder daß durch den lebhaften Handel die schöneren auswärtigen Produkte auf die Tafel kamen, kann doch, wie sehr auch darüber die zeitgenössischen Stoiker, ein Plinius oder Seneca, sich ereifern, bei unbefangener Betrachtung nur als Vorteil gelten. Wer macht es einer Familie des deutschen Mittelstandes zum Vorwurf, daß sie zu einem gewöhnlichen Frühstück ostindischen Tee nimmt, westindischen Zucker und englischen Käse, vielleicht sogar ein Gläschen spanischen Wein und ein Brötchen mit russischem Kaviar? Roms Herrlichkeit ist an ganz andern sittlichen und sozialen Schäden zugrunde gegangen. Wenn je die frugalen Ostasiaten es dahin bringen sollten, unsre moderne europäische Kultur zu überwinden, so wird man doch auch hoffentlich dafür nicht die gute Küche als wesentliche Ursache betrachten, durch die gerade das tüchtigste Bürgertum bei uns (man denke an Hamburg) sich hervortut.

Es ist inzwischen 8 Uhr geworden. Das Gastmahl, von dem ich geredet habe, ist schon zu Ende, und die Zecherei, die comissatio, das Symposion, hat schon begonnen, das sich direkt anschließt. Die Herren haben Kränze aufgesetzt, und es ist schon so lustig, so ausgelassen an der Tafel, daß die Frau des Hauses, die den Nachtisch noch mitgenoß, sich taktvoll entfernt hat. Es dürfte für uns geraten sein, es ihr nachzutun. Freilich werden wir dann in den so mannigfaltigen griechischen Trinkkomment mit allen seinen Chikanen nicht eingeweiht, und es entgeht uns die so wünschenswerte gründliche Kenntnisnahme der griechisch-römischen Weine und der Bowlen! Denn auch diese verstand man für die Symposien zu brauen: Bowlen von Pfirsich, Bowlen von Aloe, Ysop, Salbei, Bowlen von Narde, von ätherischen Ölen, unter denen aber wohl doch die Veilchenbowle die denkwürdigste sein dürfte. Ihr Rezept steht bei Apicius. Die Veilchen mußten sieben Tage im Wein ziehen; dann kam der Honig hinzu, und sie war trinkbar.

Die Mehrzahl unsrer Trinklustigen wird übrigens gewiß schon vor Mitternacht sich im Bette befinden. Denn sie sollen ja schon vor 6 Uhr wieder aufstehen. Möge ihnen denn das Gastmahl allseitig gut bekommen sein, möge auch das Räuschchen, das doch nicht leicht ausbleibt, schon um das erste Morgengrauen wie ein Traum verfliegen, und möge insbesondere der Wirt und Gastgeber, der für seine Gäste so viel getan, nach seinem Fest am andern Morgen sich selbst so aufgeräumt wiederfinden wie seinen Speisesaal, in dem die Hausdiener in der Frühe sogleich mit Besen, Schwämmen und Tüchern jede Spur des Vorgefallenen zu vertilgen wissen.

Adolf Menzel.

Erinnerungen

von

Paul Meyerheim.

I.

Ich habe es immer als ein großes Glück betrachtet, mit unserm Altmeister Menzel eine gute Spanne Zeit zusammen verlebt und ihn in seinen Schöpfungen bewundern und verstehen gelernt zu haben. Wer auf der Reise im Gebirge imstande ist, eine, wenn auch nur mäßige Höhe zu ersteigen, bekommt dort erst, und wenn er höher steigt noch viel mehr, einen Begriff davon, wie hoch die Bergriesen in den Himmel ragen. Der Reisende, der nur im Tale bleibt, sich an dem Anblick der berühmten Gipfel erfreut und sich über deren Höhe einen Begriff aus den im „Reisehandbuch" in Metern angegebenen Zahlen macht, kann doch die Freude nicht ermessen, die der Bergsteiger empfindet, wenn trotz seines Steigens die Riesen um ihn immer noch höher und größer wachsen.

Es gewährt eine eigene Freude, auch andern die Schönheiten der Natur und der Kunst klar machen zu können, und eine hohe Genugtuung, wenn man empfindet, daß diese Bemühungen auf fruchtbaren Boden fallen. Bei großen Kunstwerken ist nicht der erste Eindruck der maßgebende. Es bedarf bekanntlich oft sehr langer Zeit, Jahre und Jahrhunderte, bis das Empfinden für wahrhaft große Schöpfungen heranreift. Es soll hier nicht meine Aufgabe sein, als Apostel des Werkes von Adolf v. Menzel aufzutreten; ich habe nur zu Papier gebracht, was mir im Laufe der Jahre mein Freund an künstlerischen Ratschlägen, an technischen Erfahrungen mitzuteilen beliebte. Alten und neueren Kunstschriftstellern kann der Künstler und die Welt für das, was sie uns überlieferten, zwar sehr dankbar sein, doch vermissen wir Künstler immer gewisse technische Mitteilungen, die uns genaue Aufschlüsse über die Prozedur des Malens und das Entstehen der alten Meisterwerke geben könnten. Nur von Rubens sind aus seinen eigenen Briefen Mitteilungen

über seine Farben und Öle auf uns überkommen. Auch von Leonardo da Vinci und andern erfahren wir etwas. Doch ist dies alles ziemlich ungenau, und es wäre ein Verdienst der Kunstschreiber, sich persönlich mit den zeitgenössischen Künstlern bekannt zu machen, um ihr technisches Malverfahren kennen zu lernen und darüber so zu berichten, daß die kommenden Generationen davon profitieren können.

Gegen die Technik als solche ist zwar unter den Neuesten eine ziemliche Gleichgültigkeit eingerissen. Allenfalls werden noch die merkwürdigen chemischen Mitteilungen von Arnold Böcklin, die uns Ateliergenossen des Meisters überliefert haben, flüchtig studiert; aber es fällt doch keinem jüngeren Künstler ein, so zum Alchimisten zu werden, wie Böcklin es war, der selbst seine hohe Phantasie fast weniger schätzte als die Prinzipien seiner Farbenfabrikation und deren Anwendung. Menzel hat sich nie sonderlich mit technischen Finessen abgegeben. Von seinen ersten Bildern sagte er selbst, sie seien mehr geknetet als gemalt. Die Ölmalerei war ihm nicht ganz leicht geworden, und er sagte des öfteren zu meinem Vater, als wir beide, mein Bruder Franz und ich, uns in jüngerem Alter mit der Ölmalerei befaßten: „Laß deine Jungens nur schon immer tüchtig malen, damit es ihnen nicht so geht wie mir, der ich durch ewiges Zeichnen und Illustrieren in der Jugend um die Gewohnheit des Ölmalens gekommen bin.“ Dieses Urteil über seine Öltechnik ist immer ein sehr bescheidenes geblieben, und doch hat er Tausenden erst die Augen geöffnet über seine und intime Farbengebung. Wenn man die Torheit begeht, Menzel und Böcklin als Koloristen nebeneinanderzustellen, so erscheint das Kolorit des letzteren wie das der exotischen Tagschmetterlinge, während Menzel mehr das feine, distinguierte, oft scheinbar farblose Kolorit der europäischen Nachtschmetterlinge repräsentiert. Kolorit ist ja sehr Geschmackssache. Ein paar Jahre ist Braun und Bunt Mode, dann wieder große Helligkeit in Weiß, Rosa, Hellblau, Blaßgrün usw. Dann wieder kommt die Mode der einförmigen braunschwarzen Dunkelheit, dann die der Verschleierung usw. Zur Zeit der vielleicht größten französischen Kunstblüte bis zur Zeit der Schule von Fontainebleau war es gar nicht anders denkbar, als daß ein Bild mit Asphalt (bitume) angefangen wurde. Jedes Bild wurde aus diesem saftigen Braun heraus entwickelt, und das größte Atelier in Paris von Couture verbreitete dieses Evangelium der braunen Sauce über ganz Europa; denn aus allen Ländern strömten die Künstler zu Couture, um dort eine Manier zu lernen, die sie nur sehr schwer wieder vergessen konnten. Heute, zu Anfang des neuen Jahrhunderts, ist Asphalt eine gänzlich vergessene und verpönte Farbe, die nicht einmal mehr bei der Studie eines Misthaufens angewendet wird, wo sie doch ganz am Platze wäre. Der Haß und die Verachtung gegen den alten Galerieton ist so groß, daß der moderne Kunsthistoriker voller Abscheu sich windet, wenn ihm ein neues Bild in diesem Ton begegnet. Bei der Betrachtung von Rembrandtschen Werken ist es dann freilich etwas andres. Da muß man „die Trauer auf kurze Zeit ablegen“ und wohl oder übel den schönen, tiefen, braunen, warmen, goldigen Ton bewundern.

Gerade in der Zeit, wo alle Welt aus dem Braunen heraus malte, war es Menzels Eigenart, jeden Ton richtig gemischt recht pastos auf die richtige Stelle zu setzen. Das heute so verachtete Lasieren hat er fast niemals ausgeübt. Er hat stets anders gemalt als seine Zeitgenossen, und daher wollte sich die Welt nur schwer an seine Technik gewöhnen. Er verglich das Lasieren oder ähnliches Überleiten mit durchsichtiger Farbe mit dem Pedal am Klavier und meinte, ein guter Klavierspieler könne alles so gut spielen, als hätte er das Pedal angewendet, aber es müsse eben doch wirklich alles gespielt werden, ohne daß die Töne sich verwischen.

War es früher die scheinbare Abneigung gegen die Ölmalerei oder war es die starke Empfindung für absolute Richtigkeit der Wiedergabe der Natur, daß Menzel darauf verfiel, die meisten seiner Arbeiten in Gouachefarbe herzustellen? Ihm erschien es nicht richtig, daß man einen trockenen Stein, einen sandigen Weg, ein wolliges Schaf so darstellte, als wenn diese Gegenstände alle in Öl und Firnis getränkt seien, und das so viel bewunderte sogenannte Email der Bilder aus der Schule von Fontainebleau hat er nie erstrebt. So hat er seine größten Wahrheiten in Pastell, Aquarell und Gouachefarbe ausgesprochen. In frühester Zeit machte Menzel seine meisten Studien zu den großen Bildern in Pastellfarben. Doch kam er später wieder davon ab, weil keine genügenden Mittel entdeckt wurden und leider bis heute nicht entdeckt worden sind, um dies ausgezeichnete Material gut zu fixieren. Erst im Jahre 1901 griff er merkwürdigerweise wieder zum Pastell, um ein wunderbares Blatt zu vollenden, eine alte Bauersfrau, die, vom Markt gekommen, schnell einen Rosenkranz abbetet. Neben ihr auf der Kirchbank liegen ihre Einkäufe; in mysteriöser Ferne sieht man einige andre Gläubige. Dieses Blatt hat in der feinen Mäßigung der Farbe, in Strenge der Zeichnung der alten Frau etwas von Mantegna.

Zur Zeit, als Menzel seine weltberühmten Bilder aus der friderizianischen Zeit schuf, waren die Künstler dem Malmaterial gegenüber leider sehr leichtgläubig, leichtsinnig und gleichgültig. Man kaufte eben, was einem der Fabrikant in die Hand steckte, und jetzt, nach einem halben Jahrhundert, merkt man erst, mit welch unhaltbaren und zersetzenden Giften die Künstler gemalt haben, die leider nicht wie die Kollegen früherer Jahrhunderte sich ihre Farben täglich frisch reiben ließen und hauptsächlich dadurch für die Erhaltung ihrer Bilder sorgten. Nur wenige gestatten sich heute diesen Sport, den wohl am energischsten Arnold Böcklin in umfangreichem Maße betrieb. Schon frühe hatte dieser Meister eingesehen, daß seine Ölbilder ebenso wie die seiner Zeitgenossen bald ein gelbliches und ranziges Aussehen bekamen, und schon frühe bestrebte er sich, Mittel und Wege zu finden, um dies zu vermeiden, und man kann wohl sagen: er hat es erreicht. Denn keines aller im Laufe des Jahrhunderts gemalten Ölbilder nimmt es an Kraft und Frische mit einem Böcklinschen Gemälde auf. Diesen Farbenzauber hat Menzel nie erstrebt, und er ist auch nie ein Bewunderer Böcklins gewesen. Sein scharfes Auge, das überall Rechenschaft verlangte, und seine beispiellose Kenntnis von allen organischen Wesen, die da leben, fleuchen und kreuchen,

sahen in Böcklinschen Bildern zuerst nur alle Verzeichnungen und Unzulänglichkeiten, die ja natürlich entstehen mußten, da Böcklin alles aus dem Kopfe malte. Menzel sagte mir einmal: „Was ich am meisten an ihm bewundere, ist, daß ein so großer Künstler so viel schlechtes Zeugs hat machen können, und daß er das auch überall noch sehen läßt und das Ausstellen nicht verbietet."

Da Menzel leider schon zeitig die traurige Entdeckung nicht erspart blieb, daß auch seine herrlichen Werke frühe in Verfall gerieten, so dachte er über die Ursache nach und erzählte mir öfter, daß alles Unheil von dem sogenannten Palettenstecher herkäme, weil die dort hineingegossenen Öle und Sikkative nicht genügend mit der Ölfarbe vermengt würden. Leider hat er, wie manche seiner berühmten Zeitgenossen, die wahre Ursache des Schadens nicht richtig erkannt, der dadurch entstand, daß die Farbenhändler den Künstlern stets Leinwand verkauften, die mit heller und sogar weißer Ölfarbe grundiert war. Dieser steinharte Grund verhinderte alle Verbindung der aufgetragenen Ölfarben und hatte ein stetes Reißen zur Folge. Während Menzel früher, auf die Haltbarkeit der Ölfarbe vertrauend, auf seinen Bildern ziemlich wild und rücksichtslos mit derselben verfuhr, und den so überaus schädlichen französischen Firnis zum Auffrischen reichlich verwendete, der wie eine Glasschicht die Verbindung von Untermalung und Übermalung unmöglich macht, legte er sich später eine ungeheure Enthaltsamkeit bei Entstehung seiner Werke auf. Er vermied es, die reine Leinwand zuerst mit einer flüchtigen Untermalung zu bedecken, und verfuhr bei der Entstehung des Bildes derart, daß er mal hier, mal dort mosaikartig ein Stück mit reiner Farbe ohne Malmittel und Öle vollständig vollendete, während alles Übrige reine Leinwand blieb. Kurz vor der Vollendung waren noch Stellen reiner Leinwand bemerkbar. Das erste Bild, das ihn veranlaßte, so zu verfahren, war, auch wohl, weil seine Größe und sein Gegenstand eine flüchtige Untermalung nicht zuließen, die „Krönung Wilhelms I. in Königsberg". Dieses Bild malte Menzel, weil sein Atelier in der Ritterstraße mit schönem Südlicht viel zu klein war, in einem Raum des königlichen Schlosses, der eine Art Rüstkammer beherbergte. Hier hatte er seine Leinwand aufgestellt und das ganze Bild mit schwarzer Farbe so sorgfältig aufgezeichnet, daß es wie ein riesig vergrößerter Holzschnitt aussah. Nachdem diese Aufzeichnung fertig, begann er, die einzelnen Figuren nach den herrlichen Skizzen in Aquarell, die vierzehn dicke Mappen im Handzeichnungskabinett der Nationalgalerie füllen, eine nach der andern auszuführen. Dabei schlug er einen sonderbaren Weg ein. Er bestrich die ganze Figur, die er zu vollenden gedachte, mit Robertlack Nr. 7. Es ist dies eine äußerst unsolide, vergängliche, schwer trocknende Farbe, die wie rote Mahagonibeize aussieht. Da aber dem Künstler daran lag, das zu vollendende Stück möglichst lange naß zu erhalten, weil er zu der richtigen Überzeugung gekommen war, daß jede Malerei immer am schönsten aussieht, wenn sie naß in Naß vollendet ist, so liebte er diese schwer trocknende Grundfarbe, die er übrigens bei späteren Werken nie wieder angewendet hat. Bei der Vollendung dieses Krönungsbildes ging er in bezug auf die Wahl der Personen, die er

zuerst auf das Bild bringen wollte, sehr vorsichtig zu Werke. Er sah voraus, daß dies figurenreiche Bild einige Jahre seines Lebens beanspruchen würde, und hatte Angst, daß eines oder das andre seiner ältesten Modelle vorzeitig diese Welt verlassen könnte. Er malte deshalb zuerst den alten Feldmarschall Wrangel auf das Bild, wobei sich einige unliebsame Erörterungen zwischen dem Modell und dem Künstler ergeben haben sollen, die Stoff zu einigen Anekdoten gaben, deren Wahrheit ich nicht verbürge. Wrangel soll zu Menzel in jovialer Weise geäußert haben, als er des langen Sitzens überdrüssig wurde: „Na, kleiner Mann, sind Sie nu bald fertig?“ — worauf Menzel, der in bezug auf seine Körpergröße niemals einen Spaß verstand, erwiderte: „Exellenz sind wohl gewohnt, die Menschen nur nach der Elle zu messen?“ — Wrangel ergriff, die Sitzung aufhebend, die Ausgangstür und soll dem Meister die Worte zugerufen haben: „Sie sind eine giftige, kleine Kröte!“ worauf er aber schnell verschwand.

Menzel war ein Feind der Ölskizzen für Bilder; er meinte, im Gegensatz zu denen, die behaupten, daß der erste Vorwurf immer der beste, man sei zu Anfang meist der größte Esel. Auch verdürbe man sich mit einer Ölskizze den Appetit; es sei gerade so, als wenn man vor dem Diner ein Butterbrot äße. Jedoch hatte er zu seinen friderizianischen Bildern in früherer Zeit und später zum Krönungsbild ausführliche Ölskizzen gemalt, bei welchen letzteren die damalige Kronprinzessin Viktoria durch einen guten Rat, den Menzel befolgte, mitgearbeitet hat. Es ist dies der große, helle Sonnenfleck auf dem roten Fußteppich dicht hinter der Gruppe der Ritter vom Schwarzen Adlerorden. Dieser Lichtfleck, der in Verbindung steht mit dem Kirchenfenster links oben, aber vom Throne verdeckt, bildet eine wundervolle Trennung zwischen der ganzen linken Hauptgruppe des Bildes in lauter glühenden, warmen, roten und goldstrotzenden Tönen, und der andern Hälfte des Bildes, auf der die Damen in kühlen, weißlichen, lichten Farbenharmonien und die zahllose Menge der übrigen Zuschauer angebracht sind. Menzel hat an diesem Bilde gute vier Jahre rastlos gearbeitet. Wenn er sich einmal etwas erholen wollte von der gemalten Hofluft, so delektierte er sich an den schönen Ritterrüstungen, die in seinem Schloßatelier beiseite geschoben waren, um die Aufstellung seiner Leinwand zu ermöglichen. Hier entstand eine ganze Mappe der herrlichsten Aquarelle von Rüstungen und Waffen. Ja, er hat eine solche Anzahl von Schwertern und Schwertgriffen gezeichnet, daß man glauben könnte, er hätte die Absicht gehabt, ein größeres Werk über Rüstungen und Schwerter herauszugeben.

Er hat zu den vielen Porträts niemals Photographien verwendet, wie er überhaupt in seinem langen Leben dieses schöne Hilfsmaterial niemals benutzt hat.

Als ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage bei der Feier im Uhrsaal der Akademie unter vielen Adressen auch eine vom Vorsitzenden der Berliner Photographischen Vereinigung überreicht wurde, und der Sprecher, Herr Professor Vogel, mit beredten Worten schilderte, wie Photographie und Malerei jetzt vereint gingen, und daß die Photographie eine außerordentliche

Stütze und Hilfe für die schönen Künste sei, verwahrte sich der Jubilar in seiner Gegenrede sehr energisch dagegen und machte den armen Professor ganz kleinlaut, indem er explizierte, daß zu viele Künstler heute sich dieser Eselsbrücke bedienten und darüber das Studium des selbständigen Zeichnens vernachlässigten. Er erzählte dann, daß er nur einmal in seinem Leben sich der Photographie bedient hätte, weil er zwei der Herren, die im Hintergrunde der Kirche auf dem Krönungsbilde zu porträtieren waren, nicht nach dem Leben habe zeichnen können. Der eine von ihnen sei später gestorben und habe sich seiner Kontrolle über die Ähnlichkeit entzogen. Den andern aber habe er nach Vollendung des Bildes persönlich angetroffen und sei ganz schamrot geworden über sein Machwerk. Nachträglich habe er noch eine Sitzung erlangt und den Kopf auf dem längst vollendeten Bilde nochmals übermalt.

Als die zur Feier seines achtzigsten Geburtstages veranstaltete Ausstellung geschlossen war, ging ich noch viele Stunden voller Erbauung in den Räumen umher, um jene Bilder besser genießen zu können, die aus Mangel an Raum leider zu hoch plaziert waren. Auch Meister Menzel, der eine große Liebe zu seinen Kindern während der Arbeit und nach der Vollendung besaß, kam spät nachmittags in die Räume, um alles noch einmal zu kontrollieren. So fand ich den Greis in der Dämmerstunde hoch oben auf einer großen Stehleiter thronend. Das Krönungsbild war aus dem Rahmen genommen, und ein paar Arbeiter mußten es leise und behutsam, ganz langsam an Menzel vorbeirutschen lassen, der sein Kind mit den Händen sorgfältig prüfend betastete, ob irgend etwas gerissen sei. So ging er von Stufe zu Stufe herunter, während das Bild immer hin- und hergeschoben wurde.

Als er endlich von der Leiter heruntergeklettert war, wischte er sich die Hände ab und sagte zu mir: „Ich bin erstaunt, wie sich das alles gehalten hat; an keiner Stelle habe ich den geringsten Schaden bemerkt.“ Er wies dann noch auf einige andre Bilder und zeigte mit besonderer Befriedigung auf sehr dick gemalte Stellen, deren Unveränderlichkeit ihn hoch beglückte, und meinte: „Alles, was ich ganz dick und prima gemalt habe, hat sich gut gehalten.“ Ich kenne aber Sachen von ihm, die ganz dünn und gleichfalls prima gemalt und doch vortrefflich erhalten sind. Verdorben sind nur die Bilder, die auf schlechtem Malgrund mit viel Öl und Sikkativ in öfterer Übermalung lange gequält sind.

II.

Meine frühsten Erinnerungen an Menzel reichen etwa bis in das Jahr 1850 zurück. Ich entsinne mich noch eines Spazierganges nach dem Kreuzberg, den mein Vater mit mir unternahm. Wir gingen die jetzige Möckernstraße entlang, die damals Militärstraße hieß und mit einer Doppelreihe prächtiger, großer Silberpappeln bestanden war. Rechts und links waren Gemüsefelder bis zum Kreuzberg, der sich wie ein wirklicher Berg über seine Umgebung erhob. Am Wege waren sehr viele morsche, alte Zäune, aus deren Ritzen ich später manchen schönen Schmetterling hervorholte. Der Kreuzberg selbst war mit seinen Abhängen und Klüften an der Stelle, wo heute der Viktoria-

park idyllisch und gesittet grünt und blüht, eine wunderbar malerische Wüstenei, die nur von Kindern belebt war, die sich vom Denkmal oben bis in die Tiefe auf dem reinen Sande hinabrutschen ließen. Als ich mit meinem Vater an einem feuchtnebligen Nachmittag mich diesen wilden Schönheiten näherte, stand er plötzlich verwundert still und zeigte mir in der Ferne einen wunderlich gekleideten Soldaten, der sich bemühte, einen steilen Sandabhang hinaufzuklimmen, wobei er immer und immer wieder zurückrutschte und sich von unten bis oben fürchterlich beschmutzt hatte. Während mein Vater sagte: „Warum geht denn der verrückte Kerl nicht da links herum, dann ist er ja gleich oben," waren wir dem Gewohnheitsabstürzer nähergekommen und bemerkten nun erst hinter einem kleinen Sandhaufen Menzel mit seinem großen Skizzenbuch, in dem er schon eine ganze Anzahl Studien nach dem merkwürdigen Modell in Kreide gezeichnet hatte. Es waren dies Studien zu dem berühmten Bilde „Der Überfall bei Hochkirch". Im Vordergrunde sieht man die von Feuer beleuchteten lebensgroßen Soldaten den Abhang hinaufklimmen, im Mittelgrunde sind die Silhouetten der schießenden Truppen, welche sich auf Pulverdampf abheben; in der Ferne lodern einige Gebäude in hellen Flammen, rechts in all dem Getümmel im Mittelgrunde, gleichfalls von der Feuersbrunst erleuchtet, reitet Friedrich der Große gerade auf uns zu. Um die Schönheiten einer Feuersbrunst zu studieren, hatte Menzel mit dem Nachtwächter seines Reviers ein Abkommen getroffen, daß dieser ihn wecken solle, sobald in der Stadt gegen Morgen ein großes Feuer stattfände. Der Wächter sollte dann auch eine gute Belohnung erhalten. Ich will annehmen, daß der Künstler den Nachtwächter nicht zum Brandstifter gemacht hat; denn der Zweck wurde nach kurzer Zeit erreicht. —

Auch zu den Pferden machte Menzel sehr gründliche Studien, und sein Atelier war eine ganze Woche lang wahrhaft verpestet, weil er sich ein paar Pferdeköpfe vom Schinder verschafft hatte, nach denen er wunderbar durchgeführte lebensgroße Ölstudien malte. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß Schlachtenbilder, und namentlich, wenn sie in militärischem Auftrag gemalt sind, eigentlich wenig mit der Kunst zu tun haben, und wenn ich schnell die ganze Kunstgeschichte zurückdenke, so macht mein Gedächtnis eigentlich nur drei Haltestellen: die erste bei dem Mosaikfußboden in Neapel, auf dem die Alexanderschlacht in einer Weise dargestellt ist, als ob der Künstler schon die Augenblicksphotographie gekannt hätte. Den zweiten Halt mache ich bei der Übergabe von Breda von Velasquez in Madrid. Dieses Bild hat mit dem vorgenannten eine gewisse Ähnlichkeit. Auf beiden bildet ein großes Pferd von hinten die Pièce de résistance, auf beiden ist der Wald von Lanzen gleich künstlerisch empfunden; doch ist das letztere nicht eigentlich ein Schlachtenbild zu nennen.

Nun durchfährt mein Gedächtnis Paris und Versailles mit seinen Schlachtenbildern. Aber ich steige doch erst bei Hochkirch aus und mache Front vor diesem Meisterwerk, welches, wie es immer sein müßte, zuerst Kunstwerk und dann Schlachtenbild ist. Es wird stets ein Wunder bleiben, daß dieser Künstler, der nie Soldat gewesen und nie eine Schlacht mitgemacht

hat, selbst in den kleinsten Holzschnittillustrationen in Kuglers „Friedrich der Große" der größte Schlachtenmaler geblieben ist.

Mit meinen Eltern war ich oft im Menzelschen Hause. Er gab sehr viel auf das Urteil meines Vaters, dessen richtige, einfache und offenherzige Kritik von allen Künstlern seiner Zeit hochgeschätzt wurde. Es bleibt merkwürdig, daß doch nur immer die Kritik des Künstlers dem Werke des andern Künstlers förderlich sein kann, obgleich viele Kritiker offen aussprechen, daß wir Leute vom Fach eigentlich nichts von der Kunst verstehen und nur gelegentlich aus Dummheit oder Zufall, ohne die Kunst studiert zu haben, etwas Gutes machen. Mit meiner Mutter war Menzel ganz besonders gut befreundet, und er malte im Jahre 1847 ein wunderschönes Aquarellbild von ihr, das stets mein liebster und wertvollster Besitz geblieben ist. In dieser Zeit malte Menzel aus Freundschaft noch ein paar andre Aquarellporträts, ganz ohne Hintergrund und ganz ohne Deckfarbe, deren er sich später ausschließlich bediente. Er meinte, daß der Reiz der Aquarellmalerei erst mit der Deckfarbe beginne, und konnte es dem sonst von ihm so hoch geehrten Ludwig Passini gar nicht verzeihen, daß dieser ohne Deckfarbe arbeitete. Er hatte bis zu seinem Ende in seinem ganz altmodischen Tuschkasten einige Honigfarben und viereckige Stücke Deckfarben, deren sich kein erwachsener Mensch mehr bedient. Als Weiß benutzte er das sogenannte Scherbenweiß (Fleur de neige), das er in einem uralten, viereckigen Näpfchen, in dem einmal Zahnpasta gewesen war, mit Regenwasser anrieb. Dieses Näpfchen, von seiner rechten Hand gehalten, hat er mit der linken in Lebensgröße aquarelliert. Unter den Pinseln bevorzugte er ganz abgearbeitete Borstpinsel und sehr dicke schwarzfarbige Aquarellpinsel, die durch jahrelangen Gebrauch sehr gelitten hatten. Aber gerade dadurch, daß er sich bemühte, mit diesen breiten Pinseln die feinsten Lichter in seinen Blättern anzubringen, behält seine Technik stets eine malerische Breite und hat trotz der fast übergroßen Anhäufung von reichen Details nie etwas spitzes und getüfteltes. Er behandelte die Aquarellfarbe gerade so wie ein andrer die Ölfarbe. Während seine Ölbilder mosaikartig auf der reinen Leinwand entstanden, entwickelten sich seine Aquarelle oft aus dem Stück Velinpapier, das er bei der Arbeit zum Abstreichen der Pinsel verwendete. Auf diesem Chaos von Pinselstrichen wischte er etwas herum, dann entstand, nachdem er dies glatte Papier, das kein Mensch zum Malen gebraucht hätte, sauber auf ein Stückchen Karton geklebt hatte, der Anfang der Aquarelle. Dieser Karton wurde dann auf einem Reißbrettchen befestigt, das wiederum beweglich in einem flachen Holzkasten ruhte, auf dessen Kante verstellbar eine schmale Holzplatte zum Auflegen der Hand angebracht war. Alles ruhte auf einem kleinen Tisch, denn der Meister arbeitete nur im Stehen.

Zur Zeit, als Menzel die erwähnten Porträts malte, arbeitete er an dem Zyklus einer Festlichkeit, der roten und weißen Rose, ein Album, das seinerzeit dem Kaiser von Rußland geschenkt wurde. Menzel hat aus diesen Festspielen zu Fuß und zu Pferde in mangelhaften Theaterkostümen das Unglaublichste gemacht. Die reizenden überfüllten Blättchen sind alle aufs geistreichste eingerahmt, durch musizierende Kinder, durch imitierte mittelalterliche Elfenbeinschnitzereien usw.

Ich entsinne mich einer Szene aus jener Zeit, als wir Menzels eines Abends spät verließen und schon zum Abschiede nachts an der Haustüre waren. Eine Droschke stand bereit, uns heimzufahren. Da umarmte meine Mutter die Schwester des Künstlers zum Abschiede besonders herzlich auf der Straße, und im selben Momente gebot der Bruder peremptorisch: „Stillgestanden!" Das Skizzenbuch flog aus der Tasche, und die Zeichnerei ging los — unter der Laterne auf offener Straße —, viel zu lange für meine Mutter, die sich nach Hause sehnte, zu kurz für den Droschkenkutscher, der für das Warten bezahlt werden mußte. Aus dieser Skizze entstand ein schönes Blatt „Abschied nach der Gesellschaft", auf dem ganz besonders reizvoll eine Straßenlaterne aus dem Laub einer Linde hervorleuchtet, unter der ein paar Kutschpferde stehen, die ungeduldig im Gebiß kauen und mit den Köpfen schlenkern.

Ein andres Mal vermißte meine Mutter einen Handschuh beim Fortgehen. Nach langem Suchen ergab sich, daß Menzels Wachtelhund, mit Namen Selurri, den Handschuh arg mißhandelt hatte. Meine Mutter schimpfte den Hund und seinen Herrn in schelmischer Weise aus und verlangte Schadenersatz. Am nächsten Tage kam eine reizende Federzeichnung, beinahe ein Albrecht Dürer: drei Putten (wir waren drei Brüder), die einen großen Ritterhandschuh tragen, und am Rande steht: „Verbrauche den mit Gesundheit."

III.

Menzel hat mit den Seinigen in sehr verschiedenen Quartieren gewohnt, ehe er nach der Sigismundstraße 3 zog, wo er über fünfundzwanzig Jahre bis zu seinem Lebensende blieb. Vorher war er in der Zimmerstraße, Anhaltstraße, Schöneberger Straße, Ritterstraße, Marienstraße, Luisen- und Potsdamer Straße. Von dem Aussehen der Hinterhöfe usw. geben viele Studien genaue Kunde. An das alte Haus der Marienstraße stieß ein Gärtchen, und auf die blaugrau getünchten Mauern desselben hatte er zur Freude der Kinder seiner Schwester neben einer Gartenlaube in Lebensgröße in Öl einige Papageiständer gemalt, auf denen verschiedene Arraras und Kakadus in schreienden Farben kreischten. Das Innere der Laube war mit einer Schweizerlandschaft dekoriert. Eines Morgens besuchte ich den Freund und fand ihn vor dieser Gletscherlandschaft sitzend, um sich, bereits schon eingeseift, rasieren zu lassen. Diese ganze Szenerie machte mir einen unvergeßlichen Eindruck. Alljährlich zog die ganze Familie in den sechziger Jahren nach Albrechtshof in die Sommerwohnung, wo sich auch andre Künstler einquartiert hatten. Der Albrechtshof beherrschte das ganze Gebiet der heutigen Rauchstraße bis zum Kanal und zur Stülerstraße. Dort war ein wirklich ländliches Idyll. Kornfelder wogten unter Alleen von Kirschbäumen. In dem vordern Gartenteil waren bunte Beete mit altem hohen Buchsbaum und vielen Obstbäumen. Um in dies Paradies zu kommen, mußte man eine längst verschwundene Holzbrücke passieren und las dann folgende Warnungstafel:

Der Mensch, der diesen Garten besucht,
Reiße nichts ab, weder Blume noch Frucht.
Bedenk, daß Adam einen Apfel nur genommen,
Und deshalb aus dem Paradiese ist gekommen.

Noch heute sehe ich in der Erinnerung den liebevollen Onkel auf den Gartenwegen einen Kinderwagen herumziehen, in dem die Kleinen seiner Schwester saßen. Hier entstand nach und nach das unvergleichliche sogenannte Kinderalbum. Denn der Wirt dieses Eldorados, zu dem man pilgerte, um dicke Milch zu essen, hielt natürlich auch allerlei Getier, und da der zoologische Garten dicht dabei war, so schuf der Meister jene Sammlung von Blättern zahmer und wilder Tiere, Blumen und Insekten, die die Freude aller Besucher der Nationalgalerie bildet.

Menzels Atelier in der Sigismundstraße 3, vier Treppen, in dem er über ein Vierteljahrhundert gearbeitet, hatte nichts von dem, was man von der Werkstatt eines großen Künstlers erwartet. Keine Gobelins, keine alten Waffen und Antiquitäten oder sonstige reizvolle und malerische Scharteken. Es war ein rot gestrichener, nüchterner, großer Arbeitsraum, in dem die reinigende und ordnende Hand einer guten Hausfrau durchaus fehlte. Menzel selbst war mit seiner Kunst und seiner Toilette penibel ordentlich, aber er konnte nichts wegwerfen, und so häuften sich in seinem Atelier die unglaublichsten Dinge an. Als Ehrenbürger von Berlin und seiner Vaterstadt Breslau wurden ihm ganze Ladungen von Schriftstücken und Drucksachen zugesandt, die zu Säulen aufgetürmt, eine Bronzebüste unsres Kaisers umstanten. Die eine Querwand nahm das unvollendete Bild ein, das Friedrich den Großen vor der Schlacht bei Leuthen darstellt. Auf diesem modernsten Meisterstück fehlte bis vor wenigen Jahren nur die Figur des alten Fritz. Leider aber hatte der Meister an einigen bereits vollendeten andern Figuren in den letzten Jahren ein solches Mißfallen gefunden, daß er sie von einem großen Modellkerl, der mit einem Messer leider hoch genug reichen konnte, hat wegkratzen lassen, und diese böse Anwandlung ist tief zu beklagen. Die andern Wände boten nur Haken- und Nagellöcher, an denen Arbeiten gehangen hatten, die ihm von Kunsthändlern entrissen worden. Als einmal ein Photograph kam, um eine Aufnahme des Ateliers zu fertigen, sagte er diesem: „Was wollen Sie denn hier photographieren? Es sieht doch so aus, als wenn der Exekutor alles weggenommen hätte.“ Als nun der Photograph auf eine interessante und malerisch unordentliche andre Ecke des Ateliers hinwies, sagte der Meister: „Nein, diese lasse ich nicht photographieren, denn ich habe noch ein Blatt vor: der Tod, der mein Atelier ausfegt, und wenn ich alles dies da photographiert sehe, ist mir die Lust zu meiner Arbeit vergangen.“

Die Schattenwand war dicht mit einer Fülle von Gipsabgüssen behangen: Totenmasken, Arme, Beine und Torso, Tierschädel und anatomische Körperteile. Nach diesen Gegenständen hat er eine große Studie bei Lampenlicht gemalt, die er für seine beste Arbeit hielt. Diese Tafel, Eigentum der Pinakothek, malte er zu dem Zwecke des Exerzitiums der Technik zur Zeit, als er sein Eisenwalzwerk schuf. Er wollte, um die beleuchteten Arbeiten gut herauszukriegen, an dieser Studie lernen, welche Art von Pinselstrichen für die scharfe Beleuchtung nötig sei. An dieser Studie hat er sehr viele Nächte gearbeitet. Während seines langen Lebens hat der Künstler überhaupt viel bei Nacht gearbeitet, immer bei der Öllampe, für deren Sauberkeit er persönlich sorgte.

Er meinte, so ungestört könne man am Tage nicht arbeiten, und wenn er nicht die Nächte zu Hilfe genommen hätte, würde er nicht so viel haben schaffen können. Vor drei Uhr nachts ging er selten zu Bett.

Der Arbeitstisch, auf dem die Aquarelle entstanden, stand links vom Fenster. Der Künstler arbeitete ganz gleichmäßig mit beiden Händen. Er hatte sich die Tätigkeit mit der linken Hand in früher Jugend angeeignet, weil er auf Lithographiesteinen außer den Zeichnungen auch Schrift anwenden mußte. Diese verkehrte Schrift schrieb er ganz mühelos. Mit der rechten Hand aber schuf er seine Ölbilder, und die Staffelei mit der Arbeit stand auf der rechten Seite des Fensters. Der Meister maß alles nach rheinischem Zollmaß, wie er auch die Preise für seine Bilder immer in Talern angab. Die Decke seiner Werkstatt hatte einige bedenkliche Lücken, durch die bei starken Regengüssen feine Strahlen herabtropften. Einen Schmutz verursachenden Maurer wollte er nicht kommen lassen, und so standen zum Auffangen des Regenwassers immer einige merkwürdige Geräte bereit, welche an die betreffenden Stellen postiert wurden. Wenn er Pakete im Atelier öffnete, so wurden die Bindfaden und Schnüre sorgfältig abgenommen und über einen aus der Wand hervorspringenden Gasarm gehängt. Ein großer eiserner Ofen durchwärmte wohl frühmorgens das Atelier, seine Bedienung wurde aber gewöhnlich vergessen, und es war daher beim Hereinbrechen der Dunkelheit oft recht bitter kalt. Trotzdem arbeitete er, bis er nicht die Hand vor Augen sehen konnte. Aber er verschmähte jeden dienenden Geist, wie alles, was ihm den Aufenthalt im Atelier hätte angenehm machen können.

IV.

Menzels Werkstatt zu besichtigen, ist zu allen Zeiten für Neugierige sehr schwierig gewesen, und diese Schwierigkeit hatte sich in letzter Zeit bis zur Unmöglichkeit gesteigert. Mancher Besucher wurde mit den Worten empfangen: „Hier ist nichts zu sehen; ich bin keine Menagerie.“ Auch Minister und Prinzen und Prinzessinnen fanden keine Gnade. So traf ich einst den Erbprinzen von Meiningen und seine Gemahlin vor dem Hause, welche mir lachend erzählten, sie wären, nachdem sie die vier Treppen erklommen, von Menzel nicht angenommen worden, mit der Ausrede, daß er ein nacktes Modell habe. Er hätte zwar gemeint, der Prinzgemahl könnte ja hereinkommen; habe sich aber nicht geäußert, ob das Modell ein männliches oder weibliches gewesen sei.

Das Betreten seines Ateliers war ziemlich umständlich. Hatte man frühmorgens die vier Treppen des Hinterhauses erstiegen, so glaubte man zunächst, bei einem Asyl für Obdachlose angekommen zu sein; denn auf den oberen Treppenstufen lagerten immer einige jammervolle Gestalten, welche warteten, bis Menzel kam, um unter diesen Modellen eins auszuwählen. Und er wählte auch nur eins, um erst mal, ebenso wie ein andrer Mensch seine Morgenzigarre raucht, eine schöne Zeichnung zu machen. Dann erst begann er seine Tagesarbeit. Die Namen und Adressen von den Modellen schrieb er sich niemals auf; er meinte, wenn man sie danach fragte, begännen sie mit der Erzählung ihrer

Lebens- und Leidensgeschichten, und das liefe immer auf eine kleine Stiftung hinaus. Jüngere und verwöhnte weibliche Modelle verschmähten es, wenn es ihnen nicht ganz miserabel ging, sich dem Meister vorzustellen, und so kam es, daß die guten und schöneren Modelle nie zu ihm kamen, auch schon deshalb nicht, weil er sie höchstens zwei Stunden ohne Ruhepause brauchte, und sie nur korrekt richtig bezahlte.

Wenn man sehr oft und anhaltend geklingelt hatte, öffnete er endlich selbst. Er hatte von seinem Arbeitstisch bis zu dieser Tür einen langen Gang mit einer kleinen Treppe zu passieren, und bat dann, näher zu treten. Niemals hätte er, auch den besten Freund nicht, gefragt: „Was macht deine Frau oder deine sonstigen Angehörigen?“ Selbst wenn man ein großes Glück oder Unglück erlebt, hätte er niemals das Gespräch darauf gebracht. Niemals bot er einen Stuhl an, was auch schon deshalb unmöglich war, weil die wenigen vorhandenen mit Stößen von Drucksachen belegt waren und er für sich keinen brauchte.

Einmal überraschte mich bei meinem Besuche der Anblick eines wundervollen Blumenstraußes. Auf meine Frage, ob irgendein Festtag sei, erzählte er mir folgendes: „Denke dir, da kommen vorher zwei sehr fein angezogene Modelle und fragen, ob ich sie brauchen könne. Da sie mir etwas merkwürdig vorkamen, setzte ich ihnen auseinander, was es heiße, Modell zu sitzen. Sie versprachen, still zu halten, und da ich gerade hier auf der Aquarelle des Kissinger Kaffeegartens ein paar Damen brauchte, stellte ich sie mir zurecht, zeichnete eine Stunde an ihnen, gab ihnen zwei Mark und schickte sie fort. Und nun kommt eben ein Dienstmann mit diesem Bukett und dieser Karte.“ Er und ich lasen: „An Se. Exzellenz Professor A. v. Menzel mit dem herzlichsten Dank für den gehabten Genuß und für das einzige Geld, was wir in unserm Leben verdient haben.“

Das Abenteuer der Damen, die auf diese listige Weise den Eintritt in sein Atelier erzwungen hatten, hatte den alten Herrn sehr ergötzt.

Als 1871 der Jubel Berlin durchtoste, saßen die Künstler mit ihren Familien in den Fenstern der alten ehrwürdigen Akademie. Einige dieser Fenster beleuchteten die Antikenklasse, die Menzel, um das Warten angenehm zu verkürzen, natürlich sogleich benutzte. Die Schüler hatten in dieser Klasse eine niedliche, kleine Maus durch Leckereien sehr zutraulich gemacht. Das Mäuschen hielt den zeichnenden Mann wohl für einen Schüler und näherte sich ihm. Menzel ließ nun von der Antike ab, studierte und zeichnete sofort das reizende Modell und belohnte es durch Stückchen von seinem Frühstück. Darüber hätte er beinahe das um den Kaiser jubelnde Deutschland versäumt. Erst im allerletzten Augenblick trennte er sich von der Maus, die, vom Hurraschreien erschreckt, sich zurückgezogen.

Die Hoffestlichkeiten waren sein besonderes Jagdrevier. Da wurden oft die Rückseiten des Programms oder die Menus mit unzähligen gezeichneten Notizen bedeckt. Als er sein berühmtes Ballsouper malte, war ich mit ihm in das Palais Wilhelms des Ersten geladen. Sobald die Schlacht um das Buffet begann, war ihm klar, daß seine natürliche Größe nicht genügte, um

den Studienplatz zu überblicken. Er bat mich, als deckende Kulisse zu dienen, und stieg auf einen Stuhl neben einem Pfeilerspiegel. Schließlich stieg er auch, unbekümmert um die etwas staunende Hofgesellschaft, auf den Marmortisch vor dem Spiegel, um das Ganze einen Augenblick noch besser überschauen zu können. Der König hatte ihn stilllächelnd wohl bemerkt und ließ ihn ruhig gewähren.

Bei all diesen Gesellschaftsbildern hat er es stets verschmäht, Porträts aus den Hofkreisen anzubringen, und als er einmal darauf aufmerksam gemacht wurde, daß es doch interessant sein müßte, berühmte Schönheiten und bedeutende Leute auf seinen Hofbildern wiederzuerkennen, meinte er, daß er dies deshalb nicht tue, weil das Publikum die Bilder dann immer mit andern Interessen ansehen würde als mit rein malerischen.

Zu allen Zeiten war der Ehrfurcht gebietende Künstler ein gern gesehener Gast bei seinen Königen und Kaisern, die in ihm immer den großen, lieben und rechtschaffenen Mann, auch den Geschichtschreiber verehrten, welcher Deutschlands Großtaten mit seinem Pinsel und Stift für alle Zeiten festgehalten hat.

Unser Kaiser Wilhelm II. war, wie wir alle wissen, unermüdlich, dem verehrten Meister Beweise seiner Verehrung darzubieten. Noch in jüngster Zeit erzählte Menzel, daß es ihm bei der Entstehung des Flötenkonzertes leider nicht möglich gewesen war, die Erlaubnis zu erhalten, das Zimmer, in dem die Szene spielt, bei Abend mit brennendem Kronleuchter zu studieren, um dessentwillen er das Bild eigentlich gemalt hat, wie er behauptete. Der junge Kaiser nahm Notiz davon und lud den Künstler eines Abends nach Potsdam ein. Als er am Schloß abstieg und die Treppe hinaufgehen wollte, empfing ihn ein Offizier aus der friderizianischen Zeit. Menzel, der geistesgegenwärtig genug war, um zu sehen, daß dies der Kaiser selbst war, bemerkte, auf die Uniform deutend: „Ich habe doch wohl die Ehre mit dem Hauptmann N. N. aus dem und dem Regiment.“ Der Kaiser führte den Gast in den Musiksaal auf einen für ihn bestimmten Platz, und nun sah er mit staunenden Augen sein Flötenkonzert leibhaftig mit Beleuchtung in die Erscheinung treten. Meister Joachim saß am Violinpult und die Kaiserin im Zopfkostüm unter den Zuschauern. Seine Uniformkenntnis von den Soldaten des Großen Friedrich war ganz unglaublich. Eines Abends wurden im Beisein des Kaisers die Särge in der Gruft der Garnisonkirche geöffnet, und wenn an denselben keine Namen befestigt waren, so ahnten die anwesenden Historiker und Gelehrten und Militärs nicht, welche sterblichen Reste sie vor sich hatten. Nur Menzel allein rekognoszierte jeden Prinzen und Heerführer mit größter Sicherheit nach den vorhandenen Uniformstücken, und nur wenn die Toten mit einem einfachen Sterbehemde angetan waren, versagte seine Wissenschaft. Selbstverständlich machte er gleich einige Zeichnungen und kam von dieser Schau noch in später Nacht zu mir in Gesellschaft, um viel Interessantes zu erzählen, nachdem er sich vorher die Hände gewaschen hatte. Man kann sagen, daß noch nie ein großer Künstler von seinem Landesherrn derartig geehrt wurde wie unser Menzel. Wohl jeder war bei seinem Tode, bei der Veranstaltung des großartigen Leichenbegängnisses davon tief ergriffen, daß der hohe Herr

dem Sarge seines großen, verehrten und geliebten Freundes in eigener Person zu Fuße folgte. Mancher mag beim Anblick der ergreifenden, prachtvollen und malerischen Feier gedacht haben: Wie schade, daß der Verewigte das nicht gesehen, er hätte es sicher in einem schönen Bilde verherrlicht.

Kein Gegenstand war ihm je zu gering, und er zeichnete, wo er ging und stand, mit geradezu krankhaftem Eifer. Ich stand neben ihm in feierlicher Stimmung beim Begräbnis eines guten Bekannten. Die Rede des Geistlichen sagte ihm nicht viel, wohl aber die über dem Frackschoß gekreuzten Hände eines Herrn, der im Gedränge vor uns stand. Menzel griff in die Tasche, und flugs wurden diese Hände in das kleine Buch notiert. Ein andermal war ich mit ihm auf einem Herrendiner, zu dem er ungewöhnlich früh, schon beim Braten, erschienen war. Als man aufgestanden und beim Kaffee angelangt war, lehnte sich im Nebenzimmer ein alter Herr mit seinem Arm auf eine Büchereta̧gère. Menzel bemerkte diese Hand, sagte zu dem würdigen Tischgast, den er gar nicht kannte: „Bitte, lieber Herr, halten Sie mal einen Augenblick still," dann ergoß er sich zu mir in wahrhaft überschwenglicher Weise über die Schönheit der Hand in dieser Stellung und dieser Beleuchtung. Buch und Stift flogen aus der Tasche. Für den Herrn, der sich gern mit einer Zigarre niedergelassen hätte, gab es keine Gnade; er mußte sehr lange stehen bleiben, bis das kleine Meisterwerk vollendet war. Ein andermal saßen bei einer Soirée mehrere hübsche Frauen in lebhafter Unterhaltung auf einem runden Sofa beieinander. Menzel stellte sich auf den Anstand und fixierte, das Buch schon in der Hand, besonders die eine. Diese, eine bekannte Berliner Schönheit, tat, als bemerkte sie ihn nicht, und unterhielt sich scheinbar unbefangen ruhig weiter, ohne sich zu rühren, in der Hoffnung, ein schönes Konterfei aus des Meisters Hand zu erhalten. Nach längerer Zeit klappte er sein Buch zu, steckte es in die Tasche und wollte verschwinden. Er wurde aber von den liebenswürdigen Frauen und dem Modell gestellt und aufs eindringlichste gebeten, die Zeichnung zu zeigen. Er blieb aber ganz unerbittlich und wurde sehr unliebenswürdig befunden. Meiner Bitte, mir doch die Zeichnung zu zeigen, schenkte er in einem leeren Nebenzimmer nach einigem Zögern Gehör. Er hatte von der schönen, etwas rundlichen Frau, die mit übergeschlagenen Beinen dagesessen hatte, nur einen Oberschenkel und den interessant und prall darübergezogenen Faltenwurf bis zur natürlichen Tournüre gezeichnet.

Solange über Menzelsche Kunstwerke schon gesprochen worden ist, ebenso lange währen die schmerzlichen Ausrufe darüber, daß er keinen Sinn für Schönheit gehabt habe, worunter der gewöhnliche Erdenmensch natürlich immer nur Frauenschönheit meint. Über diese dachte der Meister allerdings ziemlich eigentümlich, obgleich er durchaus nicht blind dafür war. Als er einmal auf einen besonders schönen Kopf eines jungen Mädchens aufmerksam gemacht wurde, verhielt er sich in seinem Urteil etwas ablehnend und meinte, sie habe doch vom Nasenflügel bis zum Ohr eine entsetzliche Einöde, in der auch gar nichts passiere. Als ich ein andres Mal mit ihm von schönen Frauen redete, meinte er, er habe wohl deshalb niemals Porträts von schönen Frauen gemacht, weil dieselben, wenn sie das Atelier beträten, immer beanspruchten,

vom Künstler wie Wesen aus einer andern Welt mit ganz andern Augen angesehen zu werden. Er schloß die Unterhaltung, um zu zeigen, wie objektiv der Maler sehen müsse, mit der Frage: „Na, siehst du dir denn ein weibliches Krokodil mit andern Augen an als ein männliches?“ Zu dieser Meinung ist er wohl dadurch gekommen, daß, als er sein großes Krönungsbild malte, die sämtlichen porträtierten Prinzessinnen, Hof- und andre Damen alle miteinander sich durchaus nicht geschmeichelt fühlten.

V.

Menzel hat in seinem Leben niemals geraucht und nie Karten gespielt. Intime Freunde behaupten, daß er sich für eine schöne junge Dame, deren reizendes Bild in der Nationalgalerie hängt, etwas mehr interessiert hätte. Doch ist er sicher Junggeselle in des Wortes verwegenster Bedeutung geblieben. Anfang der Sechziger ist er auf der Sommerfrische im ehemaligen Albrechtshof zum Kegelspiel verführt worden, war aber dabei viel zu umständlich, um eine Meisterschaft zu erlangen. Auch das Roß hat er, um sich Kenntnis in der Reiterei zu verschaffen, bestiegen, und ich habe mit ihm, Karl Becker und den Brüdern Spangenberg ein paar Reitpartien von der Fürstenbergschen Reitschule am Leipziger Platz bis zum Grunewald ohne Schaden unternommen.

Abends 11 Uhr besuchte er gewöhnlich seine alte Stammkneipe, die Weinhandlung von Frederich, Potsdamerstraße. Er war dort seit Jahrzehnten bekannt, und da er es nie liebte, daß von ihm Notiz genommen werde, so hatten die Kellner und Bediensteten die Order, den Meister durch keinerlei Begrüßung und Redensart zu inkommodieren. Er nahm an einem Tische in einer Ecke Platz und kippte die übrigen leeren Stühle um. Als ich ihn einmal fragte, ob er als alter Don Juan hier heute noch Besuch erwarte, erwiderte er sarkastisch: „O nein, aber wenn ich hier endlich in Ruhe mein Mittagbrot essen will, wobei mir das Kauen schon schwer fällt, dann kommt irgendein mir unbekannter Freund und will sich mit mir über meinen längst verstorbenen Schwager oder dergleichen unterhalten. Und das stört mich. Deshalb drehe ich die Stühle um und sage dem Betreffenden, daß ich noch Besuch erwarte.“ Ich verstand den Alten und setzte mich mit meiner Frau an einen andern Tisch, zu dem er später, als er aufgegessen hatte, kam, um bis gegen zwei oder drei zu plaudern.

Er war bei Festlichkeiten und in der Kneipe immer der allerletzte, wies es aber mit äußerster Schroffheit ab, wenn ein Freund ihn zu Fuß oder per Droschke nach Hause geleiten wollte. Beim Heimgang spürte er dann, wenn in den Straßen nachts gegraben und gearbeitet wurde, immer neue Lust, Studien zu machen. In der Potsdamerstraße war er mit einer solchen nächtlicherweile beschäftigt, als ein anwohnender Herr den großen Künstler stehend zeichnen sah. Der Herr holte einen Stuhl herbei und bat Seine Exzellenz höflichst, es sich bequem zu machen, wurde aber von Menzel, der diese Freundlichkeit nur als eine Störung betrachtete, sehr unfreundlich mit seinem Stuhle heimgeschickt.

Eines Abends hatte er sein Diner bestellt, und er nahm immer ein sehr reichliches ein, da es die einzige Mahlzeit war, die er am Tage außer einer Tasse Kaffee mit einer Semmel des Morgens genoß. Manchmal speiste er ein kleines Frühstück im Kreise der Seinen. Wenn ihm aber ein solches zum Atelier hinaufgeschickt wurde, so vergaß er meistens über der Arbeit, es zu sich zu nehmen. Sein Prinzip war, man müsse den Magen dressieren und dürfe nicht von ihm abhängig sein. An jenem Abend hatte er also sein Diner bereits vertilgt. Beim Schluß desselben, etwa ½12 Uhr, war er sanft eingeschlafen. Vom Nachbartische aus beobachteten Freunde, daß er nach einem halben Stündchen wieder erwachte und dem Kellner zurief: „Bringen Sie mir noch einen Eierkuchen." Dieser erschien, und der Meister hieb tapfer darauf ein. Mitten in dieser Arbeit kam aber wieder der Sandmann und ließ die Exzellenz von neuem ein halbes Stündchen entschlummern. Bei erneutem Erwachen wollte Menzel nun den Rest des Eierkuchens verzehren. Er bemerkte aber, daß dieser kalt und ungenießbar geworden, legte Gabel und Löffel darauf, schob ihn etwas von sich und holte sein Skizzenbuch aus der Tasche, um dieses merkwürdige Stilleben genau abzuzeichnen. — Bei Frederich nun hatte er auch ein Zimmerchen gemietet, in dem er schlief, wenn er auf das Nachhausegehen verzichtete. Auch bezog er dieses Gemach regelmäßig ein oder zwei Tage vor seiner Abreise mit seinem Gepäck, um in seiner Häuslichkeit der geruchvollen Einmottung zu entgehen.

Unter seinen Reiseeffekten befand sich ein starker Haken mit einer Schraube. Der Portier des „Hotel Leinfelder" in München, wo Menzel regelmäßig abstieg, erzählte mir, daß Exzellenz zum Wirte gesagt habe: „Mein Herr, ich gehöre zwar nicht zu den allerkleinsten, aber ich bin doch nicht groß genug, um meine Kleider abends hoch oben an Ihren Haken zu hängen, und da gestatten Sie wohl, daß ich diesen Haken hier in meiner Höhe befestige."

In einem Sommer war Menzel der Gast eines intimen Freundes, der in Hofgastein eine Villa besaß. Der Meister machte täglich Ausflüge, von denen er natürlich mit reicher Beute heimkehrte. Eines Tages zur Speisestunde ließ der Gast ungewöhnlich lange auf sich warten. Die ganze Familie schaute mit Ferngläsern aus allen Fenstern nach ihm aus, und allen knurrte der Magen. Da endlich erspähte man ihn auf der Landstraße. „Schnell die Suppe auftragen", hieß es, „er kommt." Diese stand schon einige Zeit auf dem Tische, aber wer nicht erschien, war Menzel. Als man nochmals lange gewartet, wurde die Familie besorgt, und fürchtete, daß ihm ein Unglück zugestoßen. Man eilte auf die Landstraße und fand ihn wohlbehalten an einem Chausseegraben sitzend, damit beschäftigt, seinen verstaubten Stiefel mit der umgekrempelten Hose zu zeichnen.

Seit vielen Jahren ging der Meister regelmäßig im Sommer nach Kissingen. Nicht die besondere Schönheit der Gegend noch die Heilkraft seiner Quellen reizten ihn dazu. Er begleitete zuerst ganz einfach seine leidende Schwester mit den Kindern als guter Bruder und Onkel in diesen Badeort, und später ist ihm dieser Sommeraufenthalt eine liebe Gewohnheit geworden. Er ist so oft dorthin gegangen, daß ihm eines Tages die Badedirektion eine Art

Jubiläumsfeier veranstaltete, wobei vom Festredner besonders hervorgehoben wurde, die Heilkraft des Wassers trage dazu bei, daß der greise Stammgast stets so frisch und munter sei, worauf er zum allgemeinen Erstaunen erwiderte: „O bitte, ich habe niemals ein Glas getrunken, und ein Bad habe ich nur einmal der Kuriosität halber genommen.“ Der Meister war aber mit allen Badegästen früh auf der Brunnenpromenade und machte seine Beobachtungen, die in mehreren Aquarellen in die Erscheinung traten. Gruppen von Kurgästen, die sich wie üblich über die Wirkung unterhalten, eine Gesellschaft in einem Kaffeegarten mit einem Radler und seinem Rade in der Mitte, dessen Konstruktion er in einigen Bleistiftstudien so genau gezeichnet hat, als wenn er in einer Fahrräderfabrik angestellt wäre. Ein drittes Blatt stellt junge Touristen dar, die in einer Ruine herumklettern, und ein sehr figurenreiches verherrlicht den Einkauf des Frühstückgebäckes morgens an der Promenade, die wichtigste und größte Tätigkeit eines jeden Kurgastes. Wenn die Badekapelle irgend etwas Klassisches spielte, so verweilte Menzel stets andächtig zuhörend in der Nähe der Musik. Beim Frühstück im Freien beobachtete und zeichnete er die Spatzen und Finken, die Gartenbeete, Sträucher und Palmbäumchen, und wenn sich gar nichts andres bot, die an die Tische gelehnten Stühle. An einem schönen Morgen schlug ich ihm vor, selbander nach dem benachbarten Dorf Aura zu gehen, wo ich sehr malerische Winkel entdeckt hatte. Er sah gleich nach der Uhr und sagte: „Wann wollen wir denn losziehen? Aber wir wollen uns einen Wagen nehmen, damit wir uns nicht müde laufen.“ Obgleich wir beide ein sehr ungleiches Gespann sind, so mußte ich bekennen, daß er mir an Schnelligkeit und Ausdauer im Gehen weit über war. Menzel stand fast den ganzen Tag und saß nur zu den Mahlzeiten. Wir fuhren etwa um 11 Uhr ab; ich kaufte etwas Proviant, da das Dorfwirtshaus von Aura nicht grade einladend aussah. Er freute sich, um die Table d'hôte herumgekommen zu sein, auf die er stets einen besonderen Haß hatte, weil sie so viel Zeit vom Tage und von der Arbeit wegnahm. Wir hatten verabredet, daß unsre Damen uns mit einem Wagen am Abend aus dem Dorfe wieder abholen sollten, und erreichten mit unserm Einspänner an dem sehr heißen Tage den Studienplatz in bester Laune. Nach kurzer Umschau hatte jeder sein Motiv gefunden: während ich in freier Luft auf dem Hofe eines Bauerngehöftes zeichnete, hatte sich Menzel eine Stelle im Innern eines halbeingefallenen Häuschens ausgesucht.

Eine durch ein paar Wandlöcher und eine schmale Tür spärlich beleuchtete, sehr defekte, alte steinerne Wendeltreppe reizten ihn zu einer Aquarellstudie. Er ließ sich durch hilfsbereite schmutzige Bauernjungen einen wackligen Tisch in das Verließ bringen, das ganz und gar nicht von den Wohlgerüchen Indiens durchzogen war. Die Bauernkinder blieben, stundenlang auf den Fensterbrettern hockend, eifrige Zuschauer. Nachdem wir ein paar Stunden gearbeitet hatten, versuchte ich ab und zu, meinen Freund zu einer Eßpause zu veranlassen; als aber meine immer dringlicher werdenden Bitten gänzlich unberücksichtigt blieben, sagte er: „Fange du nur immer an, ich komme gleich.“ Ich traf meine Vorbereitungen und wartete — wartete in stiller Ehrfurcht;

aber da der Meister ohne Mahnen nicht kam, verzehrte ich, schon halb ohnmächtig, das frugale Mahl. Als ich lange fertig, kam er endlich an, war aber durchaus nicht zu bewegen, von den mitgenommenen Eßwaren etwas anzurühren. Er bestellte vielmehr bei der dicken Wirtin eine Suppe, obgleich ich ihn dringend davor gewarnt hatte, verschlang diese und eine gräßliche Wurst, ein Produkt Auras, und alle Vorstellungen scheiterten gänzlich. Durch diese Gespräche wurde ein kleiner ruppiger Hund und ein kleiner Junge, mit einem Stock in der einen Hand, die andre zum großen Teil in der Nase und im Munde, auf die möglicherweise für sie abfallenden Reste aufmerksam, und beobachteten sehnsuchtsvoll das Ende unsres Diners. Der Knabe fuchtelte aus langer Weile hinter sich mit dem Stock herum und traf dabei das Hündchen, das diese Berührung mißverstand, übelnahm und davonlief. Menzel aber herrschte nun den Knaben ganz zornig an: „Was haust du denn den Hund, er hat dir ja nichts getan; das ist ja ganz albern und ungezogen von dir." Der Junge aber verstand den Zorn des Meisters nicht und schlich davon. Noch kauend, ging Menzel wieder in sein Burgverließ, und ich zeichnete auf dem Hofe weiter. — Mittlerweile sank die Sonne und vergoldete wahrhaft prachtvoll den alten hölzernen Stallgiebel, den ich abzeichnete. Er hatte kein einziges gerades, wohlerhaltenes Brett mehr, und sie alle waren mit ihren tausend Löchern von Natur schon mit einer goldgelben Flechte überzogen, auf die die Abendsonne so kräftig leuchtete, daß man von der Pracht ganz geblendet ward; die Hausrotschwänzchen mit ihren Jungen, die in dem Giebel nisteten, zogen sich in ihr Quartier zurück, — die Stare hielten auf der riesigen Pappel des Gehöftes ihre große Abendversammlung ab, zu der alle Genossen aus der Umgegend herzugeflogen waren, und unter Pfeifen und Quinkelieren mögen sie sich wohl mitgeteilt haben, daß heute sehr sonderbare Gäste zum Besuch auf dem Bauernhof verweilten. Nun kam auch ein mageres Kuhgespann mit dem Kleewagen nach Hause, die Hühner gingen über Menzels Arbeitsstätte schlafen, und ein paar Gänse standen stutzig an der Tür bei dem Meister, dessen Maltisch sie passieren mußten, um unter Dach und Fach zu kommen. Das aber sollte ihnen angestrichen werden, denn sie fielen sofort dem Pinsel des Künstlers zum Opfer, der die schnatternden, sich langsam einschleichenden Gänschen als entzückende Staffage in das geheimnisvolle Interieur malte. Ich hatte meine Arbeit längst beendet und wartete auf die Damen, die uns holen wollten. Es war allmählich recht finster geworden, die Fledermäuse entflogen dem alten Giebel, die Mistkäfer und Nashornkäfer krabbelten aus ihrem duftigen Bette, dem Misthaufen, und schwirrten mit tiefem Gebrumm um mich her. Der Meister aber pinselte noch immer. Endlich kam der Wagen mit den Damen, die uns schon längst bereit zur Abfahrt glaubten.

Mit vereinter Kraft gelang es uns nur mühsam, den heftig opponierenden Freund aus seinem Verließ herauszuziehen. Ich sagte, als er noch Miene machte, die Wirtin aufzusuchen, daß ich längst alles bezahlt habe. Er ging aber doch noch auf diese Dame zu und sagte ihr: „Liebe Frau, sagen Sie doch dem Knaben, daß er nicht mehr unnütz den Hund haut, er hat ihm ja

gar nichts getan, und das ist ganz albern von dem Jungen." Nun endlich stieg auch er zu uns hinein, und wir fuhren durch die kühle Nachtluft nach Kissingen zurück; während der Heimfahrt konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man so viel Zeit mit dem Essen vertrödle, die der Malerei noch hätte zugute kommen sollen.

An einem andern Morgen teilte ich dem lieben Freunde mit, daß ich nicht weit ein sehr originelles Taubenhaus entdeckt hätte, das ich nachmittags abzeichnen wollte. Wir verabredeten, uns um 4 Uhr in dem Kaffeegarten, in dem dies künstlerische Objekt stand, zu treffen. Dieser Verabredung wohnten der berühmte Sänger Albert Niemann und Paul Lindau mit seinem Söhnchen bei; und da der erstere und der letztere auch die bildende Kunst liebten, baten sie, sich beteiligen zu dürfen. Zur bestimmten Stunde hatten wir uns in dem Garten eingestellt und waren eben mit unserm Kaffee fertig, als der Meister eintraf. Um keinen Preis war er zu bewegen, die bereits eingeschenkte Tasse auszutrinken, sondern stürzte gleich auf den malerischen Hof, wo wir vier Zeichner verschiedener Gestalt uns zum Staunen der Wirtsfamilie plazierten. Das alte, morsche Taubenhäuschen hielt aber wacker unsern Blicken stand, und wir arbeiteten, durch Menzels Fleiß angespornt, sehr lange an diesem Vorwurf. Der kleine Lindau schrieb abends an seine Mutter: „Heute haben wir, Menzel, Niemann, Meyerheim und ich, ein Taubenhaus gemalt, ich war aber zuerst fertig."

An der Kurpromenade sah ich bei einem Kunsthändler eine flüchtige Kreidezeichnung Menzels auf einer Staffelei vor dem Laden ausgestellt. Ich teilte ihm dies mit, und er ging sofort mit mir zu seinem Werke, das eine Szene in einem Eisenbahncoupé darstellte. Eine müde, reizlose Frau ist in früher Morgenstunde durch das Aufreißen der Coupétür und das Kaffeegeschirr des Kellners aus ihrer Lage aufgeschreckt und blickt verstört nach dem Labetrunk. In dieser Situation ist es auch für das schönste Weib schwierig, schön und lieblich auszusehen. Der ebenfalls erwachte Gatte, nur von hinten gesehen, reckt gähnend und verschlafen die Glieder. Menzel hat unzählige Studien in Eisenbahncoupés gemacht, und kein Reisegenosse war vor seinem Stift sicher. Er hatte seine Zeichnung eine Weile betrachtet und sprach für sich: „Das ist ja schmachvoll." Dann betraten wir beide den Laden, und Menzel sagte dem Inhaber etwa folgendes: „Lieber Herr, Sie haben da von mir eine alte Sünde ausgestellt, ganz schamrot bin ich geworden; das Ding kann aber gar nicht so bleiben. Ich bitte Sie, es mir ins Hôtel zu schicken, ich werde noch etwas daran arbeiten." Der Händler erwiderte, daß er dies wohl gern tun würde, daß ihm selbst das Bild aber nicht gehöre, und er den in Kissingen anwesenden Besitzer erst befragen wolle. Der Meister hätte am liebsten das Blatt gleich mitgenommen, um es so schnell wie möglich allen Blicken zu entziehen. Nach einer Stunde, kurz vor der Table d'hôte, war das Bild im Hôtel, und als diese kaum beendet, sah ich meinen Freund sich erheben und verschwinden, sowohl den einen Tag als auch viele folgende. Er schloß sich sogleich nach Tisch in sein Zimmer ein und arbeitete an der Kreidezeichnung, bis diese sich in ein ganz wundervolles vollendetes Gouachebild ver-

wandelt hatte. Er stellte dies Meisterstück dem um so mehr erfreuten Kunsthändler wieder zu, als er nichts für seine Mühe beanspruchte.

Ein andermal machte ich ihm den Vorschlag, einen Ausflug nach dem benachbarten Neustadt zu unternehmen. Wir fuhren gegen Mittag mit meinem Schwager Professor Lehfeldt dorthin und kamen gerade an, als die Suppenteller in dem bescheidenen Hôtel klapperten. Wir, mein Schwager und ich, meinten, es würde am besten sein, gleich rasch mitzuspeisen und dann die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Da kamen wir aber schön an. Mit Entrüstung und Abscheu verdammte Menzel die Erfindung der Table d'hôte, und weniger wohl als übel durchzogen wir bei brennender Glut die einsame Stadt, holten die Mittag haltenden Kirchendiener von ihrer beneidenswerten Beschäftigung und besahen ein paar uninteressante Kirchen. Auf unsre Vorstellungen machte Menzel dann die Konzession, wenigstens das Rathaus nach Tische zu besichtigen, und wir eilten zur Wirtschaft. Da aber entdeckte er plötzlich an einem Hause noch ein altes Steinrelief, das Porträt einer Frau in ganzer Figur, welches sehr einem Pfefferkuchen glich, oder dem plattgedrückten Max und Moritz von Busch. Während er sagte: „Geht ihr nur immer voran", hatte er auch schon sein Blockbuch herausgezogen und zeichnete darauf los. Die steinerne Kostümstudie bearbeitete er so schmeichelhaft, als wenn das Original mindestens von Peter Vischer gewesen wäre. Wie gewöhnlich erschien er dann, als wir unsre Mahlzeit längst beendet hatten, und kaum, daß er sich notdürftig gesättigt, ging es, trotz der Hitze, sofort ins Rathaus. Man zeigte uns alte, schöne Gold- und Silbergefäße, die mein Freund merkwürdigerweise nicht abzeichnete. Dagegen reizte ihn eine große Vorhalle mit interessantem Holzgebälk, und da ich nichts besseres zu tun hatte, zeichnete ich an seiner Seite denselben Gegenstand, der erst durch Menzels Behandlung interessant wurde. Die Stunden enteilten; es gab nur einen Zug, der uns nach Kissingen zurückbringen konnte. Meine Malsachen hatte ich zusammengepackt und machte Menzel darauf aufmerksam, daß auch er schließen möge. Ich predigte tauben Ohren! Zum Fenster hinaussehend bemerkte ich in der Ferne den alten Hôtelomnibus vorfahren und sah ein paar verdrießliche Herren und den Wirt heftig gestikulieren; ich eilte über den Marktplatz, besänftigte die Ungeduldigen und bat, daß der Kutscher den kleinen Umweg beim Rathaus vorbei machen möge, da mein alter Freund nicht gelenkig genug sei, hier herüber zu eilen. Diese Lüge half. Ich stürmte die Rathaustreppe hinauf, sagte Menzel kurz, wir müßten fort, da wir keine Zahnbürsten und Nachthemden bei uns hätten, und seiner knurrigen Weigerungen nicht achtend, packten mein Schwager und ich seine Sachen zusammen, nahmen seinen Mantel und schoben ihn in den Omnibus, dessen Insassen uns schon mit netten Grobheiten empfingen. Der Klapperkasten raste zur Station, die Pferde waren verwundert, daß sie so ungewöhnlich viel Hiebe kriegten, und wir wären auch nicht mehr zurechtgekommen, wenn der Zug nicht eine kleine Verspätung gehabt hätte. Endlich saßen wir: Gott sei Dank! Menzel hatte seinen Zorn etwas vergessen, da er draußen auf dem Bahnsteig eine Bäuerin entdeckte, die einige blecherne Milchkannen trug. Sie mit der Lorgnette betrachten, und loszeichnen

war eins. Der Zug setzte sich in Bewegung, aber solange es irgend möglich war, steckte Menzel den Kopf noch zum Fenster hinaus, um die flüchtige Zeichnung zu vervollständigen. Als er sich endlich zur Ruhe gesetzt und seinem Unmut noch einmal Ausdruck gegeben hatte, schlief er sanft ein. Er meinte später, daß der Sandmann ihn häufig in der Eisenbahn überfalle; schon oft sei er, wenn er allein reise, an seinem Bestimmungsort vorbeigefahren.

Wie verschieden große Künstler doch arbeiten können! In einem andern Jahre war auch der liebenswürdige Oswald Achenbach in Kissingen. Wir machten viele Spaziergänge miteinander, und mit seinem lebhaften Geiste entdeckte er viele schöne Landschaftsmotive, deren Reize er mit Entzücken und Begeisterung erklärte; aber er, einer der größten deutschen Landschafter, machte keinen Gebrauch davon, sondern überließ es neidlos mir, alle diese Herrlichkeiten zu zeichnen. Hingegen arbeitete auch er sehr fleißig alle Tage, während seine Frau die Kur gebrauchte. Im Hôtel hatte er in einer hellblauen Stube mit Sonnenschein sein Atelier aufgeschlagen und malte an einigen kleineren Bildern, alle vom gleichen Format, die Umgebung Neapels darstellend. Es war eine wahre Freude, ihm bei der Arbeit zuzusehen. Die Studien zu diesen Bildern waren mit Bleistift in ganz kleine Skizzenbücher gezeichnet oder mehr notiert und geschrieben, und aus diesen flüchtigen Aufzeichnungen, die nicht aussahen, als wenn sie ein Künstler gemacht hätte, entstanden, wie durch Zauberei, herrliche Werke. Das Gedächtnis von Achenbach war unglaublich stark; es schien, als wenn er einen photographischen Apparat im Kopfe hätte; nur indem er die merkwürdigsten Details auf die Leinewand zauberte, begeisterte er sich immer mehr und mehr für seine Arbeit und erklärte dabei die Gesetze der Kunst und der Natur. Mag er mitunter auf seinen Bildern aus seiner blühenden Phantasie und seinem gesammelten Reichtum von Beobachtungen auch zu viel des Guten getan haben, echte und wundervolle, bleibende Kunstwerke hat er doch der Welt geschenkt; sein Italien steht mir unbedingt höher als viele Erzeugnisse der Neuzeit, die sich durch Nichtigkeit und Langeweile auszeichnen, vor der heute wenige Künstler zurückschrecken. Die Stunden, die ich Achenbach zusehen durfte, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen. Es war, als wenn ein großer Virtuose einem ein herrliches Stück vorspielt; — und wie viele Jahre schon hat sich dieser einzige Mann an der Spitze der deutschen Landschaftsmalerei gehalten. Mögen heute manche über ihn die Nase rümpfen, er hat schließlich doch mehr geleistet als all die Größen, die mit ihren ein oder zwei Tönen auf der Palette eine kurze Zeit blühten. Zuletzt besuchte ich den kränklichen und doch so frischen Greis im Spätherbste 1903. Lustig spottete er mit mir darüber, daß uns von den Modernen in Bremen unsre Bilder refusiert worden seien, und als ich ihn fragte, ob er nun noch immer weiter male, erwiderte er: „Ich habe ja nichts andres gelernt!“

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Pariser Kommune.

(Mai 1871.)

Nach eigenen Erlebnissen.

Von

Alexander Grafen Hübner[1]).

Ich beabsichtige nicht, neue Daten zu bringen, noch die Geschichte der Kommune zu schreiben; ich will nur Selbsterlebtes dieser Epoche und daher möglicherweise den Leser Interessierendes erzählen.

In Frankreich erzogen, habe ich daselbst einen großen Teil meiner Jugendjahre verbracht, mithin glaube ich, daß meine lebhaften Sympathien für die liebenswürdige französische Nation begreiflich erscheinen; auch ist mir wohl zu glauben, wenn ich angebe, ich sei von dem lebhaftesten Wunsche beseelt gewesen, meinem Bruder in den Tagen größter Gefahr beizustehen, in denen sich das schaurige Drama ohnegleichen abspielte.

Weder Neugierde noch das Bestreben, mich interessant zu machen, wohl aber die Liebe zu meinem Bruder, vielleicht auch die Anziehungskraft der Gefahr, bestimmten mich seit Beginn des deutsch-französischen Krieges, eine Möglichkeit zu finden, um nach Frankreich zu gelangen.

Große Schwierigkeiten traten mir hierbei entgegen; sowohl mein Vater als auch mein Bruder waren beide, vielleicht nicht mit Unrecht, gegen meine Absicht und suchten mich davon abzubringen.

---

[1]) Durch die Freundlichkeit des Herrn Feldmarschall Leutnants Grafen Hübner sind wir in den Stand gesetzt, das obige Kapitel aus einem Werke mitzuteilen, das demnächst (bei Gebrüder Paetel in Berlin) erscheinen wird und die Belagerung von Paris durch das deutsche Heer nebst dem blutigen Schlußakt der Kommune zum Gegenstande hat. Der erste umfangreichere Teil dieses Werkes besteht aus Tagebuchblättern, Briefen an seinen Vater, den ehemaligen Botschafter, und Schriftstücken amtlichen Charakters, die der Bruder des Grafen Alexander, Baron Raphael Hübner, als Mitglied der österreichisch-ungarischen Botschaft und deren Vertreter in dem belagerten Paris, an seinen Chef, den Botschafter Fürsten Metternich, gerichtet hat, seitdem dieser der provisorischen Regierung nach Tours gefolgt war. Was wir unsern Lesern aus dem zweiten Teile des Werkes hier bieten, ist die Schilderung des Kampfes der in Paris eingedrungenen Versailler Truppen gegen die aufständischen Kommunards, dessen Augenzeuge der Verfasser, damals ein junger Husarenrittmeister, gewesen ist. Die Redaktion.

Ich ließ mich aber weder durch ihre Vorstellungen noch durch was immer für Gründe einschüchtern; ich blieb standhaft, und nachdem ich endlich mit vieler Mühe vom Kriegsministerium einen achtwöchentlichen Urlaub erhalten hatte, machte ich mich auf den Weg, glücklich, mein Vorhaben ausführen zu können.

Es hing leider nicht von mir ab, die kürzeste Reiseroute einzuschlagen, und nur auf Umwegen konnte ich nach Paris gelangen; ich mußte nämlich meinen Vater vorerst nach Irland begleiten.

Er begab sich dahin, um meine Schwester, Gräfin O'Byrne, zu sehen, bevor er sich zu seinem „Spaziergang um die Welt“ [1]) einschiffte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Corville, einer Besitzung meines Schwagers, schifften wir uns beide am selben Tage, 13. Mai 1871, mein Vater in Queenstown nach New York, ich in Liverpool auf dem „Magellan“, der auf seinem Wege nach Südamerika in Pauillac bei Bordeaux anlegte, nach dem südlichen Frankreich ein.

Die „Magellan“ lichtete die Anker, meine Ruhe kehrte zurück, die Aufregung legte sich; ich fühlte mich wieder behaglich und hegte nur einen Wunsch, nämlich sobald als möglich nach Paris zu gelangen.

Am 16. Mai traf ich zeitig morgens in Bordeaux ein, von wo ich mit dem ersten Zuge weiter nach Toulouse fuhr. Das war wahrlich keine Vergnügungsreise. Die Züge verkehrten sehr unregelmäßig, mit großen Verspätungen, und die beklagenswerten Reisenden wurden jeden Augenblick von Gendarmen, die ihnen die Pässe abverlangten, belästigt. Die Bahnhöfe waren von Truppen, die in aller Eile nach Versailles befördert wurden, überfüllt.

Das Ganze trug den Stempel des Krieges, aber eines unglücklichen, was auch das Aussehen der Truppen bestätigte. Die sonst immer heiteren, sorglosen und gutmütigen französischen Soldaten sahen traurig, niedergeschlagen und gleichgültig aus, was um so bemerkenswerter war, als die Gleichgültigkeit gewiß nicht im französischen Charakter liegt. Selbst Soldat und Mitkämpfer zweier Feldzüge, von denen der eine leider unglücklich war, fühlte ich mit ihnen und teilte um so mehr ihren Schmerz, als sie nicht gegen den Feind von gestern, gegen den Bezwinger ihres Vaterlandes, der nun Friede gemacht, sondern gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen und diese niederschießen mußten. Welch traurige Arbeit!

In der Nacht traf ich in Toulouse ein, wo mich meine Schwester, die Marquise de Marliode, mit ihrem Manne erwartete. Hier verbrachte ich drei Tage. Sie wollten mich durchaus noch länger zurückhalten, aber ich entriß mich ihren Armen, denn es zog mich zu sehr nach Paris.

In der Nacht fuhr ich nach Bordeaux, um von dort nach Versailles weiter zu reisen. Wegen Mangel eines Anschlusses war ich genötigt, in Le Mans zu nächtigen.

Auf allen Bahnhöfen viele Truppen, zahlreiche Verwundete und Reisende. Die Gendarmen, die während dieser kurzen Fahrt sechsmal meinen Paß

[1]) „Spaziergang um die Welt“. Reisebeschreibung von Baron Hübner. Leipzig, O. Weigel. 1874.

forderten, haben meine Geduld auf eine schwere Probe gestellt. Allerdings taten diese braven Leute nur ihre Schuldigkeit und befolgten nur den Befehl ihrer Regierung, die überall deutsche Spione witterte. Glücklicherweise spreche ich französisch ohne deutschen Accent, sonst wäre ich nicht so leicht durchgekommen.

Tags darauf benutzte ich den ersten nach Versailles abgehenden Zug.

Nichts als Trümmer und Ruinen auf dem ganzen Wege. Die Umgebung der einst so fröhlichen und blühenden Hauptstadt bot einen traurigen und düstern Anblick.

In Versailles war es unmöglich, eine Behausung, nicht einmal eine Dachstube zu finden. — Ohne die liebenswürdige Gastfreundschaft des Grafen Hoyos hätte ich unter freiem Himmel kampieren müssen. Versailles war im vollen Sinne des Wortes überfüllt. Die Regierung, das Armee-Oberkommando, alle Botschaften und Gesandtschaften hatten ihren Sitz dahin verlegt.

Bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß die Armee der Versailler Regierung am 21. Mai überraschend in Paris eingedrungen sei.

Welch glücklicher Zufall, ohne den vielleicht ganz Paris niedergebrannt worden wäre.

Gegen Abend fuhren wir, Graf Hoyos, Baron Gudenus, beide Mitglieder unsrer Botschaft, und ich, nach Meudon. Von der Anhöhe aus hatten wir einen vorzüglichen Ausblick auf Paris, wo seit heute morgen der Waffenkampf wütete. Wir konnten von hier aus den Kanonendonner und das Gezische der Füsilladen ganz deutlich vernehmen.

Hier in aller Sicherheit, meinem Bruder so nahe, der inmitten dieses Kampfes auf Leben und Tod, in größter Gefahr sich befand, konnte ich mich des Dranges nicht erwehren, ohne Zögern zu ihm zu eilen.

Dieser Gedanke verließ mich nicht mehr, er ließ mir keine Ruhe. Wie sollte ich es aber anfangen, um noch in dieser Nacht nach Paris hinein zu gelangen?

Am Abend beim Diner im „Hôtel des Reservoirs", in Gesellschaft der Mitglieder unsrer Botschaft und der der belgischen Gesandtschaft, lernte ich Herrn Right, Attaché bei letzterer, kennen, der, so wie ich, nach Paris hinein wollte. Als wir diese Absicht bei Tische bekannt gaben, waren unsre Tischgenossen über diese tollkühne Idee ganz bestürzt und sträubten sich gegen ein solches Unternehmen.

„Verlangen Sie wenigstens einen Passierschein," rief man von allen Seiten uns zu, wohl wissend, daß man uns im Armeehauptquartier keinen ausfolgen werde! In der Tat waren auch unsre bezüglichen Bemühungen erfolglos.

Aber ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, und da mein Entschluß, mich noch heute Nacht nach Paris auf den Weg zu machen, feststand, schlug ich Herrn Right vor, mir zu folgen, um zusammen den Versuch zu machen, auch ohne Passierschein dahin zu gelangen.

Mein Vorschlag wurde, trotz aller Vorstellungen und Einwendungen unsrer Tischgenossen, insbesondere von seiten des Grafen Hoyos, von Herrn Right

angenommen. Graf Hoyos war damals Leiter der österreichisch-ungarischen Botschaft und hielt sich als solcher verpflichtet, bezüglich meiner Person gegen ein so unsinniges Unternehmen, wie er meinte, sein Veto einzulegen. Aber nichts konnte mich in meinem Entschlusse wankelmütig machen. Als wir das Hôtel verließen, war es bereits 11 Uhr nachts. Ohne Toilette zu wechseln, im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, bestiegen wir einen Wagen mit dem Befehl, uns nach Paris, das heißt soweit als nur möglich in dieser Richtung hinzuführen. Bei der Brücke von Sèvres angelangt, hielt der Kutscher an und setzte uns ab. Er konnte nicht weiterfahren, da die dortige Brücke über die Seine nur für Fußgänger passierbar war. Wir zahlten den Fuhrlohn von 40 Franken und hatten unter den gegebenen Verhältnissen gegen diesen hohen Fahrpreis nichts einzuwenden. Nun wanderten wir zu Fuß weiter und gelangten zum Tore des „Point du jour", das von einer kleinen Abteilung Infanterie besetzt war. Ich näherte mich dem Offizier und bat um Erlaubnis, passieren zu dürfen. Seine Antwort lautete: „Man kann noch hinein, aber nicht mehr heraus; ich habe den Befehl, niemanden mehr heraus zu lassen." Wir passierten daher das Tor und waren endlich in Paris. Ich könnte die Befriedigung, die ich in diesem Augenblicke empfand, nicht wiedergeben. Trotz aller Strapazen der Reise und der Exkursion nach Meudon, trotz aller Gemütsbewegungen der letzten Tage fühlte ich mich frisch, munter und in gehobener Stimmung. An die Gefahren, die mir drohten, und an die vielen Hindernisse, die noch zu überwinden waren, mochte ich gar nicht denken.

Unter solchen Umständen darf man nicht alles Für und Wider erwägen, man muß raschen Entschluß fassen, sonst schreckt man zu leicht vor den drohenden Schwierigkeiten zurück und wird am Ende sogar lächerlich.

Wir verfolgten unsern Weg entlang der Seine. Es herrschte tiefe Finsternis, die Gasflammen waren ausgelöscht, viele Laternenpflöcke durch Bomben niedergerissen oder zertrümmert. Kein Mensch auf der Straße. Zeitweise pfiffen Kugeln an unsern Ohren vorüber. Manchmal hielt uns einer der längs den Kais aufgestellten Posten an. Glücklicherweise forderten sie nicht von uns das Losungswort, sie erkundigten sich nur höflich nach der Zeit und ließen uns ungehindert weitergehen. Wir gelangten zur Rue François I., wo eine Eskadron berittener Jäger kampierte. Mit Ausnahme der Wachtposten waren alle in tiefen Schlaf versunken. Die Offiziere lagen auf der Erde in einer Wagenremise. Ich näherte mich einem derselben, entschloß mich aber nicht ohne Zögern, ihn zu wecken, um mir Auskunft über die Lage einzuholen; denn ich sehnte mich wohl nach Paris, hatte aber keine Lust, in die Hände der Kommunards zu geraten. Er riet uns, die Rue François I. nicht zu passieren wegen der hier fortwährend einschlagenden Granaten, die schon mehrere seiner Leute verwundet und getötet hatten. Ich war eigentlich darauf gefaßt, daß dieser Offizier erbost, in seinem Schlafe gestört zu sein, mich zum Teufel wünschen werde. Aber nein, er war im Gegenteil freundlich und gemütlich, ein Beweis für die Liebenswürdigkeit des französischen Charakters. Wir schlugen demnach die Rue Layard ein und, unbewußt der

großen Gefahr, der wir uns hier aussetzten, passierten wir die Champs-Elysées. Wir befanden uns hier zwischen zwei Feuern. Die Geschütze der Versailler auf der Place de l'Étoile und die der Kommunards auf der Place de la Concorde überschütteten die Champs-Elysées mit ihren Geschossen. Wir machten daher kehrt, um in der Rue de Marignan, im Hause, wo Mons. Right wohnte, ein Obdach zu finden. Es war zwei Uhr nachts, als wir daselbst eintrafen. Sehr ermüdet warf ich mich auf ein Kanapee und schlief sofort ein. Die Aufregungen des Tages, der Kanonendonner und das unaufhörliche Gezische der Füsilladen hatten meinen Schlaf nicht gestört.

Dienstag, den 23. Mai.

Zeitig früh weckte mich Herr Right und teilte mir mit, daß eine Bombe das Hausdach durchschlagen habe, eine zweite sei in den Hof gefallen; er forderte mich auf, mich mit ihm in das Appartement des Herzogs Decazes im Erdgeschoß zu begeben, wo wir mehr Sicherheit haben würden. Da ich aber um jeden Preis und so schnell als möglich zu meinem Bruder auf die österreichisch-ungarische Botschaft in der Rue de l'Élysée gelangen wollte, verließ ich das Haus allein. An der Ecke der Rue de Chaillot angelangt, traf ich daselbst eine Infanteriekompagnie, schloß mich ihr an und passierte gleichzeitig mit ihr die Champs-Elysées. Die Leute schoben sich die Tornister über den Nacken hinauf, und diese als Schild benützend, passierten sie im Laufschritt, einer hinter dem andern, die gefahrvolle Zone. Selbstverständlich ermangelte ich auch nicht, meine Schritte zu beschleunigen, um bald die andre Seite zu erreichen. Die Kompagnie verlor hierbei einige Leute.

Meinen Weg fortsetzend, gelangte ich in die Rue du Faubourg St. Honoré, unweit der Place Beauvau. Da man sich hier so wie beim Elysée noch schlug, konnte ich nicht weiter vordringen.

Ich mußte Halt machen und an der Ecke der Rue de Matignon Deckung gegen die nach allen Richtungen hin einschlagenden Geschosse suchen. Nach einundeinhalbstündigem Zuwarten konnte ich meinen Weg endlich fortsetzen. Ich stieg über eine soeben von den Versaillern erstürmte Barrikade und kam glücklich zum Eingangsgitter des Elysées. Ich war also beinahe an meinem Ziele angelangt und hatte nur noch den Garten zu passieren, um in die Rue de l'Élysée, vis-à-vis der Botschaft, zu gelangen. Der Posten verweigerte mir hier jedoch den Eintritt, der Sergeant der Kompagnie, an den ich mich wandte, war ebenso ablehnend, aber auf meine wiederholte Bitte führte er mich zu seinem Kapitän. Diesem sagte ich offen, wer ich sei und was ich vorhabe. Obwohl sehr freundlich mit mir, hegte er dennoch Bedenken, mich jetzt wegen der Gefahr, der ich mich aussetzen würde, über die Straße laufen zu lassen. Wir befanden uns nämlich gerade in einem sehr heftigen Kreuzfeuer.

Mit einigen Sprüngen passierte ich die Rue de l'Élysée und läutete an dem Tore der Botschaft.

Ich mußte mich dabei an die Wand drücken, um von den von allen Seiten einschlagenden Geschossen nicht getroffen zu werden; aber ach! der

Portier kannte mich nicht, wollte daher mich nicht einlassen, öffnete aber nach einigen Aufklärungen meinerseits endlich doch das Tor.

Da war ich, Gott sei gepriesen!

Ich fand meinen Bruder[1]) im Erdgeschosse, wohin er sich vor den einschlagenden Projektilen geflüchtet hatte.

Er sah ermüdet aus und schien mir nervös und niedergeschlagen zu sein — was wohl nicht zu verwundern —, zeigte sich aber sanft und wie immer ergeben in den Willen Gottes. Er war eine auserlesene Seele. Er freute sich sehr, mich wiederzusehen, machte mir aber doch Vorwürfe, nach Paris gekommen zu sein, während der Kampf daselbst noch wütete.

Aber im ganzen genommen schien meine Anwesenheit ihn ein wenig aufgemuntert zu haben.

Wir verbrachten den Tag zusammen auf der Botschaft, während der Kampf um uns herum weitertobte. Die Umgebung der Botschaft und des Elysées waren mit Toten und Verwundeten bedeckt. Granaten, die in den Hof fielen und dort platzten, richteten großen Schaden in den Zimmern an. Sie zwangen uns, mehrmals den Platz zu wechseln. Während wir zu Tische saßen, stürzte der Portier herein und schrie: „Bombenstücke haben in meine Loge eingeschlagen und meine Frau getötet." Wir eilten sogleich dahin und fanden die arme Frau auf dem Boden ausgestreckt liegen. Sie war aber weder tot noch verwundet und nur aus Schrecken in Ohnmacht gefallen.

Im Zimmer war alles zertrümmert, nur eine Muttergottesstatue unter Glassturz war unversehrt geblieben. — Es war ein Tag voller Aufregungen.

Mittwoch, 24. Mai.

Frühzeitig erwacht, stand ich sofort auf und sah, als ich mich dem Fenster näherte, das ganze Firmament in Flammen. Im ersten Momente glaubte ich noch zu träumen, ich war mir nicht klar, ob ich ein Spiegelbild der Phantasie oder Wirkliches sah.

Bald erfuhr ich, daß die Aufständischen während der Nacht vom Vendômeplatze, aus den Tuilerien und dem Palais Royal vertrieben, auf ihrem Rückzuge nach dem Rathause alles in Brand gesteckt hatten.

Ein Glück, daß es diesen elenden Brandlegern nicht gelungen ist, auch den Louvre zu zerstören. Ich verließ mit meinem Bruder früh unser Haus, von Neugierde getrieben.

Wir waren uns der Gefahr, der wir uns aussetzten, wohl bewußt; aber wie bekannt, ist die Anziehungskraft der Gefahr meist stärker als die Vernunft. Wir durchstreiften einige von den Kommunards bereits gesäuberte Stadtviertel und hielten uns bei einzelnen Barrikaden auf. Welch ein Anblick, zugleich betrübend und Ekel erregend! Tot, zu Boden hingestreckt, lagen da die Barrikadenverteidiger, diese Scheusale von Männern und Weibern, und

[1]) Im Jahre 1838 zu Wien geboren, absolvierte er sein Baccalauréat zu Paris, studierte Jus in Göttingen und in Wien, trat sehr jung in die diplomatischen Dienste und starb 1879 in Wien als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister im einundvierzigsten Lebensjahre.

um sie herum geleerte, von ihnen gestohlene Champagnerflaschen, aus denen sie sich für den letzten Kampf Mut geholt hatten. So die Helden der Kommune! Was soll man aber über diese Weiber sagen, diese entmenschten Megären, die, wenn sie einmal die Grenzen weiblicher Scham überschritten haben, die verderbtesten Männer in bezug auf Unmenschlichkeit und Raserei weitaus übertreffen! Man sah solche mit dem Gewehre im Arme, an dessen Laufe das mit Blut bespritzte Bajonett, die Straßen durchlaufen — fluchen — und obszöne Lieder singen.

Je mehr man solche Scheußlichkeit sieht, desto abgestumpfter wird man; man hat kein Mitleidsgefühl mehr und man geht mit Verachtung und Ekel im Herzen an diesen Geschöpfen, diesem Abschaum der Menschheit, vorüber.

Wir frühstückten bei Voisin, der, trotzdem man sich in der Nachbarschaft noch schlug, sein Restaurant wieder eröffnet hatte. Als ich von dort wegging, traf ich einen Geniemajor, meinen ehemaligen Kameraden aus Brugelette[1]). Welch trauriges Wiedersehen nach so langer Zeit! Er lud mich ein, mit ihm zu gehen, wozu ich sofort bereit war. Von einigen seiner Leute gefolgt, war er auf der Suche nach den von den Kommunards gelegten Minen, um diese auf Befehl des Marschalls Mac Mahon zu zerstören.

Die meisten befanden sich auf der Place de la Concorde und in der Rue de Rivoli. Dieser zwar sehr interessante Spaziergang war aber nichts weniger als gefahrlos, denn wir konnten jeden Moment in die Luft fliegen. Es war schon ziemlich spät, als ich zum Diner, wenn von einem solchen die Rede sein konnte, nach Hause kam.

Da wir keine Provisionen vorrätig hatten, mußten wir auswärts unser Essen suchen; leider waren alle Restaurants des Stadtviertels geschlossen. Zum Glück nahm uns die Besitzerin des kleinen Hôtel de Sèze, hinter der Madeleinekirche, die meinen Bruder kannte, gefällig auf.

Sie gab uns, was sie eben hatte, eine Omelette und etwas Schinken, wahrlich ein bescheidenes Diner für Paris!

Im Kriege ist es einmal nicht anders, aber es schmeckte uns dieses frugale Mahl sehr gut.

Auf unserm Heimwege entfaltete sich vor unsern Augen ein noch nie dagewesenes Schauspiel. Ganz Paris schien in Flammen zu stehen. Es brannten: die Rue Royale, die Tuilerien, das Palais Royal und ein Teil des Louvre auf dem rechten Ufer der Seine; das Palais der Ehrenlegion, der Staatsrat, der Rechnungshof, die Kaserne des Quai d'Orsay, die Rue de Lille und du Bac auf dem entgegengesetzten Ufer. Was für ein großartiges, die Kunst der modernen Pyrotechnik weitaus übertreffendes Feuerwerk! Während wir in dieses ebenso grandiose wie jämmerliche und für Frankreich beschämende Schauspiel versunken waren, stürzte einer der großen, die Madeleinekirche umgebenden Bäume zu Boden und hätte beinahe in seinem Falle eine neben uns stehende Frau getötet. Da der Baum nicht entwurzelt, sondern glattweg entzwei geschnitten war, konnte ich mir dieses Phänomen nur so erklären, daß er durch Dynamit gesprengt wurde.

[1]) Jesuitenkollegium in Belgien.

Trotz der Feuersbrunst dauerte der Straßenkampf ununterbrochen fort. Vom Montmartre und den Buttes Chaumont warfen die Kommunards mit Petroleum gefüllte Bomben.

Diese Brandgeschosse fielen gleich Hagelschloßen auf die Stadt nieder, überall zündend. Fanatische Megären durchliefen, von Zerstörungswut erfüllt, die Straßen und nährten das Feuer, Petroleum zugießend. Auf der Tat ertappt, wurden sie ohne weiteres auf dem Flecke niedergemacht. Es wurden daher die allerstrengsten Maßregeln von seiten der Versailler Regierung getroffen. Alle Straßen wurden militärisch besetzt. Jede Ansammlung war verboten, und man durfte nur in Mitte der Kommunikationen gehen. Die Trottoirs waren abgesperrt, um 10 Uhr abends mußte jedermann zu Hause sein; in den Wohnungen mußten die Fensterläden geschlossen, und die Fenster durften nicht beleuchtet sein. Wir beeilten uns daher, baldmöglichst heimzukehren.

Es war für uns ratsam, im Hause gewisse Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Zu diesem Zwecke verfügte ich mich in das gegenüber liegende Elyséepalais, das noch immer von derselben Kompagnie besetzt war. Ich wandte mich an ihren tüchtigen Hauptmann, der mir bei meiner Ankunft in Paris schon so gute Dienste geleistet hatte. Nachdem ich ihm unsre Lage auseinandergesetzt und eine Wache für die Botschaft begehrte, ging er bereitwilligst auf mein Ansuchen ein und gab mir vier Mann seiner Kompagnie mit, um die nächste Umgebung und den Garten der Botschaft zu überwachen. Mit Herrn Georg Allen, dem Kanzleisekretär, übernahm ich die Aufsicht des Palais und beredete meinen Bruder, sich Ruhe zu gönnen, deren er nach den Aufregungen und Trübsalen der letzten Tage so sehr bedurfte. Ich fühlte mich frisch und gesund, fast begeistert, möchte ich sagen, während meines Bruders Nerven bereits sehr abgespannt waren. —

Es war eine Schreckensnacht! Überall Feuer und Mord! Man schlug sich beim Rathause und in den angrenzenden Stadtvierteln.

Von der Dachstube, in der ich mich eingerichtet hatte, hörte ich das Kampfgetöse um das Rathaus und das die ganze Nacht währende Gewehrfeuer. Verirrte Geschosse schwirrten mir um die Ohren, dichte Rauchwolken benahmen mir zeitweise den Atem.

Öfters verließ ich den Dachboden, um nach Herrn Allen zu sehen und mit ihm das Haus, sowie das Souterrain zu besichtigen. Ich ging auch in den Garten, um mich mit den Soldaten zu besprechen, bevor ich wieder meinen Auslugposten erklomm.

Selbst Soldat, bin ich Freund jeden Militärs, möge er was immer für einer Nation angehören. Ob Freund oder Feind, besteht doch immer eine gewisse Gefühlsgemeinschaft zwischen den verschiedenen Heeren. Tapferkeit, Disziplin, Ordnung und Vaterlandsliebe sind in jedem Heere die Tugenden, die den tüchtigen Soldaten auszeichnen.

Hierfür habe ich während zweier mitgemachter Feldzüge glänzende Beweise erlebt. Erbittert und schonungslos im Kampfe, zeigte sich der Soldat nach demselben seinem überwundenen Gegner oft wohlwollend und fürsorgend. Er erquickte den Kampfunfähigen, teilte auch gerne sein Brot mit ihm. —

Düstere Gedanken bestürmten mich beim Anblicke der entsetzlichen Verwüstungen mancher prächtigen Monumente der Hauptstadt. Sind es doch auch Franzosen, die am Ende des so unglücklichen Krieges, nach dem Friedensschlusse, angesichts des siegreichen Gegners, sich solchem Vandalismus hingeben, die Denkmäler ihres einstigen Ruhmes zerstören und sich gegenseitig umbringen. Was werden sich die auf den Höhen von Paris noch lagernden Deutschen von diesem Feuerwerk, von diesen Metzeleien, von diesen summarischen Hinrichtungen denken?

Diese mir unvergeßliche schlaflose Nacht ist endlich zu Ende. Um fünf Uhr morgens suche ich mein Bett auf.

Donnerstag, 25. Mai.

Ich konnte keine Ruhe finden, der Schlaf floh mich. Ich stand auf und ging aus. Über die Trümmer der auf meinem Wege sich befindenden Barrikaden hinwegschreitend, auf Tritt und Schritt über Tote stolpernd, die man noch nicht in die Grube geworfen, gelangte ich auf den Concordienplatz an der Ecke der Rue de Rivoli.

Hier wurde ich von zwei Gendarmen angehalten und gezwungen, in die Kette zu treten, um beim Löschen des Feuers im Finanzministerium mitzuwirken. Eine ungewohnte Beschäftigung für einen Husarenrittmeister! Während ich bei der Arbeit war und Wasserkübel von Hand zu Hand reichte, wurden dieselben Gendarmen, die mich festgenommen hatten, arretiert, an die Mauer gestellt und erschossen. Es waren Gendarmen der Kommune, die statt beim Löschen des Feuers behilflich zu sein, dieses durch Hineingießen von Petroleum noch mehr anfachten. Bei der Tat ertappt, wurden sie auf der Stelle niedergemacht.

Nach einstündiger Arbeit befreite mich ein zufällig vorbeigehender Offizier, an den ich mich wandte, und ich konnte nun meinen Weg weiter verfolgen. Diese teuflischen Petroleumbomben schlugen unaufhörlich ein, erzeugten neue Brände, und unzählige Gebäude wurden durch sie eingeäschert.

„Dies irae, dies illa solvet urbem in favilla." Ja! das war ein Tag des Zornes, der Rache, der die Stadt in Asche zu verwandeln drohte.

Von allen Weltgegenden, aus London, Brüssel und den Departements trafen Feuerwehren ein. Tag und Nacht bekämpften kühne Löschmannschaften die schrecklichen Brände; sie waren, der Gefahren nicht achtend, unermüdlich bestrebt, Paris zu retten. Sie entrissen viele Opfer dem zerstörenden Elemente; Männer, Frauen und Kinder, die sich nicht mehr flüchten konnten, trugen sie aus den Flammen. Was taten aber währenddem die Mitglieder des Komitees der „ausübenden Gewalt"? Gestern dekretierten sie den Tod sämtlicher Geiseln und beauftragten den Bürger Rigolt mit dem Vollzuge dieses Dekrets. Dieser Bluthund ließ sich das nicht zweimal sagen, eilte nach dem Gefängnisse von St. Pélagie, befahl daselbst, den Republikaner Chaudy zu erschießen und wohnte der Niedermetzelung dreier Gendarmen bei. Von da begab er sich nach dem großen Gefängnis de la Roquette, wo während der sinkenden Nacht, bei Fackelschein der Erzbischof von Paris, Mgr. Darboy, der Senator Bonjean, die Jesuitenpatres Ducoudray, Allard, Clerc und der Pfarrer von der Madeleine,

der ehrwürdige Deguerry, ermordet wurden. Heute kam die Reihe an die Dominikaner von Arcueil. Dreiundzwanzig durch Dekret des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses am 19. Mai arretierte Patres und Brüder wurden damals nach Bicêtre gebracht. Als die Kommunards gezwungen wurden, dieses Fort zu räumen, führten sie ihre Gefangenen mit sich und machten sie unterwegs nieder. —

Freitag, 26. Mai.

Tagsüber besuchte ich die Stadtviertel, aus denen die Kommunards vertrieben waren. Überall Zerstörung! Unmassen von Karren fuhren die bereits in Verwesung befindlichen Kadaver zur Seine und luden sie dort ab; man dachte nicht daran, sie zu beerdigen. —

Nachmittags begleitete mich mein Bruder, und wir nahmen unsern Weg über die Boulevards, den Börsenplatz, wo einige Hunderte den Insurgenten abgenommene Mitrailleusen aufgefahren waren; dann an dem Palais Royal und dem St. Jakobsturme vorüber nach dem Rathause.

Überall sahen wir die Spuren der Verwüstungen durch die Kämpfe und die Brände. — Es waren das, wie ich glaube, die Stadtteile, welche am meisten gelitten hatten. —

Zeitweise hatten wir Schwierigkeiten, weiter zu kommen. Die Truppen, welche die Straßen besetzt hatten, waren sehr mißtrauisch, sahen überall Verdächtige und Brandstifter. — In den Straßen wurden viele Arretierungen vorgenommen, meistens Weiber, die, wie im Wahnsinn herumrasend, Petroleum in die Souterrains gossen. Sie wurden festgenommen und sofort erschossen. Aber selbst wenn die Soldaten sie hätten schonen wollen, würden diese Furien von dem anders gesinnten, sich nun ermannenden Teile der Bevölkerung gelyncht worden sein.

Der besser gesinnte Teil der Pariser hatte endlich Mut gefaßt, seit die Versailler Truppen in Paris eingerückt waren. Solche summarische Hinrichtungen wurden ganz in der Ordnung befunden, man erfreute sich sogar daran und war froh, diese Furien auf kurzem Wege los zu werden.

Eine Wut ohnegleichen hatte sich des Pöbels, einerlei welcher Partei, bemächtigt, und sie töteten sich gegenseitig mit Erbitterung. Hier ein Beispiel von Tollheit und Heroismus, das einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Ich sah einen halbwüchsigen Burschen von etwa fünfzehn Jahren mit einer brennenden Fackel in der Hand an mir vorbeilaufen. Er wurde angehalten und sollte sofort erschossen werden. Ein des Weges kommender Offizier legte sich ins Mittel: „Laßt doch diesen Gassenbuben laufen," sagte er, „er weiß ja nicht, was er tut." Dieser antwortete hierauf: „Ich bin mir dessen vollkommen bewußt, ich will ganz Paris niederbrennen." Daraufhin stellt man ihn an die Mauer, und während man auf ihn anschlug, warf er seine Mütze in die Höhe und rief laut: „Es ist für die Glorie der Kommune!" Und so starb er.

Heute Abend fand die große Metzelei in der Rue de Haxo statt.

Man hatte die letzten fünfzig Geiseln der Roquette (vierzehn Priester und achtunddreißig Stadtsergeanten), die noch dort verblieben waren, abgeführt.

Gefolgt von einer Menge Gesindel und ekelhaften Straßendirnen, die aus Leibeskräften schrien: „Nieder mit ihnen! schlagt sie tot!“ schleppte man sie bis zur Rue de Haxo. Beim Hause Nr. 83 angelangt, stieß man sie in einen von einer Mauer umgebenen Graben, erschoß sie oder machte durch Bajonettstiche und Kolbenhiebe ihnen den Garaus. Man muß nur die Leute kennen, die bei dieser fürchterlichen Metzelei die Anführer waren. Außer den wildesten Führern der Kommune befanden sich dort höhere Offiziere der Nationalgarde und ein großes Kontingent der Amazonen der Kommune, an ihrer Spitze Marguerite Gandair, genannt Lachaise. Sie war eine der blutdürstigsten und verruchtesten Koryphäen dieses Elitekorps der Kommune. Noch flatterte die rote Fahne, und die Batterien der Buttes Chaumont sowie des Père Lachaise fuhren fort, ihre Petroleumbomben auf die unglückliche Stadt zu schleudern. Heute Nacht noch schlug man sich mit der größten Erbitterung in Belleville, deren enge und winklige Straßen mit Barrikaden verrammelt waren. Es mußte ein Ende gemacht und der letzte Schlag geführt werden. Es gelang der Armee des Marschalls Mac Mahon, die Roten in einem Ringe von Blut und Eisen, von Belleville und dem Père Lachaise bis zum Boulevard Beaumarchais, der Rue de Charonne und du Temple einzuschließen.

Samstag, 27. Mai.

Es gießt in Strömen. Die Sonne scheint sich aller dieser Greuel zu schämen und verbirgt sich hinter einem dichten Nebel. Aber der Reflex der Brände verleiht diesem grauen Schleier eine dunkelrote Färbung.

Paris bot diesen Morgen einen düsteren Anblick, es war nicht mehr das lebensfrohe Paris, es war nur noch ein Gespenst.

Ich ließ mich durch den Regen nicht zurückhalten und verließ unser Palais, um eine Rundschau zu halten. Neugierde ist oft stärker als Vorsicht und erregt sogar Wagemut.

Nachmittags traf Baron Gudenus, Attaché bei unsrer Botschaft, aus Versailles ein. Ich schlug ihm vor, mich auf meinen Rekognoszierungen zu begleiten. Er war gerne bereit, und so durchwanderten wir miteinander die Vorstadt St. Antoine, gelangten dann auf den Bastilleplatz, wo wir aber nicht weiter kommen konnten, weil man sich in nächster Nähe schlug und lebhaftes Gewehrfeuer zu vernehmen war. Wir sahen auf unsrem Wege eine Menge gestern und heute gefallener Nationalgarden auf dem Pflaster liegen. Einige Bürger, Neugierige wie wir, wurden in unsrer Nähe verwundet. Wir machten uns daher bald aus dem Staube und gelangten durch Nebengassen auf die großen Boulevards. Abends speisten wir bei Voisin, wo der Donner der Geschütze die Tafelmusik besorgte.

Der Nachts über währende Kampf in Belleville hält immer noch an. Die Versailler zweifelten schon, den hartnäckigen Widerstand der Roten in ihren letzten Schlupfwinkeln brechen zu können und dachten bereits daran, schweres Geschütz hierher zu schaffen, um dieses Stadtviertel in Schutt zu legen. Es war aber nicht nötig, zu diesem äußersten Mittel zu greifen. Die Generäle Ladmirault und Vinoy führten abends die Entscheidung herbei.

Nachdem sich ersterer in den Besitz des Faubourg la Vilette gesetzt hatte, griff letzterer von rückwärts die Buttes Chaumont an und nahm sie im Sturme. Vinoy bemächtigte sich des Père Lachaise und rückte noch in der Nacht bis zur Roquette vor. Die Roten wurden überall geschlagen und flohen in der Richtung auf Vincennes, in der Hoffnung, im dortigen, noch von den Kommunards besetzten Fort Zuflucht zu finden. Aber von den Truppen verfolgt, wurden sie auf ihrer Flucht getötet.

Pfingstsonntag, 28. Mai.

Ich war bei der Zehn Uhr-Messe in der Madeleinekirche. Diese war von Andächtigen gefüllt, welche wohl dem lieben Gott dankten, sie von den Schrecken der Kommune befreit, ihnen das Leben gerettet und den Kultus wieder hergestellt zu haben.

Nachmittag Wagenfahrt mit Baron Gudenus, dem Major von Kodolitsch, unserm Militärattaché und dem englischen Obersten Conolly. Wir machten die Tour über die großen Boulevards bis zum Bastilleplatze und kehrten über das Faubourg St. Antoine, das Gefängnis von Mazas, das Panthéon und Luxembourg zurück. Überall nur Zerstörungen und Trümmer. Wir begegneten auf unserm Wege einem Transporte von dreitausend Gefangenen. Sie marschierten in Reihen zu vieren und waren mit Stricken aneinander gebunden. Eine Kavallerie-Eskorte führte sie nach Versailles in das Lager von Satory. Alle hatten abstoßende, unheimliche Gesichter. Es waren nicht alle Franzosen, man fand unter ihnen Leute aus allen Ländern: Engländer, Deutsche, Italiener, Ungarn, Polen usw. Kurz, es war eine zusammengewürfelte Menge von Galgenvögeln, aus dem Zuchthause entsprungenen Sträflingen, von Individuen, die man immer und überall, wo Unordnung und Anarchie herrschen, antrifft. Sie waren nicht hierher gekommen, um ihren Brüdern, den Kommunards, Hilfe zu leisten — das war ihr geringster Kummer — vielmehr um zu stehlen, zu rauben und zu verwüsten, was sich nicht aneignen ließ, und endlich um zu morden, wo sich die Gelegenheit bot.

Als man sie vorbeiführte, rief das auf den Boulevards angesammelte Volk: „Warum sie wegführen? Schlagt sie auf dem Flecke tot, diese Kanaillen!“ Ein Gendarm, der seinerzeit von den Kommunards arretiert und ins Gefängnis von la Roquette gebracht worden und nur durch ein Wunder dem sicheren Tode entronnen war, befand sich zufällig neben mir. Sich an mich wendend, sagte er: „Wie diese Leute plötzlich einer andern Meinung geworden sind! Als man mich vor nicht langer Zeit arretierte, schrien sie, so wie heute: Tötet ihn, macht ihm den Garaus!“

Dies beweist wieder einmal den wankelmütigen Charakter, die Unbeständigkeit des Pöbels.

Im lateinischen Viertel erwachten in mir so manche Jugenderinnerungen.

Hier begab ich mich in meinen jungen Jahren tagtäglich, in Begleitung meines Erziehers, nach dem Kollegium, um dort Vorträge zu hören. Damals war ich heiter, hatte keine Sorgen außer der, meine Prüfungen gut zu bestehen. Heute, beim Anblick aller dieser Verwüstungen, bemächtigte sich meiner ein großes Entsetzen. Aber bald wurde meine Aufmerksamkeit auf einen

vorüberziehenden Leichenzug gelenkt. Es waren die Überreste des in der Roquette ermordeten Erzbischofs von Paris, Mgr. Darboy, die von dort nach dem erzbischöflichen Palast gebracht wurden. Eine halbe Kompagnie bildete die Eskorte. Alle Leute entblößten das Haupt und schienen diesem Märtyrer die letzte Ehre erweisen zu wollen.

In der Rue de Sèvres hielten wir uns bei den Jesuiten auf, um über die Zahl ihrer Opfer Erkundigungen einzuholen. Am Tor sahen wir einen mit drei Särgen beladenen Leiterwagen. Sie bargen die Leichen der Patres Ducondray, Allard und Clerc, die Todesgefährten des Mgr. Darboy.

Da sich, mit Ausnahme des greisen Paters Lefèvre, niemand im Hause befand, hoben wir selbst die Särge vom Wagen und trugen sie in die Kapelle.

Als wir abends heimkehren wollten, zwang man uns in der Rue Royale, wo es seit vier Tagen noch immer brannte, in die Kette der Löschenden einzutreten. Glücklicherweise konnten wir uns losmachen, und man ließ uns weitergehen.

An der Ecke der Rue de l'Elysée wurden wir von dem dort aufgestellten Posten neuerdings angehalten. Er ließ uns erst nach langen Auseinandersetzungen passieren, und wir konnten dann ungehindert zur Botschaft gelangen. Es war heute der letzte Tag dieses langen und fürchterlichen Kampfes. Die Überbleibsel der Kommunards waren in der Vorstadt des Temple und in der Rue d'Angoulême eingeschlossen. Sie hielten während der Nacht und heute Morgen noch stand.

Sie hatten keine Geschütze mehr, nur eine Barrikade blieb ihnen noch übrig, und trotz des Bewußtseins, ihre letzte Stunde habe nun geschlagen, leisteten sie immer noch verzweifelten Widerstand. Um Mittag wurde auch diese Barrikade genommen, auf ihren Trümmern lag, von fünf Geschossen getroffen, Delescluze, das letzte Haupt der Roten. Rigault, der Prokurator der Kommune, wurde von den Jägern des 19. Regiments gefangen genommen und an der Ecke der Rue Gay-Lussac niedergeschossen. Millière wurde auf den Stufen des Pantheons das gleiche Schicksal zuteil.

Vielen Kommunards gelang es zu entkommen und die deutschen Linien zu passieren.

Der Kampf fand somit sein Ende.

Eine an die Pariser gerichtete Proklamation Mac Mahons lautete: „Frankreichs Armee hat euch gerettet. Paris ist befreit, der Kampf beendet, die Ordnung hergestellt."

Montag, 29. Mai.

Des Morgens mit Baron Gudenus und dem Obersten Conelly durch die Rue Lafayette zu den Buttes Chaumont gefahren. Auf unserm Wege sahen wir abermals einen Transport Gefangener. Sie sahen alle traurig und niedergeschlagen aus. Sie wußten wohl, daß ihre Sache verloren sei und welch trauriges Schicksal ihnen bevorstehe. Auf dem Marsche nach Versailles, bei den verschiedenen Rasten, wurden stets einige von ihnen füsiliert. General Galliffet, einer der ausgezeichnetsten höheren Offiziere des Kaiserreiches, bekannt durch seine kühne Kavallerieattacke bei Sedan, überwachte alle diese Transporte;

er ging wahrlich nicht glimpflich mit diesen Menschen um und machte sich auch keine Skrupel aus diesen summarischen Exekutionen.

In Belleville nahm uns ein Infanterieoberst bereitwilligst unter seinen Schutz. Er führte uns in die engen Winkelgassen dieses Viertels, wo gegenseitig mit so viel Erbitterung seit dem 27. gekämpft worden, und das noch nicht gänzlich von den Roten gesäubert war. Die Häuser waren gesperrt, die Fensterläden geschlossen, hie und da fielen noch einzelne Schüsse. Es mußten daher die noch versteckten Insurgenten aus ihren letzten Schlupfwinkeln vertrieben werden. Als wir hierauf die Buttes Chaumont erstiegen, wurden wir von dem Unteroffizier eines Infanteriedetachements, das im Begriffe war, Gruben zu graben, um die noch nicht geborgenen Leichen hineinzulegen, angehalten. Dieser brave Mann wollte uns nötigen, bei diesem Frondienst mitzuhelfen. Ohne die freundliche Intervention eines Leutnants, dem wir unsre Passierscheine zeigten und der uns daraufhin von dieser harten Arbeit befreite, hätten wir uns der Gewalt fügen müssen. Wir zogen von dannen, und die Pioupious[1]) riefen uns nach: „Das sind Aristokraten!"

Wir gelangten zum Friedhof Père Lachaise, der militärisch besetzt war. Man gewährte uns den Eintritt, und wir konnten mit eigenen Augen schauen, was die Vandalen aus diesem schönen „Campo santo" gemacht hatten. Jeder ehrliche Mensch respektiert die Friedhofsruhe, nur diese Aufständischen achteten sie nicht! Überall fanden wir Beweise hierfür, Unrat und obszöne Inschriften auf den herrlichsten Monumenten. Die schönsten Kapellen waren, die einen als Munitionsdepots, die andern als Deckungen gegen die Geschosse verwendet worden.

Wir mußten mit größter Vorsicht unsern Weg verfolgen, da wir stets in Gefahr schwebten, durch eine explodierende Mine in die Luft zu fliegen. Von Père Lachaise fuhren wir nach der großen Roquette. Dort traf ich einen Bekannten, den Marine-Infanteriehauptmann Herzog von Fitz-James. Ihm hatten wir es zu verdanken, daß uns der Eintritt gestattet wurde. Man führte uns in den Gefängnishof, in dem der Erzbischof von Paris und seine unglückseligen Leidensgefährten massakriert worden waren. Ein grauenerregender Anblick bot sich uns dort dar. Nahe an dreihundert, von den Matrosen bei der Einnahme der Roquette niedergemachte Kommunards und einige Leichen der Opfer der Kommune bedeckten noch den Boden und verpesteten die Luft. — Wenn man sich nicht beeilt, sagte ich mir, diese Tausende von Kadavern unter die Erde zu bringen, so werden außer dem unglücklichen Kriege und der blutigen und brandstifterischen Kommune noch Epidemien über Paris hereinbrechen.

Dienstag, 30. Mai.

Des Morgens begab ich mich nach der Rue des Postes in das Jesuitenhaus. Ich traf dort einen Pater, der sich auch unter den Geiseln des Roquettegefängnisses befunden hatte, dem es aber am Tage der Metzelei gelungen war, von dort zu entkommen. Er schilderte mir in höchst aufregender Weise ihre

[1]) Pioupion, Spitzname für Infanteristen der Linienregimenter.

Gefangenschaft, die physischen, sowie moralischen Leiden, denen sie während derselben ausgesetzt waren. Fast jeden Tag wurden sie in den Hof geführt, wo man ihnen ankündigte, daß sie nun erschossen werden sollten. Dies geschah, um sie einzuschüchtern, ihnen Angst zu machen, um sie auf diese Art zur Abschwörung, wenn gerade nicht ihres Glaubens, wenigstens ihrer Grundsätze, zu bewegen; was aber natürlich nicht gelang. Diese tapfern Männer hielten fest an ihrem Glauben und an ihren Grundsätzen. Sie ließen sich davon nicht abbringen.

Die zwei letzten Tage bekamen sie fast nichts mehr zu essen.

Nach Mittag war ich mit meinem Bruder im Collège Vaugirard, das derzeit leer stand. Während des Krieges wurden die Zöglinge nach Hause geschickt, und später setzten die Kommunards die Patres vor die Türe. Sie ließen nur einen alten Laienbruder zur Aufsicht des Hauses zurück. Er war ein alter Bekannter von uns aus Brugelette, wo er die Wäsche der Zöglinge unter seiner Obhut hatte. Er erkannte uns sofort, nannte uns aber nicht nach unsrem Namen, den er sich nicht gemerkt hatte, sondern — nach unsren damaligen Wäschenummern.

Das Kollegium wurde während des Krieges von deutschen Geschossen und in letzterer Zeit infolge der Straßenkämpfe an der Außenseite stark beschädigt. Diese Schäden waren jedoch sehr gering im Vergleiche zu denen, welche die Bataillone der Kommune, die einige Zeit hindurch hier gehaust hatten, im Innern anrichteten. Sie haben alles zerbrochen und in den Schlafsälen, in den Studierzimmern, ja selbst in der Kapelle Unrat und an den Wänden obszöne Zeichnungen und Aufschriften zurückgelassen.

Bevor ich meine Erinnerung aus der Pariser Schreckenszeit abschließe, will ich noch die beiderseitigen Verluste erwähnen.

Was die Versailler Armee anbelangt, ist der Bericht des Marschalls Mac Mahon authentisch. Dieser schätzt die Verluste seiner Armee in den vor und innerhalb Paris stattgefundenen Kämpfen auf 83 Offiziere tot und 430 verwundet; 794 Mann tot und 6024 verwundet. Bezüglich der Kommunards ist es schwer, die genaue Zahl ihrer Toten und Verwundeten anzugeben. Aus Besorgnis vor nachträglicher Untersuchung hütete sich wohl jeder, ein Mitglied seiner Familie, das in den Reihen der Kommunebataillone gekämpft hatte, getötet oder verwundet wurde, anzuzeigen.

Es konnten daher nur annähernd ihre Verluste geschätzt werden. Die Zahl der auf dem Flecke Niedergeschossenen oder auf den Barrikaden Gefallenen soll an 30000 betragen haben, eine Zahl, die mir nicht übertrieben erscheint. Der so lange dauernde Widerstand der Roten, wie auch ihre ungeheuren Verluste sind durch den Umstand erklärlich, daß sie über 2500 Geschütze und mehr als 400000 Gewehre verfügten.

Zum Schluß noch einen Blick auf die Pariser Presse während der Kommune.

Die gemäßigten Blätter, sogar der republikanische „Siècle“, kurz alle Zeitungen, die nicht im Tone der Kommune schrieben, wurden mit Gewalt

unterdrückt. An ihrer Stelle tauchte eine Journalistik der niederträchtigsten Art auf, an deren Spitze sich „le Père Duchêne“ befand, eine Nachäffung des Herbertschen Blattes aus der Zeit der großen Revolution von 1793. Vermersch, der Redakteur dieses Blattes, verkaufte täglich in Paris 70000 Exemplare seiner Flugschrift.

Damit meine Leser über den Sitten verderbenden Geist dieses Blattes sich eine Vorstellung machen können, will ich hier einige Stellen aus einem der Nummern des „Père Duchêne“ anfügen, doch nur in der Sprache des Originals, da es mir nicht möglich scheint, die Ausdrucksweise dieser Publikation in deutscher Sprache wiederzugeben.

La Commune a dit que tous les citoyens valides étaient de la garde nationale.

Et que tous les bougres de 17 à 35 ans appartenaient aux compagnies de marche, ce qui leur confère le droit de casser les gueules aux mouchards.

Comment se fait-il alors que, malgré le décret, il y ait encore, plein les rues de Paris, un tas de jean-foutres réfractaires qui se baladent aussi tranquillement que si la foire n'était pas sur le pont?

Je sais bien qu'on en a déjà emballé quelqu'uns, mais ça ne suffit pas.

Il faut qu'il n'y ait d'exception pour personne.

Il faut surtout que tous les curés en soient.

Ces jean-foutres-là nous font brûler, tenailler, décapiter, massacrer sous toutes les formes, depuis tantôt dix huit cents ans.

C'est eux qui ont sanctifié avec leurs sacrées bénédictions tous les attentars contre les intérêts du peuple; qui ont foutu leurs Te Deum au service de tous les tyrans: qui ont chanté dans leurs sacrées boutiques à messes les crimes de tous les mangeurs d'hommes. C'est eux qui nous ont mouchardé pendant toute la durée de cette foutue guerre avec les Prussiens, qui nous a couté si cher. C'est eux encore qui payent avec notre pauvre argent tous les gredins de roussins qui foutent maintenant des coups de chassepot dans la gueule à nos prisonniers et qui assassinent nos braves généraux.

Allons donc!

Des capotes à tous ces gaillards-là!

Qu'on leur fonte une bonne paire de godillots dans les pieds, un bon fusil dans les pattes.

Nun sind nahezu fünfunddreißig Jahre verflossen, seit ich Zeuge dieser grauenvollen Ereignisse in Paris gewesen bin; das alte Sprichwort: „Die Zeit heilt alle Wunden“ hat sich in Frankreich glänzend bestätigt; die vielen und schweren Wunden, welche der Krieg 1870—71 und die diesem folgende Pariser Revolte dem schönen Lande geschlagen, sind geheilt, ohne Spuren zu hinterlassen. Paris ist wie der Phönix aus seiner Asche, und zwar verschönert, wiedererstanden. Frankreich nimmt seinen früheren Rang unter den Großmächten ein, sein Heer ist nun weit achtunggebietender, als es vor dem Kriege war.

Ein solches Auferstehen in verhältnismäßig kurzer Zeit gibt Beweis der enormen Leistungsfähigkeit und Spannkraft der französischen Nation.

Die Einheit der Natur.

Von
Walther Löb.

Die Schöpfungsmythen fast aller Völker lassen die Welt aus einem Chaos, aus einem formlosen, regellosen Urzustand entstehen. Ordnende Kräfte schufen aus ihm durch Sichtung des Gleichartigen und Trennung des Ungleichartigen die Natur, in der wir leben. Diese Vorstellungen der Weltbildung entsprechen dem allgemeinen Werdegang menschlicher Erkenntnis, aus der Finsternis teilnahmloser und verständnisloser Naturbetrachtung heraus in das Licht ordnender und besonnener Forschung.

Welches Bild werden wir schauen, wenn die Natur, tausendgestaltig durchwogt von Leben und Sterben, in jenem Lichte sich heller und heller vor unsern Blicken ausbreitet? Wir wissen es nicht, aber wir ahnen es:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen.

Eine große, einheitliche Macht, die nach ewigen Gesetzen alles Geschehen, alles Werden und Vergehen harmonisch lenkt, zu erkennen, ist unser Sehnen, unser Glauben. Ihm geben wir Ausdruck, wenn wir sagen, die Natur ist eine Einheit, ein großer Organismus, der unzählige Glieder in stets wechselnder Tätigkeit hält, aber nur Glieder, die dem einen Organismus angehören, in ihm zur Einheit werden.

I.

Der erste Eindruck der Naturbetrachtung ist zweifellos der einer ungeheuren Mannigfaltigkeit: Tiere, Pflanzen, Steine, Farben, Klänge, Düfte bieten sich in stets wechselnden Formen dar. Und doch finden wir bereits in den ältesten Dokumenten menschlicher Forschung das Bestreben, in dieser Vielheit eine

Einheit zu erkennen, möglichst das ganze, bunte Leben auf eine einzige Kraft, ein Prinzip, eine Idee zurückzuführen. Dieses Bestreben ist so mächtig, daß es den ganzen Inhalt der Naturforschung zu beherrschen scheint. Weniger die Darstellung der Erscheinungen, der wirklich erlebten Mannigfaltigkeiten bildet den Gegenstand der Naturwissenschaft der älteren Zeit, als vielmehr der Versuch, in dieser Mannigfaltigkeit die Einheit zu ergründen, den geheimnisvollen Urquell zu suchen, aus dem der unendlich verzweigte Strom des Naturgeschehens entspringt.

So schien den Pythagoräern das einheitliche Weltprinzip eine göttliche Harmonie zu sein, durch welche die Gesamtheit der Dinge zu einem schönen Ganzen, zu einem Kosmos, vereint ist. Der Akkord der Töne, der regelmäßige Gang der Gestirne, die mit Sphärenmusik den Weltraum durcheilen, die rhythmischen Bewegungen des Tanzes, der regelmäßige Wechsel von Tag und Nacht, die gesetzmäßige Beziehung von Jahreszeit zur Sonnenstellung — alles war ihnen ein Ausdruck der jedes Geschehen beherrschenden und verknüpfenden Ordnung. Zählbar sind die Vorgänge der Welt und durch Zahlenverhältnisse verbunden. Daher ist das Wesentliche, in allen Verschiedenheiten gemeinsam enthaltene die Zahl; sie ist das einheitliche Prinzip, aus dem sich alles ableiten, auf das sich alles zurückführen läßt. „Die Zahl ist das Wesen der Dinge."

Spinoza schuf den Begriff der ewigen Substanz, deren Eigenschaften oder Attribute — Ausdehnung und Denken, d. h. das Körperliche und das Geistige — die Welt erzeugen. Leibniz erdachte die Monaden, kleinste Wesen mit Seele und Körper, als einheitliche Elemente der Welt. Goethe und Darwin nannten das einheitliche Prinzip, das allem Leben zugrunde liegt, Entwicklung, Schopenhauer Willen.

So verschieden diese Deutungen auch erscheinen, sie alle haben den gleichen formalen Inhalt und sind Versuche, die ganze Natur, die Welt als eine Einheit aufzufassen.

Woher kommt dieses Streben nach Einheit? Wir erfahren ja nur Mannigfaltigkeiten, Vielheiten. Die Einheit der Natur ist keine unmittelbar erlebte Tatsache, keine Gewißheit, sie ist eine Annahme, oder besser, um die hohe Bedeutung und den tiefen Sinn des Problems hervorzuheben, sie ist ein Glauben. Pythagoras, Spinoza, Leibniz, Goethe, Darwin, Schopenhauer sind Verkünder dieses Glaubens; Zahl, Substanz, Monade, Entwicklung, Wille sind Bekenntnisse dieses Glaubens.

II.

Jeder Mensch hat die sichere Empfindung, daß er einen abgeschlossenen Organismus, eine Einheit, eine Welt für sich bilde. Dieser Welt seiner Persönlichkeit steht die ganze Außenwelt als ein von ihm getrennter Organismus gegenüber, so daß das anfangs unbestimmte Gefühl von zwei Lebenskreisen, jeder für sich abgeschlossen und einheitlich, waltet: die Innenwelt, das Leben in der Persönlichkeit, die Außenwelt, das Leben außerhalb der Person. Prüfen wir, wie diese Außenwelt mit unserm Organismus in Verbindung tritt, so finden wir, daß immer Wirkungen von außen erfolgen, durch

die wir überhaupt etwas von jenem „Außen" erfahren. Das Licht wirkt auf das Auge, die Wärme auf die Haut, das Körperliche auf den Tastsinn, der Schall auf das Ohr usw.

Wenn wir daher das Gemeinsame der unendlich vielen Beziehungen der Außenwelt oder Natur zu uns mit einem Worte ausdrücken wollen, so müssen wir sagen: Die Natur ist ein Wirkendes. In diesem allgemeinen Sinne fassen wir sie zuerst als eine Einheit auf, erkennen sie als eine Einheit.

Der Mensch, in seinem ungestillten Drang, über das Erkennbare hinauszugehen, stellt, seinem Kausalitätsgefühle folgend, die weitere Frage, was ist das Wirkende. Hier stehen wir an dem Quell des dämonistischen Glaubens, der Religionen, die im Monotheismus der Annahme einer einheitlichen, alles umfassenden, unendlichen Ursache Ausdruck geben. Auch der Gottesglaube ist ein Glauben an die Einheit der Welt.

Beschränken wir uns auf die naturwissenschaftliche Seite des Problems, so erscheint die Natur als ein zweiter Organismus, der dem ersten, unserm eignen Organismus, als neue Einheit gegenübertritt.

Unsre Erfahrungen bestärken diese Auffassung. Wir sehen, daß alles in der Natur in Zusammenhang steht, daß die verschiedenen Erscheinungen sich gegenseitig vielfach bedingen und aufeinander einwirken, daß nie ein Vorgang isoliert auftritt, sondern stets verbunden mit vielen andern, früheren, gleichzeitigen und späteren. Wärme und Leben, Kälte und Sterben, Sonnenstellung und Jahreszeit, Erddrehung und Tag und Nacht, Blitz und Donner, Mond und Ebbe und Flut — alle diese Phänomene stehen in Wechselwirkung, in engem Zusammenhang. Diese Zusammenhänge beobachten wir nicht einmal, sondern unzählige Male, so daß wir die Überzeugung ihrer unveränderlichen Gesetzmäßigkeit gewinnen. Wärme und Leben, Kälte und Sterben usw. sind zusammengehörige Vorgänge, gleichsam verschiedene Seiten der Natur, die nicht isoliert bestehen, sondern zwischen denen, wie zwischen Gliedern eines großen Organismus, innere Konnexe vorhanden sind, die alle Veränderungen verketten. (Wenn ein Teil unsres Körpers in Tätigkeit gesetzt wird, so sind alle andern Teile beeinflußt. Die Leistungen der Muskeln, die Arbeit der Sinne, des Gehirns wirken aufeinander und bedingen den Stoff- und Kraftwechsel des Organismus.) So erkennen wir die Einheit der Natur in der Form eines einzigen, unendlich verwickelten Mechanismus, in dem jeder Schlag tausend Fäden wirkt.

III.

Bei der Bildung dieser Auffassungen sind vor allem Faktoren maßgebend und wirksam, die wir bisher stillschweigend benutzten, ohne uns Rechenschaft über sie zu geben: die menschlichen Denkgesetze und Denkeigentümlichkeiten, die die Form unsrer Naturbetrachtung bestimmen.

Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu: nichts ist in unserm Bewußtsein, was nicht vorher in unsern Sinnen war. Das Material, das der Verstand bearbeitet, wird ihm durch die Sinne, durch Auge und Ohr, Haut und Hand, Mund und Nase zugeführt. Aber wie er dieses

Material verarbeitet, das hängt von den Gesetzen ab, nach denen er denkt, das hängt von unsrer geistigen Organisation ab.

Wenn wir unsre Fähigkeit, Gedanken zu bilden, prüfen, so kommen wir zu einem recht entmutigenden Resultat. Unsre Denkmittel sind beschränkt, und durchaus nicht imstande, die ganze Welt zu umfassen; ja selbst dem einfachsten Vorgang können sie nicht gerecht werden. Es sei z. B. die Aufgabe gestellt, einen Tisch zu beschreiben, d. h. den Eindruck der sinnlichen Erscheinung des Tisches in Gedanken durch die Zeichen der Sprache nachzubilden. Das erscheint einfach: ein rechteckiges, ein rundes horizontales Brett, das auf einigen vertikalen Säulen von bestimmter Höhe ruht. Das ist etwas, aber noch nicht alles. Ein Tisch kann aus Holz oder einem andern Material verfertigt sein; seine Dimensionen können wechselnde Maße haben. Hierüber lassen sich leicht entscheidende Angaben machen. Nun aber weiter: die Farbe. Nehmen wir an, der Tisch sei gelb. Aber hier stutzen wir. Im Dunkeln ist er offenbar nicht gelb, sondern schwarz; bei Beleuchtung mit rotem, blauem, grünem Licht hat er immer andre Farben. Man muß also sagen: der Tisch ist gelb im Tageslicht. Aber selbst das reicht nicht aus. Ein Farbenblinder, dessen Augen dieselbe Existenzberechtigung wie die sogenannten normalen haben, sieht den Tisch im Tageslicht grau. Man definiert also jetzt die Farbe des Tisches als gelb für Tageslicht und die Beschaffenheit der Majorität von Augen. Ein Maler aber, dessen Augen empfindlicher für Farbenunterschiede sind als die normalen, erklärt: Der Tisch ist nicht gelb, er hat mindestens ein Dutzend Farben: hier ist ein roter Stich im Gelben, dort ist er violett überzogen, hier sind blaue Töne, dort graue und grüne. Man sieht, es ist nicht leicht, die Tischfarbe anzugeben, und wenn man durch ihre Schilderung den Ansprüchen eines Malers zur Wahl seiner Farben genügen sollte, so kommt man zu dem Schluß: es ist unmöglich.

Wir gehen in der Beschreibung des Tisches weiter. Er hat auch eine Temperatur, im Sommer ist er warm, im Winter im ungeheizten Zimmer kalt; und da die Lufttemperatur von der Sonnenstrahlung bezw. -stellung abhängt, so wechselt auch fortwährend die Temperatur des Tisches. Die Aufgabe, die Temperatur des Tisches anzugeben, ist überhaupt nicht lösbar, höchstens für den Augenblick, in dem sie gerade gemessen wird.

Ferner: der Tisch steht auf der Erde; diese ist in einem elektrischen Zustand, der je nach der Leitfähigkeit seines Materials für Elektrizität auch den Tisch in einen elektrischen Zustand bringt. Zur Bestimmung der elektrischen Eigenschaften des Tisches wären die empfindlichsten Instrumente erforderlich, und doch würde keine dauernd gültige Angabe zustande kommen, da sein elektrischer Zustand fortwährend, abhängig auch von der wechselnden atmosphärischen Elektrizität, schwankt.

Aber, so wird man einwenden, diese Angaben sind ja auch gar nicht nötig; man weiß doch, was ein Tisch ist. Gewiß; jedoch — und auf diese Einsicht kommt es an — das liegt nicht am Tisch, sondern an uns. Der Tisch hat ebenso seine Temperatur, wie er Platte und Beine hat; ein Tisch ohne Temperatur existiert nicht. Wir benutzen nur lieber jene Eigenschaften zur Definition.

Warum tun wir das? Aus folgendem einfachen Grunde. Wir finden, daß unsre Fähigkeiten nicht ausreichen, den Tisch in allen Einzelheiten richtig und vollständig zu beschreiben, und darum suchen wir einige Eigenschaften heraus, die sich möglichst wenig ändern, bequem nachweisbar und in andern Gegenständen nicht in gleicher Anordnung anzutreffen sind. Farben, Temperatur, elektrische Ladung besitzen unzählige Gegenstände, aber die horizontale Platte auf vertikalen Säulen von bestimmter Höhe ist eine nur für den Tisch charakteristische Eigenschaft; sie finden wir so nicht bei andern Dingen. Deshalb genügt die Angabe dieser Merkmale zur Verständigung, und wir beschränken die Beschreibung auf diese wenigen Daten, weil wir mit dem geringsten geistigen Aufwand die Arbeit der Mitteilung zu bestreiten suchen.

Ganz allgemein finden wir, daß wir überhaupt außerstande sind, irgendeinen Vorgang, irgendeine Erscheinung in Gedanken vollständig nachzubilden, daß wir uns stets mit der Angabe einiger, uns wesentlich erscheinenden, möglichst unveränderlichen Daten begnügen müssen. Wie viel reicher und feiner ist unsre Fähigkeit anzuschauen, als die, das Geschaute durch die Hilfsmittel der Sprache mitzuteilen, zu beschreiben! Wir unterscheiden leicht verschiedene Menschen an der Art ihres Ganges. Und doch, wenn wir auch alle Muskeln, die in Aktion treten, die Schrittlänge, die Hubhöhe angeben könnten, wie unmöglich erscheint es, den Gang eines immerhin normal schreitenden Menschen einem andern so in Worten darzustellen, daß er durch die Schilderung ein deutliches und richtiges Bild erhält. *Ein* Blick aber genügt, um alle die tausend kleinen Eigentümlichkeiten eines Ganges aufzunehmen und mit Hilfe des Gedächtnisses zu verwerten.

Wir können mit unsern beschränkten Mitteln dem reichen Inhalt der Außenwelt, der ungeheuren Mannigfaltigkeit, die bereits in dem einfachsten Naturvorgang steckt, niemals gerecht werden. Und was man tut, wenn man mit kleinen Mitteln in einem anspruchsvollen Leben auskommen will, ist bekannt: man ist sparsam. Aber von einer freiwilligen Sparsamkeit ist nicht die Rede. Wir sind sparsam, weil wir nicht mehr haben und leider keine Anleihen bei besser situierten Verstandesmächten machen können. Deshalb sind wir auch in unsrer geistigen Tätigkeit *unbewußt* sparsam. Diese Sparsamkeit ist ein Gesetz, das durch die Art der geistigen Organisation des Menschen gegeben ist, das man bei der Betrachtung, *wie* wir denken, als ein Prinzip entdeckt hat. Dasselbe ist von der größten Bedeutung für die Beurteilung der menschlichen Erkenntnis. Man bezeichnet es als das Prinzip von der Ökonomie des Denkens.

IV.

Wenden wir diese Überlegungen, für deren Richtigkeit sich in jedem Satze, den wir sprechen, Beweise finden, auf die Naturwissenschaft an. Die unendlich vielseitige Natur wollen wir mit unsern Gedanken bewältigen und nach dem eben erörterten Ökonomieprinzip mit möglichst wenigen Gedanken. Wir gewinnen wissenschaftliche Kenntnis von der Natur durch Vergleichung der einzelnen Geschehnisse und durch Feststellung ihrer Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten. Dabei gehen wir so zu Werke, daß wir zunächst die bequemst

zugänglichen und möglichst unveränderlichen Eigenschaften der einzelnen Vorgänge angeben und alles das unbeachtet lassen, was, obgleich vorhanden, zur Verständigung nicht unbedingt notwendig ist.

Wenn wir in dieser Weise Definitionen für die Naturerscheinungen aufstellen, so sehen wir einzelne Glieder der Definitionen häufig wiederkehren. Zur Definition des Menschen gehört die Eigenschaft, lebende Nachkommen zu erzeugen; die gleiche Eigenschaft haben Löwen, Hunde, Pferde, Walfische usw. Die Gleichheit dieser einen Eigenschaft als Ausgangspunkt einer umfassenderen Definition benutzend, sagen wir dann: Alle Wesen, die lebende Junge erzeugen, sind Säugetiere. Die mannigfachen Unterschiede zwischen den unter die Definition fallenden Arten lassen wir absichtlich beiseite. Ebenso finden wir, wenn wir Hühner, Adler, Finken usw. vergleichen, bei ihnen die gemeinsame Eigenschaft der Federbekleidung, der Brutfähigkeit. Aus diesen Gemeinsamkeiten schaffen wir für alle, abermals ohne Rücksicht auf Verschiedenheiten die einheitliche Bezeichnung: Vögel. So ergeben sich durch Vergleichung unsrer Erfahrungen stets einzelne Eigenschaften als großen Erscheinungskreisen gemeinsame, und diese benutzen wir zur umfassenden Definition.

Wir setzen also aus den verschiedenen Einzelerscheinungen das bei allen wiederkehrende, das „einheitliche" heraus und schaffen dadurch Einheiten in der Naturbetrachtung, die viele Mannigfaltigkeiten umschließen.

Ist durch die Definitionen der Säugetiere und Vögel bereits eine große Zahl von Mannigfaltigkeiten auf in diesen einheitlich vorhandene Momente zurückgeführt, so steigen wir zu einer noch höheren und umfassenderen Einheit auf, wenn wir etwa aus der Eigenschaft der Säugetiere und der Vögel, eine Wirbelsäule zu haben, die Definition der Wirbeltiere schaffen. Immer weiter ziehen wir die Kreise, welche die auf gemeinsame Bestandteile geprüften Erscheinungen enthalten, und — der Schluß ist klar — findet sich eine Eigenschaft, die in allem, was in der Natur geschieht, wiederkehrt, so ist eine Einheit der Naturbetrachtung, eine Definition, der sich die ganze Natur unterordnet, gegeben.

So glaubte Pythagoras in jedem Naturvorgang das Gesetzmäßige, das Geordnete zu erkennen. Ihm wurde das Zeichen der Ordnung, die Zahl, zum Wesen der Dinge; der Begriff der Zahl gab ihm die Möglichkeit, die Welt einheitlich aufzufassen: denn nichts ist, was nicht zahlenmäßig geordnet oder verknüpft ist. Die Zahl ist das allgemeinste, weil in allem enthaltene, das einheitliche, weil alles umfassende.

So sah Schopenhauer im Willen die erzeugende Kraft der ganzen Natur: alles Lebende und alles Tote ist in letzter Linie nur Wille; ihm wird die Welt zur Einheit als Wille.

Durch die Eigentümlichkeiten unsres Denkprozesses, die Ökonomie, den Vergleich, durch Aussuchen einzelner Eigenschaften aus der Vielheit und Ordnung der Natur nach Ähnlichkeiten entsteht eine Einheit der Naturbetrachtung, die anfangs kleinere Gebiete, schließlich die Welt in Zusammenhang bringt.

Diese Einheiten, die aus der Art entstehen, wie wir die Natur anschauen, nennen wir Naturanschauungen, im weiteren, oft nicht verstandenen Sinn Weltanschauungen.

V.

„Alles ist Kraft und Stoff", so lautet das Schlagwort der materialistischen Naturanschauung. Kräfte, wie Stoß, Druck, Zug, die auf Stoffe oder Körper, auf „Materie" einwirken, erzeugen Bewegung. Nur bewegte Materie ist in der Natur. Unsre Empfindungen und Sinneseindrücke sind gleichsam Umformungen der wirklichen Bewegungsvorgänge, Umformungen, die durch die Art der Bewegung und die Einrichtung unsrer Sinnes- und Bewußtseinsorgane hervorgerufen werden. Was schon Demokritos predigte: „Nichts existiert als die Atome und der leere Raum, alles andre ist Meinung", das wiederholten die Materialisten des vergangenen Jahrhunderts: Alles ist Schein, nur die Bewegung der Materie ist wirklich. So läßt sich der Bewegungsbegriff zum allumfassenden erheben, und man gewinnt durch ihn die Möglichkeit, die ganze Natur als Einheit zu betrachten.

Der allmählich zu einer Weltanschauung entwickelte jüngste Materialismus ist ein Produkt naturwissenschaftlicher Tätigkeit und aus der sogenannten mechanischen oder mechanistischen Naturanschauung entstanden.

Die tönende, vibrierende Stimmgabel lehrte, daß der Schall aus schwingender Bewegung besteht, die Schwingungen verbreiten sich wellenförmig in allen Richtungen durch die Luft, wodurch die Bewegung der Stimmgabel auf unser Gehör übertragen wird und dort den Eindruck des Tones erzeugt.

Die Wärmeerscheinungen werden durch die schwingenden Atome des Körpers hervorgerufen gedacht. Wellenförmig fortschreitende Schwingungen rufen im Auge die Empfindung des Lichtes hervor. Die magnetischen Erscheinungen lernte man als eine Form elektrischer Erscheinungen kennen; auch die Fortpflanzung des Lichtes und der strahlenden Wärme läßt sich aus elektrischen Kräften ableiten, so daß schließlich die einheitlichste Form der mechanischen Naturanschauung entstehen konnte, nach der nur *ein* Stoff, der den Weltenraum kontinuierlich erfüllende Äther nichts andres als die Elektrizität selbst — Kräfte ausübt und empfängt, die durch Hervorbringen verschiedener Bewegungszustände das Sein und Geschehen erzeugen. Diese einheitliche Auffassung wurde durch das lange bekannte Erfahrungsgesetz von der Umwandelbarkeit der Naturkräfte — wir sagen heute „Energien" — unterstützt. Man beobachtete, daß Reibung Wärme, Feuer und Licht hervorruft, daß der geriebene Glasstab elektrisch, das vom elektrischen Strome umflossene Eisen magnetisch wird. Reibung ist Bewegung. Die Annahme lag nahe, daß *eine* Bewegungsform, die Reibung, in andre Bewegungsformen, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus übergeht.

Es ist leicht einzusehen, welche Rolle bei der Bildung dieser Naturanschauung die Momente, die für die Schaffung eines einheitlichen Naturbildes als wesentlich hervorgehoben wurden, spielen. Wir erkennen zunächst in großen Umrissen Zusammenhänge zwischen verschiedenen Erscheinungen. Der geriebene Bernstein gewinnt die Fähigkeit, elektrische Anziehung auszuüben, der vom elektrischen Strome durchflossene Draht erwärmt sich, glüht und sendet Licht aus. Bewegung (Reibung), Elektrizität, Wärme, Licht, sind nicht zusammenhanglose Erscheinungen, sondern verbunden und sich gegenseitig

bedingend. In diesen Erfahrungen liegt bereits ein starker einheitbildender Faktor.

Die wissenschaftliche Geistesarbeit — Ökonomie des Denkens, Vergleich und Abstraktion — präzisiert die „Einheit der Natur". Aus den verschiedenen Erlebnissen, aus Schall-, Wärme-, Licht-, elektrischen und magnetischen Vorgängen suchte man unter Vernachlässigung der Verschiedenheiten und der flüchtigen, wechselnden Bestandteile gemeinsame und stets vorhandene zur Bildung des Oberbegriffs heraus. Als das Bleibende im Wechsel erkannte man die Bewegung; sie ist in allem enthalten und darum der geeignetste Ausgangspunkt zur Bildung eines die Natur einheitlich umschließenden Begriffs. In diesem Sinne dürfen wir sagen: die Natur ist eine Einheit, denn sie ist Bewegung.

Es ist die Aufgabe der Naturforschung, die Schöpfung in Gedanken aufzubauen, in die Vergangenheit und in die Zukunft zu sehen. „Bewegung" ist ein Baumaterial dieser geistigen Architektonik; sie ist, anders ausgedrückt, das unzerlegbare und unzerstörbare Element, das in der Form qualitativ wechselnder Erscheinungen immer erhalten bleibt.

Naturwissenschaftliche Gewißheit besitzen lediglich unsre Erfahrungen. Der Gedanke aber, daß alles Bewegung sei, ist keine Erfahrung, keine Gewißheit, sondern ein Deutungsversuch, unternommen zu dem Zweck, eine Einheit der Natur mit den Hilfsmitteln und Gesetzen unsrer geistigen Organisation zu erkennen. Nicht anders ist es, wenn man mit Kant von den aprioristischen Anschauungsformen ausgeht und aus dem Satze: „Alles ist in Raum und Zeit" die einfachste und in jedem Vorgang gegenwärtige Elementarerscheinung ableitet. Die Bewegung erscheint uns als einfachste Veränderung in Raum und Zeit und dadurch besonders geeignet, als Urerscheinung der Erscheinungswelt zu gelten.

VI.

Ein Begriff ist um so schwerer vorstellbar, je weniger individuelle Merkmale er enthält. Eine bestimmte Bewegung ist vorstellbar; dem Begriff „Bewegung" fehlen die Angaben über Richtung, Geschwindigkeit usw., die ihn erst anschaulich machen. Der Begriff „Löwe" ist vorstellbar; der Begriff „Tier" ist zu allgemein, zu umfassend, um bei unsrer Fähigkeit nur das individuell charakteristische mit Hilfe der Erfahrung geistig anschaulich zu machen, je zu einer Vorstellung zu werden. An einen Begriff, der die allen Naturvorgängen gemeinsamen Bestandteile enthält und dadurch die Natur einheitlich darzustellen gestattet, dürfen wir gar nicht mit der Forderung nach Anschaulichkeit herantreten. Solche Oberbegriffe sind lediglich Verstandesprodukte, denen niemals eine einzelne Erfahrung entspricht, sondern die aus allen Erfahrungen nur das Gleichartige verwerten und das Ungleichartige unberücksichtigt lassen. Aber gerade das Ungleichartige, das Veränderliche schafft Erlebnis und Erfahrung, Vorstellbarkeit und Anschaulichkeit.

Bei der Verwertung der allgemeinsten Begriffe zur Beschreibung der einzelnen Erscheinungen kehren jedoch aus diesen die individuellen Merkmale in den Begriff zurück und machen ihn nicht nur anschaulich, sondern auch,

was für die Wissenschaft erforderlich ist, meßbar. Wenn wir den Bewegungsbegriff etwa auf optische Phänomene anwenden, so führen wir bestimmte Richtungen, Schwingungen, Geschwindigkeiten zur Individualisierung hinzu; ebenso, wenn wir die Wärme aus Atomschwingungen, den Druck der Gase aus molekularen Stößen ableiten.

Naturvorgänge sind Veränderungen. „Alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein verharren will." „Πάντα ῥεῖ (alles fließt)." Zweifellos ist der Begriff der Veränderung der allgemeinste. Aber er eignet sich nicht zur Naturbeschreibung, weil sein Inhalt keine einheitliche Auffassung gestattet, sondern gerade die Negation der Einheit enthält und das Mannigfaltige betont. Aus dieser Einsicht erwächst das Problem, „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" zu suchen, es erhebt sich die Frage: Was ist allen Veränderungen gemeinsam? Die Antwort lautet: Arbeit oder Energie.

Jeder Naturvorgang, jede Erscheinung, jede Empfindung ist eine Wirkung auf die Gegenstände der Außenwelt oder auf uns. Eine Wirkung aber scheint uns nicht möglich ohne Leistung, ohne Arbeit, ohne Energie. Man kann deshalb dem Begriff der Veränderung den der Arbeit oder Energie als einen ebenso allgemeinen zur Seite setzen mit dem Vorzug, in ihm einen Ausgangspunkt zur einheitlichen Auffassung zu schaffen. Die Naturanschauung, deren Motto lautet: „Alles ist Energie", heißt die energetische oder die Energetik.

In der Anwendung des unvorstellbaren Energiebegriffes auf die Erfahrung tritt die erörterte Individualisierung des Begriffes ein. Wir finden verschiedenartige Wirkungen, sowohl unmittelbar in bezug auf unsre Sinne als auch mittelbar in bezug auf die Gegenstände der Außenwelt untereinander. Wir haben Licht-, Wärme-, Tast-, Schallempfindungen; die Sonnenstrahlen lassen Wasser verdunsten, schwärzen photographisches Papier, unterhalten das Leben der Pflanze. Die gespannte Feder treibt eine Uhr, der Akkumulator liefert Elektrizität. Die Wirkungen, die Veränderungen treten in wechselnden Formen auf. Man spricht deshalb von den Arbeits- und Energieformen der Natur und führt die verschiedenen Erscheinungen auf verschiedene Energieformen zurück. So erhalten wir eine Licht-, eine Wärme-, eine Elektrizitätsenergieform, eine chemische Energieform usw. je nach dem Qualitätenkreis unsrer Sinne, der durch die Naturvorgänge in Tätigkeit gesetzt wird. Die ganze Natur wird zu einem Komplex von Energieformen. In einer Pflanze sehen wir die Farbe als Folge der Arbeit des Lichtes, ihre Stellung als Folge der Arbeit der Schwerkraft und der Sonne; die räumlichen Formen bestimmt eine Formenergie, die Arbeit des Lichtes schafft die Temperatur und die chemische Tätigkeit der Ernährung und Atmung. Die Äußerungen der verschiedenartigsten Energieformen vereinigen sich in unserm Bewußtsein zu dem Gesamtbilde, dem wir den Namen „Pflanze" geben.

Diese philosophische Begründung der Wahl des Energiebegriffes zwecks einheitlicher Naturbetrachtung gewinnt naturwissenschaftlichen Wert durch die Erkenntnis eines sehr allgemeinen Naturgesetzes, des Gesetzes von der Erhaltung der Energie. Sein Inhalt ist der folgende:

Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Energieform durch geeignete Mittel in eine andre umwandelbar ist.

Die chemische Energie der Kohle führen wir im Ofen in Wärme über, im Dampfkessel in Druckenergie. Der Dampf treibt den Stempel im Zylinder der Dampfmaschine und erzeugt Bewegungsenergie. Sie setzt die Dynamomaschine in elektrische um; der Motor der Straßenbahnwagen verwandelt die elektrische wieder in Bewegungsenergie, der elektrische Ofen in Wärmeenergie, das Glühlicht und die Bogenlampe in Lichtenergie. Die Pflanze, die unter dem Einfluß der Sonne sich ernährt und wächst, verwertet die strahlende Energie als chemische. Der Mensch verwendet die chemische Energie der Nahrungsmittel teils, um sie in Wärmeenergie, die seine Körpertemperatur regelt, überzuführen, teils, um die für die Muskeltätigkeit notwendige mechanische Energie zu gewinnen. Kurz, wohin wir blicken, was wir erfahren — überall handelt es sich nur um Wandlungen der Energieformen.

Bei diesen Übergängen einer Energieform in die andre läßt sich, wie ungezählte Versuche ergaben, niemals der Gesamtbetrag der Energie vergrößern oder verkleinern. Die ursprüngliche Summe des auf der Erde vorhandenen Arbeitswertes bleibt konstant, nur die Erscheinungsform wechselt.

Die gegenseitige Umwandelbarkeit macht es möglich, die in den verschiedenen Vorgängen enthaltenen Arbeitsbeträge nach *einem* willkürlich gewählten Maße zu messen. Man definiert z. B. als Einheit[1]) der mechanischen Energie das Meterkilogramm, d. h. diejenige Arbeit, die wir leisten müssen, um ein Kilogramm ein Meter zu heben. Indem wir nun bestimmen, wie viele Meterkilogramme irgendeine andre Energieform bei ihrer vollkommenen Umwandlung in mechanische Energie zu leisten vermag, können wir den Arbeitswert der ersteren mit mechanischem Maße messen. Die Energieformen treten so in ein Verhältnis der Gleichwertigkeit oder Äquivalenz; der zugrunde liegende Begriff der Arbeit wird, festgelegt durch eine aus wissenschaftlichen Gründen gewählte Währung, durch das Meterkilogramm gemessen, das gegenüber den natürlichen Vorgängen die Rolle des Wertmessers übernimmt, ebenso wie das Gold als Wertmesser der sozialen und kulturellen Bedürfnisse der Menschen fungiert.

In dieser quantitativen Verknüpfung liegt die naturwissenschaftliche Bedeutung der Energetik als einer Anschauung von der Einheit der Natur.

VII.

Die ganze Natur einheitlich zu erkennen, ist ein großes und lockendes Problem. Von seiner Lösung aber sind wir weit entfernt. Die ungleiche Ausbildung der einzelnen Disziplinen, die Unmöglichkeit für *einen* Menschen, das ganze weite Gebiet von seinem Standpunkte aus deutlich zu übersehen, beschränken die zusammenfassende Betrachtung immer auf einen Ausschnitt und

[1]) In der Wissenschaft benutzt man als Arbeitseinheit das Erg, d. h. diejenige Arbeit, die die Einheit der Kraft, eine Dyne, leistet, wenn sie die Verschiebung eines Körpers um 1 cm bewirkt. Eine Dyne ist die Kraft, die der Masse von 1 g in einer Sekunde die Beschleunigung 1 cm erteilt.

zwingen uns, zunächst die Einheiten in größeren Erscheinungskreisen gesondert zu suchen und der Zukunft die Verschmelzung zu einer einheitlichen Gesamtauffassung zu überlassen. So finden wir, wenn wir den Blick von der Wissenschaft des Unbelebten, der Physik und der Chemie, auf die Lehre vom Leben, die Biologie, richten, einen neuen Begriff an die Spitze gestellt, der, aus der Betrachtung der Lebenserscheinungen abgeleitet, in jedem Leben enthalten ist und alles Lebendige in seiner ungeheuren Verschiedenheit zu einer Einheit zusammenschließt. Ich meine den Begriff der „Entwicklung".

So weit die Lebensvorgänge physikalisch und chemisch betrachtet werden, so weit gelten natürlich auch hier lediglich die Prinzipien der Physik und Chemie. Aber gerade das, was uns für das Leben charakteristisch scheint, Wachstum, Neubildung der Organe, Fortpflanzung, Vererbung, Selbstregulation des Organismus und schließlich das psychische Geschehen, ist bis heute trotz einiger Analogien nicht aus den physikalischen und chemischen Prinzipien ableitbar.

Wir bemerken meist, daß wir bei den Begriffen, die wir auf die Vorgänge der Außenwelt anwenden, von Erfahrungen und Erlebnissen an unserm eignen Organismus ausgehen. So ist der Bewegungsbegriff uns besonders vertraut und deshalb geeignet zu der Rolle, die er in der mechanischen Anschauung spielt, weil wir am häufigsten Veränderungen durch unsre eignen willkürlichen Bewegungen hervorrufen. Jeder Willensimpuls, der zur Tat wird, äußert sich zunächst als Bewegung. Es steckt ein gewisser Anthropomorphismus in der Sucht, das, was wir in uns als Ursache betrachten, auch dem Geschehen der Außenwelt als Ursache unterzuschieben. So, wenn Schopenhauer den Willen aus uns auf die Welt überträgt; so auch, wenn wir die Bewegung als Grund der Veränderung, des Geschehens in der Außenwelt ansehen. Jeder Effekt, den wir hervorrufen, kostet uns Anstrengung oder Arbeit. Wir übertragen diese Erfahrung auf alle Effekte der Natur und fassen „Arbeit" als das Wesen jeder Zustandsänderung auf. Bei diesem Übertragen werden die ursprünglich subjektiven und individuellen Begriffe objektiviert, d. h. es wird ihnen ein allgemein gültiger, quantitativ faßbarer Inhalt gegeben, der sie für die Zwecke der Naturwissenschaft erst brauchbar macht.

In ähnlicher Weise führte das unsre Bewußtseinsvorgänge stetig begleitende Zeitgefühl, die Empfindung der unablässig vorwärtseilenden Zeit, die uns niemals eine Wiederkehr des durchlebten Augenblickes gestattet, in der wir uns unaufhörlich verändern, zu der Verknüpfung der Zeit mit allen Naturvorgängen. Indem wir die Reihenfolge der Erscheinungen beobachten, das Früher und Später der Veränderungen betonen, gelangen wir zu dem Begriffe der Entwicklung. So wenig, wie ein Zeitpunkt sich je wiederholt, so wenig auch ein Zustand, wenn wir ihn als zeitliches Glied einer unendlichen Kette betrachten. Da nichts dauernd unverändert bleibt, so entwickelt sich alles: der Diamant, der in der Vergangenheit kristallisierte, der Felsen, der verwitterte, die gewaltigen ozeanischen Salzablagerungen, die Erzadern im Gestein, die Stalaktiten in den Tropfsteinhöhlen, sie alle sind Produkte und Objekte der Entwicklung.

Zur wissenschaftlichen Bedeutung gelangte aber der Entwicklungsgedanke erst, als er, auf die Folge der Lebenserscheinungen angewandt, sich zu einer einheitlichen Auffassung als besonders geeignet erwies. Der Grund hierfür liegt in der ungleich kürzeren Dauer, welche die Veränderungen der Lebensformen häufig beanspruchen, gegenüber den geologischen Epochen, die eine nachweisbare Entwicklung der mineralischen, anorganischen Welt zu erfordern scheint. Jedoch fehlt es nicht an Versuchen, einen Stammbaum der chemischen Elemente, die sich aus einem Urelemente entwickelt haben sollen, wie die Planetenwelt aus dem Urnebel, aufzustellen.

Der Entwicklungsgedanke ist heute Gemeingut der Kultur geworden. An die Namen Kasp. Fried. Wolf, Lamarck, Goethe, Oken und vor allen Darwin und Haeckel knüpft sich das Bild der Metamorphose der Pflanzen und Tiere, die Abstammungslehre und die Vererbungstheorie. Jede gegenwärtige Form des Lebens ist nur eine vergängliche Phase einer fortschreitenden, nie stille stehenden Entwicklung.

Diese große, einheitliche Auffassung des Lebens wird durch die Verknüpfung der einzelnen Lebensformen vertieft und erweitert. Wie aus der Umwandelbarkeit der Energieformen schließlich im Sinne der mechanischen Auffassung die Bewegung als Urelement aufgestellt wurde, so gaben die vielen Beziehungen, die in den Entwicklungsstadien der einzelnen Tierkreise auftreten, den Fingerzeig, ein Urlebenswesen anzunehmen, dessen mannigfache Veränderungen in der Zeit die vielgestaltige Welt der lebenden Schöpfung in Gedanken nachzubilden gestatten. Zumal die Erkenntnis, daß alle Lebewesen aus Zellen[1]) bestehen, gab die Grundlage einer einheitlichen Betrachtung des ganzen Lebens. Wäre ein Naturforscher im Besitz einer vollkommenen mechanischen Auffassung, so könnte er, wie Laplace, sagen: Gebt mir Kraft und Stoff, und ich baue in Gedanken alles physikalische und chemische Geschehen auf. Der Naturforscher, der das ganze Leben als Entwicklung erkennen würde, dürfte mit gleichem Rechte sagen: Gebt mir die Urzelle, und ich wiederhole in Gedanken die ganze lebendige Schöpfung.

VIII.

Die Naturanschauungen sind Symbole, die unsre gegenwärtigen Kenntnisse zum Ausdruck bringen und vorsichtig Fernblicke in die Zukunft andeuten. Ihre Entstehung aus der Erfahrung bedingt ihre Unabgeschlossenheit und Vergänglichkeit. Ihre Grundgedanken: „Alles ist Bewegung, oder alles ist Energie, oder alles ist Entwicklung" sind Versuche, das jetzige Wissen einheitlich zusammenzufassen und für die nächste Zeit Forschungsmaximen aufzustellen. Mit dieser bescheidenen, sachgemäßen Rolle, die der Gelehrte bei seiner Arbeit der „Einheit der Natur" zuschreiben muß, begnügt sich aber der Mensch nicht. Er steht der ganzen Welt, aus der die Tatsachen der Naturwissenschaft nur einen Ausschnitt bilden, gegenüber und sucht im faustischen Drange das All

[1]) „Zelle" ist ein ökonomisch gebildeter Begriff. Den in seiner Form und Zusammensetzung relativ beständigen, trotz vieler Verschiedenheiten in allen Lebewesen gleichartigen, kleinsten organisierten Komplex bezeichnet man als Zelle.

zu umfassen und, wenn auch nicht zu ergründen, so doch zu seiner Persönlichkeit in bestimmte Beziehung zu setzen.

Auch hier treibt eine tief im Menschen wurzelnde Macht zu dem Versuch, die Welt als Einheit zu begreifen, eine „Weltanschauung" zu gewinnen.

Religion und Philosophie gaben zuerst die großen Einheitsgedanken: Gott, die ewige unendliche Substanz Spinozas, der Wille Schopenhauers sind Welteinheiten.

Die großen Erfolge des naturwissenschaftlichen Denkens und Forschens, der verlockende Inhalt der Naturanschauungen, die eine Einheit der Natur predigen, gaben anscheinend geeignete Stützpunkte, um durch Übertragung der aus verhältnismäßig engen Erfahrungen gewonnenen Prinzipien auf die ganze Welt „Weltanschauungen" zu schaffen. Durch solche Erweiterungen entstand aus der mechanischen Naturanschauung der Materialismus des vergangenen Jahrhunderts, so eine energetische Weltanschauung aus der naturwissenschaftlichen Energetik, so der Haeckelsche Monismus aus der Entwicklungslehre.

Die Weltanschauung enthält mehr und weniger als die Naturanschauung. Sie ist weit universeller, indem sie die ganze Welt umfaßt, sie ist weit enger, indem sie individuell ist. Weltanschauung ist die Gesamtwirkung seines inneren und äußeren Erlebens und seines Denkens auf das Individuum; sie enthält daher Elemente, die in *ihm* gegeben sind und bringt einen Zusammenhang zwischen dem Weltinhalt einerseits und dem Individuum anderseits zum Ausdrucke. Die einzelne Persönlichkeit ist ebenso sehr Bedingung für die Form der Weltanschauung wie die ganze Welt außer ihr. Eine Naturanschauung ist eine mögliche und befriedigende Anschauung der Natur durch die Menschen; eine Weltanschauung ist eine Anschauung der Welt durch den einzelnen Menschen; sie ist eine Seite, eine Äußerung des Charakters.

Immer, wenn wir das Gebiet des objektiven Wissens und der allgemein gültigen Erfahrung verlassen, müssen wir subjektiv werden, d. h. aus unsrer Persönlichkeit die unsern Kenntnissen fehlenden Teile ersetzen. So knüpfen sich Weltanschauungen immer an die Namen einzelner Persönlichkeiten; ihre Gedanken kehren in religiösen, ethischen, philosophischen Problemen immer aufs neue in anderm Gewande wieder. Sie entwickeln sich nicht mit dem Fortschritt der Wissenschaft, sondern entstehen und vergehen im Reiche des persönlichen, subjektiven Lebens.

Die Überzeugung von der Einheit der Natur entspringt der Form des menschlichen Geistes, den Denkgesetzen und den Erfahrungen, die wir mittels der *Denkgesetze* geistig verarbeiten. In ihnen liegen die einzigen Voraussetzungen, die dem Menschen bei der Erforschung der Natur notwendig und gestattet sind; sie bezeichnen den Standpunkt, von dem aus der Blick vorurteilsfrei und dem reinen Zwecke der Erkenntnis zugewandt in die Geheimnisse der Natur zu dringen und sie zu entwirren sucht. In ihnen liegen aber auch die Schranken, die der menschliche, nur das Endliche erfassende Geist niemals zu überschreiten vermag.

Mein erster Tag in Söul.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

. . . Endlich bin ich glücklich in Söul angelangt. Es ist Abendzeit, und der Mond geht eben auf. In der Dämmerung erscheint die trostloseste kaiserliche Residenz der Welt noch trostloser, armseliger, elender und verlassener.

Meine Sänfte wird durch eine lange Straße oder vielmehr Chaussee getragen.

Kleine Häuser stehen auf beiden Seiten, aber Häuser können sie kaum genannt werden — die, welche ich bis jetzt gesehen habe, kann man im besten Falle „Hütten" nennen — und nun erreichen wir die beiden Mauern der inneren Stadt; denn bis jetzt sind wir nur in der äußeren gewesen. Die Mauer ist baufällig und verwittert. Vor mir steht eine Anzahl mit Dächern versehener, bemalter Tore; ich könnte mir fast einbilden, wieder in Peking zu sein, denn das Bild ist eine Kopie, jedoch in verkleinertem Maßstab. In der Dunkelheit kann ich freilich nicht unterscheiden, um wie viel kleiner sie ist. Der allgemeine Eindruck ist der gleiche, mit den charakteristischen chinesischen Merkmalen.

Mittlerweile scheint der Mond hell, aber er zeigt nichts Neues in der Beschaffenheit des Weges innerhalb der Ringmauern. Die Hauptstraße von Söul liegt so tief in Schlamm und Schmutz, wie sie zur Zeit gewesen sein mag, als „die Wasser sich verliefen". Ihre Häuser haben sich ebenso kaum verändert; sie sind nicht mehr als die Lehmhütten des prähistorischen Menschen, sein Schutz gegen Kälte oder Hitze.

Ich ersuchte die Träger meiner Sänfte, langsam zu gehen; ich wünschte keinen meiner ersten Eindrücke zu verlieren. Der erste Anblick eines fremden Landes prägt sich unserm Geist in ganz einziger Art auf. Das Unbekannte hat etwas Bezauberndes — ein seltsames Interesse heftet sich an das Unerwartete. Unsre Wanderungen unter fremden Völkern in den Straßen einer fremden Stadt vermag die Feder nicht zu beschreiben.

Alles, was ungewöhnlich, ist geheimnisvoll, bis die Wirklichkeit den Schleier hinwegzieht; und solange es von unsrer Einbildungskraft aufgebaut und von ihren phantastischen Schöpfungen bevölkert ist, bleibt es eine Stadt der Träume. —

Die Straßen werden breiter und die Lehmhütten noch ausdrucksloser. Ich halte einen Augenblick auf dem großen Square; er mag der Mittelpunkt der Stadt sein, ist aber wenig mehr als ein Kreuzweg, der in mehrere Seitenstraßen führt.

Es ist kaum sieben Uhr, und doch brütet über allem ein todesähnliches Schweigen, eine friedvolle Stille, so vollkommen, wie man sie sich nur vorstellen kann. Die breiten Straßen scheinen ein ungeheurer Kirchhof zu sein und die niedrigen Häuser mit flachen Dächern Gräber. Man könnte meinen, es sei Allerseelentag, denn über jedem Grabe brennt eine kleine Lampe. Eine Laterne mit gelblicher Flamme hängt vor dem Eingang zu jeder Höhle herab.

Die Leute selbst — wie Geister kehren sie in ihre Heimstätten zurück, alle gekleidet in Weiß und alle miteinander stumm. Ohne einen Laut huschen sie über die Pfade dieses endlosen Gräberfelds, bis sie in den Tiefen einer der erleuchteten Grüfte verschwinden.

Von keinem andern Ort, den ich gesehen, habe ich jemals einen solchen Eindruck empfangen wie von Söul beim ersten Anblick. Wie ich diese Stadt jetzt sah, beim Lichte eines Novembermonds, dunkel, stumm, öde und geisterhaft, schien sie mehr irgendeinem Märchen zu gleichen als der Wirklichkeit. Beinah wie einer jener legendarischen Orte, die in der Dichtung fast jeden Volkes besungen worden sind, und deren Erzählungen die Kleinen in der Kinderstube, die noch nichts von der härtern Seite des Lebens wissen, mit solchem Entzücken lauschen.

Solch eine Stadt war mir Söul in den wenigen ersten Stunden nach meiner Ankunft.

Der Klang von Trommeln und Trompeten weckte mich. Von wem kam er? Von Geistern? Was kann geschehen sein, daß das Haus des Schweigens durch solch einen schrecklichen Aufruhr gestört worden ist?

Ich eile an mein Fenster. Die lange Straße, der Square, jeder Zoll Erde ist von Soldaten eingenommen. Sie sind klein und gelb und tragen eine schwarze Uniform mit breitem roten Kragen. Die schwarzen Röcke, roten Kragen und gelben Gesichter machen ein wunderliches Farbenspiel, fast so, als ob diese Krieger mit Streifen bemalt wären. Es scheint ihnen aber zu gefallen.

Wenn diese Mischung zu nichts anderm dient, bietet sie dem Feinde doch eine vortreffliche Schießscheibe, was vermutlich auch der Gedanke des Erfinders war.

Der Lärm dauert fort. Die Trompeten blasen, und diese schwarz-rotgelben kleinen Leute, die Zinnsoldaten gleichen, bewegen sich beständig vor mir hin und her. Straße auf Straße ab marschieren sie hintereinander wie Theatersoldaten, die auf der einen Seite der Bühne verschwinden und auf der

andern wiederkommen, immer dieselben Figuranten, aber man könnte meinen, sie wären eine mächtige Armee.

Und während der ganzen Zeit funkeln die Bajonette auf den Läufen der Gewehre, deren Gewicht für diese kleinen Menschen fast zu schwer erscheint. Die Trommeln wirbeln, und Fanfaren klingen in die scharfe Morgenluft.

Was hat sich begeben? Ist die Krönung am Ende doch nicht verschoben worden? Hat der Kaiser endlich die Festlichkeiten eröffnet, die so lange schon erwartet worden sind?

Ich ziehe die Klingel, und ein Diener, mit einem in einen Knoten gebundenen Zopf und in Weiß gekleidet, tritt ein. Sein langer Rock ist von Leinen, sein Kopf mit einem glockenförmigen Hut aus Pferdehaar bedeckt, der einem Sturz gleicht, wie man ihn gebraucht, um Süßigkeiten vor Fliegen zu schützen.

Dieser wunderliche Diener scheint mehr erstaunt über meine Frage zu sein, als ich über seine Livree bin.

„Die Armee ist doch von europäischen Offizieren ausgebildet worden! Sie hat, im westlichen Stile, gelernt zu marschieren, zu manövrieren und totzuschießen, und nun fragen Sie, ein Europäer, der aus dem Westen kommt, mit offenbarer Ironie, was alles dies bedeuten soll?“ . . .

Die Dämmerung ist in den Morgen übergegangen, und die Türen der Läden öffnen sich eine nach der andern. Die meisten sind für die Nacht nur mit Matten oder ein paar Brettern bedeckt. Allmählich kommen die Kunden, alle in Weiß. Männer und Frauen tragen gleicherweise lange leinene Röcke (Kaftans), auch ihre Fußbekleidung ist von Leinen, so daß sie buchstäblich von Kopf bis zu den Füßen weiß sind, ausgenommen den schwarzen Hut von Pferdehaar.

Dann und wann erblicke ich eine Sänfte, nicht größer als eine mäßige Kiste, in die der Insasse hineingezwängt ist. Kein Wagen, Geschirr irgendwelcher Art oder Pferd ist zu sehen, trotz des zunehmenden Verkehrs, der indessen vollkommen geräuschlos ist. Dies mag vielleicht dazu beitragen, daß ich immer noch unter dem Eindruck bin, in einer verlassenen Stadt zu sein.

Es ist gewöhnlich am ersten Tage, daß wir die charakteristischsten Züge erfassen, oder daß auf jeden Fall die hervorspringendsten Eigentümlichkeiten auf unsre Phantasie am stärksten wirken, solange unsre Aufnahmefähigkeit noch frisch ist.

Nach dem Frühstück begebe ich mich auf einen Spaziergang und finde mir gegenüber das Schloßtor, vor dem einige Soldaten stehen. Darüber hinaus erstreckt sich eine lange Straße, der ich mich zuwende. Dies ist dieselbe Straße, die gestern einem Friedhof glich. Die Häuser stehen nun offen, da die Bretterwand, die sie nach der Straße zu verschloß, entfernt worden ist. Eine Menge Läden sind da, jedoch klein und gering, mit Waren, die meine Aufmerksamkeit nicht anziehen. Am besten ist, was die Kunsttischler zur Schau stellen: kleine Kasten mit Bronzeverzierungen und großen polierten

Verschlüssen. Diese sind nicht weniger seltsam als geschmackvoll. Auch scheinen sie sich gut zu verkaufen, denn in einer ganzen Reihe kann ich nichts andres sehen.

An Vegetabilien ist kein Mangel; doch boten die Körbe nicht zum vierten Teil so verschiedenartige wie in einer chinesischen Materialwarenhandlung. Andre Läden bemerkt zu haben, erinnere ich mich nicht. Sie schienen ziemlich leer zu sein; niemals waren mehr als ein paar Käufer darin.

Dagegen waren Schilderhäuschen in beträchtlicher Zahl vorhanden. Alle zwanzig oder dreißig Schritte stieß man auf ein solches, mit einem untersetzten und bewaffneten schwarz-rot-gelben Kriegsmann darin.

Wohin ich mich auch wende, zur Rechten, zur Linken, vor mir und hinter mir, überall sind Schilderhäuschen. Kann es möglich sein, daß es einer ganzen Armee bedarf, um dies kleine Volk in Ordnung zu halten?

Nicht eher hatte ich mir diese Frage gestellt, als ich einen Krawall bemerke: einige Kulis, die Gemüsekörbe trugen, waren in einen Faustkampf geraten und zwei Straßenjungen übereinander hergefallen. Aber der Mann auf der Wache steht unbewegt. Sein Blick scheint eher zu billigen als zu verurteilen. Er beabsichtigt offenbar nicht, Frieden zu stiften; das scheint nicht zu seinen Pflichten zu gehören. So mögen die Kulis mitten unter den Kohlköpfen fechten soviel sie wollen. (Die Gruppe, nebenbei gesagt, gibt ein hübsches Bild, die Kulis in Weiß, mit der grünen Ladung auf dem Rücken, im heftigsten Kampf.) Der kleinere der beiden Jungen fängt an zu schreien, da Blut von seiner Stirne tropft; aber auch das rührt den Soldaten nicht. Es würde mich nicht wundern, wenn das, was er eben murmelt, so viel heißen sollte, als: Er gehöre nicht dem „Roten Kreuz" an.

Indem ich weiter ging, hörte ich mehr Schreien und Streiten und war Zeuge von einigen weiteren Scharmützeln. Erst jetzt ward ich gewahr, wie wenig ich an solche Szenen gewöhnt sei, da ich in China niemals gesehen habe, daß die Leute sich rauften. Die tausendjährige Zivilisation, die dort herrscht, schützt davor.

Ich nähere mich nun einer im Bau begriffenen Halle, die ein spitzes Dach und breite Traufen hat, ähnlich denen des Palastes in Peking.

Ein ganzer Wald von Balken ist hier aufgetürmt. Die Präzision, mit der die Arbeiter die verschiedenen Teile zusammenfügen, ohne Nägel zu gebrauchen, entzückt mich: sie zeigt, daß die Traditionen der alten Architektur noch nicht ausgestorben sind.

Hier bin ich in der Nähe des kaiserlichen Palastes. Dem Haupttor gegenüber ist ein großer, freier Platz, der weiterhin in eine Straße mit öffentlichen Gebäuden zu beiden Seiten mündet: es sind die Ministerien, in denen das Gespinst der koreanischen Regierung gewoben wird.

Von außen gesehen, hat der Palast wenig Besonderes. Die Fassade ist niedrig, und die Mauern sind mit Lehm bedeckt, während die Tore, in chinesischem Stil und mit Ziegeln bekrönt, auch nicht viel besser sind. Sie stehen weit offen und führen in einen weiten inneren Hof, in dem sich eine Anzahl privater und Staatssänften befindet. Haufen von Dienern, Aufsehern und Kulis wärmen sich in der Sonne; andre spielen Ball, den sie mit ihren Beinen fortschleudern und wieder fangen.

In der Mitte der Straße begegnet man Mandarinen, die in ihre Ämter eilen, Magistratspersonen und andern ansehnlichen Leuten, die meisten in Sänften oder vielmehr Kisten, die von zwei Dienern getragen werden. Das Vehikel ist mit einem Tuch bedeckt, dessen Farbe bei der besseren Klasse mit der der Livree ihrer Diener übereinstimmt. Purpur und blau scheinen die Farben der koreanischen Aristokratie.

Das Merkwürdigste von allem war die „Equipage" eines Adligen in Trauer. Seine Sänfte war ganz neuerdings mit einem gelblichen Zeug verhängt worden, wie seine Diener es auch trugen. Ihre Röcke, mit einem breiten Gürtel um den Leib, reichten fast bis zur Erde, waren aber, um ihre Bewegungen nicht zu hindern, bis zur Hüfte aufgeschlitzt. Indessen kann dies nur Sache der Mode sein; denn auch die Peitsche würde einen Koreaner nicht zur Eile antreiben.

Wenn sie trauern, tragen sie Strohhüte, welche die Gestalt eines richtigen Brotkorbes haben, aber nicht schwarz sind; die breiten Ränder reichen bis zur Schulter herab und bedecken das Gesicht vollkommen. In solch einem spukhaften Kostüm haben sie eine starke Ähnlichkeit mit gelben Pilzen, die an einem Sommertag emporgeschossen sind. Strohsandalen vervollständigen ihren Anzug.

Trotz dieser wunderlichen Einzelheiten und albernen Zusammenstellungen ist der Gesamteffekt kein übler; die Farben, die seidenbedeckte Sänfte, Strohhut und Sandalen stimmen harmonisch zusammen. Aus einiger Entfernung gesehen, erinnern sie an die elfenbeinernen Nippessachen, die in japanischen Kuriositätenläden zum Kauf ausgestellt sind.

Doch ich höre jetzt von fern einen Lärm, und aus der Richtung des westlichen Tores kommt eine bunte Menge Volkes mir entgegen. Es muß entweder ein Begräbnis oder eine Hochzeit sein. Einstweilen vermag ich noch nicht zu unterscheiden, welches von beiden. Im nächsten Augenblick lösen sich zwei Kinder aus dem Haufen. Sie scheinen die Prozession zu leiten. Ihr Gewand schimmert von grauer, purpurner und scharlachener Seide, ihr dunkles Haar umwindet die Stirn in glänzenden Flechten. Sie sind mit Blumen und Schmetterlingen geschmückt.

Hinter ihnen wird ein großer rotbemalter und polierter Koffer getragen, der augenscheinlich die Mitgift enthält. Dann folgen die Tänzer, paarweise, jedoch in weiten Abständen voneinander. Ihre Kleidung — ich kann sie nicht beschreiben. Fast gestaltlos besteht sie aus Hemd über Hemd, Tüchern, Schleiern, alles durcheinander und von jeder Farbe des Regenbogens.

Ich merke mir mancherlei, was morgen mir entgehen würde.

Das Straßenleben ist ein beständig fließender Strom. Ich beobachte, wie in Söul jedermann draußen lebt. Das ist wahrscheinlich der Grund, weshalb die Straßen so weit und die Wohnungen so eng sind. Darin gleicht der Koreaner dem Spanier oder Italiener. Er ist nie so glücklich als außer dem Hause. Da steht er auf der Schwelle, oder sonnt sich im Hofe, oder zündet seine Pfeife an und wandert stundenlang auf und ab. Sein Gang ist langsam und seine Haltung stattlich. Ich möchte wissen, wohin er geht und woran er denkt — er weiß es selber nicht, „er bummelt", und das scheint ihn zu befriedigen.

Hin und wieder schreitet ein Soldat vorbei. Er ist der kommende Mann! Wenn er nichts weiter auf dem Exerzierplatz lernt, so hat er doch marschieren gelernt. Sein Zopf ist ihm abgeschnitten worden. Zuerst beklagte er es; denn dieser sein Kopfschmuck verkörperte ein Prinzip, und mit ihm war er selbst von all seinen alten Erinnerungen und Traditionen abgeschnitten.

Aber dem Kinde gleich, das er im Herzen ist, vergißt er bald seinen Zopf und die alten Überlieferungen, und heute ist er stolz auf die Wandlung. Als Mann des Fortschrittes und der Zukunft sieht er verächtlich auf die weißen Röcke, die Sandalen und Hüte seiner Landsleute herab.

Aus einem kleinen Hause an der Ecke dringt ein wahres Babel von Tönen heraus. Es ist die undeutliche, mechanische Wiederholung eines Lehrgegenstandes — genau dieselbe Methode, die unsre eignen Schulmeister anzuwenden pflegten, um uns Kenntnisse einzuflößen.

Da die Tür des Hofes offen ist, trete ich ein. Vor mir finde ich einen Raum, nicht größer als zehn Fuß im Geviert, in dem zehn oder mehr Kinder zusammengedrängt sind. Da sitzen sie auf der Erde, in Grün statt in Weiß gekleidet, und ihr langes Haar in schönen Flechten niederhängend.

Jedes Kind hat ein dickes ABC-Buch in der Hand; jedes Wort hat einen andern Buchstaben; diese repetieren sie, und auf diese Weise wird Wissen in sie hineingetrieben. Sie sprechen alles laut aus, wobei sie beständig den Oberkörper rechts und links, vorwärts und rückwärts bewegen.

Der Lehrer sitzt ihnen gegenüber, gleichfalls auf der Erde hockend. Seine Augen sind durch Gläser von ungeheurer Größe beschirmt, und er trägt eine Krone von Pferdehaar.

Er ist die personifizierte Weisheit, in seinem Aussehen auf alle Fälle. Seine Gedanken scheinen in weiter Ferne zu schweifen, und von seinem olympischen Sitz wirft er auf seine schwitzenden Schüler nur gleichgültige Blicke.

Doch, wie ein berühmter chinesischer Pädagoge sagt, kann man chinesisch Buchstabieren und Schreiben nur auf mechanischem Wege bemeistern. Sein bester Schüler ist der Esel.

Von hier zur Mission sind nur wenige Schritte. Indem ich durch das eisenumgitterte Tor eintrete, ist mein Erstaunen so groß wie angenehm. Denn ich sehe vor mir eine große Kathedrale und auf jeder Seite geräumige Gebäude, die in ihren eignen bewaldeten Gründen stehen.

Die Kathedrale ist nach altniederländischem Muster gebaut — rote Ziegel, gothisch, ein Stil, den im Osten zu finden, mir nicht gefällt. Doch das ist vielleicht ein Fehler meines künstlerischen Empfindens; gegen das Gebäude als solches ist nichts einzuwenden. In seiner Art ist es vollendet. Was mich am meisten überraschte, war seine Reinlichkeit. Der Steinflur war so blank wie ein Spiegel.

Der Bischof ist auf der Rundreise begriffen und wird erst in zehn Tagen zurückkehren; an seiner Statt empfing mich der Vikar. Er zeigte mir die ganze kleine Kolonie, die Schule, das Kloster und das Waisenhaus. Doch davon habe ich in meinem früheren Aufsatz über Korea bereits gesprochen[1]).

Als ich mich verabschiedete, neigte sich die Sonne zum Untergang. Die Gipfel der umgebenden Hügel glühten in Purpurtinten auf dem topasfarbenen Himmel. Die Mission drunten im Tal erschien in einem bläulichen Nebel, nur die Kathedrale krönte die Höhe.

Auf einem Umweg heimkehrend fand ich die Straßen noch gedrängt voller als am Morgen. Ich blickte in einige Läden, aber da war wenig zu sehen. Die Pelzhändler scheinen am meisten zu tun zu haben. Sie schneiden und nähen Gewänder, Mäntel und Pelzröcke, besonders aber auch Jacken ohne Ärmel, um Brust und Rücken zu schützen. Darüber tragen die Koreaner den dünnen, weißen Leinenkaftan. Kein Wunder, daß sie wie wandelnde Eiderdunen aussehen.

Zur Rechten bemerkte ich eine Taverne, die ganz dem chinesischen Wirtshaus an der Heerstraße glich. In dem großen offnen Stall stand eine Reihe kleiner rauhhaariger Pferde mit Strohdecken auf dem Rücken. Ein Kuli trug vom Brunnen Wasser herbei in zwei kupfernen Kesseln, die wie Wagschalen an einer langen Stange hingen.

Demnächst kamen ein paar unansehnliche Kasernen, in ihrem bescheidnen Umfang dem der Soldaten angepaßt, deren einige aus den Fenstern sahen. In Ermangelung einer besseren Beschäftigung kauen sie Kürbiskerne.

Alsdann machen wir Halt vor den Kuriositätenläden: verschiedentliches Porzellan, einige wenige Bronzewaren, viele Ziegel und ein Gemengsel von Plunder.

Am Kreuzweg wiederum Kasernen — ein langes, niedriges Gebäude, in dem die Kavallerie garnisoniert. Ein Knirps von einem Husaren galoppiert eben dahin zurück. Dieser Krieger ist nicht ein bißchen größer als der Däumling, und sein Roß kaum so groß wie ein Kalb von zwei Monaten. An der Seite dieses Spielzeug-Husaren rasselt ein furchtbares Schwert, das ihn von seinem Pferde herabzuziehen droht. Sein Sitz ist ohnedies nicht sehr fest. Als er näher kam, sah ich, daß das mörderische Instrument ein gewöhnlicher

[1]) Vgl. das Oktoberheft, S. 88—89. Die Redaktion.

Kavalleriesäbel war. Seine Uniform ist die bunteste, die ich jemals sah, wiewohl in dieser Hinsicht auch die europäischen Nationen es an nichts fehlen lassen.

Der Dolman des koreanischen Husaren ist zimtfarben, Kragen und Ärmelaufschläge sind smaragdgrün und seine Hosenstreifen safrangelb. Wenn das Gefieder eines Papageien als Muster gedient hat, so ist es höchst wirksam erreicht worden.

Ich wanderte weiter, bis vor einem Torwege mich ein paar Hunde fast umgerannt hätten.

Die Straßen von Söul, gleich denen von Peking und Konstantinopel, sind voll von Hunden, aber die hiesigen sind besser gehalten und kräftiger. Wenn einer von ihnen anfängt zu bellen, wird auf dieses Signal einer nahenden Gefahr sogleich durch das ganze Quartier hin geantwortet. Es war so in meinem Falle. Da ich der Schwelle zu nahe kam, mochte der dort stationierte Wächter wohl glauben, daß ich in seine Domäne eindringen wolle. Die Stellung, die er gegen mich einnahm, war nichts weniger als freundlich; und da ich weder Stock noch Schirm bei mir hatte, bückte ich mich unwillkürlich, um einen Stein aufzugreifen. Diese Bewegung meinerseits indessen hatte nur zur Folge, daß er mich unerbittlich in seinen eignen Hofraum trieb.

Die koreanische Hunderasse verdient wohl ein weiteres Wort, da sie typisch für Söul ist. Ich muß gestehen, daß ich niemals besser gezogene Hunde gesehen habe als hier. In den Straßen sind sie die sanftesten Geschöpfe und so ruhig wie Lämmer. Ein einziges Wort genügt, und der Hund läuft zu seiner Tür zurück. Er weiß, daß es seine Pflicht ist, da zu sein. Stunden- und stundenlang kann er in dem kleinen Hofe liegen, doch bei weitem zieht er vor, sich's auf der Türschwelle bequem zu machen, mit dem Kopf auf der Straße, so daß er jeden bemerkt, der näher kommt. Er kümmert sich um niemanden, solange man sich in der Mitte der Straße hält. Im äußersten Falle würde er so weit gehen, schwarzgekleidete Leute mit andern als gelben Gesichtern anzustarren, ein Anblick, an den er nicht gewöhnt ist, da er, seitdem er zur Welt kam, immer nur weiße Kaftans gesehen hat.

In dem Augenblick aber, wenn wir unsre Schritte zu dem Haus lenken, knurrt er ein- oder zweimal, und wenn wir uns nähern, bellt er so laut, wie er kann. Er hält mit seinem Angriffe zurück, bis man ungefähr eine Elle weit innerhalb seines Bereiches ist. Um diese Zeit sind auch die Hilfskräfte aus der Nachbarschaft eingetroffen, und nun haben wir um uns her die ganze Brigade, die keifend nach unsern Fersen schnappt. Dieser Höllenlärm bringt den Hausherrn oder ein Mitglied seiner Familie zu dem Schauplatz des Tumultes, und ein einziges Wort oder auch nur ein Zeichen reicht hin, damit der Cerberus mit dem Schweife wedelnd sich in seinen Winkel zurückzieht.

Dunkelheit ist eingetreten. Überall herrscht Ruhe. Die frische Herbstnacht breitet schweigend ihren grauen Nebelschleier über die weiße Stadt. Aber siehe! Ist das nicht das Nordlicht, das durch das Dunkel bricht? In

der Richtung auf Puk-Han beginnt es zu dämmern. Unvermutet erglüht der Himmel, sein feierlich rotes Licht wird immer intensiver. Die Flammen Hunderter von Fackeln erleuchten die Atmosphäre. Eine andre Überraschung. Als ob die mancherlei seltsamen Erscheinungen des Tages ihren Gipfel noch nicht erreicht hätten — ein Fackelzug, wie ich noch keinen zuvor gesehen habe. Fußgänger, Sänften, Männer zu Pferde kommen heran in einer endlosen Reihe. Und was für ein Schauspiel ist dies! Welch effektvolle Gruppierung! Die geringste Einzelheit ist mit künstlerischem Geschmack erdacht; die kleinsten Züge stimmen wundervoll zusammen, um die Wirkung des Ganzen zu erhöhen.

An der Spitze der Prozession schreiten Kinder, vom Scheitel bis zu den Zehen in Weiß gekleidet und mit glockenförmiger Kopfbedeckung. Dann folgen Fackel- und Bannerträger, Diener mit Stangen, an die Papierstreifen mit Inschriften gehängt sind, andre mit schwankenden Laternen und hinter ihnen eine Gruppe, die Strohbündel verbrennt.

Die nächste Sektion besteht aus Reitern, von denen acht ganz in weiße Mäntel eingehüllt sind. Man würde sie für Phantome halten, wenn es nicht wäre, daß sie bitterlich weinten. Es sind Frauen, die für ihre Lamentationen bezahlt werden, wie die Klageweiber im alten Rom. Es ist ein Eingeborenenbegräbnis. Ein Mitglied der Min-Familie wird zu seiner letzten Ruhestätte getragen. Er ist der Abkömmling eines berühmten Clans, ein Verwandter der ehemaligen Kaiserin; darum wird ihm königlicher Pomp verstattet. Und die Leichenprozession ist in der Tat großartig, wiewohl alle Kleider, die dabei getragen werden, von ungebleichtem Leinen sind. Die Verzierungen sind zumeist von Papier, aber in so überraschenden Kombinationen und so vollendet in Erfindung und Ausführung, daß man über deren Totalwirkung das Einzelne kaum bemerkt. Nach der Gruppe der Klageweiber kommen Puppen als Ungeheuer verkleidet, wie sie die schauerliche Märchenwelt bevölkern. Eins hat eine rote Maske, das andre eine gelbe, dies eine graue, jenes eine blaue. Die Köpfe sind mit Hörnern, Hahnenkämmen und Kronen geschmückt, und alles dies bildet eine schreckenerregende Erscheinung. Noch immer neue Gruppen tauchen auf, nahen feierlich und verschwinden langsam im Dunkel der Nacht.

Wie lange die Prozession währte, vermag ich nicht zu sagen; aber einige tausend Personen müssen vorbeimarschiert sein, ehe die beiden vergoldeten Katafalke auf der Szene erschienen. Beide gleichen monumentalen Pagoden, mannigfach gegiebelt, konstruiert mit der absonderlichen Originalität dieses Volkes und verziert mit der Fülle seiner Phantasie. Die zwei Särge, wie die alten Überlieferungen sie für Standespersonen vorschreiben, ruhen auf Piedestalen im Schatten hoher Baldachine. Dahinter geht eine Person in Sackleinwand, an die Mitglieder der Gesellschaft der Misericordia in Italien erinnernd. Zweiunddreißig Trauernde, sich langsam und rhythmisch bewegend, tragen die Särge und Katafalke auf ihren Schultern.

Aber das Schauspiel ist noch nicht zu Ende. In einer Anzahl Sänften sind die Gegenstände aufgehäuft, die dem Verstorbenen persönlich gehört haben.

Seine Kleider, sein Hausgerät, Pferde und Kühe — alles folgt ihm, um als Brandopfer an seinem Grabe verzehrt zu werden, — jedoch nur in effigie; denn diese Dinge sind aus Papier. In solch billiger Ausgabe werden die alten Traditionen von der praktischeren Nachkommenschaft des heutigen Tages bewahrt. Die Silbermünzen, die von den berittenen „Weinenden" unter die Menge geworfen werden, sind gleichfalls nur Schein, und in Wirklichkeit kleine Papierscheiben. Eine Sänfte folgt der andern; Scharen von Trägern und Bedienten begleiten die Mitglieder der Familie. Der ganze Stamm ist da, eine ganze Brigade reitet hinter den begiebelten Katafalken her, alle, selbst die Bettler, in Weiß — die ganze Prozession ist weiß. Und wie sie nun auf der Spitze des Hügels sich umwendet, ist der Anblick in der Tat einzig. Die Klageweiber, die Ungeheuer, das Trauergefolge, die riesigen Katafalke und die Volksmenge boten eines der seltsamsten Bilder, die ich je gesehen — eingerahmt von den entfalteten Bannern, hin- und herschwankender Schrifttafeln, offenen Sonnenschirmen und Laternen, deren matter Schein in die Nacht flimmert. Das Licht der Fackeln, das Emporflackern von brennenden Binsen und Stroh färben mit einem zitternden Rot den langen, weißen, geisterhaften Zug. Das Tröhnen des Dudelsackes und Trommelschlag liefern die Musik, und die klagenden Frauen bilden den passenden Chor. Dieses Begräbnis ist der vollendetste Totentanz.

Der volle Mond steigt langsam und majestätisch über die Hügel, voller als sonst, wie wenn es ihm darum zu tun wäre, diesen gespenstischen Zug zu erleuchten; sein melancholisches Licht durchsickert die Nacht, und seine Silberstrahlen vermehren das Geisterhafte der Szene.

Mein erster Tag in der Hauptstadt Koreas neigt sich zu Ende. Ruhe breitet sich ringsum, eine so vollkommene Ruhe, wie man sie nur in Söul genießen kann. Das Gäßchen, durch das ich auf meinem Heimweg zur Gesandtschaft gehe, ist dunkel und verlassen, und ich versuche, mir im Gedächtnis alles zurückzurufen, was ich gesehen und gehört habe, alles, was mir neu und überraschend war, alles Gegensätzliche und Unzusammenhängende der ersten Wahrnehmung.

Ich will es sogleich niederschreiben, ehe das Wissen den Zauber der ersten Eindrücke zerstört, solange jeder Farbenton in leuchtendem Glanze scheint und jede Einzelheit durch das Mikroskop der Neuheit beobachtet werden kann.

Am letzten Tage meines Aufenthalts hier will ich diese kurzen Notizen durchsehen und mit roter Tinte jeden Irrtum, der sich darin finden mag, korrigieren. Stadt und Volk werden mir dann besser bekannt sein, aber der Reiz des ersten Tages wird sich niemals wiederholen.

Schwester Benvenuta und das Christkind.

Eine Klostergeschichte aus dem 18. Jahrhundert.

Von

Vernon Lee[1]).

Vor etwa sechzig Jahren und kurz vor seinem gänzlichen Aussterben tat das berühmte venezianische Haus der Loredan Schritte, um die Seligsprechung eines seiner Mitglieder, einer im Jahre 1740 zu Cividale verstorbenen Nonne, durchzusetzen.

Die Einwohner von Cividale hatten freilich die offizielle Bestätigung von Schwester Benvenuta Loredans Heiligkeit nicht abgewartet. Es bestand schon damals, wie allgemein bekannt, ein regelrechter Kultus und eine entsprechende Legende ihr zu Ehren. Ja, es scheint, als ob die Seligsprechung dieser jungen Edeldame (die in ihrem Weltleben die dritte Tochter Almorò IV. Loredan, Grafen von Teolo und Soave und seiner Gemahlin Fiordispina Badoer gewesen) nicht nur aus Gründen der Erkenntlichkeit für ihre Frömmigkeit und Wundertaten ratsam geworden sei, sondern auch um die Andacht des Volkes in berechtigte Wege zu leiten und sie von allerhand phantastischen Gebräuchen und Aberglauben zu reinigen, die sich unbemerkt eingeschlichen hatten.

Denn die umsichtig ausgeführten kirchlichen Nachforschungen hatten festgestellt, daß die selige Benvenuta, wie sie vorzeitig benannt wurde, ein Hauptgegenstand der Andacht junger Kinder und ihrer zärtlichen Mütter in Cividale geworden war. In dieser Eigenschaft hatte sie sich das Ansehen und zum Teile die Legenden andrer, älterer und bestempfohlener Heiligen des Kalenders angeeignet. So war es Tatsache, daß die Kinder von Cividale nicht mehr die Heiligen Drei Könige für die Wohltäter ansahen, die ihnen ihre Neujahrsgaben brachten, sondern daß sie ihre Strümpfe und Schühchen herrichteten, damit die Beata Benvenuta sie füllen möge. Noch bedenklicher aber war es, daß ihr einige jener ehrwürdigen Vertraulichkeiten mit dem Christkind zugeschrieben wurden, die mit Gewißheit nur der heiligen Katharina, dem heiligen Antonius von Padua und — gewissen frommen Chronisten gemäß —

---

[1]) Aus der englischen Handschrift übersetzt von Irene Forbes-Mosse.

dem seraphischen Franziskus selber nachgesagt werden können, während man ihr anderseits persönliche Begegnungen mit dem großen Feinde der Menschheit beimaß, wie sie nur von den Heiligen Antonius, Nikolaus von Bari, Dunstan, Anaximander, Vitus und Rodwald und der heiligen Theodora, sowie von einer geringen Anzahl wohlbekannter himmlischer Streiter, die in älteren Perioden der Geschichte lebten, festgestellt und beglaubigt sind.

Zu dieser offenbaren Regellosigkeit kam hinzu, daß eine jährliche Prozession zu Ehren der sogenannten Beata Benvenuta stattfand, die, von Kindern, hauptsächlich kleinen Mädchen, ohne jegliche Anleitung seitens der Geistlichkeit ausgeführt, lediglich darin bestand, daß die Kinder in Kränzen und phantastischen Gewändern aus Flittergold und allerhand bunten Flicken unter dem Absingen kindischer Verschen die Stadt durchzogen und sogar, wird erzählt, mit verschlungenen Händen tanzten, sowie gewisse, kleine Pfeffernüsse aßen, die eigens für diese Gelegenheit angefertigt wurden. Eine ähnliche Art harten Backwerks, das mit gerösteten Mandeln gleichsam gespickt war, wurde am 15. Mai, dem Geburtstag der sogenannten Beata Benvenuta, in den Straßen von Cividale feilgeboten, welches Backwerk die Gestalt des kleinen Heilands in den Armen der genannten Nonne darstellen sollte. Auch wurde dieser Tag durch eine ungewöhnliche Schaustellung von Puppenspielen gefeiert, deren Besitzer auf die selige Benvenuta als auf ihre Schutzpatronin Anspruch erhoben, eine Behauptung, die mit größter Vorsicht aufgenommen zu werden verdient.

Aber der eigentümlichste Umstand in der ganzen fragwürdigen Angelegenheit, wohlgeeignet, die Einmischung der höchsten geistlichen Behörde zu rechtfertigen, war derjenige (und es gab in Cividale niemanden, der es in Abrede stellte), daß die Kinder beim Abzählen in ihren Spielen ein Verschen gebrauchten, dessen erste Zeile den Namen der seligen Benvenuta, dessen letzte aber den Teufel erwähnte.

Dies waren einige der Gründe, die, von der unbestrittenen Heiligkeit ihres Lebenswandels und einer ansehnlichen Reihe wohlbeglaubigter, wunderbarer Heilungen und Errettungen abgesehen, die Seligsprechung der Schwester Benvenuta Loredan von Cividale wünschenswert erscheinen ließen.

Seine Heiligkeit Papst Gregor XVI. lieh sowohl diesen Gründen als auch den lobenswerten Wünschen des edlen Hauses Loredan (welches alle Kosten zu tragen gewillt war) und denen der wenigen überlebenden Nonnen aus dem Kloster der heiligen Muttergottes vom Rosenbusch ein gnädiges Ohr; denn es herrschte auf beiden Seiten wohlberechtigter Stolz, ein so berühmtes Mitglied in ihrer weltlichen oder geistlichen Familie besessen zu haben.

Aber nach einigen Jahren eifriger Nachforschung in öffentlichen und privaten Archiven wurde die Frage der Seligsprechung Schwester Benvenuta Loredans fallen gelassen.

Ihr Tagebuch, das sich unter den Akten des fraglichen Falles befindet, wird vielleicht sowohl auf ihren Anspruch auf Seligsprechung, als auch auf den Grund, warum dieser Anspruch von der obersten Behörde nicht anerkannt wurde, Licht werfen.

Kloster der Hl. Muttergottes zum Rosenbusch zu Cividale in Friaul, Januar 1740. Am Tage des Hl. Namens Jesu.

Ich muß immerfort daran denken, wie unserm lieben Christkindchen die Zeit so lang werden mag, ewig in dem Schrank in der Sakristei eingeschlossen, wo es so nach altem Holz und kaltem Weihrauch riecht, wenn man aufmacht.

Außer von der Christnacht bis zu Epiphanias, wenn es in der Krippe unter dem Hochaltar, zwischen Ochs und Eslein liegt, und an ein paar großen Festen, wenn es in der Prozession getragen wird, bleibt es immer in dem gleichen Gefach, zusammen mit den heiligen Knochensplittern, die in Baumwolle gewickelt sind, den überzähligen Meßgewändern und den Wachslichtern, und die Schwester Meßnerin ist immer so genau mit Zuschließen. Einmal, bald nach dem letzten Fronleichnamsfest, hatte sie vergessen, den Schrank zu verschließen, und da hab ich denn rasch einen großen Rosenstrauß hineingesteckt für den lieben Bambino. Ich sah, wie sie den Strauß ein paar Wochen später herausnahm, ihn auf Armlänge von sich hielt, die Nase rümpfte und ihn dann in den Ascheneimer warf. Da war ich froh, daß ich nicht auch einen der kleinen runden Kuchen — aus feinstem Mehl und Vino Santo — hineingelegt hatte, welche Schwester Rosalba — die so stolz auf ihren Onkel, den Dogen – nach einem Rezept aus Seiner Herrlichkeit Küche für das Fest zubereitet.

Wenn ich doch nur Meßnerin werden könnte! Aber dafür bin ich zu jung, dazu auch lahm und kann nicht gut auf die Treppenleiter steigen. Aus all diesen Gründen habe ich mir vorgenommen, daß ich, weil ich nun doch niemals frei mit dem lieben, großmächtigen Kindlein reden darf, all die Dinge niederschreiben will, die es vielleicht belustigen möchten, und die Blätter in den großen, hohlen Silberarm verstecken werde, in dem ein Fingerknochen des heiligen Pantalio, Bischofs von Baalbeck, aufbewahrt wird, sobald ich Gelegenheit habe, mir an dem Schranke zu schaffen zu machen.

St. Agnes. Januar.

Liebes Christkindchen, ich habe sehr ernsthaft mein Herz erforscht, ob es auch nicht sündlicher Hochmut sei, mir einzubilden, daß ich Dich unterhalten könne, und ob es nicht besser wäre, ich beichtete es. Aber unser Beichtiger ist ein gelehrter Mann; er hat eine Abhandlung über die Sprache geschrieben, die vor Adams Sündenfall im Paradiese gesprochen wurde (es soll ein türkischer Dialekt gewesen sein), auch schreibt er jedesmal, wenn eine Nonne eingekleidet wird, höchst kunstvolle Sonette, die werden auf gelbe Seide gedruckt und mit dem Gefrornen herumpräsentiert. Unser Beichtiger meint, ich sei sehr einfältig; er würde wohl nur ungeduldig seine Prise nehmen und sagen: „Geschwätz! Betet um ein wenig Verstand, Schwester Benvenuta!“ — Und es ist ja auch nicht Ruhmredigkeit, mithin keine Sünde, denn ich bilde mir nicht ein, daß ich diese Dinge auf kurzweilige Art erzählen werde, oder mich mit Erhabenheit auszudrücken weiß, wie es die ehrwürdige Mutter tut, oder auf witzige Art, wie die alte Schwester Grimana Erno, die mich immer zum Erröten bringt. Es ist lediglich, daß, wie einfältig ich auch immer bin (und ich war zeitlebens ein unwissendes Ding), es doch auf solche Weise ein bißchen kurz-

weiliger für unser liebes, großmächtiges Herrlein sein wird, dort in dem Wandschrank, ganz allein mit dem Holzwurm und den heiligen eingewickelten Knochensplittern unter gläsernen Glocken.

Vierter Sonntag nach Epiphanias.

Nein, es kann gewiß keine sündhafte Ruhmredigkeit sein; denn der Himmel würde mir nicht sobald etwas ganz wunderbar Merkwürdiges gesandt haben, meinem lieben, hochheiligen Herrlein zu berichten.

Ach, es ist so furchtbar aufregend! Es soll ein großes Fest am Fastnachtdienstag sein; all die Edelleute der Stadt sind geladen, und im Sprechzimmer wird ein Puppentheater spielen. Wir müssen so tun, als wüßten wir von nichts, bis es uns die ehrwürdige Mutter im Kapitel mitteilt; aber unter uns sprechen wir von nichts andrem, und so mußte ich es gleich meinem lieben, gebenedeiten Herrlein erzählen.

St. Dorothea. Februar.

Der Puppenmann hat vorgestern eine lange Audienz bei der ehrwürdigen Mutter gehabt. Er soll einen schrecklich hohen Preis verlangt haben, weil das Kloster so vornehm sei und jede Schwester ihre sechzehn Ahnen haben und zum mindesten tausend Dukaten an Mitgift einbringen muß. Aber die Ehrwürdige, welche eine Witwe aus dem Hause Morosini ist, hat ihm mit großer Würde ein gut Teil abgehandelt. Ich habe den Puppenmann einen Augenblick gesehen. Er ist ein ungestaltes Geschöpf, hat eine Bologneser Aussprache und schielt auf dem einen Auge; auch trägt er eine rote Perücke, und seine Strümpfe schlagen ihm Falten um die Beine. Schwester Rosalba, die viel Weltklugheit besitzt, meint, er sei nicht unter dem Kirchenbann, wenn er auch aussieht, als ob er's wäre. Wir haben lang darüber geredet, ob das Puppenspiel eines Exkommunizierten auch ein exkommuniziertes Puppenspiel sein müßte, und ob es daher ins Kloster gebracht werden dürfe oder nicht. Schwester Rosalba meint, ein so vornehmes Kloster habe Vorrechte. Die Schwester Meßnerin sagte, jedenfalls sei die ehrwürdige Mutter dem Menschen mit vollendeter Hoheit begegnet und habe ihn gewarnt, keinerlei Possen zu treiben.

St. Scholastica. Februar.

Oh, du wunderliebes Kindlein, wenn ich Dir doch die Puppen zeigen könnte! Der Mann hat sie gebracht — zum voraus — damit Zeit sei, Änderungen vorzunehmen, im Fall die Ehrwürdige oder aber unser Beichtiger etwas entdeckten, was ihnen sündlich vorkäme.

Die ehrwürdige Mutter hat sie alle in ihrem persönlichen Gemach mit dem Vergrößerungsglase untersucht. Schwester Grimana sagt, unser Beichtvater sei unwillig gewesen, weil einige der Puppendamen zu viel von ihren Hälsen zeigten. Aber unsre Äbtissin, die in der Welt gelebt hat, habe geantwortet, „sie müsse staunen, daß der hochwürdige Herr nicht zu wissen scheine, daß eine venezianische Edeldame kraft des Gesetzes einer allerdurchlauchtigsten Republik ermächtigt sei, genau die Hälfte ihres Busens, und nicht mehr, zu entblößen, und daß hierin nichts zu finden sei, was die Schamhaftigkeit verletzen könnte." Ich verstehe nichts von solcherlei Dingen, aber es heißt, daß die Ehrwürdige

fürder bemerkte, es würde ein ungerechtfertigter Tadel für die eingeladenen Damen darin liegen, wenn die Puppen, welche die Rollen der Königinnen, Fürstinnen und Heldinnen innehaben, ihre Schultern mit Seidenpapier umwickelt hätten, wie es der hochwürdige Herr in Vorschlag gebracht. Ich kann über die Mieder der Puppendamen nichts sagen; ich weiß nur, wie wunderniedlich die Puppen sind, und wie gern ich sie meinem allerheiligsten Herrlein zeigen möchte.

Denn, nachdem die Untersuchung im Zimmer der Frau Äbtissin vorüber war, wurden sie alle herausgebracht und auf hölzernen Gestellen — gleich Kleiderböcken — im Gang von Sankt Magdalenen aufgehängt, und dort durften wir Schwestern sie nach Herzenslust betrachten.

O liebstes Christkindchen, wenn ich Dir doch die eine oder andre bringen dürfte! Sie haben Drähte durch den Kopf gezogen, und Fäden an Händen und Füßen, die in einer dicken Holzspule endigen, an der sie aufgehängt werden; und wenn man an den Fäden zieht, bewegen sich ihre kleinen Holzhände wie Gabeln, das Kinn geht herunter, und der Mund öffnet sich, und ihre Arme und Beine strecken sich aus und klappern. Das ist freilich nicht die rechte Art, sie in Bewegung zu setzen, aber ich verstehe es nicht besser. Schwester Rosalba und Schwester Grimana halten sie in der richtigen Weise, daß ihre Füßchen (einige haben die niedlichsten Schühchen mit Rosetten, andre wieder gestickte Pantoffeln wie die Türken) fest auf dem Boden stehen, so daß sie sich grade halten und vorwärts schreiten, wobei sie sonderbare Armbewegungen machen, sogar quer über den Rücken, was vielleicht doch nicht ganz in der Ordnung ist, aber ich weiß es nicht bestimmt.

Bei einigen von ihnen, besonders bei einem gräulichen Sklavonier, mit einem Leibgurt voller Messerklingen und großem Roßhaarbart, und bei einer Kammerzofe, da hatten sich die Bindfäden verwirrt, und sie drehten und drehten sich, aber immer mit dem Rücken gegeneinander.

Doch eine kleine Schäferin war da und ein Kriegsheld in blonder Perücke und römischem Rock, die waren gar leicht zu handhaben, und die beiden Schwestern ließen sie eine Menuett tanzen, wozu Schwester Grimana mit zittriger Stimme sang, bis dann meine Base, Atalanta Badoer, die noch Novize ist, eine Laute herbeiholte, welche von der Messe mit Musik am letzten Sonntag hiergeblieben war, und darauf eine Furlana spielte — o, so lieblich kam mir's vor! .... Kann mein liebes Herrlein die Musik in seinem Schranke wohl hören? .... Aber einige der älteren Schwestern haben gescholten und nahmen die Laute weg. Wie gern wollte ich meinem lieben, gebenedeiten Kindlein die niedliche Schäferin zeigen! Die andern Puppen habe ich nicht so lieb; es sind wohl feine Edeldamen darunter, mit prächtigen Kleidern aus geblümtem Silberstoff, und Andriennen, daß ihre Hüften abstehen; die Schnebbenleibchen sind mit winzigen Perlen bestickt, und sie haben Schönheitspflästerchen und rote Schminke auf den Wangen, grad wie die leibhaftigen Damen, die bei meiner Mutter und meinen Tanten die Schokolade tranken. Einige haben auch leichte Mäntel an, und Hüte, die mit schwarzen Tüchlein festgebunden sind, dazu weiße Masken wie Rüssel, genau so wie die Damen, die ich zur

Faschingszeit die große Freitreppe in Venedig heraufkommen sah, von ihren Kavalieren gefolgt. O, diese weißen Rüssel und schwarzen Tücher und ihre großen Reifröcke, die unter den Dominos hin- und herschwankten, wie schrecklich war das doch, ich habe oft vor Angst geweint . . . . .

Nein, solche Puppen möchte ich Dir nicht zeigen, mein allerliebstes Kindlein, auch die schlimmen Sklavonier und Türken nicht, oder den Menschenfresser, und den ekligen alten Doktor mit langer, roter Nase, oder den Harlekin, der ganz gestreift ist wie eine böse Schlange — auch nicht den Spanier Don Matamoros im schwarzen, geschlitzten Rock und Stiefeln, mit stacheligem Schnauzbart und einem Mund, der Dich verschlingen könnte. Aber den sanften, gütigen Maurenkönig würde ich Dir zeigen, und den schönen Helden in römischem Rock und blonder Perücke, der aussieht, als ob er eben sänge „Mio Ben“ und „Amor Mio“, wie der berühmte Sopransänger, damals in der Oper — ich wurde hingetragen, ihn zu hören, kurz eh' ich den Schleier nahm.

Aber vor allen andern würde ich meinem herzlieben Christkindlein die feine kleine Schäferin zeigen und sie an meiner Hand tanzen lassen. Oh, ich werde doch noch eine Sünde begehen, den Schrankschlüssel stehlen und mich herschleichen, um meinem lieben Herrlein die kleine Schäferin zu bringen.

St. Juliana.

Ich bin dumm und unvernünftig gewesen. Als wir heute wieder die Puppen besahen (denn wir bringen es alle Tage fertig — wenigstens einige von uns — sie auf ihren Gestellen anzuschauen), war da eine, wie ich die ansah, mußte ich laut lachen; ja, ich lachte bis zu Tränen, und das war sehr dumm und sehr schlecht von mir, wie Schwester Grimana auch sagte, denn ich wußte die ganze Zeit gar wohl, daß die Puppe niemanden anders vorstellte als den Teufel.

Ich bin nie vor dem Teufel bang gewesen, ich, die ich mich vor so vielem fürchte — wie vor den Leuten in schwarzen Kapuzen und weißen Rüsselmasken, die in meines Vaters Hause Karten spielten und Samoswein tranken. Ich weiß, daß es unrecht ist, und oft habe ich recht gebetet, daß ich's doch lernen möchte, mich vor dem Bösen zu fürchten; aber ich hab es niemals vermocht, und all die Bilder von ihm, und die Sachen, die wir über ihn im *spicilegium sanctorum* zu lesen bekommen, haben mich immer nur zum Lachen gereizt. So bin ich denn aus Unvernunft, und weil mein Herz verstockt ist, über diese Teufelspuppe in Lachen ausgebrochen, und das war sehr unrecht von mir; aber, o Du herzliebes Kindlein, Du würdest auch gelacht haben!

Die ehrwürdige Mutter hat gesagt, es sei an der Zeit, daß dies kindische Getändel mit den Puppen im Kloster zum Rosenbusch nun endlich aufhöre; so sind wir nunmehr alle sehr geschäftig, und ich habe kaum Zeit, meinem viellieben Kindlein zu schreiben. Unser Kloster ist sehr vornehm, nur Patrizier der allerdurchlauchtigsten Republik und Grafen vom Heiligen Römischen Reich dürfen ihre Töchter anmelden: so werden wir denn zu

keinerlei Hausarbeit zugelassen, denn dafür sind die Laienschwestern da. Mich will es oft betrüben, daß dem so sei, denn ich habe keinen hohen Sinn, wie er meinem Stande zukäme — darüber haben schon meine Wärterinnen geklagt. Wie gern würde ich in der Küche Erbsen aushülsen und Reis waschen oder Paradiesäpfel in Scheiben schneiden! Wie oft beneide ich die Laienschwestern, wenn sie die wohlriechende Gartenerde umgraben, oder wenn sie pflanzen und pfropfen, während wir in den Kreuzgängen auf- und niedergehen. Ich weiß es, meine unbeholfenen Finger würden sich wohler fühlen, wenn sie den armen Kindern und alten Weiblein wollne Hemden zum Winter nähen dürften, statt all der Stickereien, die mich so sauer ankommen. Aber ich fürchte, das ist wohl nur der böse Geist des Aufruhrs und der Unzufriedenheit (die Sünde Accidia, von der unser Beichtiger spricht), und ich will recht inniglich beten, daß mir ein dankbares und demütiges Herz werde.

Ja, wie dem nun sei, wir Schwestern sind alle sehr eifrig geworden. Einige haben Pomeranzen verzuckert und in den silbernen Kochtiegeln der ehrwürdigen Mutter Rosolio bereitet, andre haben Altardecken genäht, gestickt und Spitzen gemacht oder allerhand sinnreichen und andächtigen Zierat aus geflochtnem Stroh, aus goldnen und farbigen Papierstreifen und bunten Perlen hergestellt. Ich war unter denen, so die Ehre hatten, gefälteltes, gekräuseltes und getolltes Linnen für Seiner Eminenz des Patriarchen Chorröcke anzufertigen. Und dabei habe ich wieder eine Sünde der Anmaßung begangen, indem ich dachte, Seine Eminenz habe an Chorröcken mehr denn genug, und heimlich wünschte, von all diesem gekräuselten Linnen, das so zart ist wie Seeschaum oder wie die Blüten unsrer Mandelbäume, meinem lieben hochheiligen Herrlein etwas abgeben zu dürfen, welches es so kalt hat in dem Schrank in der Sakristei, und hat doch nur eine harte Schärpe aus Purpur und Gold um seinen armen, kleinen Leib.

St. Kunigunda.

Ich muß Dir nun wirklich von dem Puppenteufel erzählen, Du mein vielliebes Christkindlein; denn wenn ich Dich zum Lächeln bringe, so werd ich fühlen, daß es nicht bloßer Leichtsinn ist, der mich immer zum Lachen verleitet, wenn ich ihn ansehe oder auch nur an ihn denke.

Auf seinem Zettel steht „Beelzebub Satanasso, Fürst über alle Teufel", und er ist an der Spule über seinem Kopf auf dem Kleiderstock im Klostergang von Sankt Eusebius aufgehängt, grad unter dem Bilde von Sebastiano Ricci, das den martervollen Tod der Heiligen Agathe darstellt. Die Puppen ihm zu Seiten haben auch Zettel, die eine heißt „Pulcinella", die andre „Sophonisbe". Aber dicht neben ihm, so daß man beinahe meinen möchte, sie seien aus einem Stück, ist ein fürchterliches Ungeheuer, das heißt „Basilisk".

Der Teufel trägt einen schwarzen Schlafrock mit einer hellblauen Schärpe; er hat einen Stab aus Ebenholz in der einen Hand, und auch seine Beine, da, wo der Rock aufhört, sind aus Ebenholz, grad wie die eines Pferdes, mit fein geschnitzten, schwarzen Hufen. Auch hat er lange Ohren und kleine, feuerrote Hörner. Er scheint die eine Hand auf den Basilisken zu stützen, und er soll wohl eigentlich recht furchtbar sein. Oder eher, ich sollte mich wohl

recht vor ihm fürchten. Denn es ist ja sehr schrecklich, Hörner und Pferdehufe zu haben, und einen Drachen neben sich und „Beelzebub Satanasso, Fürst über alle Teufel" zu heißen. Aber das macht mich nur lachen, Du mein vielliebes Kindlein, lachen und immer wieder lachen; und ich weiß es gewiß, Du würdest auch lachen, ob Du auch das fleischgewordene Wort bist, und all die großen Dinge, die wir in der Christenlehre lernten. Ach, ich wünschte mir, Du könntest ihn sehen, oder ich könnte ihn Dir beschreiben!

Er hat ein breites Gesicht, mit einem Barte wie ein Kapuziner, und schwarze, glotzende Augen, und diese Augen scheinen aus dem Kopf herauszustehen, als ob sie etwas begreifen möchten und doch nicht könnten; und der Mund mit dem Bart ringsum steht auch offen, als ob er etwas nicht recht verstehen könnte, und das ganze Gesicht ist kraus gezogen, um ausfindig zu machen, was eigentlich von ihm verlangt wird.

So oft ich ihn ansehe, muß ich an den Präzeptor meiner Brüder — er war Oratorianer — denken, wenn ihm die schlimmen Buben Igel ins Bett gelegt hatten, daß er sich stach und anhub, auf Lateinisch zu wehklagen. Aber um den Präzeptor tat mir's immer leid, und mit dem Teufel hab ich kein Krümchen Mitleid, nur lachen muß ich, wie er so steif ist und glotzt und den Mund aufreißt vor lauter Verantwortlichkeit, der Teufel zu sein. O, Du mein liebes, heiliges Kindlein, wie lustig wär's, wenn Du und ich ihm einen rechten Schabernack spielen könnten! Es wär ja nicht so arg, wie Igel in das Bett eines Hochwürdigen Herrn zu tun, denn er hat doch Hörner und Hufen, und er ist der Teufel.

Wenn ich nicht so dumm im Kopf wäre, und ein bessres Gedächtnis hätte, so könnte ich mich auf die Possen besinnen, die ihm die frommen Väter in der Wüste und all die andern Verklärten aus dem goldnen Legendenbuch gespielt — nicht der Puppe, mein ich, sondern dem Teufel.

Aschermittwoch, 1740.

Die Aufführung ist vorüber. Es war die Geschichte von Judith, wie sie den Holofernes umbringt und ihr Volk befreit, alles von unserm Hochwürdigen Beichtvater in Alexandrinerverse gebracht, denn er führt ja unter den arkadischen Hirten den Namen „Corydon Melpomenias". Der Kopf des Holofernes fiel wirklich herunter, und eine Menge rote Wolle kam heraus, es sah ganz natürlich und schauderhaft aus. Dann war noch der Triumph der Judith, welche angeputzt war wie die Pariser Modepuppe bei der großen Uhr in Venedig, auf einem goldnen Wagen mit Transparent, und die Zeit erschien mit ihrer Sense, und die Religion kam aus den Wolken herab, um unsrer ehrwürdigen Mutter und der ganzen edlen Familie Morosini (Morosini Peloponnesiacus mit einbegriffen) ein Loblied zu singen.

Hierauf gab es noch einen Tanz von lauter Türken, sehr zierlich, und eine unterhaltende Szene, nachdem Holofernes schon tot war, zwischen dem Kammermensch der Judith und Harlekin, des Holofernes Diener. Die Puppen waren wie lebendig, sie schlugen mit ihren Füßchen auf den Boden auf, und wenn sie Reverenzen machten, klappten sie in der Mitte zusammen,

streckten die Arme aus und ließen den Unterkiefer mit einem kleinen Knacks herunter, genau als seien es kleine Menschlein; ihre Stimmen waren höchst wunderbar, wie Dudelsack oder Mundharmonika.

Es war eine unzählbare Gesellschaft von Edeldamen und Kavalieren, Prälaten und Mönchen und Offizieren; auch Seine Exzellenz der Herr Provveditor der Republik und der oberste Spion waren zugegen, und es wurde Gefrornes, Schokolade und allerlei Sorbetti gereicht, und Tische waren aufgestellt zum Kartenspielen für die hohen Herrschaften. Und tausend Wachskerzen zum mindesten brannten in den Glaskronen aus Murano, die sonst nur am grünen Donnerstag, zur Ausstellung des heiligen Grabes, angezündet werden.

Als dann alles vorüber war, gab es noch ein Handgemenge zwischen den Sänftenträgern des Patriarchen und den Bravos Seiner Exzellenz des Grafen von Gradisca; ein Mann blieb für tot liegen, und am nächsten Tag wurde ein Flickschuster von der Polizei auf die Folter gespannt, damit man der Sache auf den Grund komme, und Recht walten möge.

Wir Schwestern saßen alle hinter einem vergoldeten Gitter, aber als die Jüngste saß ich bei den Novizen, und war mir nicht möglich, sie zu einem geistlichen Betragen zu zwingen oder sie zu verhindern, mit Makronen nach ihren Brüdern und Vettern zu werfen. Ich hätte mich wohl recht verlustieren sollen, aber statt dessen tat ich die ganze Zeit weiter nichts als mir bittre Vorwürfe über meine Undankbarkeit gegen die Vorsehung und gegen unsre ehrwürdige Mutter zu machen, welche mir gestattet, einer so feinsinnigen und ausgezeichneten Unterhaltung beizuwohnen, wogegen ich nur mit Bitterkeit und dem einzigen Wunsch erfüllt war, einen vollen Wasserkrug über die Tür der Schwester Meßnerin zu stellen, auf daß sie unbarmherzig begossen und erschreckt werde und ein lächerliches Geschrei ausstoßen möge, wenn sie in ihre Zelle zurückkehrt. Denn ich hatte einen Anschlag gemacht, der ganz gewißlich keine Sünde war (auch werd ich ihn nie und nimmer beichten), um den Schlüssel vom Wandschrank zu stehlen, mein liebes Christkindchen herauszunehmen und grad gegenüber dem Theater, in der großen Vase aus Pappe, die mit künstlichen Rosen gefüllt ist, zu verbergen, wo es die ganze Aufführung mit angesehen hätte. Aber die Schwester Meßnerin schloß die Schranktür doppelt und dreifach zu, gleich nach der Frühmette, zählte die Schlüssel und steckte das ganze Bund mit einem herausfordernden Blick an ihrem Gürtel fest. Oh, wie ich sie hasse! Und sie kommt auch ganz gewiß nicht in den Himmel wegen ihrer Anmaßung und Lieblosigkeit gegen mein liebes, hochheiliges Kindlein.

Im Juli. Am Tage St. Praxedis.

Ich fürchte, daß ich mich zu der Todsünde Haß und Hartherzigkeit habe hinreißen lassen; doch wie wäre es möglich, die Schwester Meßnerin nicht zu hassen, und nicht zu denken, daß sie ein Gesicht macht wie ein Hahn, wenn sie bei jeder Gelegenheit so lieblos gegen mein geliebtes Christkindchen ist, das doch gewißlich der König des Himmels ist, und Achtung erheischt, und

sei's auch von einer venezianischen Edeldame? Aber wie sich alles zutrug, will ich nunmehr berichten:

Unsre ehrwürdige Mutter, die wohl bange war, das Puppenspiel sowie der Anblick all der feinen Damen und Herren möchte den Novizen und jüngeren Schwestern weltlichen Unfug in den Sinn gebracht haben, hat anbefohlen, daß sich das ganze Kloster täglich vier Stunden lang — zwischen Frühmette und Abendsegen — frommer Arbeit widmen solle, dazu angetan, geistliche Betrachtungen und bußfertige Gespräche zu fördern.

Alle Reliquienschreine sollen mit Silberkreide geputzt und die Baumwolle und Bändchen der heiligen Reliquien sämtlich erneuert werden. Es ist das eine mühsame Arbeit, denn die kleinen Knochensplitter sind mürbe, und viele davon so winzig, daß sie manchesmal zwischen all der Watte und den Bandröllchen auf dem Arbeitstische verloren gehen.

Auch sollen die Schwestern, so mit der Nadel behend sind, die Kleider der vielen heiligen Bildwerke auffrischen, und diejenigen Teile ihrer Spitzen und Verbrämungen, wo es not tut, zu sorgsamer Ausbesserung beiseite legen. All die verschiedenen Gottesmütter sind herunter genommen worden, und ihre Kleider wurden genau untersucht. Die ehrwürdige Mutter war sehr aufgebracht über den argen Mottenschaden gleicherweise, daß die Schuhe und Strümpfe und spitzenbesetzten Nastüchlein keineswegs vollzählig sind; einige der Männer, die im Garten arbeiten, sind darum ernstlich verdächtig und wurden dem Heiligen Officium zum Verhör ausgeliefert. Meine Base Badoer, die ausgelassenste der Novizen, sagt, es sei die Fortsetzung des Puppenspiels im Kopf unsrer ehrwürdigen Frau Äbtissin, worauf ich sie zu demütigeren Gedanken ermahnt habe, aber doch, in meiner Unweisheit, das Lachen nicht verbeißen konnte.

Wie von selber gingen *meine* Gedanken zu allererst zu meinem lieben, hochheiligen Herrlein in seinem feuchten, dumpfigen Schrank, ohne das geringste Gewändlein, nur mit der harten Schärpe aus Scharlach und Gold um die Mitte.

Da ich nun weiß, daß die ehrwürdige Mutter mir wohlgesinnt ist (teils um meines Gebrechens, teils auch meiner Familie willen, die bis zu den ersten Zeiten der durchlauchtigsten Republik zurückreicht, und ursprünglich von Lars Porsenna, König von Rom, abstammt), so wagte ich, ihr anheimzustellen, daß es wohl ziemlich sein dürfte, dem Allerheiligsten Kleinen ein Röcklein von weicher Seide über einem linnenen Untergewändlein anzufertigen, auf daß es warm liege, wenn es zur kalten Weihnachtszeit in der kahlen Krippe ausgestellt wird.

Die ehrwürdige Mutter sah mich lange an, lächelte und kniff mich sogar in die Wangen, indem sie sprach: „Wahrlich, unsre Schwester Benvenuta Loredan ward erschaffen, um im Himmel das Kindermühmchen zu sein." Aber in diesem Augenblick, just als sie mir die Erlaubnis erteilen wollte, wer trat herein, — ach, es ist sündlich zu hassen, aber ich hasse sie doch — die Schwester Meßnerin, die sofort kaltes Wasser über meinen Vorschlag goß, indem sie auseinander zu setzen begann, daß Zeit und Geld draufgehen würden, die

besser angebracht seien, um das Skelett des Heiligen Prodoscimus neu einzukleiden, einer höchst verdienstvollen Reliquie von achtbarstem Ruf, mit Schleifchen aus echtem Demant in den Augenhöhlen, und die es wohl wert sei, für die Andacht der Gläubigen ausgestellt zu werden. Das Jesuskind, fügte sie hinzu, sei nie bekleidet gewesen, und die Schärpe selbst nur ein Zugeständnis an die Schamhaftigkeit; aber niemand habe je davon gehört, daß ihm ein ganzes Gewändlein vonnöten, der Vorschlag sei nichts andres denn Neuerungssucht, und, käme er nicht seitens einer Schwester, für deren offenkundigen Schwachsinn bereits Fürbitten getan würden, beinahe derart, daß der Verdacht der Häresie naheliege.

Da wandte sich die Frau Äbtissin zu mir, und, indem sie ihren beringten Finger warnend hin und her bewegte, sprach sie: „Pfui, pfui, Schwester Benvenuta, das gebenedeite Kindlein ist nicht Euer Cavalier servente, daß Ihr es mit Sammet und goldenen Flittern ausstaffieren möget." Und dann drehte sie sich um und verlangte zu wissen, wie viel fette Karpfen abgeliefert seien für das Mahl, welches vom Kloster zu Ehren des Monsignor Almosenier von Sankt Patrick hergerichtet wird.

5. August. Mariä-Schnee.

Aber mein vielliebes Christkindlein soll sein Kleidchen haben, und ein weicheres, wärmeres und stattlicheres, als es die Schwester Meßnerin dem heiligen Prodoscimus mit den Demantaugen herrichten wird.

St. Ursula und eilftausend Jungfrauen.

Ich bin in diesen letzten Wochen schwer heimgesucht worden durch Bitterkeit und Verzweiflung. Ich hatte eine Laienschwester bestochen, mir Seide und Goldfaden und feinstes Linnen zu kaufen; und jede Nacht habe ich in meiner weißen Zelle auf dem Bett gesessen und mir solche Mühe gegeben, meinem lieben, allerheiligsten Kleinen sein Gewändlein zu machen. Aber immer, wenn ich eben anfangen will, seh ich die bösen Augen der Schwester Meßnerin, die mich anblickt wie ein alter Hahn. Dann zittert die Schere in meiner Hand, ich schneide und schnipple aufs ungewisse in den Stoff hinein, die Vorderteile und der Rücken passen nie zusammen, ach und nun gar die Ärmelchen! ... Ich habe auch schon ein Hemdchen von einem Gärtnerkind entlehnt, und habe den Schnitt danach gemacht, wenn er auch gar plump ist. Mein liebes Kleines wird mir's verzeihen, wenn das Gewändlein auch besser einem jungen Bären anstehen mag als meinem heiligen Herrlein. Doch es soll bedeckt werden mit Arabesken und Sinnsprüchen, wie die Gewänder der Heiligen auf den goldgrundigen Bildern in unsrer Kapelle, die alle die Herrlichkeit des allmächtigen Kleinen in Versen und Symbolen erzählen werden: Fische und Sonnen und Monde, kleine Sternblumen und springende Seidenhäschen und pickende Vöglein! Und jedes Fältchen wird mit einem kleinen, liebenden Herzschlag durchstochen sein!

21. Sonntag nach Pfingsten.

O Du törichtes und ruhmrediges Schwesterlein Benvenuta! Wie ist Deine Hoffart gesunken! Meine Finger sind klamm in den eisigen Nächten; die Nadel fährt schief in den Stoff und kommt heraus, wo sie nicht soll; die Stiche sind oft so grob wie Binsengeflecht, und bisweilen purzeln sie übereinander; dann verknotet sich der Faden, oder die Nadel fädelt sich aus, und ich richte mich auf bei meiner Kerze und führe den gewachsten Faden gegen das Nadelöhr, und nun ist er gewißlich drin, und ich gebe einen kleinen Schubbs — und siehe da, er geht daneben und will durchaus nichts mit dem Nadelöhr zu schaffen haben. Ach — und wer hat wohl die Fingerhüte erfunden, und warum?

O heilige Martha, Schutzpatronin aller emsigen Hausfrauen, warum ward ich gelehrt, Menuett zu tanzen und mich zu verbeugen und zum Spinett zu singen und zu sagen „Oui, monsieur — votre Servante, Madame“ — aber warum lernt ich niemals, niemals, säuberlich nähen?

St. Kreszenz.

Ich werde diese Blätter nicht in den silbernen Arm im Wandschrank tun. Mein heiliges Herrlein soll sie wohl lesen, aber erst später, wenn es sein Röcklein hat, damit es sich daran erfreuen möge .... und auch am Preis, den es gekostet. Ja, Du geliebtes Kindlein, ein Preis, viel höher als alle Silbergulden und Golddukaten, alle Zechinen und Dublonen, die für Seide und Atlasgewand, für Spitzenwerk und Verbrämung irgendeiner Madonna oder Heiligen in allen Christenländern je gegeben wurden .... der einzige Preis, der wert ist, gezahlt zu werden, um Dich zu freuen: der Preis einer Seele, die gewißlich recht einfältig und töricht ist, aber so ganz erfüllt von unvermischter Liebe und Andacht, wie eine Weintraube von Süßigkeit, wie eine Rose von Wohlgeruch.

Erster Sonntag im Advent.

Sie müssen wohl i h n grade verloren oder verlegt haben, als das Puppenspiel zu Ende war, und er ist zurückgeblieben, vergessen, in einem Winkel. Oder aber .... ich muß vergessen haben, daß es Worte gibt, die immer gehört werden, und wär's in noch so großer Ferne, und die der Böse beantwortet, beinahe ehe sie gesprochen.

Wie dem auch sei, ich fühlte einen plötzlichen Lufthauch, und dann war ein seltsames kleines Geräusch auf den Fließen meiner Zelle, ein Geklapper, und eine Reihe kurzer, harter Stöße, wie wenn die Ehrwürdige, auf ihr Malaccarohr gestützt, durch die Kreuzgänge geht; es war etwas, daß mein Herz auffuhr und stille stand und meine Stirn feuchtkalt wurde. Und als ich mich auf meinem Betschemel umwandte, da stand e r da, in dem vermischten Lichte — hell und doch so blaß — meiner Kerze und des runden Monds. Er kam mir eigentlich größer vor, so groß wie ich selbst; aber sonst war er ganz der nämliche. Derselbe schwarze Schlafrock, von einer blaßblauen Schärpe umwunden, und, wo er endigte, die feinen graden Pferdebeine mit

glatten Ebenholzhufen. Derselbe Kapuzinerbart, die langen Ohren und kleinen, roten Hörner; und ganz der gleiche Ausdruck, starr und glotzend und gaffend, und so besorgt, ob er auch verstehen würde, wovon die Rede sei und was alles von ihm verlangt werde.

Er klappte seinen Körper beinah entzwei, als er sich verbeugte, und mit der einen Hand — wie eine Gabel war sie — den Fußboden berührte; die andre hielt er auf der Brust; dann ließ er seinen beweglichen Unterkiefer mit einem unbestimmten Ruck herunterhängen, so daß da ein großer, runder Mund sichtbar wurde, und eine Zunge darin, die anhub zu sprechen. Ich kann mich besinnen, daß ich auf die Zeit acht gab, die zwischen dem Herabsinken seines Unterkiefers und seinen ersten Worten verging; auch daß ich zu mir selbst sagte: „ich würde seine Augen so eingerichtet haben, daß er sie rollen könnte" — aber ich kann nicht sagen, hatte er Drähte und Fäden am Leib oder nicht.

Ich lachte; aber, wie ich es tat, war mir, als sei mein Atem eiskalt geworden, und mein abgeschnittenes Haar stünde zu Berge unter meiner Haube.

Es schien mir eine Ewigkeit, ehe er begann, und als er es dann tat, mit quäkender Stimme, wie die Masken reden, und mich plötzlich beim Namen nannte, da war ich auf einmal wie erlöst, mein Herz befreit und ganz ruhig. Er fragte mich, ob ich wisse, wer er sei, und deutete auf den Zettel, der an seiner Schulter hing, wo zu lesen war: „Beelzebub Satanasso, Fürst über alle Teufel." Er schien mir etwas schwer von Verstand zu sein, und als liebte er eine Menge unnötiger Erklärungen und Klauseln, aber ungemein höflich in seinen Reden, und bediente sich vieler, langsilbiger Worte, deren Sinn er zwischendurch erklärte.

Er wünschte die genauen Maße zu wissen, entsprechend den neuesten Vorschriften über das Zuschneiden von Kleidern, wie sie in dem Handbuch nützlichen Wissens für junge, adlige Frauenzimmer zu finden sind. Auch war es ihm sehr drum zu tun, ob der Heilige, der das Muster trägt, der zweite oder dritte zur rechten Hand sei, wenn von der Mitte aus gezählt, wiewohl ich ihm aufs genauste beschrieben hatte, daß es der mit den roten Haaren und grünen Stiefeln sei (worauf er aber nicht sonderlich acht zu geben schien), und dann auch, ob das Bild links vom Altare hinge, trotzdem ich ihm wiederholentlich bedeutet hatte, daß es die Weisen aus dem Morgenland darstellt. Dann tastete er erst lange herum, bis er die Stelle im Pergament gefunden hatte, wohin ich meinen Namen setzen sollte, und quälte sich damit, ob ich auch nicht zu groß beginnen und dann kein Platz sein möchte, zu Ende zu schreiben; er bat mich um Entschuldigung, daß es nötig sei, mich in den Finger zu stechen (als ob man sich niemals vorher in den Finger gestochen hätte), und, als es geschehen war, sagte er „mein vielliebes junges Fräulein" und vergaß, was er sonst noch hatte sagen wollen. Dann gab er seinem Unterkiefer einen Ruck, daß er zuschnappte wie ein Schloß, bog wieder seinen Leib in zwei Teile, klappte mit den Armen, und als er, wieder mit einer Reihe kleiner Klopftöne, verschwand, fuhr abermals der kalte Lufthauch durch meine Zelle. Heute Morgen fragte mich Schwester Rosalba, als sie in meine Zelle trat, ob ich in mein Kohlenbecken Schwefelfaden habe fallen lassen.

Ich schlug kein Kreuz, ich sprach keine Formel zur Austreibung, denn, Du weißt es ja, ich hatte ihn gebeten zu kommen, und es war eben ein Handel.

Christabend.

Ich habe zum ersten Male, so lang ich zurückdenken kann, über mein eignes Leben nachgesonnen, und Teile davon wieder durchlebt, aber alles auf einmal, wie es der alten Laienschwester erging, als sie in den Fluß Natisone fiel und zu ertrinken meinte.

Und weil ich nun so lange Zeit — weiß nicht warum — nicht mehr an mein liebes, allerheiligstes Kleines geschrieben, so will ich ihm heut erzählen, welcher Art ich kleines Ding war, und wie ich dazu kam, es so innig, so über alles andre zu lieben.

Es war natürlich von Anfang an bestimmt, daß ich Nonne würde; denn unser Haus hat eine Freistelle in diesem vornehmen Kloster, und von uns drei Schwestern war ich die jüngste und etwas lahm. Unsre Eltern waren äußerst weise und tugendhaft und bestimmten über uns, wie sie auch bestimmt hatten, daß unser einer Bruder heiraten und unser berühmtes Geschlecht fortsetzen, der zweite aber ein Monsignore und der dritte ein Ritter von Malta werden sollte.

Wenn wir nach der großen Villa an der Brenta gebracht wurden, erhielt ich ein großes Schlafzimmer für mich allein, dessen Wände ganz behangen waren mit farbigen Stichen, welche Ordensfrauen in allerhand geistlicher Tracht darstellten; es war ein Alkoven in dem Zimmer, der wie die Grotte eines heiligen Einsiedlers hergerichtet war, voller Eulen und Totenschädel und allegorischen Figuren, die alle aufs kunstreichste aus Pappe verfertigt waren, und die Felsen aus Gips. Als ich noch klein war, entsetzte ich mich bisweilen, wenn ich im Dämmerlicht all der Dinge gewahr wurde; und dann auch, zu wissen, daß hinter meinem Bett ein Guckfenster mit kleinem Vorhang war, zog man den zurück, so blickte man hinunter in die Kapelle, wo so viele meiner Ahnen bestattet sind. Ich habe manches Mal vor großer Angst geweint und geschluchzt; aber dann sagten mir die Kammerzofen, das alles würde mir die rechte Berufung geben. Und gewiß hatten sie recht, denn bis dahin war ich ein weltlich gesonnenes Kind, sehr geneigt, in den Gärten zu wandern und im Gras zu liegen und an allen Blumen zu riechen; auch liebte ich's, den Flößen zuzuschauen, die vor der Terrasse vorbeizogen, wo die Pfauen einherstolzierten und die Täubchen girrten. Und gern besah ich mir meiner Mutter schöne Kleider und die Schminke und Schönheitspflästerchen auf ihrem Angesicht, wenn ihre Zofe uns zu zweit oder dritt am Vormittage zu ihr einließ, während ihr Haar gekräuselt und gepudert wurde, und ein kleiner Mohrenpage ihr die Schokolade brachte und ihr Cavalier servente neben ihrem Spiegel stand und aus seiner Dose Tabak schnupfte; dann kamen die Händler und Juden mit allerhand gestickten Geweben und Goldschmiedwaren, unter denen sie auswählte; aber auf ihrer Schulter saß ein kleiner Affe, vor dem hatte ich ein Grauen, denn er kreischte und bleckte die Zähne nach mir.

Als ich dann drei oder vier Jahre alt war, ward ich der Mutter Gottes geweiht; da bekam ich ein Habitchen gleich einer Nonne, schwarz und weiß, mit Haube und Rosenkranz, alles zu meiner Größe passend, und hatte eins für Alltag und eins für die Feste; aber zu Himmelfahrt und Weihnacht erhielt ich je ein neues, um meinem vornehmen Haus Ehre anzutun.

Aber meine Schwestern mußten Kittel tragen aus alten Nachtgewändern, mit zerschlissenen Spitzen gefertigt, so früher unsrer Mutter angehört; doch wenn Besuch kam und sie hereingeführt wurden, so kleidete man sie in prächtig gestickte Schnürbrüste und Reifröcke, und hatten Perlen und kunstvolle Blumen zum Schmuck. Meinen Vater sah ich wohl einmal jede Woche und war sehr bange vor ihm, denn er war so edel und gerecht. Wenn ich zu ihm eingelassen wurde, hatte er ein Taschentuch wie einen Turban um die Stirn gewunden und eine große Hornbrille auf der Nase, und sein Kinn war schwarz. Er machte immerzu Gold mit einem Astrologen und schloß Teufel in Flaschen ein, doch daran glaube ich nicht mehr so fest. Dann, wenn er in seiner Gondel ausfuhr, hatte er einen schwarzen Domino an und eine weiße Maske vor dem Gesicht, wie jeder andre Mensch auch; und wenn Gala war in unserm Palaste zu Venedig, stand er oben an der Treppe in einem seidenen Gewand gleich einer Klatschrose und hatte eine weiße Perücke auf, und dann lächelte er.

Ich nahm mit meinen Schwestern Tanzstunde und lernte ein wenig auf dem Spinett spielen und Französisch parlieren; aber das Lesen brachte ich mir alleine bei, nicht bloßes Buchstabieren wie die andern, sondern mich trieb das Verlangen, die wunderschönen Legenden und Gebete zu verstehen, die auf der Rückseite all der Heiligenbilder standen, welche die Wandermönche und der Priester, der in unsrer Kapelle die Messe las, uns Kindern schenkten.

So blaue Hügel lagen dort, weit weg, über den Baumgipfeln bei der Brenta; aber einen Streifen vom Meer, mit gelben Segeln, die zwischen Türmen und Kuppeln hinglitten, den sah man vom Trockenplatz aus, auf unserm Dache in Venedig, wo das Leinen aufgehängt wird. Und ich war wohl ein sehr glückliches, kleines Mädchen und dankte der Vorsehung für meine weisen und trefflichen Eltern.

Aber was mich am glücklichsten machte, war das Bild über dem Hochaltar in unsrer Kapelle; und jedesmal, wenn mein Kammermensch mit den Gondolieren schwatzen wollte — was ihr von der Beschließerin verboten war — brachte sie mich erst in die Kapelle und half mir auf den Altar klettern, wo sie mich stundenlang alleine ließ, wohl wissend, daß ich ganz stille sein und nicht nach meinem Mittagessen verlangen würde.

Das Bild war das schönste Bild auf Erden. Es war durch Säulen, die von Fruchtkränzen umwunden waren, abgeteilt; und in der Mitte, auf einem Goldgrund, der sich in Strahlen teilte, die in Rost- und Orangefarbe schillerten, stand der Thron Unserer Lieben Frau, und Sie selber saß darauf, eine wunderschöne Dame, ob auch nicht so schön gekleidet wie meine Mutter und ungeschminkt; auch zeigte sie beim Lächeln ihre Zähne nicht. Auf den Stufen ihres Throns waren kleine Engelkinder, mit Blumen gekrönt; einige

spielten auf Lauten und Flöten, andre brachten Früchte und Blumen herbei und sogar einen kleinen Blutfink mit rotem Federbrüstchen, grad wie die, welche meine Brüder immer auf Leimruten fingen.

Aber auf den Knien der Allerheiligsten Jungfrau, was lag da? — schlafend — o so fest eingeschlafen . . . Du, Du, mein herzliebstes, allerherrlichstes Kindlein, ganz klein und nackt, mit runden Gliederchen und einem roten Mündchen, das ganz müde war vom Saugen. Die Jungfrau neigte sich betend über Dich, die Engelchen all, sie brachten Äpfel und sangen Dir Wiegenlieder, ja gar das Vögelchen hielt eine Beere im Schnäblein, bereit, sie Dir zu bringen, wenn Du die Augen aufschlügst. All das ganze, große Paradies wartete, daß Du erwachen solltest und lächeln; und ich kauerte da, und wartete auch, dort oben auf dem Altar, bis es zu dunkel wurde und ich nichts mehr sehen konnte als das schimmernde Gold.

Ich wußte ja nicht, worauf ich wartete, und auch später im Kloster, als Novize, wußt ich's nicht; nein, auch dann wohl nicht, als ich den Schleier genommen. Ich wußte nicht, worauf ich wartete, viele, viele Jahre nicht; aber das Warten machte mich ebenso froh wie die Engel und das kleine Vögelchen. Ich wußte nicht, was es war, das ich erwartete, bis zu dieser letzten, furchtbaren Woche. Aber nun weiß ich es, und nun bin ich ja wieder so glücklich, zu warten. Ich warte darauf, daß Du aufwachen wirst, mein liebes, heiliges Kleines, daß Du Deine Arme ausstrecken mögest und auf meinen Knien stehen und Deinen kleinen Mund an meine Wange legen und meine arme Seele erfüllen mit unsäglicher Herrlichkeit.

Nachschrift von Schwester Atalanta Badoer, vom Kloster der hl. Muttergottes vom Rosenbusch zu Cividale in Friaul:

15. Mai, 1785.

Das Tagebuch meiner Base und geliebten Schwester in Christo Jesu, Schwester Benvenuta Loredan, wurde durch mich vor der Zerstörung bewahrt. Ich hatte bemerkt, wie sie beschriebene Blätter in einem silbernen Reliquienbehälter — in Form eines hohlen Armes — verbarg, und hatte sie daraus entfernt und in meiner Zelle verwahrt, auf daß sie nicht in die Hände der Schwester Meßnerin fielen. Meinem Gelübde des Gehorsams nachkommend, zeigte ich jedoch einige dieser Blätter unsrer ehrwürdigen Frau Äbtissin, welche sie mir, nach flüchtiger Durchsicht, zurückgab, mit dem Befehl, sie zu zerstören, da sie nur bewiesen — was sie freilich längst geahnt — daß Schwester Benvenuta von schwachem Verstande gewesen und weder unserm vornehmen Kloster noch dem edeln Hause der Loredan zum Ruhme gereiche, ob auch nicht zu leugnen wäre, daß dieselbe im Geruch der Heiligkeit verstorben sei.

Aber da es mir nicht möglich war, die Ansicht unsrer ehrwürdigen Mutter zu teilen, ob ich auch bloß Novize war und erst in meinem fünfzehnten Jahre stand, so entschloß ich mich, besagte Blätter treulich zu ver-

wahren, durch die Zuversicht gestärkt, daß solche eines Tages zum Ruhme Gottes und jener Gebenedeiten, meiner Base, gereichen würden.

Und da diese Zuversicht nunmehr Gewißheit worden, und die Heiligkeit und Wundertaten der Schwester Benvenuta die Stadt Cividale mit Andacht und Staunen erfüllen, sogar in diesem, unserm gottlosen Zeitalter, so habe ich die Blätter, so sie beschrieben, sorgsam zusammengelegt und möchte, ehe denn ich ihr auf schönere Fluren nachfolge, ein paar Worte über die Geschehnisse hinzusetzen, deren ich vor nun fünfundvierzig Jahren, am Todestag der Schwester Benvenuta, als am Christabend des Jahres unsres Herrn Siebenzehnhundert und vierzig, Zeugin gewesen, zur Zeit, da die edle Giustina Morosini Valmarana Äbtissin unsres Konventes war.

Zu jener Zeit war ich fünfzehn Jahre alt und stand im ersten Jahre meines Noviziats. Meine Base war um fünf Jahre älter und hatte vor vier Jahren den Schleier genommen. Trotz ihrer vornehmen Abkunft und mannigfachen Tugenden wurde sie im Kloster nur gering geachtet und für eine einfältige und kindische Person angesehen. Aber unter den Novizen herrschte eine andre Ansicht, was der großen und liebreichen Sanftmut zuzuschreiben war, die sie uns erwies, wenn uns Heimweh oder jugendliche Wehmut überkam, wohl auch ihren wechselreichen, launigen Einfällen, in denen sie freilich oft etwas Kindliches hatte. Sie liebte die Musik und wußte viel Geschichten zu erzählen, wie sie von Ammen und Wartefrauen den Kindern erzählt werden, auch war sie den Blumen und allerhand kleinem Getier sehr zugetan, so daß sie sogar Mäuse und Eidechsen zähmte. Aber besonders gut waren wir ihr für die große Ehrfurcht, die sie dem heiligen Christkind erwies, ob sie auch wenig davon sprach, da sie selbst überzeugt war, ein sehr einfältiges Menschenkind zu sein, und keine Ahnung ihrer eignen Gnade und Heiligkeit hatte. Es begab sich aber, daß meine geistliche Berufung sich nur langsam erwies, und damals, in meinem fünfzehnten Lebensjahre, war ich oft verzagt bei dem Gedanken, die Welt zu verlassen, und fühlte mich abgeschieden in meinem aufrührerischen und unerweckten Sinne. Zu solcher Zeit war es dann, daß meine Base, die selige Benvenuta, mich mit größter Liebe anzusprechen und zu trösten pflegte, und ihre Trostworte waren auch die einzigen, die mein verstocktes Herz ertragen konnte. Und eine Vertraulichkeit entstand zwischen uns, wenigstens von meiner Seite; denn meine Base redete nie über sich selbst und gehörte wohl zu denen, die mehr Liebe geben als nehmen.

So stand es um uns; da begab es sich, daß am Christabend des Jahres unsres Herrn, 1740, als wir alle im Kapitelsaal versammelt waren, um zur Mitternachtsmette zu gehen, die ehrwürdige Mutter gewahr wurde, daß Schwester Benvenuta Loredan fehlte, und mich, als deren Base und jüngste der Novizen, nach ihrer Zelle absandte, im Fall eine plötzliche Schwäche sie angewandelt hätte. Denn es war schon ein Gespräch darüber gewesen, daß die Schwester während der letzten Wochen schmal und blaß geworden, und daß ihre Augen einen seltsamen Ausdruck angenommen hatten, was den Glauben erwecken konnte, daß sie sich irgendeiner besonderen Kasteiung unterworfen habe, welches sie aber, auf Befragen der ehrwürdigen Mutter, stets geleugnet.

Während also unser ganzer Konvent unter Anführung der Äbtissin in Pontificalibus (denn sie genoß bischöfliche Ehren und war eine Fürstin vom römischen Reich) in feierlicher Prozession zur erleuchteten Kapelle aufbrach, lief ich hinauf nach der Zelle meiner Schwester Benvenuta Loredan.

Die Zelle lag am Ende eines langen Ganges, und als ich näher kam, bemerkte ich ein sehr glänzendes Licht, das unter der Türfuge hervorströmte. Gleichzeitig dünkte es mich, als ob ich Stimmen und Töne hörte, welche mich mit Bewunderung erfüllten. Ich hielt inne und klopfte an, Schwester Benvenuta bei Namen rufend, doch erhielt ich keine Antwort.

Inzwischen waren die Töne ganz klar und unverkennbar geworden, und wahrlich, es waren solche Laute, wie sie Mütter oder Wärterinnen von sich geben, wenn sie kleine Kinder wiegen und herzen, von liebreichen Ausrufen und Liebkosungen unterbrochen. Ich mußte daran denken, daß die Ehrwürdige oft gesagt, Schwester Benvenuta sei unweise und nicht recht bei Verstande; aber eigentlich erregten die Töne weder meine Lachlust noch meinen Ärger, erfüllten mich vielmehr mit inniger Ehrfurcht, so wie ich sie nie bevor empfunden hatte, und wie ich sie nicht beschreiben kann; aber ich widerstand nur schwer der Regung, vor der Tür, die aus allen Fugen und Ritzen Licht ausströmte, als vor einem heiligen Mysterium niederzuknien. Dann, meiner Pflicht eingedenk, klopfte ich noch einmal, drückte leise auf die Klinke und öffnete. Aber im selben Augenblick sank ich auf die Knie, dort auf der Schwelle, unfähig mich zu rühren oder einen Laut hervorzubringen, in der wunderbaren Herrlichkeit, die sich meinen armen irdischen Augen geoffenbart.

Die Zelle flutete von Licht wie von vielen hundert Kerzen, und in der Mitte, im Quell des Strahlenglanzes, saß Schwester Benvenuta, und auf ihren Knien, grad aufgerichtet, stand niemand anders als das heilige Christkind, ein nacktes Füßchen auf jedes ihrer Knie gestellt und das ganze, nackte Körperchen emporgereckt, um ihr Antlitz zu erreichen und seine Ärmchen um ihren Hals zu schlingen, und sein Mündchen zu ihrem Munde erhoben. Und die selige Benvenuta hielt ihn sehr behutsam umfangen, als fürchte sie seine Gliederchen zu drücken, und dann küßten sie sich und brachten Laute hervor, die waren nicht wie Menschenlaute, sondern wie von Tauben und voll himmlischer Bedeutung.

Aber als ich dieses Anblicks gewahr wurde und diese Laute hörte, lösten sich meine Knie; ich sank wortlos auf die Erde nieder, meine Augen waren von Herrlichkeit geblendet, und meine Lippen stammelten vergebens ein Gebet. Und die Zeit schien stille zu stehen.

Dann plötzlich fühlte ich, daß ich berührt wurde, und begriff, daß die Äbtissin noch eine andre Schwester abgesandt hatte, um sich nach Schwester Benvenuta und auch nach mir umzutun.

Das strahlende Licht war verblaßt, und die Zelle wurde nur durch die einzige Kerze auf dem Betschemel erleuchtet; aber mir kam es vor (und auch der andern Schwester, als ich sie befragte), als ob noch ein zarter Schimmer in der Luft zurückgeblieben sei, wie auch seltsame Töne, wie von fernen Lauten

und viol d'amour und ein wunderbarer Duft, als von Damaskusrosen und weißen Lilien, wenn die Sonne darauf scheint.

Schwester Benvenuta saß noch, wo ich sie gesehen hatte, und in ihren Armen hielt sie das wächserne Bildnis des kleinen Heilands aus unsrer Sakristei; und ein wunderschönes Kleidchen, aus Gold und Silberfäden gewoben, war ihr zu Füßen geglitten und lag da. Aber Schwester Benvenutas Augen und Lippen standen offen, wie in Entzückung; und sie war tot und schon kalt.

Was aber niemand erklären konnte, war, daß dicht beim Fenster ihrer Zelle, auf der Erde, eine Puppe gefunden wurde, die zu einem Marionettentheater gehörte, das wenige Monate vorher in unserm Kloster eine Aufführung gegeben hatte; eine bärtige und gehörnte Figur mit Pferdefüßen, die einen Zettel umhatte, auf dem der Name stand: „Beelzebub Satanasso". Seine Drähte waren herausgezerrt und verwirrt, sein beweglicher Unterkiefer zertrümmert und seine Kleider ringsum angesengt.

Hier endigt die Nachschrift von Schwester Atalanta Badoer, zu jener Zeit Novize im Kloster der Heiligen Muttergottes vom Rosenbusch, und Base der seligen Benvenuta Loredan.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Das Manifest des Zaren Nikolaus II., das in den Abendstunden des 30. Oktobers in Petersburg veröffentlicht wurde, ist das große Ereignis der letzten Wochen. Und weit darüber hinaus ein Dokument für alle künftigen Zeiten. Seine materielle wie moralische Bedeutung übertrifft für das russische Volk und die Weltpolitik die Botschaft Alexanders II., welche die Leibeigenschaft aufhob. Alexander II. machte aus den russischen Bauern persönlich freie Menschen, Nikolaus II. erhebt die despotisch regierten Bewohner Rußlands zu freien Bürgern eines freien Staates. Zunächst freilich, was wir Ausländer nicht vergessen dürfen, auf dem Papier und in der Theorie. Noch vieler schmerzlicher und grausamer Prüfungen wird es bedürfen, ehe die Freiheit und die Verfassung sich wirklich in dem Leben und den Sitten des russischen Volkes eingebürgert haben. Die Masse des russischen Volkes steht eben noch keineswegs auf dem Kulturstandpunkt, auf dem sich die Deutschen, Spanier und Italiener befanden, als sie um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die politische Freiheit erlangten. Die Verschiedenheiten der Stämme, ihrer Religionen und Lebensgewohnheiten in dem unermeßlichen, halb europäischen, halb asiatischen Reiche sind noch so groß und oft so feindselig gegeneinander zugespitzt, daß man sich ohne einen autokratischen, alles und alle ehern zusammenfassenden Willen keine einträchtige Wirkung dieser hundertunddreißig Millionen Menschen denken kann. Aber das Zeitalter einer neuen Entwicklung ist für Rußland angebrochen, das Fundament zu einem Verfassungsstaat gelegt. Neben den Zarbefreier tritt Nikolaus II. ebenbürtig als Wohltäter seines Volkes, auch in der Unentschlossenheit und Unsicherheit seines Handelns dem Großvater ähnlich. Denn wie stark auch die Dinge und der durch den Generalstreik drohende Zusammenbruch auf seine Entschließungen eingewirkt haben, halb ist es doch ein freiwilliges Geschenk, das er dem Volke mit dem Versprechen der Unverletzlichkeit der Person, der Freiheit des Gewissens und des Wortes, der Versammlungen und Vereinigungen, mit der Ausdehnung des Wahlrechts und der Erhebung der Duma aus einer beratenden zu einer gesetzgebenden Versammlung macht. Das Manifest ist das Produkt der Notwendigkeit. In letzter Stunde hat die Einsicht und die Güte des Zaren dem Volkswunsche und dem Druck der Bewegung, ehe es zum Blutvergießen kam, nachgegeben. Allgemein, in Rußland wie im Ausland, schreibt man dem Grafen Witte das Verdienst zu, auf die Entscheidung des Zaren im Widerstreit der Hofparteien einen günstigen Einfluß im liberalen und humanen Sinne ausgeübt zu haben. In ihm, der am 6. November zum Ministerpräsidenten ernannt worden ist, sieht man denn auch den Leiter der im Januar zusammentretenden Duma, von ihm erwartet man die Erneuerung der russischen Verwaltung; die Rolle, die sich Mirabeau in der französischen Revolution wünschte, ohne sie erhalten zu können: die Versöhnung des Königtums und der Volksfreiheit, mag ihm in der russischen Entwicklung bestimmt sein.

Zwei gewitterschwüle Wochen sind seit dem Ausbruch des Arbeiterstreiks in Moskau um die Mitte des Oktobers über Rußland hingezogen, die, wie es in dem

Manifest des Zaren heißt, „eine tiefe nationale Zerrüttung und eine Bedrohung der Unverletzlichkeit und Einheit des Reichs“ heraufzubeschwören drohten. Bisher war die revolutionäre Bewegung seit dem blutigen Sonntag des 22. Januar in Petersburg trotz aller Tumulte und Ausstände, aller Menschenopfer und Verwüstungen im Sande verlaufen, weil ihr jeder Zusammenhang und jede höhere Leitung fehlten. Die lokalen vulkanischen Ausbrüche hörten überall nach einigen Tagen wieder auf, da die Truppen nicht niederzuwerfen waren und die Not die Arbeiter zur Wiederaufnahme der Arbeit zwang. Nirgends hatten die Massen einen Plan oder einen Führer. Jetzt dagegen beherrscht ein geheimer, allmächtiger Wille, dieselbe Losung, dasselbe Ziel die erregte Menge in Petersburg wie in Moskau, in Charkow wie in Odessa, in Warschau und in Reval. Überall haben die Eisenbahner den Dienst verlassen, alle andern Gewerke und Berufe, Apotheker und Ärzte, Ingenieure und Anwälte sind ihnen gefolgt. Schulen und Gerichtssäle sind verödet, die meisten Banken und Theater, Läden und Restaurationen geschlossen. Die Elektrizitätswerke stehen still, die Hauptstädte sind ohne Licht, die Straßenbahnen fahren nicht mehr. Nur kümmerlich kann der telegraphische Verkehr aufrecht erhalten werden, der Warenaustausch mit Deutschland und Österreich-Ungarn hat aufgehört. Gegenüber der Planlosigkeit des früheren Vorgehens hat diese Geschlossenheit und Einmütigkeit der revolutionären Partei etwas Imponierendes, um so mehr, weil die Massen im allgemeinen eine ruhige, abwartende Haltung bewahrten. Ihre Forderungen sind überall die gleichen: Freiheit der Presse, der Versammlungen und Vereine, Arbeiterschutz und allgemeines Wahlrecht. Mehr als alle Aufreizungen und Verschwörungen hatten die Dinge selbst die Bewegung gefördert. Der Ukas über die Zusammenberufung der Duma mußte ein Schlag ins Wasser bleiben, als ihm nicht unmittelbar die Aufhebung der Zensur und die Freigebung der Versammlungen folgten. Da die Willkür der Polizei nach wie vor mit rechtlosen Haussuchungen und Verhaftungen vorging, die Knute der Kosaken die Beherrscherin der Straßen und Plätze blieb, ergriff die gebildete Gesellschaft ein tiefes Mißtrauen, daß alle Versprechungen der Regierung eitel Wind seien, und daß sie mit List und Gewalt eine reaktionäre Mehrheit in der Duma zu gewinnen hoffe. Die Arbeiter waren von vornherein durch ihren Ausschluß von den Wahlen entrüstet und bereit, sich das Wahlrecht bei günstiger Gelegenheit zu erkämpfen oder zu ertrotzen. Beide Strömungen hatten sich nun in dem Generalstreik vereinigt und den Widerstand des Beamtentums und der rückständigen Parteien mit der elementaren Gewalt einer Sturmflut gebrochen. So gefährlich erschien die Krisis auch für die wirtschaftlichen Beziehungen des Reiches zu dem Auslande, daß der Finanzminister die Vertreter der französischen, deutschen und amerikanischen Finanzwelt, die wegen des Abschlusses einer neuen Anleihe nach Petersburg gekommen waren, bitten mußte, die Verhandlungen darüber auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben.

Daß die Botschaft des Zaren wie mit einem Zauberschlage Frieden und Ordnung in dem Reiche wieder herstellen würde, konnte nicht erwartet werden. Dazu war die Wucht und Gewalt der ungeheuren Welle zu stark. Aber die schrecklichen Plünderungs- und Mordszenen, die sich während der ersten Novembertage in den verschiedensten Städten, besonders in Rostow am Don und Odessa, abspielten, schienen alles von neuem in Frage zu stellen und Rußland unrettbar der Anarchie auszuliefern. Die Ausschreitungen der Polizei auf der einen, die Raub- und Zerstörungssucht der Volksmassen auf der andern Seite wetteiferten in Greueln. Nur langsam rafften sich die bürgerlichen und gebildeten Elemente aus ihrer Betäubung auf. Stadtmilizen bildeten sich aus Studenten und Kaufleuten und wurden des Gesindels, oft unter Blutvergießen, Herr. Ein umfassender Amnestieerlaß des Zaren tat dann das Seine zur Beruhigung. Die Freilassung der in den jüngsten Tagen Verhafteten, die das Volk mit Gewalt zu erzwingen drohte, brachte den Beweis, daß es diesmal die Regierung mit ihren Versprechungen Ernst meinte. Das eingewurzelte, fast unüberwindliche Mißtrauen, das die gebildete Gesellschaft noch stärker

als die Volksmassen, aus einer langen Mißregierung heraus, gegen alle Verheißungen von Recht und Freiheit empfindet, die von oben gemacht werden, ist der gefährlichste Feind der Reformen in Rußland; es hat die Reichsduma von vornherein in der öffentlichen Meinung geschädigt und richtet sich jetzt gegen die Person des Grafen Witte und alle Maßregeln, die er zur Überwältigung der anarchischen Zustände unternimmt. Die schweren Unterlassungssünden der Regierung, die immer um einen Tag zu spät kam, rächen sich nun. Obgleich sie durch die Entlassung des Oberprokurators des heiligen Synod, Pobjedonozew, des eigentlichen geistigen Hauptes der Reaktion, und die Enthebung des Großfürsten Wladimir und des Gouverneurs von Petersburg, Trepow, von ihren Ämtern ihren Willen, mit den bisherigen Regierungsgrundsätzen zu brechen, bezeugt hat, traut man ihr noch immer rückfällige Gelüste zu. Bei den unbefangenen Beobachtern der Bewegung im Ausland herrscht die Empfindung vor, daß dies Mißtrauen erst mit der Eröffnung der Duma im Tauriſchen Palaste in Petersburg und mit der Errichtung einer Bürgerwehr in den größeren Städten, die der bürgerlichen Gesellschaft ein gewisses Sicherheitsgefühl gegenüber den Angriffen von oben und unten einflößt, verschwinden wird. Erst dann wird auch die Bildung einer liberalen Partei im würdigen Sinne des Worts, zur Bekämpfung der Reaktion wie des Nihilismus, möglich sein. Vorausgesetzt, daß sich die nationalen Tendenzen in Polen, im Kaukasus, in den Ostseeprovinzen und Finnland nicht unversöhnlich gegen den Frieden und die Einheit des Reichs erheben und die ganze liberale Entwicklung, wie 1863 durch den polnischen Aufstand, zum Stillstand bringen. Schon ist die Regierung gezwungen worden, die weitgehenden Forderungen der Polen auf Unabhängigkeit und Autonomie des „Königreichs“ zurückzuweisen und den Kriegszustand über Polen zu verhängen.

Zu dem erdbebenartigen Charakter der russischen Umwälzung bietet die norwegische ein idyllisches Gegenstück. Nach wie vor vollzieht sie sich in akademischen und juristischen Formen. Nachdem das norwegische Storthing die Karlstader Beschlüsse angenommen hatte, erteilten ihnen am 15. und 16. Oktober die beiden Kammern des schwedischen Parlaments ihre Zustimmung und sprachen die Auflösung der Union aus. In einem würdigen, von verhaltenem Pathos erfüllten Brief vom 27. Oktober nahm König Oskar von den Norwegern Abschied. Stehend hörten die Mitglieder des Storthing die Mitteilung dieses Schreibens durch ihren Präsidenten an. Damit ist die Auflösung der Union zur vollendeten Tatsache geworden und Norwegen nach dem Wunsche seines Volkes ein unabhängiger Staat. Denn die Anerkennung der andern Mächte kann ihm nicht fehlen, seit der Hauptbeteiligte, Schweden, diese Anerkennung ausgesprochen hat. „Die Vereinigung Norwegens mit Schweden,“ schreibt ein patriotischer Norweger, Jonas Lie, „war die Erlösung des Landes, sein neuer großer Tag nach der vierhundertjährigen dänischen Nacht. Die unterdrückten oder unbenutzten Kräfte erwachten wieder auf allen Gebieten, und die darauffolgende Zeit war das goldene Zeitalter Norwegens in Wissenschaft wie in Literatur, in Kunst wie in Handel.“ Die große Frage ist nun, welche Verfassung der neue selbständige Staat sich geben wird. Die Regierung, die Mehrheit des Storthings und die Bürgerschaft Christianias neigen dazu, die Krone dem Prinzen Karl von Dänemark anzutragen. Der Prinz ist der zweite Sohn des dänischen Kronprinzen, 1872 geboren und mit der jüngsten Tochter des Königs von England, Prinzessin Maud, vermählt. Seine Wahl würde Norwegen in enge Verbindung mit Dänemark und England bringen. Eine Volksabstimmung, die auf Anordnung des Storthings am Sonntag den 13. November stattfand, hat sich mit einer bedeutenden Mehrheit für die Beibehaltung der Monarchie ausgesprochen. Über 78 Prozent der Wähler beteiligten sich an der Abstimmung, 240 000 waren für das Königtum, 64 000 für die Republik. Die Regierung wird nun das Storthing auffordern, die Königswahl vorzunehmen. Von den Mächten wird der Wahl des dänischen Prinzen zum König von Norwegen kein Hindernis bereitet werden; aber man fühlt schon aus der kühlen und steifen Zurückhaltung

Schwedens heraus, daß die norwegische Königswahl die drei nordischen „Bruderstaaten" nicht einander näher bringen, sondern entfremden wird.

Auch in Ungarn vertieft sich die Entfremdung zwischen der Krone und der Nation. Das von dem Könige neu bestätigte Ministerium Fejervary bietet in seinem Regierungsprogramm den Ungarn eine Pandorabüchse. Das allgemeine geheime, nach Gemeinden und unmittelbar auszuübende Wahlrecht, die zweijährige militärische Dienstzeit, eine Fülle sozialer und wirtschaftlicher Einrichtungen und Verbesserungen werden verheißen, Unfallversicherung und Altersversorgung der Arbeiter, unentgeltlicher Volksunterricht, progressive Besteuerung und Reform der Konsumsteuer. Nicht nur die Opposition, auch die liberale Partei des Parlaments hat sich gegen dies Programm erklärt. Sie betonen mit Recht, daß seine Verwirklichung die Arbeit vieler Jahre und zunächst noch völlig unberechenbare Kosten erfordern würde; es sei ebenso herausfordernd wie töricht von einem Ministerium, das nicht einmal über eine nennenswerte Minderheit im Parlamente verfüge, mit solchen Vorschlägen vor die Nation zu treten, nur um sie von ihren Forderungen in den militärischen Dingen abzulenken. Bis zur Mitte des Dezembers, wo die Vertagung des Parlaments endet, hat der Baron Fejervary Zeit, Anhänger zu werben, aber es ist klar, daß er ohne die Auflösung des Unterhauses und ohne Neuwahl weder zum Ziel noch überhaupt zu der Bildung einer seinem Programme zustimmenden Partei kommen kann. Und inzwischen nehmen die Wirren auf der Balkanhalbinsel ein immer düsteres Aussehen an. In der serbischen Skupschtina und in der bulgarischen Sobranje streiten die Parteien unaufhörlich um die Macht, in Mazedonien dauert trotz aller Reformversuche der grimme Hader aller gegen alle mit urwüchsiger Unbarmherzigkeit fort, und den Forderungen der Großmächte nach der Einsetzung einer internationalen Finanzbehörde für die Verwaltung Mazedoniens setzt die Pforte standhaft ihren Widerspruch und alle Künste orientalischer Verzögerungspolitik entgegen. Hier ballen sich Wetterwolken zusammen, die von Österreich-Ungarn eine Zusammenfassung seiner Kräfte, nicht eine Zersplitterung durch innere Zwistigkeiten dringend verlangen. Schon hat die Ankündigung der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn auch auf die österreichische Reichshälfte hinübergewirkt. In Wien und Prag haben Umzüge der Arbeiter in gewaltigen Massen stattgefunden und blutige Zusammenstöße heraufbeschworen. Es heißt, daß der österreichische Ministerpräsident Gautsch bei dem Wiederzusammentreten des Reichstages eine Gesetzvorlage über das allgemeine Wahlrecht einbringen werde.

Die Reisen des Präsidenten der französischen Republik, Loubet, nach Madrid und Lissabon und die des jungen Königs von Spanien, Alfons XIII., nach Berlin, Wien und München sind ohne störenden Zwischenfall mit den üblichen Festen und Schauspielen, Truppenbesichtigungen und Galatafeln verlaufen und haben in das ernste Konzert der Politik ein paar heitere Akkorde getragen. Die Trinksprüche der Staatsoberhäupter pflegen bei solchen Gelegenheiten stets in ein Lob des Friedens und in die Versicherung, ihn im Verein mit der befreundeten Nation aufrecht erhalten zu wollen, auszuklingen. Aber nach dem plötzlichen Ausbruch des Krieges in Ostasien und den Enthüllungen über die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland wegen der marokkanischen Angelegenheiten, die beiden Völkern nachträglich die drohende Kriegswolke zeigten, unter der sie ahnungslos dahin gegangen, ist man überall gegen Friedensversicherungen und Friedenskonferenzen mißtrauisch geworden. Die traurige Erkenntnis ist eben nicht abzuweisen, daß die aufrichtige Friedenssehnsucht der Völker nicht imstande ist, den Haß und Neid, den Ehrgeiz und den politischen und wirtschaftlichen Wettkampf zu zügeln und die modernen Herostrate von dem Spiel mit der Kriegsfackel abzuhalten. Unwillkürlich sucht daher jeder Staat in der Erhöhung und Ausdehnung seiner Wehrkraft seine Sicherheit. Die Behauptung französischer Zeitungen, daß Delcassé ein Versprechen Englands zu tatsächlicher Unterstützung Frankreichs in einem Kriegsfalle gegen Deutschland gehabt habe, ist englischerseits energisch zurückgewiesen worden, und die liberalen Wortführer beteuern, daß

England nicht daran dächte, wegen des Wachstums unsrer Flotte, aus Eifersucht über die Ausdehnung unsres Handels und unsrer Industrie über uns herzufallen. Gewiß ist die Zahl derer, die den Frieden wünschen und den Krieg zwischen den beiden Völkern als eine furchtbare Heimsuchung der Menschheit verabscheuen, in England wie in Deutschland weder gering noch einflußlos, aber unverkennbar herrscht doch eine unfreundliche Stimmung gegen alles deutsche Wesen bei einem Teil der englischen Presse, in politischen und in Handelskreisen. Auch wir glauben nicht recht an die Landung von hunderttausend Engländern in Schleswig-Holstein bei dem Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland und sind überzeugt, daß der Friede trotz des marokkanischen Zwischenfalles nicht gestört werden wird. Allein die Notwendigkeit, unsre Seerüstung zu verstärken, hat sich unabweislich aus den Vorgängen der letzten Monate für die Reichsregierung ergeben und wird auch von der überwältigenden Mehrheit des Volkes anerkannt. Je mehr die Gegner und Neider unsre Flotte mit scheelen und mißtrauischen Augen messen, desto teuerer wird sie uns. Wir wissen wohl, daß wir den Vorsprung niemals einholen können, den die Engländer wegen ihrer insularen Lage, der Größe ihres Handels und ihres Reichtums auf der See vor uns besitzen; wir dürfen und wollen uns aber durch diese Bedenken nicht hindern lassen, unsre Stellung und Geltung auf dem Meere auch ihnen gegenüber zu behaupten.

Mit der Flotte sind die Kolonien auf das innigste verknüpft, sie können nicht ohne einander bestehen. Seit dem Ausbruch des Hereroaufstandes im Januar 1904 in Südwestafrika haben die Kolonien eine schmerzliche Bedeutung für das deutsche Volk erlangt. Die phantastischen Hoffnungen, welche die Kolonialschwärmer sich von ihrer Erwerbung versprachen, haben sich nicht erfüllt, nach zwanzigjährigem Besitz waren wir durch die Gleichgültigkeit und die übergroße Sparsamkeit des Reichstags wie durch die Teilnahmlosigkeit der Massen und die Geringfügigkeit des deutschen Kapitals, das sich zu dem kolonialen Risiko entschloß, noch nicht über die Anfänge der Kultivierung unsrer afrikanischen Gebiete hinausgekommen. Erst die Erschütterung unsres Besitzstandes, die Ermordung unsrer Landsleute, der Raub ihrer Viehherden, die Zerstörung ihrer Farmen rüttelten uns aus unsrer kolonialen Verdrossenheit auf. Der Empörung der Hereros im Norden folgte im November 1904 der Aufstand der Hottentotten unter Hendrik Witboi, Morenga und Morris im Süden des Landes. Furchtbare Strapazen in den weglosen und wasserarmen Landschaften mußten unsre Truppen überwinden, schwere Gefechte liefern, um endlich der Empörung Herr zu werden und den Widerstand der eingeborenen Bevölkerung zu brechen. Ihre Heldentaten, ihre Ausdauer, das Blut, das vergossen, die außerordentlichen Opfer, die gebracht wurden, haben das Gewissen des deutschen Volkes geweckt, es ist sich der Schuld bewußt geworden, die es durch seine Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit den Kolonien gegenüber auf sich geladen hat. Grausam hat sich die engherzige Sparsamkeitspolitik des Reichstags, die Zaghaftigkeit der Regierung und der Gouverneure in der Forderung der notwendigen Mittel zur Erbauung von Straßen und Eisenbahnen wie zur Verstärkung der Schutztruppen gerächt. Denn auch unser ostafrikanisches Schutzgebiet wird von aufständischen Bewegungen an den verschiedensten Punkten heimgesucht. Nur der Mangel an Verbindung zwischen den einzelnen Herden der Empörung, die minderwertige Bewaffnung der Aufrührer und das Ungeschick ihrer Leiter hat bisher eine Bedrohung der Küstenplätze verhindert und unsern Offizieren die Sicherung der Stationen und Missionen im Innern möglich gemacht. Des neuen Gouverneurs von Südwestafrika, der um die Mitte des Dezember im Schutzgebiet eintrifft, Lindequist, wartet eine gewaltige organisatorische Aufgabe. Das Schwert hat seine Arbeit getan: nach der Niederwerfung des Aufstandes verläßt der General von Trotha das Land; die Bekämpfung der einzelnen Räuberbanden, in die sich die Reste der Hereros und der Hottentotten aufgelöst haben, wird indes noch eine geraume Zeit erfordern und dem Wiederaufbau der Farmen, der Wiederherstellung der Herden noch manche Schwierigkeit und manchen Fehlschlag

bereiten. Das Mutterland wie die Kolonie hat eine harte Schule der Erfahrung durchgemacht, aber die Erkenntnis von der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung, von dem Werte der Kolonien für die nationale Erziehung, die wir in dieser Schule gewonnen, und die engeren und innigeren Beziehungen über See, die sich dadurch angeknüpft haben, sind, wenn sie auch erst der Zukunft zugute kommen, ein Ersatz für die gebrachten Opfer.

Im Hinblick auf die Wirren und Unruhen in unsern Nachbarländern gewähren die inneren Zustände des deutschen Reiches wenn auch kein befriedigendes, doch ein unvergleichlich friedlicheres Bild. Ein dynastischer Streit, der jahrelang, so gering der Erdenfleck ist, um den es sich handelte, das Gemüt des deutschen Volkes in Mitleidenschaft zog, ist zu einem Austrag gebracht worden, der dem allgemeinen Rechtsgefühl genugtut. Am 25. Oktober hat das Reichsgericht, unter dem Vorsitz seines Präsidenten, in dem Streit über die Erbfolge in dem Fürstentum Lippe-Detmold zwischen dem Grafen Leopold von Biesterfeld und dem Fürsten Georg von Schaumburg-Lippe zugunsten der Biesterfelder Linie seinen Schiedsspruch gefällt. Für den kranken Fürsten Alexander war 1895 der Graf Ernst von Lippe-Biesterfeld durch den Schiedsspruch des Königs Albert von Sachsen zum Regenten des Landes ernannt worden. In dieser Stellung war ihm nach seinem Tode sein Sohn Leopold gefolgt. Als nun aber am 5. Januar dieses Jahres der Fürst Alexander verschied, wurde dem Grafen Leopold die Erbfolge im Fürstentum von den Schaumburgern bestritten. Der Bundesrat verwies die Streitsache an das Reichsgericht, das jetzt den zehnjährigen Thronstreit in Übereinstimmung mit der Volksmeinung, die von Anfang an trotz aller juristischen Einwendungen und fürstlicher Vorurteile auf seiten der Biesterfelder stand, entschieden. So erfreulich dieser, so bedenklich ist ein andrer Vorgang in unsrer inneren Politik. Im Großherzogtum Baden fanden in der zweiten Hälfte des Oktobers die Wahlen zum Landtage statt, zum ersten Male nach dem neuen Wahlgesetz mit allgemeinem Stimmrecht. Obwohl sich alle bürgerlich liberalen Parteien zusammengeschlossen hatten, vermochten sie nicht gegenüber den Klerikalen den Sieg zu erringen. Nach dem Resultat des ersten Wahltages schien die Mehrheit dem Zentrum und den Konservativen bei den Stichwahlen zufallen zu müssen. In dieser Notlage gingen die Nationalliberalen für die Stichwahlen eine Verbindung mit den Sozialdemokraten ein, wie sie in Bayern bei den Landtagswahlen das Zentrum mit der Sozialdemokratie geschlossen hatte. Dadurch ist die klerikal-konservative Mehrheit in der zweiten Kammer verhindert worden, die Sozialdemokratie aber wird mit ihren zwölf Stimmen in allen wichtigen Fragen die Entscheidung in der Hand haben. Nicht ohne Sorge kann man auf diese Erscheinung blicken, denn die Sozialdemokratie hat auf ihrem Parteitag in Jena ihr revolutionäres Vorgehen und ihren rücksichtslosen Kampf gegen die bestehende politische und wirtschaftliche Ordnung einmal wieder so laut und herausfordernd erklärt, daß die bürgerlichen Parteien schon aus Selbstachtung nicht mit ihr paktieren dürften. Die Vorgänge in Rußland und Österreich entflammen die Kampflust der Genossen, der alte Rufer im Streit, August Bebel, hat wieder Hoffnung gefaßt, den großen Krach doch noch zu erleben. In dem Generalstreik, der sich in Petersburg und Moskau so siegreich erwiesen hat, glaubt die Sozialdemokratie die unwiderstehliche Waffe zu besitzen, alle ihre Forderungen nacheinander durchzusetzen. Sie übersieht dabei, daß nur die vollständige Rechtslosigkeit aller Volksklassen in Rußland den Erfolg der Bewegung herbeigeführt hat, daß die Forderungen der streikenden Arbeiter dort zugleich die Forderungen aller, der Hohen wie der Niedern, der Armen wie der Reichen sind, während in Deutschland das Programm der Sozialdemokratie und ihr Zukunftsstaat die Wünsche und das Ideal einer Minderheit aussprechen. In Rußland bekämpft die Nation das Beamtentum und seine allmächtige Willkür, in Deutschland wie in Frankreich kämpft die Sozialdemokratie gegen die Nation und den nationalen Staat als eine in ihrem innersten Wesen kulturfeindliche Macht. Gerade an dieser Kulturfeindlichkeit wird sie wie ihre Vorgänger, die Jakobiner, zugrunde gehen.

Literarische Rundschau.

Theodor Mommsen.

Reden und Aufsätze. Von Theodor Mommsen. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

Nicht als feiernder Emeritus oder als ehrwürdiges Fossil, wie so mancher dereinst große Mann, der sein Rüstzeug in jüngere Hände gelegt hat und an dem Leben und Streben eines neuen Geschlechts kaum noch teilnimmt, ist Mommsen zur äußersten Altersgrenze gelangt. Keine schon verbleichenden Erinnerungen mußten aufgefrischt werden, als ihm endlich mit Ehren, wie sie nur Herrschern vergönnt sind, das letzte Bett bereitet ward. Er blieb bis zum letzten Atemzug als Achtziger der werktätige und gebietende Führer, der musterhafte Arbeiter im Größten und Kleinsten, der klare, geistreich an- und aufregende Schriftsteller auf allen Feldern, wo ihm Aussaat und Ernte so lange beschieden waren. Er sah die größten Denkmäler seiner unvergleichlichen Organisationskraft der Vollendung zureifen, immerfort selbst die Hand anlegend, und durfte sich glücklich fühlen wie im engsten Kreise, den sein Gemüt erwärmte und sein Esprit würzte, so im weiten Reiche der Wissenschaft, weil er keine Trümmer hinterließ. Die üble Ruhe auf Lorbeeren war dieser Natur völlig fremd und sein berühmter Name ihm nur dadurch wert, daß er mit wirksamem Nachdruck für große Zwecke eintreten konnte. Des monstrari digito praeteruntium achtete er in Berlin oder Rom wenig; ein stilles Jubiläum sollte nur den ihm am Herzen liegenden Schöpfungen frommen. Seine Stimmung war, abgesehen von politischem Mißbehagen, nur dann gedrückt, wenn er die Eisen untätig rosten zu lassen sich gezwungen sah, stieg aber beschwingt empor, sobald eine neue größere Arbeit ihn hinnahm. Das „Römische Strafrecht" verscheuchte die drohenden Gebresten des Greisentums. In einer diesem Band einverleibten, unserm ersten Kaiser gewidmeten Akademierede über das Alter, die natürlich an Jakob Grimms milde Weisheit anknüpft, hat Mommsen abwägend es doch als wünschenswert für den Menschen erklärt, des Daseins Becher bis zum letzten Tropfen leeren zu dürfen. „Wer weiß es nicht," sagt er mit ungewollter Selbstcharakteristik, „wie in jedem Berufskreise die erfahrenen Alten, wenn sie die rechten Leute sind, eine Stellung einnehmen, mit der kein Jüngerer wetteifern kann. Und uns Forschern vor allen sagt ja die eigene Erfahrung, daß die große wissenschaftliche Leistung nicht anders völlig gelingen kann als in vieljähriger, rastlos fortgesetzter Arbeit."

Seine größten wissenschaftlichen Gebäude, die der seltene Verein von juristischer Durchbildung, Geschichtsforschung und philologischer Sicherheit aufgeführt hat, stehen nicht an der zugänglichen Heerstraße; die „Römische Geschichte" aber, ohne den ersehnten vierten Band einer Kaisergalerie, lebt als persönliches Kunstwerk in unsrer Literatur, gleichviel was an prinzipiellen Gesichtspunkten, an einzelnen Auffassungen und Ergebnissen darin unhaltbar sein mag. Das Stück Dichter in Mommsen tritt hier ganz anders hervor als aus seinen Versen, auf die er doch, wie im Grunde jeder, der einmal unter die Lyriker gegangen ist, stolz genug war, um Gottfried Kellers Gedichte als spröd zu verwerfen und dem alten Freund Gustav Freytag

unter anderm vorzurücken, er könne keinen Vers machen. Die Mommsenschen waren im studentischen „Liederbuch" Gebilde einer mehr streitbaren und formal künstlichen Kopflyrik, in späteren Übersetzungen recht holprig. Doch seine erste Prosa, durch ein paar sehr interessante Aufsätze aus einem Primanerkränzchen vertreten, zeigt den geborenen Schriftsteller, den erstaunlich frühreifen, scharfen Kopf, den Menschen von ausgebreiteten Bildungstrieben. Später in S. Hirzels „stiller Gemeinde" heimisch, dann mit Scherer freundschaftlich verbunden und jeder gewichtigen Gabe aus dem weimarischen Archiv froh, das ich ihm einst erschließen durfte, war Mommsen so Goethe-fest wie wenige. Aber er konnte wohl auch an weinfröhlicher Tafelrunde in Paris ein Bérangersches Liedchen summen, und der gewaltige Leser durchlief auf zahllosen Fahrten zwischen Charlottenburg und Berlin sogar die ganze Tauchnitz-Edition. Er hatte, freilich der bildenden Kunst gegenüber ohne rein ästhetische Empfänglichkeit und im Musikreich ein Laie, immer nur Interessen abzuwehren, um doch so „einseitig" zu bleiben, wie es der „Fachmann" nötig hat. Mommsen meinte den alten Kaiser am höchsten zu ehren, wenn er ihn einen rechten pflichttreuen „Fachmann" hieß, aber er sprach anderseits in derselben Akademie, die nach seinem Sinn und Willen nimmermehr den sciences die belles lettres zugesellen sollte, die Klage aus, daß wir nur noch Fachmänner sein könnten.

Es ist uns eine langersehnte Freude, neben den gesammelten kleineren Schriften streng wissenschaftlichen Inhalts durch Mommsens treuen Arbeitsgenossen und Freund, Otto Hirschfeld, eine reiche Auswahl von Reden, Vorträgen und Aufsätzen für den weiteren Kreis aller Gebildeten zu empfangen. Was in diesem stattlichen Bande, den auch zwei vortreffliche Bildnisse aus den Jahren 1860 und 1896 zieren, keine Aufnahme gefunden hat, kann ja zum Teil anderswo erneuert werden. Ich wäre begierig, die alten anonymen Rezensionen zur sogenannten schönen Literatur zu lesen, habe sie jedoch hier nicht gesucht und finde es durchaus richtig, daß parteipolitische Kundgebungen und internationale Mahnrufe, die Mommsen auch in fremder Sprache hat ergehen lassen, weggeblieben sind. Hier soll kein „Buch des Unmuts" aufgerollt werden. Gewiß würden ja viele gern diesen Stilisten italienisch, französisch, englisch vernehmen, und auch wer kein Wort Latein versteht, könnte an dem prachtvollen Klang gratia pollentem, virtute potentem im Ehrendoktordiplom für Fontane seine Freude haben.

Diese Sammlung umfaßt einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren. Chronologisch steht ein frischer Schlachtbericht aus Schleswig-Holstein (1848) an der Spitze, am Schluß das vielberufene Manifest über die „voraussetzungslose" Wissenschaft: „Universitätsunterricht und Konfession" (1901), dem mancher, der an katholischen Hochschulen gewirkt hat, aus nützlichem Opportunismus nicht unbedingt zustimmen möchte. Anfang und Ende der Reihe bezeugen dergestalt, daß dieser Gelehrte sich keineswegs den ebenso weiten wie strengen Schranken seines Studienreiches gefangen gab. Wir hören den gutpreußischen Politiker, der mit scharfer und wuchtiger Beredsamkeit, Sarkasmen nicht sparend, die große Krise der heimatlichen Herzogtümer erörtert, den gegen Treitschke und gegen Stöcker fechtenden unbestochenen Prüfer der Judenfrage, den sein ganzes Ansehen gewissenhaft wider die Promotionen in absentia aufbietenden deutschen Doktor. Er erscheint im Ornat des Berliner Magnificus, um die Studenten zu lehren, was rechte Geschichtswissenschaft sei, und um mit tiefdringenden Worten den für das Vaterland gefallenen Kommilitonen eine Ehrentafel zu weihen. Die Pietät des Freundes kommt in Nachrufen und in einem dem siebzigsten Geburtstag L. Bambergers gewidmeten, an Schlagschatten politischer Verstimmung überreichen Artikel zum Wort. Der Landtagsabgeordnete bespricht heilkräftig alte Schäden der Königl. Bibliothek und der Museumsverwaltung, und auch diese sachlich nun überwundenen Beschwerden haben von ihrem lebendigen Reiz nichts verloren. Mommsen war in der Gesellschaft nach französischer Unterscheidung viel mehr causeur als conteur, aber man erwarte nicht, daß er bei populären Anlässen, wissenschaftliche Gegenstände mundgerecht zu machen, mit seiner angeborenen

Gabe des epigrammatischen Witzes virtuos gespielt und die Zuhörer leutselig unterhalten hätte. Seine Vorträge sind formal ausgezeichnet durch präzise Klarheit und feingeschliffene Wendungen, die man nicht wieder vergißt: „Das große Korrektiv der gelehrten Verkehrtheit, der Zufall", „Wohlwollen ohne Wissen steht ungefähr auf einer Höhe mit der platonischen Liebe", „Wo die Götter walten, sind die Teufel nicht fern", „Das System, das man Bundesstaat nennt und das vielmehr Staatenbündel zu heißen verdient" . . . Doch der große Schriftsteller, dessen „Römischer Geschichte" eine Perückenzunft den schlechtesten Journalistenjargon (pessimus actorum diurnorum stilus) ankreiden wollte, hielt mit seinen Pointen vornehm Haus; der große Gelehrte verschwieg, wenn er, allgemeiner ausholend, Analogien nutzend, die Coda rundend, vom Gelde des Altertums, von den römischen Ackerbrüdern, von den Katakomben, von Augustus' germanischer Politik sprach, dem Publikum nicht, die Wissenschaft sei zu reich, als daß sie sich in einen Fingerhut fassen und so davon tragen ließe.

Mommsen, der trotz und auch wegen mancher Reibungen eine tiefe Neigung zu Frankreich hegte, trat immerhin sehr selten als Conférencier in Wort und Schrift auf und war der unerbittlichste Gegner aller Pläne, ein deutsches Seitenstück zur Académie française zu schaffen. Als vor ein paar Jahren dies Projekt außerhalb Berlins Verwirklichung zu finden schien, sprach er ironisch: „Das wird wenigstens eine Fontanelle für uns." In der Berliner Akademie der Wissenschaften hatte er unter anderm auch spöttisch genug die Aussicht auf das „Mediokritätenbouquet" eröffnet, das die hier angesessenen Dichter als Kreis der Unsterblichen bilden würden. Sein Amt als ständiger Sekretar unsrer Akademie hat ihn oft zu inhaltschweren, nicht stachellosen Begrüßungen und zu Festreden an Friedrichs- oder Leibniz-Tagen aufgerufen. Der größte Teil ist hier vereinigt und ein köstlicher Gewinn auch für die Leser, die nicht ohne weiters wissen, was eine „spontane Rekrudeszenz" bedeutet, oder denen Horaz, Tacitus vorerst nur tote Namen sind. (Vielleicht wäre bei Twestens flüchtiger Erwähnung wie bei dem starken Hinweis auf die Katastrophe des Zaren, S. 112, eine Fußnote erwünscht.) Mommsen hatte als Sprecher der Akademie wenig gemein mit du Bois-Reymonds gewiß geistreicher und glänzender, doch gar oft gegen alle einfache Natur ausgefeilter und aufgeschwellter Rhetorik oder mit der priesterlichen Weihe, die zu Ernst Curtius' innerstem Wesen gehörte. Nie hab ich diesen ergriffener gesehen, als da ihm „Paulus in Athen" Hellenentum und Christentum vermählte; Mommsen tritt ohne jeden frommen Schauder in die Katakomben der Roma sotterranea cristiana und bemerkt als Cicerone lächelnd, seine Studien gehörten mehr der Oberwelt an, nur beiläufig führe sein Weg ihn zu solchen Geistern der Tiefe. Er war auch kein Pathetiker, wie denn schon sein mehr in scharfer und spitzer Artikulation flüsterndes als tönendes Organ mit dem Pathos in einem unerträglichen Mißverhältnis gestanden hätte. Aber Begeisterung und Wärme fehlten ihm wahrlich nicht. Ruhig und sachlich, wo es etwa der katholischen Politik Friedrichs des Großen gilt, ohne klassizistische Orthodoxie entschieden in allen großen Bildungsfragen, manchmal die Geistesernten des modernen Preußen durch beredte Ziffern hervorhebend, ist Mommsen, ohne je einen Herrscher ins Gesicht zu loben und statt des hohen Amtes die Persönlichkeit zu würdigen, mit ganzer Seele ein Herold des Nationalstolzes und der preußischen Monarchie gewesen. Wie zart und weich und wie ritterlich gegen Frauen er sein konnte, wissen alle seines näheren Umgangs Gewürdigten: diese Eigenschaften durchleuchten und durchglühen die von jeder vagen Lobpreisung freie Säkularrede auf die Königin Luise. Und nur ein freudiger Patriot konnte dem Feldmarschall Moltke die beiden wahrhaft monumentalen Elogia weihen.

Mommsens ganze Lebensarbeit bekundet die von ihm so oft, so stark, so wirksam angerufene und geförderte „Großwissenschaft", dem Großstaat und der Großindustrie verwandt, die nach seiner Losung nicht von *einem* geleistet, aber von *einem* geleitet werden kann.

Erich Schmidt.

ωλ. **Meisterwerke der Malerei.** Herausgegeben von Wilhelm Bode. Alte Meister. Zweite Sammlung. Berlin, Richard Bong.

Der außerordentliche Beifall, mit dem die erste Serie der Meisterwerke aufgenommen worden war, hat den Verlag zu einer zweiten Reihe von vierundzwanzig Lieferungen zu je drei Blatt veranlaßt, die auf eine nicht minder günstige Aufnahme rechnen darf. Man kann wohl sagen, daß diese neue Art der Photogravüre nicht nur im Verhältnis zum Preise, sondern überhaupt das Beste leistet, was uns heute an mechanischer Vervielfältigung geboten wird. Zum mindesten trifft dies auf die Gemälde zu, denen der samtweiche Ton des neuen Verfahrens besonders günstig ist, also die Werke der Venezianer, der Vlamen und Holländer, der großen englischen Bildnismaler. Von dem Herausgeber Wilhelm Bode, der diesmal die vortrefflichen, alles Wesentliche knapp zusammenfassenden Erläuterungen allein verfaßt hat, ist diesem Umstande sichtlich Rechnung getragen worden. Morettos Justina, Sebastiano del Piombos bezauberndes Berliner Frauenbildnis, Rubens' Venusfest, Jan Vermeers köstliches Berliner Intérieur sind die Perlen der ersten Lieferungen. Daß aber auch viele Quattrocentisten diese Art der Wiedergabe sehr gut vertragen, beweist Mantegnas heiliger Georg.

ρ. **Zu den Wundern des Südpols.** Erlebnisse auf der deutschen Südpolarexpedition 1901—1903. Von Friedrich Bidlingmaier. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1905.

Unsre Leser werden sich mit Vergnügen der trefflichen Schilderung erinnern, die Dr. Bidlingmaier, der Geologe der deutschen Südpolarexpedition, von dieser unmittelbar nach der Heimkehr in der „Deutschen Rundschau" gegeben hat. Was in jener Skizze nur angedeutet werden konnte, das liegt in ausgeführterer, populär gehaltener Darstellung in dem oben bezeichneten Büchlein vor, das für weite Kreise bestimmt ist, wie es denn einen Band der wohlbekannten „Deutschen Volks- und Jugendbibliothek" bildet. Die Tatkraft und Freudigkeit des Forschers, der sich unter nicht geringen Gefahren, einsam und unter beständigem Kampf mit den Elementen der großen Natur Aug in Auge gegenüber sieht, leuchten auf jeder Seite heraus. „Wir haben mit unsern sterblichen Augen den ewig lebendigen Organismus unsres Erdballs schauen dürfen," sagt der Verfasser; und er fährt fort: „Der Größe und Schwere unsrer Arbeit bewußt, haben wir mit Einsetzung unsres Lebens gesucht und geforscht, gesammelt und gefunden. Wir haben glücklich ein umfassendes Material heimgebracht, das wir nunmehr sichten und ordnen." Unabhängig von dieser im großen Stile geplanten, in der Vorbereitung befindlichen wissenschaftlichen Publikation gibt Bidlingmaier hier ein farbenreiches Bild von den „Wundern des Südpols", läßt uns in begeisterten Worten mitempfinden, welchen Eindruck sie auf die Menschenseele machen. Er verfolgt, wie gesagt, nicht gelehrte Zwecke; regt aber um so mächtiger die Phantasie des Lesers an und weckt sein Interesse für die Resultate der Forschung. Mit dem Porträt des um diese hochverdienten Anregers und Führers der Expedition, des Professors v. Drygalski, und zahlreichen Reproduktionen von Momentaufnahmen geschmückt, darf das bei äußerst wohlfeilem Preise sehr hübsch ausgestattete kleine Werk des freundlichsten Willkommens überall sicher sein.

ρσ. **Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813.** Herausgegeben von Edith Freiin von Cramm. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1905.

Dies Buch gehört zu den ebenso liebenswerten wie wichtigen Quellen, die wir jetzt mehr und mehr aus der Zeit der preußischen Not und glorreichen Erhebung der Freiheitskriege erhalten, und aus denen wir rein und unverfälscht die Stimmungen, Gefühle und Entbehrungen im Schoße unsres Volkes kennen lernen können. Die „Braut" ist das Fräulein Philippine v. Griesheim, die Tochter eines wackeren preußischen Kavallerieoffiziers, der 1800 in braunschweigische Dienste übertrat und zum Generalmajor befördert wurde. Wir erfahren nun aus den Briefen, welche Anschauungen, welches vergnügte Leben in Braunschweig, wie allerwärts, vor 1806 herrschte. Wie dann die Schlacht von Jena Schrecken und Verwirrung brachte, alle bisherigen politischen und persönlichen Verhältnisse über den Haufen werfend. Der General, der sich sträubte, westfälisch-französische Dienste zu nehmen, trat als Hofmarschall in die Dienste des Herzogs von Anhalt-Köthen über. Hier, in Köthen, lernte die jugendliche Tochter des Generals ihre beiden preußischen Vettern v. Wedell kennen, und an ihrem achtzehnten Geburtstage verlobte sich mit ihr der jüngere, Albert v. Wedell. Als dessen Braut mußte sie es erleben, daß beide Brüder, die Schills kühnen Zug mitmachten, gefangen und in Wesel mit ihren Kameraden erschossen wurden. In den Briefen der „Braut", die aber nicht an den Bräutigam, sondern sämtlich an eine intime Freundin gerichtet sind, kommt der Widerhall all der schrecklichen Ereignisse jener Jahre ergreifend zum Ausdruck. Der Vater stirbt. Der Bruder, als westfälischer Gardeoffizier in Spanien kämpfend, wird totgemeldet, erscheint jedoch eines Tages gesund bei den Seinigen. Dann macht er 1812, er selbst wie seine Familie im Innern franzosenfeindlich gesinnt, den russischen Feldzug auf französischer Seite mit, wird verwundet, schreibt aus dem Lazarett in Wilna, soll nach Meldung eines Freundes täglich in Köthen eintreffen können, bleibt aber für immer verschollen und kehrt nicht wieder. Dennoch begrüßt, wie tief auch von eigener Not umfangen, die arme „Braut" begeistert und jauchzend die Erhebung der Freiheitskriege. In und um Köthen liegt Yorks Armee. Die Schlacht bei Leipzig wird geschlagen. Die Franzosen weichen aus dem Lande, und die Familie v. Griesheim kehrt nach Braunschweig zurück, womit der Briefwechsel sein Ende erfährt. Die „Braut" hat liebevoll das Andenken ihres heldenhaften Bräutigams Albert v. Wedell gepflegt, und als sie endlich 1816, ähnlich wie Theodor

Körners Braut, sich entschlossen hatte, dem Kammerherrn v. Cramm die Hand zu reichen, ihrem zweiten Kinde den Namen Albert gegeben.

γ. **Madame Récamier.** Par Édouard Herriot. Paris, Plon. 1904.

Frau Juliette Récamier, geb. Bernard (1777—1849), war eine durch Schönheit und Liebreiz in seltenem Maße ausgezeichnete Frau, die auf zahlreiche Zeitgenossen einen berückenden Zauber ausübte, unter andern auf den 1806 in Gefangenschaft geratenen Prinzen August von Preußen, den Bruder Louis Ferdinands: dieser trug sich sogar vier Jahre lang alles Ernstes mit der Absicht, Juliette nach erfolgter Scheidung von ihrem ungeliebten und leichtfertigen Gatten zu heiraten. Da Juliette in sehr nahen Beziehungen zur Frau v. Staël, zu Benjamin Constant und vor allem zu Chateaubriand stand, der ihretwillen auf einen großen Teil seiner treuesten Liebeserinnerungen verzichtete, so ist ihr Leben von großer Bedeutung für die Literaturgeschichte. Es war deshalb durchaus angebracht, daß Herriot diesem Leben, trotzdem schon viel darüber geschrieben wurde, bis ins einzelnste nachging; er hat nicht wenig Neues zusammengebracht und es passend verwertet. Immerhin sind zwei Bände von zusammen fast 800 Seiten etwas viel. In der allgemeinen Geschichte ist Herriot nicht ganz sattelfest: sonst könnte er nicht (Bd. I, S. 171) behaupten, daß Louis Ferdinand in derselben Schlacht gefallen sei, in der sein Bruder August gefangen wurde, nämlich „au combat de Prentzlow le 6 octobre 1806!"

βλ. **Sainte-Beuve.** Études d'histoire romantique. Par Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1904. 2 Vol.

Seit dem Tode von Sainte-Beuve (1869) hat sich die Literargeschichte, die Biographie und, man muß es wohl gestehen, auch die Skandalchronik in fast ununterbrochener Reihenfolge mit diesem größten der französischen Kritiker befaßt. Von den Geisteshelden der Menschheit, von Dante, von Shakespeare, von Cervantes usw. wissen wir so wenig, daß unerachtet aller Bücher, die über sie geschrieben wurden, das mit Sicherheit von ihnen Bekannte in ein paar Seiten gesagt werden könnte. Von den Geistern zweiten Ranges, den modernen vor allen, wissen wir beinahe ausnahmslos viel zuviel. Das Dogma von der Persönlichkeit, das uns mit schonungslosem Übereifer gepredigt wird, hat eine Literatur gezeitigt, die von den Geheimnissen des Alkovens lebt und zur Unterhaltung des Publikums alle Privatangelegenheiten ihrer Opfer ausforscht und zu Geld macht. Sainte-Beuve hat leider selbst dazu beigetragen, wenn gerade seine Existenz in dieser Hinsicht bis zum Überdruß ausgebeutet worden ist. Er war ein unvergleichlicher Kenner der Literatur seines Landes, ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein sehr mäßiger Dichter und ein noch minderwertigerer Mensch. Seine Sympathien wechselten, und Überzeugungen hatte er nie. Wohl aber heftige Antipathien und ebenso heftige Leidenschaften. Wer ihn verletzte oder gar herausforderte, bekam den Stachel der attischen Biene zu fühlen. So erging es Victor Hugo, seinem Freunde, seinem Gönner und endlich dem Gegenstande seines Hasses. Sainte-Beuve verletzte das Gastrecht, verführte Madame Hugo und verkündete es in Versen und in Prosa. Sein letzter Biograph, Leon Séché, begeht also keinen Treubruch, wenn er längst Bekanntes und einiges Neue dazu der Öffentlichkeit bietet. Wer dergleichen liebt, wird es in aller Ausführlichkeit im zweiten Band des vorliegenden „Sainte-Beuve" finden. Der erste Band entspricht einem andern Geschmack und verfolgt den Werdegang des jungen Mannes, der, von Daunou, Victor Hugo und Lamennais beeinflußt, als ernster Jünger der Romantik begann, um in frivolem Skeptizismus abzuschließen.

γ. **Collection des plus belles pages.** Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Unter obigem Titel gibt die genannte Gesellschaft Chrestomathien, wenn man so will, älterer beachtenswerter französischer Schriftsteller heraus, in einem Umfang von reichlich 400 Seiten, so daß doch eine sehr eingehende Kenntnis der einzelnen Autoren ermöglicht wird. Die neuesten Bände sind Rétif de la Bretonne und Gerard de Nerval gewidmet: der erste (1734—1806), ein Romancier des 18. Jahrhunderts, dessen Selbstbiographie, die in „Monsieur Nicolas" niedergelegt ist, selbst Rousseaus „confessions" an Offenheit übertrifft; der zweite (1809—1855) eine Art sentimentaler Voltairianer, ein Typus des alten Geschmackes, auf den Victor Hugo noch nicht den mindesten Einfluß ausgeübt hat, persönlich mild und doch voll Unabhängigkeitsgefühl.

γ. **Briefe an Sophie Voland.** Von Denis Diderot. Leipzig, „Insel"-Verlag. 1904.

Diderot hatte neben seiner Frau Annette, geb. Champion, von 1759—1783 eine „Freundin", Sophie Voland, die Tochter eines damals verstorbenen Beamten, die bei ihrer Mutter auf deren Landgut in Isle an der Marne lebte. Er war Sophien, obwohl sie nicht schön und von äußerst schwacher Gesundheit war, leidenschaftlich zugetan und blieb in dieser Stimmung unwandelbar bis an ihren Tod, der ein Jahr vor seinem eigenen Heimgang eintrat. Die Briefe, die er an sie richtete, sind durch die Offenheit, mit der sich Diderot gibt, eine wesentliche Quelle zur Beurteilung seines Charakters und auch ein Spiegelbild seiner Zeit; die Aufhebung des Jesuitenordens, der Prozeß des Calas und andres spielt darin eine ziemliche Rolle. Die hier vorliegende Auswahl, wobei eigentlich obszöne Stellen unterdrückt sind, ist von Vally Wygodzinsky vorgenommen und mit einer Einleitung versehen, die sehr energisch für Diderot, „dessen Arbeit das Säen, nicht das Ernten war", Partei nimmt und ihm das feurige Sehnen zuschreibt, gegen die verkommene Kirche und den verkommenen Staat zu streiten und die Welt zu Freiheit und Licht zu führen. Man kann das zugeben und doch über Diderot etwas schärfer urteilen, als hier geschieht — die Absichten des Mannes waren human und nicht unedel, aber die Person doch recht in die Schwächen der Menschlichkeit und der Zeit eingetaucht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Exzellenz Pokrok. Roman von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Amrhein. — Die deutsche Schule im Auslande. Von Hans Amrhein. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Arminius. — Frauenkämpfe. Ein Novellenbuch von Wilhelm Arminius. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Asmussen. — Eine Idee. Erzählung von G. Asmussen. Dritte Auflage. Basel, Friedrich Reinhardt. 1904.

Auf weiter Fahrt. — Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek. Begründet von Julius Lohmeyer, fortgeführt von Georg Wislicenus. IV. Band. Mit 15 Vollbildern und 4 Bildnissen. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1905.

Baumann. — Les Martyrs de Lyon. Roman historique. Par Antoine Baumann. Paris, Perrin & Cie. 1906.

v. Baumgarten. — Märchen. Von Lili von Baumgarten. Straßburg i. E., Verlag von Josef Singer, Hofbuchhandlung. 1906.

Beaulieu. — Überlastet. Die Geschichte eines Knaben. Von Heloise van Beaulieu. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Bern. — Es sagen die Leute. Fremdländische Sinnsprüche Nationalsprichwörtern nachgebildet. Von Maximilian Bern. Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). O. J.

Bidlingmaier. — Zu den Wundern des Südpols. Von Friedrich Bidlingmaier. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1905.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Achter Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1903. Mit dem Bildnis von Theodor Mommsen in Heliogravüre. Berlin, Georg Reimer. 1905.

Blomberg. — Gedanken der Stille. Von Hans Hermann von Blomberg. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1905.

Blume. — Militärpolitische Aufsätze. Von W. von Blume. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Blüten und Perlen deutscher Dichtung. — Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Vierunddreißigste, völlig neu bearbeitete Auflage. Mit 32 Bildern nach Originalzeichnungen von Ferdinand Lenke, J. G. Füllhaas und Erdmann Wagner. Halle a. S., Hermann Gesenius. O. J.

Boissier. — La conjuration de Catilina. Par Gaston Boissier. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Bolin. — Pierre Bayle. Sein Leben und seine Schriften. Von Wilhelm Bolin. Stuttgart, Fr. Frommann. 1905.

Bollack. — Comment et pourquoi la France doit renoncer à l'Alsace-Lorraine? Par Leon Bollack. Paris, A. Taride. 1905.

Börne. — Ludwig Börnes Berliner Briefe 1828. Nach den Originalen mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Boy-Ed. — Eine Wohltat. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1906.

Burghauser. — Frau Marias Sohn. Von Wolfgang Burghauser. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann. 1905.

Busch. — Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870—1871. Von Wilhelm Busch. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1904.

Buschmann. — Jacques Jordaens et son œuvre. Par P. Buschmann jun. Avec 45 reproductions hors texte. Bruxelles, G. van Oest & Cie. 1905.

Caspari. — Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe. Von Otto Caspari. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. O. J.

Cervantes. — Der sinnreiche Ritter Don Quijote von der Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Dritter und vierter Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1905.

Classen. — Großstadt-Heimat. Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolks. Von F. W. Classen. Hamburg, Gutenberg-Verlag (Dr. Ernst Schultze). 1905.

Claußius. — Auge um Auge. Novelle aus einer deutschen Seestadt. Von C. Claußius. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Claußius. — Die Gamblows. Novelle von C. Claußius. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Coch. — Auf steiniger Erde. Skizzen von Anga Coch. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Dahn. — Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur. Von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Dantes göttliche Komödie. Übersetzt von Otto Gildemeister. Vierte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Dehn. — Wilhelm der Erste als Erzieher. In 711 Aussprüchen aus seinen Kundgebungen und Briefen planmäßig zusammengestellt von Paul Dehn. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1906.

Dennert. — Vom Sterbelager des Darwinismus. Von E. Dennert. Stuttgart, Max Kielmann. 1905.

Dennert. — Vom Sterbelager des Darwinismus. Von E. Dennert. Neue Folge. Stuttgart, Max Kielmann. 1906.

Der Tag Anderer. — Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten". Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Deutsche Seebücherei. Fünfter Band: Stralsund zur Zeit der Seeräuber. Eine hansische Bürgermeistergeschichte aus der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts für Jugend und Volk von J. W. Otto Richter. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke-Weimar. — Sechster Band: Ein deutscher Seemann aus der Zeit Friedrichs des Großen. Eine Erzählung nach den Mitteilungen Joachim Nettelbecks von J. W. Otto Richter. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke-Weimar. — Siebenter Band: Sr. Maj. Kanonenboot „Iltis" im Auslandsdienste bis zum Untergange — in Kampf und Sieg. Eine Erzählung von deutscher Seemannstreue. Von J. W. Otto Richter. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke-Weimar. — Achter Band: Von Bremen hinaus in die Welt. Nach Mitteilungen eines alten Kapitäns des Seeschiffervereins „Weser" und des ersten Offiziers eines deutschen Reichspostdampfers sowie amtlichen Quellen des „Norddeutschen Lloyd" erzählt von J. W. Otto Richter. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke-Weimar. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1905.

Drescher. — Die Quellen zu Hauffs „Lichtenstein". Von Max Drescher. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.

Duncker. — Die heilige Frau. Berliner Theaterroman von Dora Duncker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Ebhardt. — Von indischen Tagen und Nächten. Von Hans Ebhardt. Berlin. F. Fontane & Co. 1905.

Ebner-Eschenbach. — Die unbesiegbare Macht. Zwei Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Ed. — Peregrina. Ein Buch des Lebens. Von Miriam Ed. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1905.

Elbo. — Alarich. Drama in fünf Aufzügen. Von Bruno Elbo. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Elkan. — Von Gottes Gnaden. Historischer Roman aus der Geschichte des Hauses Wasa. Von Sophie Elkan. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. Zwei Bände. Stuttgart, Theodor Benzinger. 1906.

Erler. — Zar Peter. Drama in vier Aufzügen. Von Otto Erler. München, Georg D. W. Callway. 1905.

Fierens-Gevaert. — La renaissance septentrionale et les premiers maitres des Flandres. Par Fierens-Gevaert. Bruxelles, G. van Oest & Cie. 1905.

Fletcher. — The threshing floor. By J. S. Fletcher. Leipzig, Paris und Turin, F. Fisher Unwin. 1905.

Fliegel. — Klasse Ib. Lustiges von der Schulbank. Von Alice Fliegel. Illustriert von Tony Sarg. Berlin, „Harmonie". O. J.

Forbes Mosse. — Das Rosentor. Gedichte von Irene Forbes Mosse. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Franzos. — Der Pojaz. Eine Erzählung aus dem Osten. Von Karl Emil Franzos. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Fred. — Die Straße der Verlassenheit. Zehn Jahre. Von W. Fred. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Friedmann. — Die vier Liebhaber der Marquise. Internationale Novellen von Alfred Friedmann. Berlin, Paul Unterborn. 1905.

Friedmann. — Vorurteil. Familiennovellen von Alfred Friedmann. Berlin, Paul Unterborn. 1905.

Friis. — Die Bernstorffs. Von Ange Friis. Erster Band. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1905.

Fuchs. — Die Frau in der Karikatur. Von Eduard Fuchs. Erste Lieferung. München, Albert Langen.

Funcke. — Reisegedanken und Gedankenreisen. Von Otto Funcke. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1905.

Für Mußestunden. — Allerlei aus Welt und Leben. Auswahl von Aufsätzen und Erzählungen aus den Unterhaltungsbeilagen der Kölnischen Volkszeitung. Sechster Jahrgang. Köln a. Rh., J. P. Bachem.

Geiger. — Aus Chamissos Frühzeit. Ungedruckte Briefe nebst Studien von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Gennat. — Das Strafensystem und seine Reform. Von Georg Gennat. Hamburg, W. Mauke Söhne. 1905.

Ginzkey. — Das heimliche Läuten. Neue Gedichte von Franz Karl Ginzkey. Leipzig, L. Staackmann. 1906.

Glaubensbekenntnis eines modernen Theologen. Zürich, Th. Schröter. O. J.

Göller. — Das ästhetische Gefühl. Eine Erklärung der Schönheit und Zergliederung ihres Erfassens auf psychologischer Grundlage. Von Adolf Göller. Stuttgart, Zeller & Schmidt. 1905.

Golther. — Nordische Literaturgeschichte. Erster Teil: Die isländische und norwegische Literatur des Mittelalters. Von Wolfgang Golther. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Gruenstein. — Gott Zufall. Dem Leben nacherzählt von Josef Gruenstein. Berlin, Karl Siegismund. O. J.

Hamann-Unger. — Johann Georg Hamann. Sibyllinische Blätter des Magus. Ausgewählt und eingeleitet von Rudolf Unger. Mit Porträt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1905.

Hankel. — Aus Deutschlands toller Zeit. Kulturhistorischer Roman aus der Mitte des 19. Jahrhunderts von Paul Hankel. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Eysold. 1905.

Heilborn. — Das Tier Jehovahs. Ein kulturhistorischer Essay. Von Ernst Heilborn, Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1905.

Herczeg. — Die Scholle. Roman von Franz Herczeg. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen. Von Leo Lázar. Wien, Carl Konegen. 1905.

Heusler. — Deutsche Verfassungsgeschichte. Von Andreas Heusler, Leipzig, Duncker & Humblot. 1905.

Heyse. — Die fünfte Dimension. Humore der Zeit, des Lebens, der Kunst. Von Ludwig Heyse. Wien, Carl Konegen. 1905.

Hoeslin. — Umsonst. Schöpfungen eines Ringenden. Von Julius Konst. v. Hoeslin. Leipzig, G. Müller-Mann. O. J.

Hoffmann. — René Descartes. Von Abraham Hoffmann. Stuttgart, Fr. Frommann. 1905.

Hoffmann. — Malübungen für Kinder. Ravensburg, Otto Maier.

Horn. — François Rákóczi II, prince de Transsylvanie, 1676—1735. Par Émile Horn. Paris, Perrin & Cie. 1906.

Humboldt. — Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Erster Band: Briefe aus der Brautzeit. Mit den Nachbildungen zweier Briefe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Immanuel. — Der russisch-japanische Krieg in militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel. Drittes Heft. Mit 8 Kartenskizzen. Berlin, Richard Schroder. 1905.

Iserott. — Hilde Brandt. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Marie Iserott. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1905.

Jansen. — Ein Volksfreund. Drama von Robert Jansen. Berlin, J. Harrwitz Nachf.

Jansen. — Sofiensruh. Wie ich mir das Landleben dachte und wie ich es fand. Von E. Jansen. Neudamm, J. Neumann. O. J.

Jansen. — Das Zusammenwirken von Heer und Flotte im russisch-japanischen Kriege 1904-5. Von A. von Jansen. Mit einer Übersichtskarte. Berlin, R. Eisenschmidt. 1905.

Jantzen. — Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Von Hermann Jantzen. Dritte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen 1905.

Jibé. — L'armée nouvelle, ce qu'elle pense, ce qu'elle veut. Par Jibé. Paris, Plon. 1905.

Kehren. — Kurt Willinger. Roman von Berta Kehren. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock. O. J.

Klett-Holthof. — Unsere Haustiere. Herausgegeben von Richard Klett und Ludwig Holthof. Mit 14 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. Elfte bis fünfzehnte Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Klipp. — Raffe dich auf! Ein Appell in neuer Form an Nervöse, Pessimisten, Mutlose usw. Von Julius Klipp. Stuttgart, Schwabacherſche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Koch. — Peter Cornelius. Ein deutscher Maler. Von David Koch. Mit einem Titelbild, 125 Abbildungen im Text und 3 Doppeltafeln. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1905.

Koch. — Theodor Schüz. Ein deutscher Maler. Von David Koch. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1905.

Korodi. — Ungarische Rhapsodien, politische und minder politische. Von Lutz Korodi. München, J. F. Lehmann. 1905.

Kotzde. — Horst und Heide. Lieder und Balladen von Wilhelm Kotzde. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes. 1905.

Kotze. — Aus Papuas Kulturmorgen. Südsee-Erinnerungen von Stefan v. Kotze. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Kurz. — Florentiner Novellen von Isolde Kurz. Dritte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Langenscheidts Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Zusammengestellt von Gustav Sacerdote. Zweiter Teil: Deutsch-italienisch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt.

Langewiesche. — . . . Und wollen des Sommers warten . . . Verse von Wilhelm Langewiesche. München C. H. Beck. 1906.

Laßwitz. — Aspira. Der Roman einer Wolke. Von Kurd Laßwitz. Leipzig, B. Elischer Nachf. O. J.

Lauff. — Frau Aleit. Roman von Joseph Lauff. Berlin, G. Grote. 1905.

Lawson. — Wieder geboren. Roman von A. W. Lawson. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Mit Zeichnungen von Arthur Johnson. Leipzig, Lotus-Verlag. O. J.

Leipziger Kalender 1906. — Illustriertes Jahrbuch und Chronik. Herausgegeben von Georg Merseburger. Leipzig, Georg Merseburger. 1906.

Lemp. — Schillers Welt- und Lebensanschauung. Von E. Lemp. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1906.

Lindner. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Von Theodor Lindner. Vierter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

v. Lipperheide. — Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, nach den Leitworten sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. 1. Lieferung. Expedition des Spruchwörterbuchs Berlin W. 35, Potsdamerstraße 38.

Lischnewska. — Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. Zur Geschichte und Methodik des Gedankens. Von Maria Lischnewska. Frankfurt, J. D. Sauerländer. 1905.

Malade. — Geschichten von der Scholle. Von Theo Malade. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Matthey. — Tessiner Novellen. Von Maja Matthey. Leipzig und Bellinzona-Ravecchia, Verlag „Libertà" B. Beuttner & Co. 1905.

Meerscheidt-Hüllessem. — Elfi. Ein Frauenleben. Roman von Leonie von Meerscheidt Hüllessem. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Menzel. — Ewige Wahrheit. Von Viktor Menzel. Berlin, Alexander Duncker. 1905.

Meisterwerke der Malerei. Herausgegeben von Wilhelm Bode. Alte Meister. Zweite Sammlung. Bis zur zwölften Lieferung. Berlin, R. Bong.

Meyer. — Homers Odyssee. Deutsch von Hans Georg Meyer. Berlin, Julius Springer. 1905.

Millet. — Politique extérieure (1898—1905). Par René Millet. Préface de M. G. Hanotaux. Paris, Félix Juven. S. a.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von W. Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettian. Zehnter Jahrgang bis zur achten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nabl. — Weine. In drei Handlungen von Franz Nabl. Wien, Carl Konegen. 1905.

Nawrocki. — Das neue Geschlecht. Roman von Rudolf Nawrocki. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Eysold. 1905.

Newest. — Gegen die Wahnvorstellung vom heilsen Erdinnern. Von Th. Newest. Wien, Carl Konegen. 1905.

Niese. — Grundriß der römischen Geschichte nebst

Quellenkunde. Von Benedictus Niese. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. München, C. H. Beck. 1906.

Nolhac. — Ludwig XV. und Maria Leszczynska. Von Pierre de Nolhac. Berlin und Leipzig, Hüpeden & Merzyn. 1906.

Oettingen. — Unter dem Roten Kreuz im russisch-japanischen Kriege. Von Elisabeth v. Oettingen. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1905.

Österreich vor dem Zusammenbruch. — Im Lichte der Wahrheit dargestellt. Zürich, Th. Schröter. O. J.

Panzer. — Märchen, Sage und Dichtung. Von Friedrich Panzer. München, C. H. Beck. 1905.

Patria. — Jahrbuch der „Hilfe" 1906. Herausgegeben von Fr. Naumann. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Pfeiffer. — Otfrid, der Dichter der Evangelienharmonie im Gewande seiner Zeit. Eine literar- und kulturhistorische Studie von E. Pfeiffer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1905.

Pöhlmann. — Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde. Von Robert Pöhlmann. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. München, C. H. Beck. 1906.

Pollak. — Österreichische Künstler. Von Friedrich Pollak. Wien, Leopold Weiß. 1905.

Presber. — Von Leuten, die ich liebgewann. Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. O. J.

Rádl. — Geschichte der biologischen Theorien seit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Von Emanuel Rádl. Erster Teil. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1905.

Ranke-Hoffmann. — Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken. Zusammengestellt von Max Hoffmann. Mit einem Bildnis Leopold von Rankes. Leipzig, Duncker & Humblot. 1905.

Reinke. — Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von J. Reinke. Vierte Auflage. Mit 6 Abbildungen im Text, einem Porträt in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Rupprecht Prinz von Bayern. — Reiseerinnerungen aus Ostasien. Von Rupprecht Prinz von Bayern. Mit 33 Abbildungen. München, C. H. Beck. 1906.

Schade. — Ihre Madonna. Roman von Maria Schade. München-Schwabing, E. W. Bonsels. 1906.

Schäfer. — Napoleon in Moskau. Drama in einem Aufzuge von Wilhelm Schäfer. Zürich, Buchdruckerei Juchli und Beck. 1905.

Schalek. — Auf dem Touristendampfer. Novellen von Alice Schalek. Wien, Carl Konegen. 1905.

Schallmayer. — Beiträge zu einer Nationalbiologie. Nebst einer Kritik der methodologischen Einwände und einem Anhang über wissenschaftliches Kritikwesen. Von W. Schallmayer. Jena, Hermann Costenoble. 1905.

Schelling. — Die Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen jambischen Strophen von Hermann von Schelling. Zweite, verbesserte Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1905.

Schlözer. — Inneres Leben. Von Ludwig von Schlözer. München, C. H. Beck. 1906.

Schneider. — Die Tilemanns. Eine Familiengeschichte von Margarete Schneider. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Schott. — Sterremberg und Gutenfels. Eine rheinische Dichtung von Georg Schott. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1905.

Schubin. — Der Gnadenschuß. Von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Schwebel. — Die Sagen der Hohenzollern. Von Oskar Schwebel. Dritte Auflage. Mit einer Abbildung der Burg Hohenzollern. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. O. J.

Schweizer Kunstkalender 1906. — Herausgegeben von C. H. Baer. Zürich, Verlag der „Schweizer Bauzeitung".

Soergel. — Rhasoer Dichtungen seit Goethe. Von Albert Soergel. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.

Stavenhagen. — Verkehrs-, Beobachtungs- und Nachrichtenmittel in militärischer Beleuchtung. Für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Von W. Stavenhagen. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Aufl. Göttingen und Leipzig, Hermann Peters. 19

Stern. — Grundriß der allgemeinen Literaturgeschi Von Adolf Stern. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1906.

Stern. — Maria vom Schiffchen. Römische Novelle von Adolf Stern. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze. 1906.

Sterne. — Werden und Vergehen. Von Carus Sterne. Sechste Auflage. Bearbeitet von Wilhelm Bölsche. 21.—40. Heft. Berlin, Gebr. Borntträger.

Stölzel. — Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin geschichtlich und rechtlich untersucht von Adolf Stölzel. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1 05.

Strasburger. — Kinderlieder für das Volk. Von C on Hugo Strasburger. Mannheim, Mannheimer Akt enbuchdruckerei A.-G. O. J.

Stunden mit Goethe. — Herausgegeben von Wilhelm Bode. Zweiter Band, erstes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Sudermann. — Das Blumenboot. Schauspiel in er Akten und einem Zwischenspiel von Hermann Su e-mann. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1 05.

Szmula. — Handbuch für die Offiziere, Sanitätsoffizi re, oberen Militärbeamten und die Offizieraspiranten des Beurlaubtenstandes über die allgemeinen Dienst- und Standespflichten. Von Szmula. Berlin, Liebel che Buchhandlung. 1906.

Tag, Der, Anderer. — Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten". Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Tell. — Die Mietskaserne. Der Geburtstag. Zwei Humoresken von Theodor Tell. Illustriert von Stephan Krotowski. Dresden, E. Pierson. 1906.

Unger. — Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens. Grundlegung zu einer Würdigung der geistesgeschichtlichen Stellung des Magus im Norden. Von Rudolf Unger. München, C. H. Beck. 1905.

Vernon Lee. — Genius Loci. Ins Deutsche übertragen von Irene Forbes Mosse (geb. Gräfin von Flemming). Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1905.

Wagner-Wittenberg. — „Herbstlese". Gedichte von Hans Wagner-Wittenberg. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Comp. 1905.

Wentzel. — Die Stärkere. Roman von Hans von Wentzel. Berlin, Carl Freund. 1905.

Werkkunst, Die. Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin. Schriftleiter Georg Lehnert. Erster Jahrgang, erstes Heft. Berlin, Otto Sc le. 1905.

White. — Aus meinem Diplomatenleben. Von And ew D. White. Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von H. Mordaunt. Leipzig, R. Voigtländer. 1906

Wiemann. — „Er zog mit seiner Muse". Von Bernard Wiemann. — Kempten und München, Jos. Kösel. 1905.

Wildenbruch. — Das schwarze Holz, Roman von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Wilser. — Die Herkunft der Bayern, mit Anhang: Stammbaum der langobardischen Könige. — Zur Runenkunde. Zwei Abhandlungen von Ludwig Wilser. Leipzig und Wien. Akademischer Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1905.

Witte. — Quinze ans d'histoire 1866—1881. D'après les mémoires du roi de Roumanie et les témoignages contemporains. Par Jehan de Witte. Paris, Plon. 1905.

Zabel. — Im mohammedanischen Abendlande. Tagebuch einer Reise durch Marokko von Rudolf Zabel. Mit 5 Karten bez. Kartenskizzen und 146 Abbildungen. Altenburg S.-A., Stephan Geibel. 1905.

Zahn. — Helden des Alltags. Ein Novellenbuch von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1906.

Zeiß. — Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871. Von Karl Zeiß. Mit 110 Illustrationen von Richard Starcke-Weimar und einer Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes. Jugend- (= kleine) Ausgabe bearbeitet von K. Horn. Altenburg S.-A., Stephan Geibel. O. J.

Zitelmann. — Indien. Ein Buch für Reisende und Nichtreisende. Von Katharina Zitelmann. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967